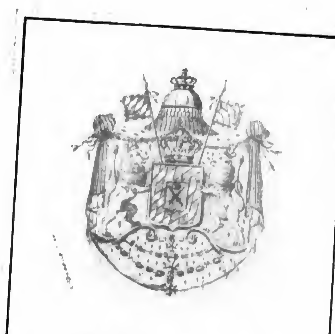






<36608342010016

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang.

—o—

1835.

Redigirt

von

Johann Evangelist Fürst.

Preis: 2 fl. 24 kr.

Regensburg.
Bei Friedrich Pustet.

Deutsche Gesinnung.

Von allen Ländern in der Welt
Das deutsche mir am Besten gefällt,
Es träuft von Gottes Segen;
Es hat nicht Gold noch Edelstein',
Doch Männer hat es, Korn und Wein
Und Mädchen allerwegen.

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutsche mir am Besten gefällt,
Ist freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen spricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Von allen Mädchen in der Welt
Das deutsche mir am Besten gefällt,
Ist gar ein herzig Veilchen;
Es duftet, was das Haus bedarf,
Ist nicht wie Rosen, dornenscharf,
Und blüht ein artig Weilchen.

Von allen Frauen in der Welt
Die deutsche mir am Besten gefällt,
Von Innen und von Außen;
Sie schafft im Hause, wo sie soll,
Die Schüsseln und die Wiege voll
Und sucht das Glük nicht draußen.

Von allen Sitten in der Welt
Die deutsche mir am Besten gefällt,
Ist eine feine Sitte;
Gesund an Leib, und Geist, und Herz,
Zur rechten Zeit den Ernst und Scherz
Und Becher in der Mitte.

Es lebe die gesammte Welt,
Der Deutsche liebt, was Deutschen gefällt,
Und hält sich selbst in Ehren;
Und läßt den Nachbar links und rechts,
Weß Landes, Glaubens und Geschlechts,
Nach Herzenslust gewähren.

Mit Lust geh' ich zu frischer Saat,
Für brave Deutsche schreib' ich mein Blatt,
Schön ist's, dem Volke leben!
Die Leser grüß' ich überall,
Wünsch', daß ich Jedem auch gefall',
Das Weit're wird sich geben.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 1. 1. Jäner 1835.

Inhalt: Glükauf zum Neujahr! — Gegenwart und Zukunft — Ueber künstliche Formbildung der Obstbäume.

Glükauf zum Neujahr!

In ganz Deutschland wurde unsere gute Absicht, eine Volks-Zeitung zu gründen, deren Inhalt nicht den vorübergehenden Erscheinungen des Tages angehören, sondern bleibenden Nuzen selbst noch für spätere Nachkommen behalten sollte, mit größtem Beifall aufgenommen. — Eine mehrmal erhöhte Auflage des vorigen Jahrgangs hat am Ende dennoch nicht hingereicht, die nachgekommenen Bestellungen alle zu befriedigen.

Wir eröffnen diesen zweiten Jahrgang voll freudigen Eifers für das uns vorgestekte Ziel: unsere geehrten Leser zugleich zu belehren und zu unterhalten, wie dieß die Bestimmung eines jeden rechten Volks-Blattes ist.

Bürger und Bauern bilden den Kern des Volkes. Ein Blatt für beide Stände gemeinschaftlich, war längst ein dringend gefühltes Bedürfniß. Der Bürgerstand ist nur ein auf die hohe Schule geschikter Sohn des Bauernstandes; er thut sich da gütlicher, als der Vater zu Hause, hat aber alle Ursache, sich für dessen Wohlbefinden zu interessiren, damit nicht allenfalls die Lebensmittel ausbleiben; Einer von dem Andern hört übrigens gerne gute Nachrichten.

In diesem Falle befindet sich auch jeder Leser, der kein Bauer ist. Und solche Leser haben wir eine große Zahl, weil es von jeher Freunde des Volkes gab, die da sich gerne einfinden, wo die Angelegenheiten desselben wie in einem gemeinsamen Versammlungs-Saale zur Sprache kommen.

Möge es uns auch in diesem Jahre gelingen, uns den Beifall unserer geehrtesten Leser zu erwerben; wir kennen kein schöneres Ziel, wünschen keinen bessern Lohn, und ringen aus allen Kräften darnach! Uebrigens stehen die Spalten unserer Blätter Jedem offen, der Gemeinnüzliches zu sagen hat, und wir wünschen, daß Dieses nur recht oft geschehe!

Gegenwart und Zukunft.

Drei Länder winken uns in ihre Grenzen,
    Das Land der Zukunft und der Gegenwart;
Die Güter, welche in dem einen glänzen,
    Sie sind uns in dem andern nicht bewahrt,
Und ob der Gaben, die sie beide spenden,
    Fehlt uns der Muth, sich einem zuzuwenden.

Der Zukunft blütenvolle Fluren geben,
    Was üppig sich die Phantasie erfand.
Froh lebt die Liebe, heiter blüht das Leben,
    Im ewig ungetrübten Segensland.
Doch nur die Blüte lächelt unsern Bliken;
    Die Frucht wird nie den Irdischen erquiken.

Schwingst du dich auf in jene lichten Räume,
    Entflieht dein reines Glük nicht mit dem Jahr;
Dich grüßen freundlich deines Morgens Träume,
    Dir wird des Lebens Schattenseite klar,
Und wie die trüben Bilder sich verklären,
    Lernst du der Gegenwart Genuß entbehren.

Dort prangt die Frucht, gereift in ihren Auen,
    Dem Erdenpilger labend hingestellt;
Was ihm das Leben schmüket, wirst du schauen,
    Was blendend reizet, und dem Sinn gefällt,
Doch darfst du hier nicht hoffen und nicht wählen,
    Was einmal flieht, es wird dir ewig fehlen.

Nicht nach des Traums Erfüllung darfst du ringen,
    Mußt ruhig stehen in dem Sturm der Zeit;
Mit mächt'ger Hand den Augenblik bezwingen,
    Die Gabe nehmen, die zuerst sich beut,
Nur einmal steht des Glükes Füllhorn offen,
    Greif blind hinein, du hast dein Loos getroffen.

Doch viele bleiben an dem Wege stehen,
    Der eingezogen, beide Länder trennt,
Und wie sie lüstern in die Ferne sehen,
    Der gier'ge Wunsch nach ird'scher Habe brennt.
Sie wollen doppelten Gewinn vereinen,
    Sie wählen immer, und erhalten keinen.

Wenn du willst nach der Erde Güter streben,
    Ergreife jedes, aber wünsche nie;
Verwirfst du sie, so magst du dich erheben
    In's reiche Zauberland der Phantasie;
Doch wie die Blüten duftend dich umwallen,
    Ist dir der Rükkehr Scheidewand gefallen.

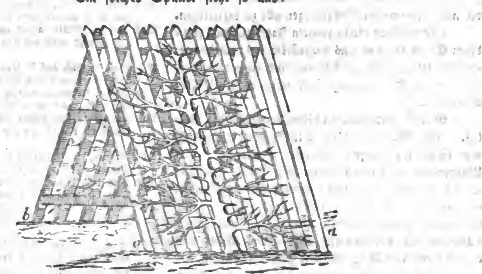
Einiges über künstliche Form-Bildung der Obstbäume.

Sonderbar ist's, daß die Menschen so sehr das Sonderbare lieben. Sie greifen der Natur alle Augenblike in die Speichen des großen Umschwunges ihrer Räder, und thun ihr Gewalt an, damit sie sich nach ihren Launen richte. Besonders ist dieses bei der Formbildung der Obstbäume der Fall, und hiezu haben vorzüglich die Franzosen, vor ihnen aber schon die Chinesen den Anfang gemacht, denen dann die Engländer, Holländer und andere Völker nachfolgten, und welche jezt, wie gewöhnlich, auch die Deutschen nachahmen.

Da sich unter unsern verehrten Lesern eine sehr große Zahl Obstgärten-Besizer und Obstbaum-Liebhaber befindet; wollen wir die verschiedenen Gestalten, in welche man Obstbäume zu wachsen zwingt, in einen kurzen Ueberblik bringen. Was Jedem daraus gefällt, mag er bei sich anwenden.

1. Der Spalier mit dem Rahmen. Er hat zum Zwek, von Pfirschen, Aprikosen und andern Obstbäumen in kalten Klimaten Früchte zu erhalten, wo diese ohne besondere Maßregeln nicht zur Reife kommen würden. Er besteht in einer Palmette, oder einem französischen Spaliere, die sich auf ein, in einem auf die Höhe der Sonne in dem Klima, wo man sich befindet, berechneten Verhältniß geeignetes Lattengerüste stüzen. Der Baum und das Gerüste werden während der schlimmen Jahreszeit mit einem Glasrahmen bedekt.

Ein solches Spalier sieht so aus:



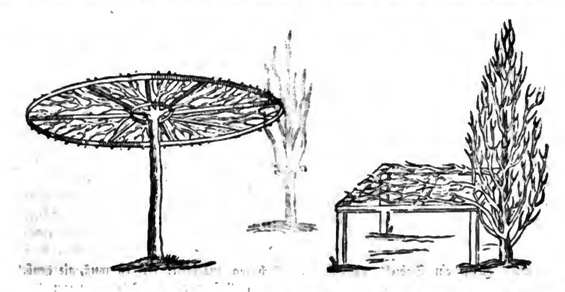
Dieses Spalier besteht aus einem Gerüste, welches aus zwei Ebenen, nemlich aus der Ebene a a a a und b b b b, die sich auf einander stüzen, zusammengesezt ist. Die eine von diesen Ebenen muß mit ihrer Oberfläche gegen Morgen, die andere gegen Abend gekehrt seyn, und ihre Neigung mit der Oberfläche des Bodens einen Winkel von 45 Graden ohngefähr bilden. Sie müssen von der Erde bis zu ihrer Spize 10 bis 12 Fuß Länge haben, und ihre Breite muß auf die Anzahl der Bäume, die man daran ziehen will, berechnet seyn. Man macht diese leichten Gerüste aus höchstens 2 bis 3 Zoll breiten Latten, zwischen welchen man einen wenigst eben so breiten leeren Zwischenraum läßt.

Wenn die Rahmen auf eine dauerhafte Art errichtet sind, so pflanzt man auf jeder Seite 2 bis 3 Zoll von ihrer Basis hinweg, die Subjekte, die man dazu ausgewählt hat; und die Auswahl ist keineswegs willkürlich, wie man glauben könnte. In warmen Klimaten verdienen die auf Mandelstämme gepfropften Subjekte den Vorzug,

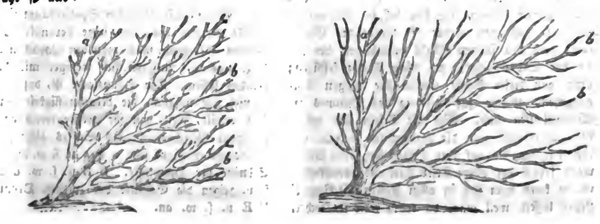
weil sie weniger von der Dürre zu fürchten haben, und ihre Entwiklung, welche beträchtlicher ist, als bei den auf Pflaumenstämme gepfropften Individuen, in diesen Klimaten weniger in Verlegenheit sezen kann, weil das Gerüste nie mit Glas-Fenstern bedekt zu werden braucht, und daher ohne viel Nachtheil in großen Verhältnissen aufgeführt werden kann.

2. Der wagerechte Spalier taugt vollkommen für Birn- und Aepfbäume, welche auf zahme und Süß-Aepfelbäume gepfropft sind, und deren zu starke Triebe zum Nachtheil der Früchte ins Holz schießen würden, wenn man sie nicht wagerecht neigte. Man bildet ihn dadurch, daß man die Aeste auf ein Gerüste anheftet, welches die Gestalt von einem flachen Dache hat, das mit der Oberfläche, welche es beschattet, parallel ist. Wenn der Spalier auf einem Stamme in der Gestalt eines Sonnenschirms gezogen ist, kann man das Gerüst aus Reifen machen, die durch leichte Pfähle unterstüzt werden, bis der Baum ausgebildet und im Stande ist, sich selbst in seiner Lage zu erhalten.

Als Beispiele können folgende Figuren dienen.



3. Der schiefe Spalier taugt für alle Bäume, die sich zu der gewöhnlichen Spalier-Form schiken. Man wendet ihn an, wenn man eine niedere Mauer, die eine gute Lage hat, schnell und ohne Lüken bekleiden will. Diese Spaliere bedeken die Mauer beständig mit Grün, und sehen ungefähr so aus:



Diese Bäume werden nach den nemlichen Grundsäzen behandelt, wie der gewöhnliche Spalier; da sie aber weit leichter nach unten zu mit Zweigen versehen werden, so kann man in den ersten Jahren den Schnitt um Vieles verlängern, und daher viel eher Früchte von ihnen erhalten. Das Einzige, worauf man Acht haben muß, ist, daß der oberste Ast zweiter Ordnung a a, welcher sich der senkrechten Richtung sehr nähert, keine zu große Menge Saft an sich ziehe. Wenn es durch die bekannten Mittel nicht gelänge, ihn zu bezähmen, so müßte man ihn ganz unterdrüken und seinen Plaz durch die Glieder b b des benachbarten Baumes ausfüllen, den man folglich verlängern würde.

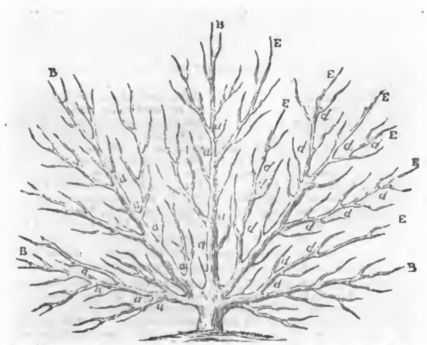
4. **Der französische Spalier** ist ein an einer Mauer angehefteter Baum, der auf 3 oder 6 Hauptäste gezogen ist. Er taugt sehr gut für Birn-, Aepfel-, Pflaumen-, Aprikosen-, Kirsch- und Pfirschenbäume. Der Grund zu dieser Gestalt muß schon durch den ersten Schnitt nach der Pflanzung gelegt werden.

Folgende Figur stellt ein junges, so eben gepflanztes Bäumchen dar:



Man muß hiezu ein Subjekt auswählen, das vollkommene gesunde Augen hat, und dann 8—10 Zoll über der der Pfropfstelle hier bei a abschneiden, in Gestalt eines kurzen Flötenschnabels, so daß die Wunde der Mauer zugekehrt ist. Man nimmt die Triebe weg, welche sich daselbst entwikelt haben können, wie hier bei b, aber mit der Vorsicht, daß man weder die Rinde des Stammes, noch den kleinen Wulst beschädiget, der sich an der Stelle zeigt, wo diese Triebe festsizen; denn von dieser Stelle müssen die jungen Aeste ausgehen, welche zur Bildung des Baumes am Wesentlichsten sind. Wie die Triebe sich entwikeln, unterdrükt man die vordern und hintern, und läßt dagegen die auf den Seiten sorgfältig stehen; wenn jedoch der obere Trieb stark und lebenskräftig ist, so kann man ihn in allen Fällen mit Vortheil stehen lassen, weil man, da er in einer senkrechten Richtung angeheftet werden muß, nie genöthigt ist, ihn in Gestalt des Henkels an einem Korbe umzubiegen, er mag sich vorne oder hinten an den Stämmen finden, von dem er die Verlängerung werden soll.

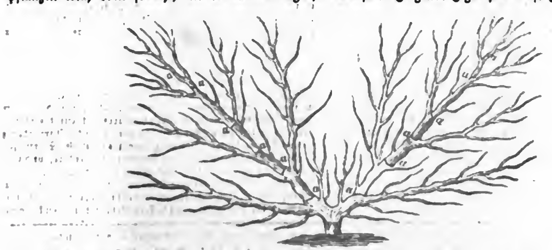
Wenn ein französischer Spalierbaum eine solche Größe erreicht hat, und seine Lebenskräfte abzunehmen anfangen, muß man den jährlichen Schnitt kurz machen, und ihn sich weniger mit Früchten beladen lassen. Die Hauptsache ist, daß man ihm, so viel wie möglich, die Regelmässigkeit seiner Gestalt erhält, weil von ihr größtentheils das vollkommene Gleichgewicht des Saftes abhängt. In nachfolgender Figur sind a a a u. s. w. die jährigen Schnitte der Hauptäste. B B u. s. w. d d d u. s. w. zeigen die Schnitte der zweiten Ordnung in E E u. s. w. an.



Um zu einem vollkommen schönen Spalier-Baum zu gelangen, sind vorzüglich drei Dinge nothwendig: Erstens eine gute Lage, zweitens guter Boden, und drittens eine gute Behandlung, vorzüglich in Rüksicht des Schnittes. Wenn eines von diesen Stüken fehlt, so wird man seinen Zwek nur unvollständig erreichen.

Es ist daher nöthig, daß der Boden an den Häusern oder Mauern, wo man Spalierbäume pflanzen will, eben sowohl, als in andern Lagen, rigolt werde. Die richtige Beschneidungsart werden wir die Leser später auch lehren.

5. Der Spalier nach Art von Montreuil schikt sich unter allen am Besten für die Pfirschenbäume. Er besteht in zwei Hauptästen, welche in Gestalt eines V ungefähr einen Winkel von 90 Graden, von einander abgehen, und oben und unten mit Neben- und Fruchtästen regelmässig versehen sind. Diese Gestalt gefällt bei diesem Baume am Allgemeinsten. Folgende Figur stellt diese Form dar.



Diese Zeichnung stellt einen ausgebildeten Baum vor, an welchem a a u. s. w. die Schnitte von jedem Jahr bemerkt sind. (Schluß folgt.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Rükkehr vom Gratuliren.

War auch herumgelaufen in's Neujahrwünschen und komme eben aus dem Puzzimmer der gestrengen Frau. Ihr Götter, was sahen meine Augen!

Welche chaotische Haushälterei!
Welches erotische Tausenderlei!
Alle die Nischen, alle die Zellchen,
Alle die Tischchen, all' die Gestellchen!
Fächelchen, Schreinchen, alle voll Quästchen;
Perlchen und Steinchen, all' in den Kästchen!
Blinkende Ringelchen, schimmernde Kettchen,
Goldene Dingelchen, silberne Blättchen,
Nadeln und Nädelchen, Haken und Häkchen,
Faden und Fädelchen, Fleke und Flekchen!
Allerlei Wikelchen, allerlei Schleifchen,
Allerlei Zwikelchen, allerlei Streifchen!
In der Verwirrung buntem Verstrik,
Vor der Verwirrung banget der Blik.
Dort aus der Thüre kommt sie gegangen,
Seht nur die Schnüre! seht nur die Spangen!
Alle die Sächelchen! wie sie sich regen,
Ihr aus den Fächelchen hüpfen entgegen,
Alle die Dingerchen, Bänderchen, Miederchen,
Ihr um die Fingerchen, ihr um die Gliederchen!
Plözlich von unten, steht sie bis oben,
All' mit dem bunten Flitter umwoben.

Die gestrenge Frau ist reich und kann das prästiren. Für Leute, die nicht reich sind, will ich Aehnliches nicht rathen und ihnen zum Neujahr lieber eine wahre Geschichte erzählen, woraus sie lernen sollen, wie leicht man mit einigen Thalern überflüsiger Ausgaben den Anfang zum völligen Herunterkommen auf Nichts macht.

Ein gewisser Handwerksmann wollte gerne Meister werden, es fehlte ihm aber an Baarschaft zu seiner Einrichtung. Ein reicher Mann lieh ihm auf drei Jahre hundert Thaler, daß er dafür Meister werden, und sich das Nöthige anschaffen sollte. Wer war nun froher, als der junge Handwerksmann! Er sah schon im Geiste seine Werkstatt auf das Schönste eingerichtet, und rechnete schon aus, wie viel er wohl in Jahr und Tag mit seinem Fleiße verdienen könnte? — In der Fröhlichkeit seines Herzens ging er nach einem Weinhause, und dachte: du mußt dir doch von deinem Gelde auch etwas zu Gute thun! Unterwegs wollte zwar sein Gewissen aufwachen, und ihm sagen, es wäre noch nicht die Zeit, wo er sich von diesem Gelde etwas zu Gute thun dürfe, sondern er müsse erst darauf denken, wie er es zu der bestimmten Zeit wieder bezahlen wollte, und müsse also vor jezt noch keinen Heller ohne die höchste Nothwendigkeit davon ausgeben. „Allein, dachte er, wenn ich nur einen halben Thaler daran verwende, mich einmal zu freuen, so behalte ich doch neun und neunzig und einen halben Thaler übrig; das ist noch immer genug, um mir das Nöthige zu meiner Einrichtung dafür anzuschaffen, und dann kann ich ja auch diese kleine Verschwendung nachher durch meinen Fleiß wieder gut machen." So suchte er sein Gewissen einzuschläfern. Aber ach! der arme Mann! Dieses war der erste Schritt zu seinem Verderben. Den andern Tag erinnerte er sich lebhaft wieder an das Vergnügen, was er am vorigen Tage genossen hatte, und machte sich schon kein Bedenken mehr, nun noch einen halben Thaler auf eben die Art zu verschwenden, damit er doch, wie er sagte, nun grade noch neun und neunzig Thaler übrig behielte. Aber nun war seine Begierde, sich etwas zu Gute zu thun, einmal so stark geworden, daß er einen Thaler nach dem andern angriff, und ihn eben so, wie den ersten, durchbrachte. Denn, dachte er: „Es ist ja nur ein Thaler, ich werde doch noch genug übrig behalten." So dachte er aber immer, und überlegte nicht, daß sein ganzes Vermögen aus hundert einzelnen Thalern bestand, und daß auf der nüzlichen Anwendung eines jeden, der gute Gebrauch der ganzen Summe beruhte. Er stellte sich diese Summe so groß vor, daß er die einzelnen Theile derselben viel zu geringe schäzte, als daß er auf ihre gute Anwendung hätte denken sollen. Darüber gerieth er denn in ein wüstes, unordentliches Leben. Weil er nun beständig auf sein Vergnügen dachte, so hatte er keine Lust mehr zu arbeiten. Und doch konnt' er seines Lebens nicht froh werden, so bald er bedachte, daß sein Geld von Tag zu Tag immer mehr auf die Neige ging, und er niemals seinen Zwek erreichen könne: weil sein Wohlthäter ihm nicht noch einmal hundert Thaler vorschießen würde, die er nun liederlich verschwendet hatte. Als nun endlich sein Geld aufgezehrt war, so war ihm auch die Lust zum Arbeiten gänzlich vergangen. Er war des Lebens überdrüßig, weil er nichts als eine schrekliche Zukunft vor sich sah. Mitten unter seiner Verzweiflung gerieth er unter eine Bande Strassenräuber, und wurde ihr Mitglied. Diese wurden kurz darauf gefangen, und er mußte mit ihnen die verdiente Strafe leiden, und eines traurigen Todes sterben. — Hätte dieser Elende das Erstemal der Stimme seines Gewissens Gehör gegeben, und wäre nicht in das Weinhaus gegangen, wohin ihn seine Begierde lokte, so könnt' er vielleicht jezt in seiner Werkstatt ruhig sizen und in gutem Wohlstande ein glükliches Alter erreicht haben.

So wie es dieser Mann mit seinem Gelde machte, so machen es leider viele Menschen mit ihrem Leben. Von der guten Anwendung der hundert Thaler hieng größtentheils des Mannes ganzes zeitliches Glük ab; und von der guten Anwendung unsers Lebens hängt unser ganzes ewiges Glük ab. So wie jener nur einen Thaler nach dem andern verschwendete, und immer dachte, er würde doch noch genug übrig behalten; so verschwenden viele Menschen ein Jahr nach dem andern von ihrem Leben, und denken immer, es werde ihnen doch noch Zeit bleiben, von der sie einmal einen bessern Gebrauch machen können.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 2. 8. Jäner 1835.

Inhalt: Polizeiliche Gebrechen. — Einiges über künstliche Form-Bildung der Obstbäume. (Schluß.) — Haus-Märchen. — Was gehört zu einem glücklichen Leben?

Polizeiliche Gebrechen.

Eine gute gute Polizei rügt, straft, verhütet, sucht und wehrt nicht nur auf Anzeige, und schüzt nicht nur auf Verlangen — sondern sie ist auch selbst thätig und dehnt ihre Macht auch auf Gegenstände aus, welche bisher nicht beachtet wurden, als hätte man weder ein taugliches System, noch eine Gabe guten Willens. Daher eine ganz kurze Meinung über einigen Anstoß und die Mittel der Verbannung desselben.

Wenn man an Wallfahrtsorten, auf öffentlichen Strassen in Städte geht, so erblikt man Geschöpfe, welche man, Gott verzeih mir's, lieber verwünschen möchte. Mit zerfressenem Gesichte, mit verstümmelten Gliedern, in Mißgeburt rufen uns Menschen um Hilfe an, deren Anblik Entsezen und Ekel, aber nicht so sehr Mitleid erregen kann. Ich enthalte mich der abscheulichen Schilderungen, sondern frage nur — wenn man den Bettel überhaupt verbietet, wenn mir nicht erlaubt seyn kann, Andere zu stören, ja sogar Mütter zu quälen ꝛc. — wie kann man so eine Erscheinung nur dulden? Hat man Irrenhäuser, warum nicht auch Häuser für solche Individuen? Darunter sind oft vermögliche Leute, die sollen sich selbst bestreiten!

Man straft wegen ausgebrochenen Feuers — warum nicht auch Kaminfehrer, von denen offenbar viele Schuld ausgeht, nicht wahr, Ländler? Ich ließe die Kaminkehrer ein Handbuch führen, das bei der Gemeindeverwaltung bequem unterzeichnet werden könnte.

Ist der Hund ein nüzliches Geschöpf und der Akt der Begattung von längerer Zeit auf offenen und vielbesuchten Pläzen anstößig, so müßten mir vom Eigenthümer der Hündinnen dieselben zur Zeit des Laufes eingeschlossen und nur von einigen erkornen Hunden besucht werden; da dadurch gegen Verbreitung der Hundewuth gearbeitet würde, indem man so weniger auf Zeichen, Treue ꝛc. zu sehen pflegt..

Aerzte, welche öfter offenbarer großer Fehler aus Saumseligkeit oder enormer Thorheit schuldig befunden wurden; Apotheken, in denen man Medizinen verwechselt oder schlecht bereitet; Brauer, welche der Gesundheit in schlechten Ingredienzen schaden, würden in Liliput von Geld bis zu Entsaz und Tod gestraft.

Im Monde hat man ein Gesez, welches also lautet: Kein Bürger soll den andern im Gewerbe beeinträchtigen, aber — und so weiter, mein lieber Leser und meine liebe Leserin!

Personen, welche durch wiederholte Schuld der Menschheit unwürdig wurden, ruhen besser im Auszuge, als daß man sie wiedergibt, um Neues zu verüben —

Sittenlose Schauspiele schaden so sehr, daß man sie nie geben lassen soll. Sittenlos werden sie durch Thema, Vortrag und Absicht des Spilers, dem einzelne Einmischung nicht leicht und unmöglich gemacht wird.

Dem Baumfrevler hundertfachen Ersaz, und der Frevel wird bald mißlingen; der Vogelsteller soll gebrandmarkt werden — Wenn das Gute sich durch sich erhält, so lasse man den Schriftstellern größern Raum, denn es muß sich doch noch die Ehrlichkeit mit Ernst emporarbeiten, und erst dann sind alle Pläze fest, welche von Natur dazu geschaffen sind.

Hätte Mancher eine Polizeistunde beobachten müssen, so wäre er nie zu Grunde gegangen.

Oeffentliche Dirnen kennt man bald; sie zu dulden ist gefährlicher, als Bordelle; warum zieht man jene nicht ein auf lebenslang, und verpestet durch sie die Menschheit? Da die Leichtsinnigen nur zugreifen, wo sie die können, so werden sie dann meiden, wo sie müssen.

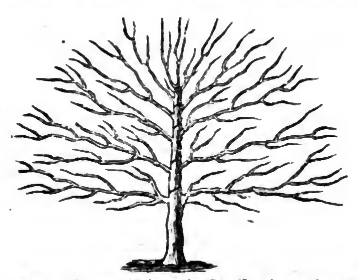
Lieber wollt' ich Lieder singen,
Als in Angst und Schmerz
Wieder solche Sachen bringen,
Die mir dennoch nicht gelingen,
Und die, leider! mir kein Scherz.

L. N.

Einiges über künstliche Form-Bildung der Obstbäume.

(Schluß.)

6. Die Palmette (Palmzweig) mit geraden Aesten besteht in einem einzigen, geraden senkrecht gezogenen Ast, der auf seinen Seiten von Entfernung zu Entfernung Nebenäste abgibt, welche wagerecht angeheftet und selbst wieder mit Neben- und Fruchtästen versehen sind. Diese Gestalt taugt für Pfirschen- und Pflaumenbäume, und für einige Arten von Kirsch- und Birnbäumen. Sieht ungefähr so aus.

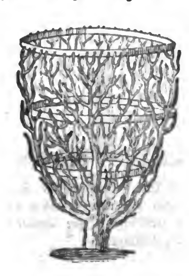


7. Die chinesische Palmette unterscheidet sich von der vorigen nur darin, daß ihre von dem Hauptast ausgehenden Nebenäste, anstatt gerade, in Gestalt eines starken Bogens, oder vielmehr eines Halbkreises angeheftet sind. Uebrigens schikt sie sich für die nemlichen Arten, wie die vorhergehende; man wendet sie aber bei denen an, welche am Kräftigsten sind, und der Fruchtbringung am Meisten widerstehen. Ihre Gestalt ist folgende:



8. Der Gegenspalier ist ein wahrer natürlicher oder französischer Spalier, oder Spalier nach Art von Montreuil, der aber nicht an eine Mauer angelehnt, sondern an Pfähle angeheftet ist. Er taugt fast blos für Kernobst-Bäume, wenigstens wenn man ihn nicht auf der Nordseite durch Strohmatten schüzt.

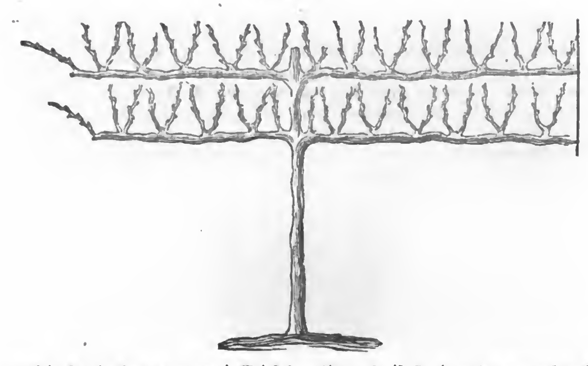
9. Der Becher ist ein französischer Gegen-Spalier, dessen Seiten sich kreisförmig zurunden, und auf diese Art vereinigen, daß sie dem Baum die Gestalt eines in seinem Innern leeren Gefäßes geben. Er ist nicht mehr im Gebrauch, und wurde gewöhnlich bei Kernobst-Bäumen angewendet. Er erhebt sich auf 3, 4, 5, 6 oder 7 Haupt-Aesten. Gezeichnet gibt er nachstehende Figur:



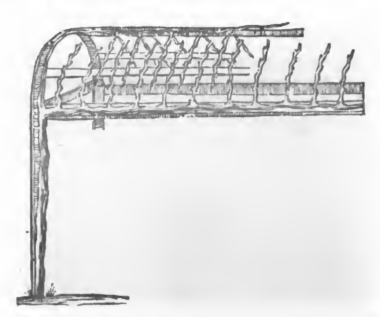
10. Die Vase gehört allein den Aepfelbäumen zu, welche auf Paradisäpfelstämme gepfropft sind. Sie unterscheidet sich von dem Becher durch ihre unendlich kleinen Dimensionen und durch ihre Unregelmäßigkeit; denn es ist unmöglich, sie auf Hauptästen mit symmetrischen Gliedern regelmäßig zu bilden. Sie besteht in nichts anderem, als in einem Busch, der, um die Zirkulation der Luft zu erleichtern, in seinem Innern hohl gemacht ist, mit dem einzigen Unterschied, daß sie einen kleinen Stamm haben kann. Man macht deren Kreuz-Pflanzungen in Gärten von kleiner Ausdehnung. In der Abbildung macht diese Form ohngefähr folgende Figur:



11. Das Gitter ist ein an einer Mauer gezogener und angehefteter Weinstok, auf zwei, vier, sechs oder sogar acht Hauptästen, die einander entgegengesezt, wagerecht ausgestrekt, und, wenn es mehr als zwei sind, mit einander parallel sind.

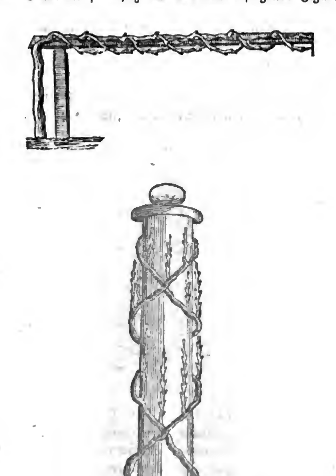


12. Die Laube kann, wenn es ein Weinstok ist, in einem Gitter bestehen, welches über einem Gerüste einen wagerechten, ebenen oder gewölbten Vorhang bildet; ist sie aus andern Obstbäumen gebildet, so ist sie ein wahrer wagerechter Spalier, dessen Ebene mehr oder weniger gewölbt ist. Ihre Gestalt bildet folgende Figur:



13. Die Guirlande besteht in einem Aste, welcher so weit wie möglich über das Querstük von einem leichten Gerüste hingezogen ist, und dasselbe seiner ganzen Länge nach mit einer Guirlande von Blättern, Blüten und Früchten überzieht. Man macht sie zuweilen mit Kernobstbäumen, gewöhn=

licher aber mit dem Weinstoke. Oft, wenn man das leztere Gewächs dazu anwendet, windet man sie um einen Pfeiler, eine Säule u. s. w., z. B. wie beide folgende Figuren zeigen:



Wie schon oben gesagt, eignen sich diese und ähnliche Erziehungsarten vorzüglich für den Wein-Stok, welcher auch an vorstehenden Figuren angedeutet ist. Indessen kann man alle Obstgattungen dazu verwenden, nur müssen die Bäume auf Wildlinge veredelt seyn, weil zu diesen und ähnlichen Formen ein gutes und kräftiges Wachsthum durchaus nothwendig ist, indem der Saft durch diese Biegungen sehr gehemmt wird. Auch ist es nöthig, daß man den Aesten des Baumes in den ersten Jahren seines Wachsthums sogleich die gehörige Richtung gebe. Ich sah in einer Gegend eine Laube von der Länge einer gewöhnlichen Kegelbahn von Aepfelbäumen, welche man nur in den ersten Jahren laubenförmig gezogen hatte, die sich aber später selbst überlassen worden war. Die Aeste waren senkrecht in die Höhe gewachsen, und die Laube so dicht, daß man vor einem mäßigen nicht anhaltenden Regen darunter geschüzt war.

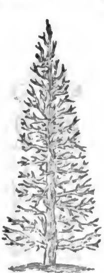
14. Der Spinnroken oder Kunkel ist die auf Seite 5 in Nro. 1 bei der Darstellung der wagerechten Spalier dargestellte rechts stehende Figur. Sie ist deutschen Ursprungs, besteht in einem geraden und senkrechten Stamme, welcher von un-

ten an bis zu seiner Spize mit Nebenästen und Aestchen versehen ist, die sich längs des Stammes erheben, und mit ihm einen mehr oder weniger offenen Winkel bilden, je nach der Art oder Varietät des Baumes.

Er taugt für die Kernobstbäume und einige Pflaumen- und Kirschbäume. Der wagerechte Spalier, welcher in oben erwähnter Zeichnung vorgestellt ist, gehört nicht dazu, ausser wenn man den zu lebhaften Saft eines auf zahm gepfropften Birn- oder Apfelbaumes bezähmen muß.

15. Die Pyramide unterscheidet sich von dem Spinroken nur darin, daß ihre Hauptäste, besonders die untern, mehr geneigt sind, und dem Baume nahe an der Erde die größte Dike verschaffen.

Uebrigens taugt sie für die nemlichen Arten. Diese Figur sieht so aus:



Jeder Leser wird sich aus diesen dargestellten Mustern einen Begriff von einigen noch weiter gewöhnlichen Formen machen können, die wir blos beschreiben wollen, ohne sie bildlich darzustellen. Es gibt eine Form, die heißt:

16. Der Armleuchter. Er unterscheidet sich von der Pyramide und dem Spinnroken darin, daß sein Stamm nur in regelmäßigen und berechneten Zwischenräumen mit Nebenästen und folglich mit Blatt-Werk versehen ist, so daß er mehrere Kronen bildet, von denen eine aus der andern hervorgeht. Er schikt sich für die nemlichen Arten, wie die beiden vorhergehenden.

17. Die Kugel ist eine, den Orangenbäumen, und besonders denen eigene Gestalt, welche in Kästen gezogen werden, es sey der Zierde oder des Erzeugnisses wegen. Sie besteht darin, daß man einem Baume die Gestalt einer vollkommenen grünen Kugel gibt.

18. Der Hochstamm ist ein Baum, dessen freiwachsende Krone von einem so hohen Stamme getragen wird, als es die Natur des Baumes erlaubt.

19. Der Halbhochstamm unterscheidet sich von dem vorigen nur darin, daß sein weniger kräftiger Stamm die Höhe des andern nicht erreicht, und seine Krone keinen so beträchtlichen Umfang gewinnt.

20. Der Busch ist ein Baum, den die Kunst oder die Natur seines Stammes beraubt hat. Seine Haupt-Aeste, welche von einer Pfropfstelle nahe am Wurzel-Hals ausgehen, nehmen die Richtung, die ihnen die Natur vorgeschrieben hat, und werden keiner besondern Gestalt unterworfen. Man beschneidet sie blos, um sie vom unnüzen Holze zu befreien, und um sie zum Fruchttragen zu bestimmen. Man macht besonders Buschbäume aus solchen Individuen, welche auf Paradisäpfelstämme, oder auf andere ähnliche Subjekte, d. i., auf solche, welche wenig Saft liefern, gepfropft sind. Diese Bäume, welche wenig Raum einnehmen, und sehr schöne Früchte tragen, sind seit einigen Jahren sehr in die Mode gekommen Man macht Kreuzpflanzungen von so gezogenen Aepfelbäumen, und gibt ihnen den Namen Normandie.

Hausmärchen.

Von dem Tode des Hühnchens.

Auf eine Zeit ging das Hühnchen mit dem Hähnchen in den Nußberg, und sie machten mit einander aus, wer einen Nußkern fände, sollte ihn mit dem andern theilen. Nun fand das Hühnchen eine große, große Nuß, sagte aber nichts davon, und wollte den Kern allein essen. Er war aber so dik, daß es ihn nicht hinunter schluken konnte, und er ihm im Hals steken blieb, daß ihm angst wurde, es müßte erstiken, und es schrie: „Hähnchen, ich bitt' dich, lauf, was du kannst und hol' mir Wasser, sonst erstike ich.“ Das Hähnchen lief, was es konnte, zum Brunnen, und sprach: „Born, du sollst mir Wasser geben, das Hühnchen liegt auf dem Nußberg, und will erstiken an einem großen Nußkern.“ Der Brunnen antwortete: lauf erst hin zur Braut und laß dir rothe Seide geben.“ Das Hähnchen lief zur Braut: „Braut, du sollst mir rothe Seide geben; rothe Seide will ich dem Brunnen geben, der Brunnen soll mir Wasser geben, das Wasser will ich dem Hühnchen bringen, das liegt auf dem Nußberg und will erstiken an einenem großen Nußkern.“ Die Braut antwortete: „lauf erst und hol' mir mein Kränzlein, das blieb an einer Weide hängen.“ Da lief das Hähnchen zur Weide und zog das Kränzlein von dem Ast, und bracht' es der Braut, und die Braut gab ihm rothe Seide dafür, die bracht' es dem Brunnen, der gab ihm Wasser dafür; da bracht' das Hähnchen das Wasser zum Hühnchen; wie es aber hinkam, war dieweil das Hühnchen erstikt, und lag da todt, und regte sich nicht. Da war das Hähnchen so traurig, daß es laut schrie, und kamen alle Thiere und beklagten das Hühnchen, und sechs Mäuse bauten einen kleinen Wagen, das Hühnchen darin zum Grab zu fahren, und als der Wagen fertig war, spannten sie sich davor, das Hähnchen aber fuhr. Auf dem Weg aber kam der Fuchs: „wo willst du hin, Hähnchen?“ — „Ich will mein Hühnchen begraben.“ — „Darf ich mitfahren?“

„Ja, aber sez' dich hinten auf den Wagen,
vorne können's meine Pferdchen nicht vertragen.“

Da sezte sich der Fuchs hinten auf, dann der Wolf, der Bär, der Hirsch, der Löwe und alle Thiere in dem Wald. So ging die Fahrt fort, da kamen sie an einen Bach. „Wie sollen wir nun hinüber?“ sagte das Hähnchen. Da war ein Strohhalm, der sagte: „ich will mich quer drüber legen, da könnt ihr über mich fahren;“ wie aber die sechs Mäuse darauf waren, rutschte der Strohhalm und fiel in's Wasser, und die sechs Mäuse fielen alle hinein und ertranken. Die Noth ging von Neuem an, da kam eine Kohle und sagte: „ich bin groß genug, ich will mich darüber legen, und ihr sollt über mich fahren.“ Die Kohle legte sich auch an das Wasser, aber sie berührte es unglüklicher Weise ein wenig, da zischte sie, verlöschte und war todt. Wie das ein Stein sah, wollte er dem Hähnchen helfen, und legte sich über das Wasser; da zog nun das Hähnchen den Wagen selber; wie es ihn aber bald drüben hatte, und war mit dem todten Hühnchen auf dem Land, und wollte die andern, die hintenauf saßen, auch heraufziehen, da waren ihrer zu viel geworden, und der Wagen fiel zurük, und alles fiel mit einander in das Wasser und ertrank. Da war das Hähnchen noch allein mit dem todten Hühnchen, und grub ihm da ein Grab, und legte es hinein, und machte einen Hügel darüber, auf den sezte es sich und grämte sich so lang, bis es auch starb; und da war alles todt.

Was gehört zu einem glüklichen Leben?

Christenthum und Freunde; ein nettes und bequemes Haus, eine hinlänglich sichere Einnahme, keinen Herrn über sich und wenige Dienstbothen; so viel Beschäftigung um niemals müßig zu seyn, so viel Muße, um nicht unter den Arbeiten zu erliegen; wenig Ehrgeiz, keine Rechtshändel, weder Neid noch Geiz, eine Gesundheit mehr durch Mäßigkeit und Arbeitsamkeit erhalten, als durch Arzneimittel. Dabei müsse man Treu und Glauben halten; nichts hassen, als das Hassenswerthe, nichts lieben, als was Liebe verdient; und sich nicht betrüben, wenn etwas ein Ende nimmt, was nicht ewig dauern kann, und mit Vertrauen Das abwarten, was ewig bleibt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Herumblik unter meinen Lesern.

Nichts wünschte ich so sehr, als daß ich bei jedem meiner geehrtesten Leser, wenn er dieß Blatt zur Hand nimmt, auch persönlich zur Hand seyn und von ihm hören könnte, in wie ferne und worin ich ihm gefalle und in wie ferne und worin nicht? Ich würde mich dann befleißen, den Wünschen eines jeden Lesers kein Tüpfelchen auf ein I — fehlen zu lassen. „Kein Tüpfelchen auf ein I — ?" wird mancher Leser fragen; „so genau nehmen wir's ja doch nicht!" — Nun, ich würde mein Tüpfelchen halt recht genau machen, denn ich weiß, was so ein I-Tüpfelchen von sich selber hält. „Ich bin ein großer Mann", sagt es, ich kleines Tüpfelchen ich! Ohne mich gäb' es kein Mein und kein Dein. Ich bin nur ein kleines Pünktchen, aber ich dränge mich überall ein und hin: Ich seze mich dir auf die Stirne, dem Kaiser auf die Nase und der Kaiserin auf den Fuß! Jedes Ding wird nur durch mich. Du kannst nicht drei zählen ohne meine Hilfe, und wohin du gehst, ich begleite dich. Kein Mädchen wird ein Weib, ohne daß ich dabei bin. Kein Jude wird ein Christ, wenn ich fehle; zu Krieg und Frieden braucht man mich, und beim jüngsten Gericht bin ich Keiner der Lezten. Es gäbe keinen Wein, wenn ich nicht wäre. Die Philosophie verlöre Kopf und Fuß an mir. Der Himmel finge sich ohne mich nicht an, und das Paradis käme ohne mich nicht zu Ende; die Juden nehmen ohne mein Hinzuthun keinen Rabbi, und die Christen hören keine Predigt, wenn ich nicht dabei bin. Der Haß kann mich entbehren, aber die Liebe nicht; ich fädle jede Intrigue ein, bewirke Brief und Ring, bin Zeuge der Hochzeit und Gevatter beim Kinde. So ein kleines Tüpfelchen ich auch bin, springe ich doch dreimal in die Höhe, wo dirigirt wird, und habe bei der Regie das lezte Wort. Jede Skribelei beginne und ende ich. Geklatscht wird ohne mich, doch gepfiffen und gezischt wird nur, wenn ich dabei bin! Das Parquet, das Parterre und die Logen können mich leicht entbehren, nur bei der Gallerie komme ich zulezt noch zurecht. Beim Applaudiren verliere ich mich unter der Menge, und beim Singen und Spielen ist es derselbe Punkt. Der Kritik bin ich doppelt auffässig, und dennoch ist mein Ruhm so weit verbreitet, daß kein Kourier abgeht, ohne etwas von mir mitzunehmen. Ja, ich kleines Tüpfelchen (.) bin ein großer Mann. Meine Firma kennt man in Berlin und Wien.

Wie klein ist die Wortsylbe „Ja", und wie groß, wie unermeßlich groß in ihrer Bedeutung. Der Vokal J, in gleichem Werth mit dem A, wird zum Consonans und beherrscht den Selbstlauter, das ist Alles, und da habt ihr die Ehe, wenn das verhängnißvolle Ja am Altare gesprochen ist. Himmel und Hölle, Tod und Leben liegt in dem Worte. Wen hat nicht ein Ja beglükt, das Ja der Erhörung und ihn in selige Himmel emporgehoben? Wen hat nicht schon ein Ja vernichtet, und mit kalter Eisenhand an das warme Herz gegriffen?

Die geneigten Leser ersehen aus diesen Kleinigkeiten, wie schwer der Stand eines Mannes ist, dem schon zwei einzige Buchstaben, oder gar nur ein Tüpfelchen von so wichtiger Bedeutung sind. Und dann zumal erst, wenn man für so verschiedene Leser ein Blatt stellt, wie dieß bei dieser Bürger- und Bauern-Zeitung der Fall ist. Sie soll gefallen in der Stadt, und soll gefallen auf dem Lande. Und zwischen Stadt und Land ist doch ein gewaltiger Unterschied.

In der Stadt spricht man von Liebe, und fühlt sie nicht. Auf dem Lande fühlt man die Liebe, und spricht nicht davon.

In der Stadt sizt die Liebe auf der Zunge, auf dem Lande im Herzen.

In der Stadt ist die Redensart gewöhnlich: Mein Fräulein, Sie sind Königin an Schönheit. Auf dem Lande sagt man dafür: Liebes Mädchen, Du bist hübsch, aber Grete ist auch hübsch!

In der Stadt stehen die Blumen in Töpfen vor den Fenstern. Auf dem Lande prangen sie im Grase an Rainen und Heken.

In der Stadt wünscht man der Sonne einen guten Morgen, wenn sie über Mauern und Ziegeldächer lauscht. Auf dem Lande grüßt man sie ein Tagviertl eher, und jauchzt ihr entgegen, wenn sie hinter den Bergen heraufstrahlt.

In der Stadt däucht mich der Himmel ein blaues Tuch, das gerade hinreicht, um eine schmale Gasse zu überspannen. Auf dem Lande wölbt er sich majestätisch über ein ungeheueres Panorama; duftige Wälder und bläulich umhauchte Hügel sind seine Träger, hier und da unterstüzt von dem freundlichen Thurm einer fernen Kirche.

In der Stadt klagen an den Fenstern in ihren engen Drahtkerkern gefiederte Sänger der Lüfte über den Verlust ihrer Flugfreiheit. Auf dem Lande wiegen sich die freien Sänger der Haine auf schwankenden Zweigen, unter zitternden Blättern, und schmettern mit kleiner Kehle Dem, der auch ihr Vater ist, preisende Hymnen.

Betrachte ich Stadt und Land in diesen Gegensäzen, und ich richte mich nach der Stadt, so gefalle ich gewißlich auf dem Lande nicht. Gefalle ich aber auf dem Lande, so mißfalle ich in der Stadt. Ist das nicht ein schwerer Stand?

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 3. 15. Jäner 1835.

Winterlied.

Es schlummern Wiesen, schlummern Quellen,
Es ruht nun weithin die Natur;
Von Frühlingsblüten, Sommerschwüle,
Von Herbstes-Wundern, Herbstesfülle
Sieht heut' mein Auge keine Spur.

Es schweigt der Vogel in dem Haine,
Nur sparsam ruft die Meise mich;
Und sängen nicht die hübschen Mädchen,
Und schnurrte nicht das Spinnenrädchen —
Ich wäre wohl recht weinerlich.

Die muntern Heerden, bunten Wiesen,
Wie sehr sie mich im Mai entzückt!
Ich lernte ihre reiche Sprache,
Kaum fand ich mich in dieser Sache —
Da ward sie meinem Aug' entrückt.

Macht auch der Winter frische Blumen
Ans Fenster in dem Kämmerlein —
Sie machen mich am Leibe zittern,
Und kein Vergnügen läßt sich wittern,
Ich bin bei Vielem stets allein.

Vor Kurzem noch gab's süß're Freuden —
Und doch, wie süß, wie gut bist du
Der zarten Wurzel, dem Gesträuche,
Dem Vogel und dem Fisch im Teiche —
Du starke, alte Winterruh'!

Ja wohl, ich bin nicht ohne Wonne,
Es ist mein Kämmerlein jezt warm;
Und trägt ein flücht'ger Rennenschlitten
Mich zu den fernen, schlichten Hütten,
Befreit mich Männchen stets von Harm.

L. N.

Ueber Verbesserung des sandigen und kiesigen, und des zu schweren lettigen Bodens.

Die Verbesserung des Bodens, die zu Stande kommen soll, wird einzig nur darum empfohlen und angerathen, damit das Feld dem Landmanne mehr ertrage an Allem, was er pflanzt.

Es gibt viele Sandfelder, deren Ertrag der Landmann in kurzer Zeit mit geringer Mühe und mit sehr geringen Kosten unglaublich erhöhen könnte, und ich werde das Verfahren hiezu einleuchtend darlegen.

Das Erste und Wichtigste, was man in diesem so nüzlichen Geschäfte thun muß, ist, daß man Letten aufsuche.

Letten, Lehm, in einigen Gegenden auch Lai genannt, ist diejenige Erde, welche die Ziegler und Hafner zu ihren Arbeiten brauchen. Diese Erde ist es, von welcher hier geredet wird, und diese muß man in jeder Gegend aufsuchen, und nachher vorschriftmäßig benüzen und anwenden.

Um Letten zu finden, muß man nur solche Pläze aufsuchen, auf welchen das Wasser beständig stehen bleibt, und nur sauere Gräser und Binsen wachsen. In jedem Thale und in den meisten Dobeln finden sich solche Stellen, und da liegt fast immer Letten. Auch liegt er in Thälern am Auslauf der Bergschlünde unter Felsen und Steinen, über welche einst das Wasser von den Bergen herablief, und ihn da in den Vertiefungen liegen ließ. In diesen darf man nur einige Schuhe abwärts in die Erde graben, und gleich wird man bald blauen, bald gelben, bald röthlichen Letten finden. Zeigt sich Letten von verschiedener Art,

so wähle man jenen, der am Fettesten sich anfühlt, oder am Wenigsten Sand mit sich führt; denn je weniger Sand der Letten mit sich führt, desto besser ist er.

Hat man Letten gefunden, so darf man ihn nur ausgraben, an der freien Luft liegen lassen, und ihn zur Winterszeit, wenn er gefroren ist, nach Hause in die Nähe des Dunghaufens führen. Von diesem Letten wird nun eine Lage auf der Dürgerstätte ausgebreitet, ungefähr einen halben Schuh dik, und so groß, als der Dunghaufen angelegt wird, oder schon ist. Ueber die Lage Letten breitet man alsdann eine Lage Mist, wie er eben alle Tage aus den Stallungen gebracht wird, in gleicher Breite und Dike aus, wie den Letten. So wird dann gleichförmig und fleißig fortgefahren. Im Frühjahre wird nun der so bereitete Düngerhaufen auf die Felder geführt, die angesäet und angepflanzt werden. Es darf aber auf ein Jauchert Akerfeld nicht mehr von diesem Dünger als sechs Wagen voll geführt werden, wie sie drei gute Pferde auf ebenem Wege ziehen, und mehr nicht, weil man sonst in Gefahr käme, daß die Früchte fallen würden.

Mehrjährige Erfahrung hat bewiesen, daß diese Verbesserungsart des zu leichten Bodens bei Weitem die beste ist, weil sie zu leichten, sandigen und hizigen Boden schwerer und feuchter macht und erhält, wodurch derartige Felder viel mehr Garben, viel längeres Stroh, viel längere und viel reichlichere Kernen und Früchte geben; und dieß auch — was sehr wohl zu merken ist — bei sehr trokenen Jahren, in welchen sonst auf sandigen Feldern jede Aussaat vertroknet und absteht. Daß man mit diesem Lettendünger (so will ich ihn nun nennen) auch alle angeschwemmten Kies- und Sandfelder auf dieselbe Art verbessern könne, hat mehrjährige Erfahrung eben so unläugbar bewiesen, und ausserordentlich nüzlich, besonders in trokenen Jahren, gezeigt.

Also nur frisch, lieben Landleute, Letten aufgesucht, ausgegraben, nach Hause geführt, lagenweise mit Dünger aufgeschichtet, den Lettendünger auf alle zu leichten, sandigen und kiesigen Felder geführt, und alle Felder der Art, deren Anzahl so ungeheuer ist, werden in wenigen Jahren die besten und erträglichsten seyn.

Eine andere, ebenfalls sehr zu empfehlende Art, sandige und kiesige Felder zu verbessern, ist folgende:

Man grabe Kalkerde, Mergel, oder kalkhaltige Dammerde am Fuße der Kalkgebirge, wo sich solche in der Nähe der sandigen und kiesigen Felder befinden, führe sie auf die zu leichten und hizigen Sandfelder, dünge und baue sie übrigens, wie sonst gewöhnlich, und diese Felder sind auf diese Art auf viele Jahre hin verbessert, und ihre Saaten gegen Trokenheit gesichert.

Wie aber, könnte man nicht auch allzuschweren und kalten Lettenboden verbessern? — Ja freilich, und zwar mit geringer Mühe und wenigen Kosten.

Gewöhnlich findet sich in der Nähe von Lettenfeldern Sand. Diesen grabe man aus, und führe ihn auf die Lettfelder. Beim Umarbeiten trage man Sorge, daß der Lettboden recht gut mit dem Sande vermischt wird; den Aker aber muß man wie sonst gewöhnlich düngen und behandeln. Die Mühe lohnt sich reichlich, und ist sehr zu empfehlen, weil die Erfahrung vollständig bewiesen hat, daß auf diese Weise aus den schlechtesten Lettfeldern die besten Fruchtäker geworden sind.

Was ich hier über Verbesserung der Felder sagte, ist nicht neu, aber doch vielen hundert und hundert Landleuten ganz unbekannt, wenigstens ganz sicher der Art und Weise nach, wie die benannten Verbesserungen vorzunehmen seyen. Daher glaubte ich, es sey wohl der Mühe werth, dieß öffentlich bekannt zu machen.

Unteralpfen. Speidel, Pfarrer.

Ueber die Todesstrafe.

Wir glauben es schiklich, nachdem in mehreren Deputirten-Kammern sich Stimmen gegen die Todesstrafe erhoben haben, unser Publikum neben der philosophischen Betrachtung, welche Herr Dr. Wolf in seiner Münchner-National-Zeitung über dieselbe bekannt gemacht hat, aus den zu wenig bekannten vermischten Schriften unsers vaterlän-

bischen Schriftstellers und Dichters Joseph Eutner folgende Aphorismen gegen das fernere Bestehen der Todesstrafe bekannt zu machen.

Gesezgeber, welche der Todesstrafe das Wort zu reden geneigt sind, und dadurch auf unsere Zeit den Vorwurf der Barbarei vor einer edler denkenden Nachwelt laden, mögen bei der Wichtigkeit des Gegenstandes wohl überlegen, daß

1. die den Menschen belebende Seele dem Körper vom Schöpfer eingehaucht, daher göttlichen Ursprungs sey, und nur der Allmacht desselben angehöre; daß daher

2. die Abrufung der Seele vom Leibe ein göttliches Recht sey, worüber weder einzelne noch mehrere Menschen rechtlich verfügen können, ohne in die Anordnungen Gottes und in seine Rechte mit Gewalt, sohin widerrechtlich, einzugreifen. Dieses göttliche Recht ist auch von jenen Gesezgebern zugestanden, welche dem Menschen das Recht über sein eigenes Leben absprechen und den Selbst-Mord verdammen, wodurch sie zu erkennen geben, daß sie ein göttliches Recht nicht in den Wirkungs-Kreis der menschlichen Gesezgebung herabzuziehen wagen. Diese Männer werden bei einer edelmüthigen Würdigung dieses Themas finden, daß

a) jeder Mord eine Handlung der Gewalt, keineswegs des Rechtes sey, und von dem Richter, dem andere Strafmittel zu Gebote stehen, nicht angewendet werden dürfe, weil er nach Rechten zu richten hat, die Verfügung der Todesstrafe aber nie ein menschliches werden kann und weil dem Richter auch das göttliche Gebot gilt: Liebe Gott über Alles, und Deinen Nächsten wie dich selbst!

b) daß die schreckliche Todesstrafe aus dem Heidenthume, wo man Verbrecher zu Menschen-Opfern suchte, auf unsere Geseze übergegangen sey, und nach unserer reinern Religion, nach welcher durch den Tod eines Frevlers weder Gott, noch die Menschheit, noch der Verbrecher selbst mit seiner Schandthat ausgesöhnt wird, unzuläßig sey; daß vielmehr

c) unsere Moral gebiete, die Laufbahn eines mit freiem Willen handelnden Wesens durch den Tod nicht gewaltsam zu unterbrechen, da Vervollkommnung oder Ausartung bis zum Lebensende fortgeführt, den moralischen Werth eines Menschen bestimmen, und es durchaus nicht an Mitteln fehlt, einen Verbrecher unschädlich und durch Benüzung physischer Kräfte dem Staate zugleich nüzlich, durch Unterricht zur Erkenntniß Gottes, und zum Bereuen seiner Mißethaten empfänglich zu machen, und auf diese Weise seiner wahren Bestimmung näher zu führen.

d) daß die Abschrekung Anderer durch das Bestehen der Todesstrafe im Allgemeinen nicht erzwekt werde, weil der moralische Mensch sich nach dem Tode eines beßern Lebens getröstet, der gottlose aber bei seinem Mangel an Glauben an die Unsterblichkeit seiner Seele die totale Vernichtung seiner schlechten Existenz nicht fürchtet;

e) daß die Verhängung der Todesstrafe aus psychologischen Gründen nicht zuläßig sey, weil lebenslängliche Reue empfindlicher, aber minder grausam, als der Henkertod ist, und weil ein vollzogenes Verbrechen dem Thäter gewöhnlich nicht vollkommen zugerechnet werden kann, da Jedermann, der auch nur den mindesten Grad moralischen Gefühls besizt, lieber ehrlich und gerecht bleibt, als ein verabscheuungswürdiger Verbrecher wird, sohin immer mit vollem Rechte vorauszusezen ist, daß am Verworfenen eine Art von Verführung vorausgegangen sey, welche außer ihm in Erziehung, Verwahrlosung von Seite der Eltern oder des den Unterricht leitenden Staates lag, da gewöhnlich alle Anordnungen und Geseze nicht den ganzen Menschen, sondern nur seine aus physischer Nothwendigkeit hergeleitete Freiheit, sohin nur den Willen überhaupt, nicht den nach dem Grade der Intelligenz sich äußernden Willen umfassen. Es handelt Niemand böse, um Böses zu thun. Könnte es ein solches Ungeheuer geben, so würde es, wie ein reißendes Thier, nicht einen bestimmten Menschen, sondern jeden Menschen tödten, dessen es sich bemächtigen könnte, und man

würde diesen Wahnsinnigen vielmehr das Tollhaus, als den Weg zum Schaffot öffnen müssen. — Ferner möge erwogen werden, daß

3) die Strafe nicht größer seyn dürfe, als das Verbrechen war. Nachdem aber fast jedes Verbrechen eine mehr oder minder wichtige und geltende Entschuldigung für sich hat, die Todesstrafe abermals eine mit peinlichen 3 Tage langen Einleitungen begleitete Mordhandlung das Resultat der kalten richterlichen Ueberlegung ist; so möchte jede Schuld eines Verbrechens kleiner seyn, als die Todesstrafe. Endlich kömmt zu berüksichtigen,

4) daß zwischen den Thaten, worauf dermal gesezlich die Todesstrafe liegt, ein unendlich großer Unterschied sey, indem ein Staatsverbrecher, oft eines Vorurtheils wegen muthwillig der Mörder von Tausenden, dermal gesezlich die nemliche Strafe erleidet, die den feigen Banditen trifft, und schließlich

5) daß Bosheit oder Irrthum Richter und Fürsten schon an Unschuldigen die Todesstrafe haben vollziehen lassen; endlich

6) daß es ein harter Verstoß gegen die Moral, und eine derbe Verlezung an der Menschheit sey, durch die entehrende Hinrichtung eines Verbrechers zugleich dessen schuldfreie Verwandte, Eltern, Kinder, Gatten rc. an Seelenruhe, Ehre, Gesundheit und nicht selten sogar am Leben in der Art empfindlich anzugreifen, daß darunter ganze Familien, zwar unschuldig, aber nichts desto weniger schmerzhaft leiden und zuweilen sogar noch die nachkommenden Generationen in den Richtern eines strafbaren Familiengliedes ihre unbarmherzigen Henker erbliken.

Von den Ursachen des Verderbens vieler Obstbäume durch das fehlerhafte Einsezen derselben.

Sehr häufig ist die Klage, daß die meisten in den Gärten eingesezten Obstbäume langsam wachsen, kränkeln, wenig fruchtbar sind, und nach und nach absterben. Untersuchen wir die Ursachen hievon, so sind dieselben verschieden und zahlreich. Das widernatürliche zu starke jährliche Beschneiden, die Düngung des Grundes, dessen Festigkeit, unfruchtbare Unterlage u. s. w. sind oft die Veranlassung des frühen Todes, der aber am Meisten darin gegründet ist, weil der Obstbaum zu tief in die Erde eingesezt wurde. Wir finden daher auch, daß die an ihrem Orte aus Kernen entstandenen, daselbst veredelten und nicht versezten Bäume sehr gut ihre Vollkommenheit erreichen, während in ihrer Nähe die von einem andern Orte her übersezten veredelten Obstbäume verderben, wenn sie auch von gleicher Fruchtsorte sind, und die nemliche Beschaffenheit des Grundes und der Lage haben. Vorzüglich zeigen sich das äußerst schlechte Wachsthum und der baldige Tod, wenn schon ältere stärkere Bäume, oder dieselben aus einem gewohnten tauglichen oder fettern Grunde in einen schlechtern, versezt wurden. Wird ein Obstbaum in die Erde gesezt, so macht man gewöhnlich ganz wider die Darstellung der Natur eine tiefe und breite Grube, in die der Baum gesezt wird, worin dessen Wurzeln vergraben und allen atmosphärischen Einwirkungen für immer entzogen sind. Wenn nun die Wurzeln nach den Seiten und in die Tiefe sich immer mehr verbreiten, so kommen sie immer mehr an Orte, die für sie untauglich sind, vorzüglich in einem festen, unten steinigten oder wässerigten Grunde. Jener mit der Wurzel zu tief eingesezte Baum treibt über derselben wegen Erstikung und Schwäche selten neue Saugwurzeln aus dem Stamme, was nur öfter geschieht, wenn der Baum noch jung, kraftvoll ist, und nicht in schlechtere ganz verschiedene Lage und Erde gesezt wurde, als wo er früher wuchs.

Meine verglichenen verschiedenartigen Versuche überzeugten mich jedesmal, daß die weniger tief eingesezten Obstbäume immer besser wuchsen, als die ganz gleichartigen am nemlichen Grunde tiefer gesezten. Ein Baum muß daher beim Versezen weniger tief in die Erde kommen, als er früher stand, und zwar ist es sehr vortheilhaft, wenn seine obersten Wurzeln am Stamme mit der Erdoberfläche

gleich kommen, und nur mit wenig angehäufter Erde bedekt werden.

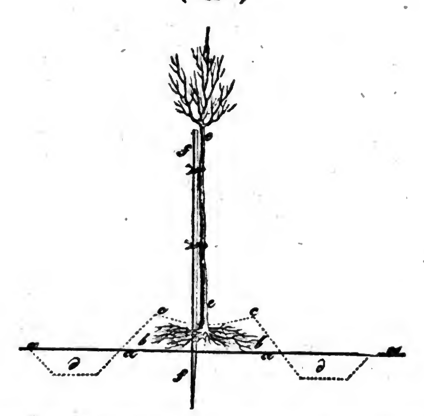
Am Besten gerathet der Baum, wenn er beim Uebersezen in gar keine Grube, sondern mit seiner unten flach zugeschnittenen Wurzelkrone auf den nur einfach umgegrabenen und wieder geebneten Gras- oder Gartengrund gestellt, an eine in denselben fest gestekte Stange gebunden, dann an seine ausgebreitete Wurzelkrone gute Erde gehäufelt, dieselbe so bedekt, umgeben und dann oft begossen wird.

Nemlich an jenem Orte des Gartens, wo der junge Baum gesezt werden soll, wird eine hölzerne Stange fest in die Erde geschlagen. Dann nimmt man den einzusezenden Baum und schneidet demselben seine unten am Stamme befindlichen Wurzeln gerade weg, so daß nur die obern Saugwurzeln, oder diejenigen untern dünnern Wurzeln ganz bleiben, welche aufwärts flach gebogen und unbeschädigt nach den Seiten gelegt werden können. Dieser Baum wird nun an die Stange gestellt und seine Wurzeln werden der Länge nach in gehöriger Richtung auf der Erde um den Stamm ausgebreitet; dann ist der Baum an seine Stange zu binden, und nochmals zu richten, worauf seine vertheilten Wurzeln mit lokerer guter Erde von allen Seiten auszufüllen, zu umgeben und so hoch zu bedeken sind, daß die Erde nur drei Zoll hoch über den obersten Wurzeln liegt. Diese Erde wird entweder von einem erhöhten Orte, oder aus einer Grube genommen, oder sie ist um den gesezten Baum in einer Entfernung eines halben Fußes von den äussersten Wurzelspizen auszugraben, daher der Baum in einem kleinen Hügel steht, und herum einen kleinen Graben zur Anhäufung der Feuchtigkeit hat. Der Ort, worein die Stange und worauf dann der Baum gesezt wird, ist nur einfach umzugraben, gleich zu ebnen und dann mit den Füßen gleich zu drüken, denn die Bäume wurzeln in einem nur wenig festen Grunde besser ein, als in einem sehr lokern; auch erhält sich die Feuchtigkeit länger.

Besteht daher im Garten ein ohnedieß bebaut gewesener Boden, oder ist derselbe nicht fest, so kann ohne Anstand der Baum auf ihn gestellt werden, und es ist die Umgrabung nicht nothwendig, welche auch zu unterlassen wäre, wenn der Baum auf einen Grasboden gesezt wird; denn das Gras sammt seinen Wurzeln verfaulet allmählig, die Erde wird dadurch nahrhaft und loker, und bald verbreiten sich darin die Baumwurzeln. Die obere Krone jenes zu sezenden Baumes ist sogleich stark zu beschneiden, und derselbe muß dann oft begossen, auch im ersten Winter auf der Erde mit Heu, Stroh oder Baumlaub nur zwei Zoll hoch bedekt werden.

Jene Art des Baumsezens ist sehr einfach, leicht, und gewähret die größten Vortheile; denn die Wurzeln können leicht nach allen Seiten in die gehörige Richtung gelegt und mit Erde umgeben werden; und da der Baum auf und in einem runden kleinen Hügel stehet, so ist seine in guter Erde befindliche Wurzelkrone den atmosphärischen Einwirkungen durch Wärme, Luft und Luftdünger mehr ausgesezt. Es treiben bald viele Saug-Wurzeln, welche dann bewirken, daß neue Wurzeln unten entstehen, die sich in der guten obern Erde flach hinziehen, oder zur Befestigung des Baamstammes in größere Tiefe dringen. Weder Näße noch ein unterer schlechter Grund können jenen Bäumen schaden, und ein solcher Obst-Garten gewähret einen schönen Anblik. Die Bäume überraschen durch ihre Kraft, Gesundheit und Fruchtbarkeit; denn ihre Wurzelkronen sind nicht in der todten Erde vergraben, sondern sie befinden sich umgeben mit lebender Erde, zum Theil in deren Atmosphäre, wo sie die zu ihrer Nahrung unentbehrlichen Bestandtheile des Luft- und Dunstkreises gebrauchen können.

Ich liefere hier zur nähern Erklärung jenes der Natur angemessenen Baumsezens folgende bildliche Darstellung, und hoffe, daß sämmtliche Garten-Freunde von den nüzlichen Folgen sich bald überzeugen werden, wenn sie auf jene Art ihre Bäume eingesezt haben.



Erklärung dieser bildlichen Darstellnug:

a) Oberfläche des Gartengrundes.

b) Die darauf ausgebreitete Wurzelkrone.

c) Die Umgebung und Bedekung der Wurzeln mit Erde.

d) Vertiefung rund um den Baum wegen Herausnahme jener Erde.

e) Der gesezte Baum.

f) Dessen Stange.

Dr. Jos. W. Fischer.

Hausmärchen.

Der Zaunkönig und der Bär.

Zur Sommerszeit gingen einmal der Bär und der Wolf im Wald spaziren, da hörte der Bär so schönen Gesang von einem Vogel und sprach: „Bruder Wolf, was ist das für ein Vogel, der so schön singt?" „Das ist der König der Vögel," sagte der Wolf, „vor dem müssen wir uns neigen;" es war aber der Zaunkönig. „Wenn das ist," sagte der Bär, „möcht' ich auch gern seinen königlichen Palast sehen, komm und führ' mich hin." „Das geht nicht so, wie du meinst," sprach der Wolf, „du mußt warten, bis die Frau Königin kommt." Bald darauf kam die Frau Königin und hatte Futter im Schnabel, und der Herr König auch, und wollten ihre Jungen äzen. Der Bär wäre gern nun gleich hintendrein gegangen, aber der Wolf hielt ihn am Ermel und sagte: „nein, du mußt warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind." Also nahmen sie das Loch in Acht, wo das Nest stand, und gingen wieder ab. Der Bär aber hatte keine Ruhe, wollte den königlichen Palast sehen, und ging nach einer kurzen Weile wieder vor. Da waren König und Königin wieder ausgeflogen, er gukte hinein, und sah fünf oder sechs Junge, die lagen darin; „ist das der königliche Palast?" sagte der Bär, „das ist ein elender Palast! ihr seyd auch keine Königskinder, ihr seyd unehrliche Kinder!" Wie das die jungen Zaunkönige hörten, wurden sie gewaltig bös und schrieen: „nein, das

sind wir nicht, unsere Eltern sind ehrliche Leute, Bär, das soll ausgemacht werden mit dir.“ Dem Bär und dem Wolf ward Angst, sie kehrten um, und sezten sich in ihre Löcher. Die jungen Zaun-Könige aber schrieen und lärmten fort, und als ihre Eltern wieder Futter brachten, sagten sie: „wir essen kein Fliegenbeinchen, und sollten wir verhungern, bis ihr erst ausmacht, ob wir ehrliche Kinder sind oder nicht, denn der Bär ist da gewesen, und hat uns gescholten.“ Da sagte der alte König: „seyd nur ruhig, das soll ausgemacht werden.“ Flog darauf mit der Frau Königin dem Bären vor die Höhle, und rief hinein: „Brummbär, du hast meine Kinder gescholten, das soll dir übel bekommen, das wollen wir in einem blutigen Krieg ausmachen.“ Also war dem Bären der Krieg angekündigt, und ward alles vierfüssige Gethier berufen: Ochs, Esel, Rind, Hirsch, Reh, und was die Erde sonst alles trägt. Der Zaunkönig aber berief Alles, was in der Luft fliegt, nicht allein die Vögel groß und klein, auch die Müken, Hornissen, Bienen und Fliegen mußten herbei.

Als nun die Zeit kam, wo der Krieg angehen sollte, da schikte der Zaunkönig Kundschafter aus, wer der kommandirende General des Feindes wär'. Die Müke war die listigste von Allen, schwärmte im Wald, wo der Feind sich versammelte, und sezte sich endlich unter ein Blatt auf den Baum, wo die Parole ausgegeben wurde. Da stand der Bär, rief den Fuchs vor sich und sprach: „Fuchs, du bist der schlaueste unter allem Gethier, du sollst General seyn, und uns anführen; was für Zeichen wollen wir verabreden?“ Da sprach der Fuchs: „ich hab einen schönen, langen, bauschigten Schwanz, der sieht aus fast wie ein rother Federbusch, wenn ich den in die Höhe halte, so geht die Sache gut, und ihr müßt darauf losmarschiren, laß ich ihn aber herunterhängen, so fangt an und lauft.“ Als die Müke das gehört hatte, flog sie wieder heim, und verrieth dem Zaunkönig alles haarklein.

Als der Tag anbrach, wo die Schlacht sollte geliefert werden, hu! da kam das vierfüssige Gethier dahergerennt mit Gebraus, daß die Erde zitterte; Zaunkönig mit seiner Armee kam auch durch die Luft daher, die schnurrte, schrie und schwärmte, daß einem Angst wurde, und gingen sie da von beiden Seiten an einander. Der Zaun-König schikte aber die Hornisse hinab, sie sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz sezen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zukte er, daß er das eine Bein aufhob; doch ertrug er's, und ließ den Schwanz noch in der Höhe; beim zweiten mußte er ihn einen Augenblik herunter lassen; beim dritten aber konnte er sich nicht mehr halten, schrie und nahm den Schwanz zwischen die Beine. Wie das die Thiere sahen, meinten sie, alles wär' verloren, und fingen an zu laufen, jeder in seine Höhle, und hatten die Vögel die Schlacht gewonnen.

Da flog der Herr König und die Frau Königin heim zu ihren Kindern und riefen: „Kinder, seyd fröhlich, eßt und trinkt nach Herzenslust, wir haben den Krieg gewonnen.“ Die jungen Zaunkönige aber sagten: „noch essen wir nicht, der Bär soll erst vor's Nest kommen und Abbitte thun, und sagen, daß wir ehrliche Kinder sind.“ Da flog der Zaunkönig vor das Loch des Bären und rief: „Brummbär, du sollst vor das Nest zu meinen Kindern gehen und Abbitte thun, und sagen, daß sie ehrliche Kinder sind, sonst sollen dir die Rippen im Leib zertretten werden.“ Da kroch der Bär in der größten Angst hin und that Abbitte, und darauf sezten sich die jungen Zaunkönige zusammen, assen und tranken, und machten sich lustig bis in die späte Nacht hinein.

Zwei Uebel unserer Zeit.

Es gibt vorzüglich zwei Uebel, unter welchen unsere Zeit leidet, einerseits die unersättliche Zerstreuungs- und Vergnügungssucht, und andrerseits die alle Verhältniße durchdringende Falschheit und Heuchelei. Diese moralischen Fehler wirken bald jeder für sich, bald in Verbindung mit einander; in beiden Fällen aber erscheinen sie des zum Ebenbild Gottes geschaffenen Menschen gleich unwürdig, und tragen dazu bei, das häusliche und bürgerliche Wohl zu untergraben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten; Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die vier Jahreszeiten.

Frühling.

Rosen
Und Veilchen
Harret ein Weilchen!
Hört doch dos Tosen
Verderbender Winde
Ihr wollt nicht? Zephyr wach' auf!
Mild're der Stürme Gebraus.
Nun, all' ihr Blumen! herous!
Schmüket die Triften hübsch ous!
Sezt Fluren Kränze ouf!
Die Erde sich schmüket,
Und doch entzüket
Wärmende Luft
Voll Duft.

Sommer.

Wogen
Gleichet schon
Dos gold'ne Feld.
Vom Himmels-Bogen
Strömt Segen auf die Welt,
Für Schweiß und Arbeit zum Lohn.
Sensen und Sich'eln herbei!
Schnitter! mit Jubelgeschrei
Füllet die Lüfte; — wohlon!
Fangt frisch das Tagewerk an!
Mit männlicher Kroft,
Die Nahrung schafft,
Schüzt vor Noth
Mit Brod.

Herbst.

Trauben
Ueppig schön
Abzuklauben
Auf grünenden Höh'n
Sind uns reichlich gedieh'n
Freund Bachus, Dank für dein Müh'n.
Nun loßt uns sommeln, pressen,
Aller Sorgen vergessen.
Es fehlt uns heuer nicht an Wein,
Ladet Amorn mit ein! —
Ergözt euch bieder
Mit Sang und Klang
Tage lang
Klingklang.

Winter.

Blätter
Fallen ab
Bei Sturm-Wetter,
Die Erd' wird ein Grab.
Von Blumen und Freuden,
Die bis auf's Wiedersehen
In mild're Zonen gehen.
Doch auch — der Winter ergözt,
Wenn man zum Ofen sich sezt,
Vom Herbst und Sommer schwäzt,
Sich des Vorraths freut
Für Vieh und Leut'.
Horcht, wie's saus't!
Wie's braus't!

Vier Hauptmonorchen herrschen gut,
Und löblich ist's, wos Jeder thut:
Sie suchen nur des Höchsten Willen
In ihren Werken zu erfüllen.
Ihr Thun zwekt jeden Augenblik
Auf Weltenheil und Menschenglük.
Sie sind Monarchen, nicht Despoten,
Und tragen alle, wie bekonnt,
Den Coder Gottes in der Hand.
Vom ersten Existenzmomente
Sind sie geschikt zum Regimente,
Regierungsfähig, majorenn, —
Dieß können alle Augen seh'n.
Doch jeder muß noch neunzig Tägen
Die Weltregierung niederlegen,
Drauf kommt die heilige Person
Des nächsten Bruders auf den Thron.
Wer sind dieß? Sagen Sie's, Herr Günther!

Der Fr—g, S—r, H—st und W—r.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Verzeichniß

der

Blumen-, Gemüse-, Sträucher- und Gehölze-Sämereien,

welche

für das Jahr 1835

am Central-Size der praktischen Gartenbau-Gesellschaft zu Frauendorf

ganz frisch und ächt um beigesezte Preise zu haben sind.

[Die Preise verstehen sich im 24 fl. Fuß, 60 Kreuzer oder 20 Groschen zu 1 fl.]

Blumen-Samen.

A. In Sortimenten.

Eine Sammlung gefüllt blühender Althäen-Rosen (Althaea rosea fl. pl.) in 15 Sorten und 15 Prisen mit Namen . . — fl. 45 kr.
Dieselben 15 Sorten ohne Namen . . — fl. 36 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . . — fl. 4 kr.

Eine Sammlung gefüllt blühender Astern oder Sternblumen (Aster chinensis fl. pl.) in 21 Sorten und 21 Prisen mit Namen 1 fl. 12 kr.
Dieselben 21 Sorten ohne Namen . . — fl. 54 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 4 kr.

Eine Sammlung gefüllt blühender Balsaminen (Impatiens Balsamina fl. pl.) in 12 Sorten und 12 Prisen mit Namen — fl. 54 kr.
Dieselben 12 Sorten ohne Namen . . — fl. 48 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 6 kr.

Eine Sammlung gefüllt blühender Georginen (Georgina variabilis fl. pl.) in 30 Sorten und 30 Prisen mit Namen . 4 fl. 30 kr.
Dieselben 30 Sorten ohne Namen . . 4 fl. — kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 9 kr.

Eine Sammlung Sommerlevkojen (Cheiran-

Eine Sammlung Herbstlevkojen in 19 Sorten und 19 Prisen mit Namen . . . 1 fl. 45 kr.
Dieselben 19 Sorten ohne Namen . . 1 fl. 30 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 6 kr.

Eine Sammlung Winterlevkojen (Cheiranthus incanus) in 13 Sorten und 13 Prisen mit Namen . . . . 1 fl. — kr.
Dieselben 13 Sorten ohne Namen . . — fl. 48 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 6 kr.

Ein Sammlung Skabiosen (Scabiosa major) in 8 Sorten und 8 Prisen mit Namen — fl. 36 kr.
Dieselben 8 Sorten ohne Namen . . . — fl. 30 kr.
Einzeln kostet jede Sorte . . . . . — fl. 5 kr.

Eine Sammlung Sommer-Gewächse in 100 Sorten und 100 Prisen mit Namen . 4 fl. — kr.

Eine Sammlung dergl. von 50 Sorten und 50 Prisen mit Namen . . . . . 2 fl. — kr.

Eine Sammlung dergl. von 25 der schönsten und neuesten . . . . 1 fl. 30 kr.

Anchusa leptophylla, kleinblumige Ochsenzunge ♂ F 2
Anemone virginiana, virginische Anemone ♃ F 2
Angelica atropurpurea, schwarzrothe Angelik ♃ F 2
— pyrenaica, pyrenäische ♃ F . 2
Anthemis altissima, höchste Camille ⊙ F . 2
— austriaca, österreichische ♃ F . 2
— cota, italienische ⊙ F . 2
— pubescens, weichhaarige ♃ F . 2
— tinctoria, Färber- ♃ F . 2
Antirrhinum flavum, gelbes Löwenmaul ⊙ F 2
— lusitanicum purpureum, purpurrothes T H 6
— majus, großes ♃ H . 3
— sempervirens, immergrünes ♃ F . 3
— triphyllum, dreiblättriges ⊙ F . 3
Anthericum Liliago, gemeine Zaunblume ♃ H 4
Apargia dubia, zweifelhaftes Pfaffenöhrlein ♃ F 3
— hastylis, spontenblättriges ⊙ F . 2
— lyrata, leyerblättriges ♃ F . 2
Aquilegia hortensis, Garten-Akelei ♃ H 3
— vulgaris fl. div. col., gemeine ♃ H 2
Arabis incana, graues Gänsekraut ♂ H . 3
Aralia nudicaulis, schaftblütige Aralie ♃ H 3

— — fl. violacea, schönblühende violette ⊙ F 3
— stylosa, langgrifflige ♃ F . 2
Canna indica, indianisches Blumenrohr ♃ W 4
Capsicum annuum, jährige Beißbeere ⊙ H 4
Catananche lutea, gelbe Rasselblume ⊙ H 5
Celosia argentea, silberähriger Hahnenkamm ⊙ W 5
— cristata, in 6 Sorten ⊙ W . 4
— pyramidalis, Pyramiden-, neu und schön ⊙ W 9
Centaurea axillaris, achselblütige Glokenblume ♃ H 3
— caucasica, caucasische ♃ H . 3
— coriacea, lederartige ♃ H . 3
— cyanus fl. divers., gemeine verschiedenfarb. ⊙ F 2
— dealbata, weißblättrige ♃ H . 3
— discoidea, scheibenartige ♃ F . 3
— pulcherrima, schönste ♃ H . 4
— splendens, strahlende ♃ F . 2
Centrospermum Chrysanthemum, wucherblumenartiger Mittelsame ⊙ F . 1
Cheiranthus annuus, Sommerlevkoje ⊙ H 6
— Cheiri, Goldlak ♂ H . 3
— — fl. pl., gefüllter ♂ H . 4
— incanus, Winterlevkoje ♂ H . 6

Verkauf

aller Arten Obstbäume, Frucht- und Beeren-Sträucher, englischer Gehölze, Stauden und Pflanzen,

welche im Freien ausdauern.

Es ist hinlänglich bekannt, daß zu **Frauendorf** in Bayern ein allgemeiner **Central-Sammelplaz** für alle bekannten Gattungen und Arten Obstes veranstaltet ist.

Der unabsehbare Grundbesiz durch Ankauf eines ganzen Dorfes gibt hiezu hinlänglichen Raum; die globusartige Lage ist allen Stürmen der Witterung frei, der Boden mehr Sand als Lehm, daher die daraus in andere Gegenden verpflanzten, sehr abgehärteten Bäume, überall vortrefflich gedeihen.

Bei herannahender Bestellungszeit zeigen wir hiemit blos an, welchen **Gattungen-Vorrath**, in welcher Qualität der Stämme, und zu welchen Preisen wir sie vorräthig haben. Diese Preise sind blos nach dem Maßstabe der eigenen Produktions-Kosten regulirt, so wie unser Institut auf die reine Absicht gegründet, einen verbesserten Obstbau durch alle Länder zu verbreiten, wozu der nöthige Kapitals-Fond von dem Stifter ohne Anspruch auf Rükzahlung vorgeschossen ist. Das allgemeine Zutrauen hat die Uneigennüzigkeit dieses Opfers vollkommen gerechtfertiget, und nach allen Ländern Europas, selbst nach Amerika, ist bereits der lebhafteste Verkehr ins Leben getreten.

Die Entfernung aus keinem Lande ist ein Hinderniß, mit uns freundschaftliche Verbindung anzuknüpfen, da unsere kunstgerechte Verpakungsart die Waare Monate lang vor Verderbensgefahr sichert, wie auch in allen Ländern unsere Spediteurs haben, welche für die schnellste und wohlfeilste Beförderung des Transportes wie für ihre eigene Sache sorgen.

Die Bestellungen laufen in allen Angelegenheiten unter der stets gleichen Addresse:

An

den Vorstand der praktischen Gartenbau-Gesellschaft in Bayern

zu

Franco. **Frauendorf.**

Wenn der Bestellung nicht auch die Bezahlung beigelegt, oder dieselbe geeignet angewiesen wurde, so stellen wir sie bei Ablieferung der Waare an unsern Haupt-Spediteur J. F. **Bachmaier** in Vilshofen zum Inkasso.

Sobald von unserm Haupt-Spediteur eine Sendung an den Fuhrmann, oder an die Post übergeben ist, gibt sie auf Gefahr und Kosten des Bestellers, dem wir von dem Abgange der Waare unter Beilegung spezifizirter Rechnung durch die Post Aviso geben.

Gelder, Wechsel, Banknoten oder Kassa-Anweisungen nehmen wir nach dem in jedem Lande üblichen Cours. Wir verwilligen nach Umständen auch Credit in alle Länder, und sind stets bereit, die Verfügungen der Liebhaber, wenn sie uns ihren Willen gleich bei Einsendung ihrer Bestellungen wissen lassen, auf jede ihnen bequemste Art genau zu erfüllen. —

Das Verzeichniß unserer Sorten

enthält der Obstbaum-Freund 1828 S. 409—429 dann die allgemeine deutsche Garten-Zeitung 1830 S. 16—29, wohin hier verwiesen wird. Es folgen also hier blos die

Preise der Gattungen für das Jahr 1835.

Kern- und Stein-Obst.	Das Stük von I. Qualität fl.	kr.	II. Qualität fl.	kr.	III. Qualität fl.	kr.
Hochstämmige						
Aepfel-, Kirschen- und Pflaumenbäume	—	12	—	15	—	24
Birnen	—	15	—	24	—	30
Hochstämmige oder Halbhohe						
Aepfel- auf Johannisstämme und Wildlinge; Birnen auf Quitten und Wildlinge; Kirschen- auf Prunus Mahaleb und Wildlinge, und dann Pflaumen-Bäume	—	12	—	18	—	24
Pyramiden oder Kunkeln						
Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen	—	10	—	15	—	20
Spalier-, Zwerg- oder Geländer-Bäume.						

Schalen- oder Beeren-Obst.

Man hat in neuerer Zeit angefangen, in englische Parks vorzugsweise Fruchtsträucher und Frucht-Bäume statt der Quercus, oder Fraxinus etc. zu verwenden, und das mit vollem Beifall und allseitiger Nachahmung.

Wir empfehlen hiezu aus unsern Vorräthen:

	Das Stük fl.	kr.
Kastanien: ächte italienische oder eßbare d. St.	—	24
Haselnüsse: in 9 Sorten	—	6
Wallnußbäume: in 4 Sorten	—	12
Stachelbeeren: englische in allen Farben von vorzüglicher Größe und verschiedener Reifezeit, in 400 Sorten, das Stük	—	9
100 Sorten nach Auswahl der Besteller . .	12	—
100 " " unserer Auswahl	10	—

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 4. 22. Jäner 1835.

Landwirthschaftliche Kulturfortschritte in Croatien, Slavonien und Ungarn.

A. Herrschaft Novigrad (Neuschloß) in Slavonien.

1. Würdig entspricht nun die verdeutschte Benennung dieser alten Burg aus den Zeiten lange entschwundener Jahrhunderte, durch die zwekmäßige äussere und innere Verjüngung, welche der gegenwärtige Besizer, Herr Emerich Edler von Haraminchich, diesem festen Schlosse durch eine gänzliche Renovirung und geschmakvollere Veränderung und Ausstattung gab. Diesem Schlosse, welches seit seinem Daseyn eben so gebieterisch als romantisch hier das anmuthige Dobra-Thal, und die Gegend beherrschet; — diesem Schlosse, welches die Vorzeit so kühn auf diesen vorspringenden, isolirten Berg hingebaut hat; diesem Schlosse, in welchem Croatiens mehrere adelige Geschlechter wechselnd gehauset; — diesem Schlosse, in welchem in der jüngsten Zeit Kaiser Joseph II. geweilt.

2. So viel es die Steile dieses Schloßberges zuließ, wurden durch die Gesträuche schiefe Fußwege hinabgeführt, und unten in der tiefen Fläche ein ziemlich weitläufiger Garten angelegt.

3. Im großen Meierhofe zu Novigrad ließ Herr von Haraminchich eine Häkselmaschine errichten, welche durch ihre sehr zwekmässige Konstruktion große Quantitäten Stroh mit bedeutendem Gewinn von Zeit- und Mühe-Ersparung zu Häksel (Kak) verarbeitet, und daher sehr nüzlich ist.

4. Die Schafzucht vermehrte Herr von Haraminchich seit anno 1831 bis jezt auf 1200; und will diesen Industriezweig auf den Stand von 4000 Schafen erhöhen, dann bei diesem in der Forterhaltung stehen bleiben. Die Wolle gibt durch ihren richtigen Absaz eine sichere jährliche baare Revenüe; und die ansehnliche Vermehrung des Düngers liefert durch Steigerung des Akerbaues eine andere, bedeutende Erträgniß. So kalkulirt der umsichtige, industriöse Landwirth! — Das Vorurtheil, daß die Schafe in Croatien nicht fortkommen, und die Schafzucht nicht gedeihet, ist gebrochen.

5. Bei meinen mehrmalen wiederholten Exkursionen nach Novigrad und Gegend, hatte ich Gelegenheit, die Art und Weise, wie Herr von Haraminich selbst seine Landwirthschaft leitet, zu beobachten. Einmal ist es sein Grundsaz, bei der Landwirthschaft wenig zu schreiben, und viel zu arbeiten. Nach diesem Grundsaze ist bei ihm das Kanzleiwesen, die Buchführung und Schreiberei sehr einfach, und beschränket sich auf das Allernothwendigste. Seine Wirthschaftsbeamten haben ihre allgemeine Instruktion; und für besondere Fälle bekommen sie von ihm jedesmal mündliche Aufträge und Weisungen. Er selbst führt die Oberaufsicht über das Ganze; unter seiner persönlichen Leitung wird Alles in allen Wirthschafts-Zweigen vollzogen. Wie in einem Spiegel überschaut er das Ganze und Vielfache der ausgedehnten Wirthschaft; er kombinirt, theilet ein, und ordnet an die verschiedenen und vielfachen Unternehmungen und Arbeiten in den Wirthschaftszweigen so, daß Zeit gewonnen, und Arbeit und Mühe erleichtert werde; daß möglicher Weise nichts versäumet, Alles zur rechten Zeit gethan, und vollendet werde; daß fleißig und gut gearbeitet werde. Seine Wirthschaftsbeamte, Diener, Arbeiter, Unterthanen und Robother arbeiten auf diese Weise alle zusammen wirkend zu einem und demselben Zweke. Die Erreichung des vorgestekten Zieles

durch so eine kombinative Zusammenwirkung der Arbeiten, nimmt denn nun ganz natürlich die beständige und tägliche aufmerksamste Thätigkeit dieses Grundherrn in Anspruch. Herr von Haraminchich, bei einem gesunden, kräftigen Körper in mittlerem Mannesalter, und heiterem Geiste widmet sich dieser Obliegenheit unermüdet nicht nur auf die unverdrossenste Weise, sondern mit einer Liebe, und man darf sagen, leidenschaftlichen Hingebung. Nur auf diese Weise wird der wahre Kultur-Zweck einer aus so vielen Zweigen zusammen gesezten Landwirthschaft glüklich erreicht; und man kann behaupten, daß es Sünde sey, einen solchen Mann von seiner Wirthschaft auf Tage und Wochen abzuziehen, weil durch seine Abwesenheit eine so bedeutende Landwirthschaft leidet, und hieraus Nachtheile für den Kulturstand des Landbaues sich ergeben, indem nur seine persönliche Gegenwart, seine Anordnung, Aufsicht und Leitung das Ganze in den rechten Geleisen erhält. Es ist demnach eine bekannte Sache, und Jedermann, der die Landwirthschaft der Herrschaft Novigrad kennt, weiß es, daß Herr von Haraminchich täglich vom frühen Morgen bis Mittag, und von diesem bis späten Abend mit der Aufsicht, Beobachtung und Leitung der Wirthschafts-Arbeiten beschäftiget ist, indem er immer zu Pferde bald auf diesem, bald auf jenem Punkte des weitläufigen Grundbesizes, wo diese oder jene Arbeit vorgenommen wird, in stetem Wechsel täglich sich einfindet, daß unter seinen Augen gearbeitet werde. Da sieht er nach, bemerket die Fehler der Arbeitenden, und verbessert sie, indem er selbst praktisch jede Art von Feld- oder Hof- und Meier-Arbeit dem fehlenden Arbeiter zeiget, wie solche leichter, mit Vortheilen geschiter, folglich besser und fördernder gemacht werden müsse. Er hält dann die Leute an, daß sie nach der leichtern und bessern Manipulation, die er ihnen gezeigt, arbeiten müssen. Er überzeuget die Menschen, und sie sehen es ein, daß sie nach seiner Anleitung viel leichter, und dabei schneller und ergiebiger arbeiten. Denn durch so praktische Beispiele, Anleitung, und Ermunterung mit wohlwollender Güte, läßt sich auch der gemeinste Mensch überzeugen und für das Bessere gewinnen. — Wer den Herrn von Haraminchich so wie Ich mit seinen Arbeitsleuten manipuliren gesehen hat, muß gestehen, daß dieser Grundherr alle in der Feld-, Haus-, Hof- und Meier-Wirthschaft vorkommenden Arbeiten, wie sie immer Namen haben und welchen Zweiges sie immer sind, selber praktisch auf die beste und zwekmässigste Art zu verrichten versteht. Daher ist er auch im Stande, die Unwissenden, oder Ungeschikten, und Fehlenden zu belehren. In Wahrheit, man meinet, es sey dieser Grundherr in einer großen Landwirthschaft-Schule gewesen, wo er wie ein Lehrling alle Feld- und Wirthschafts-Arbeiten praktisch gelernet, und so zu einem Meister derselben sich emporgebildet habe. Fürwahr, ein Cincinnatus in seinem Vaterlande, der mit Dignität und Ansehen die Landwirthschaft in ihrem wahren Wesen so innig, so eifrig, so lieb und werth verbindet, und darin die wahre Ehre des Vaterlandsfreundes findet! Ja wohl, nur Müssiggänger, Faulenzer, Leute, die die Arbeit und Thätigkeit nicht lieben, die sie vielmehr scheuen, können einer solchen Thätigkeit und Betriebsamkeit abhold seyn, oder können sich wundern, wie es möglich sey, so thätig, so betriebsam zu seyn. Aber ich möchte jedem Arbeitscheuen das Gegentheil wünschen, nemlich Erkenntniß, Thätigkeit, Arbeitsamkeit, Fleiß, wobei er sich ungleich besser befinden würde; weil weder gereifte noch gebratene Aepfel dem Faulen in den Mund fallen.

6. Herr von Haraminchich hat die Berg-Fläche (das obere Berg-Terrain) jenes viel höher dem Schlosse, und dem rechten Dobra-Ufer aufwärts liegenden Berges bis zum Walde, mit Alleen-Anlagen von verschiedenen Obstsorten-Bäumen, zwischen welchen stämmige Rosen und andere Zier-Pflanzen wechselnden Schmuk geben, angenehm, und zugleich nuzbar kultivirt. Er hat den Wald reinigen, eintheilen, Fahrwege und Fußgänge in demselben anlegen lassen, davon ein Fahrweg längs des Dobra-Ufers aufwärts führt, und weiter links aus dem Walde heraus, und demselben entlang zur Verbindung mit den weitern Gutstheilen fortgesezt werden wird. So ge-

staltet sich dort durch diese Anlagen nach und nach ein Park.

7. Neue Rottungen seit dem Jahre 1832, Urbarmachung, Zuwachs an urbargelegten, und neu bebauten Berggründen in bedeutender Anzahl, und starke Vermehrung des Hornviehes, des Futterstandes und des Düngers charakterisiren die Agrikultur in diesem Dominio, und geben ihr einen um so höhern Werth.

Geschrieben im Schlosse Novigrad in den ersten Tagen Septembers 1834 nach eigener persönlicher Besichtigung und Vergleichung dieser Landwirthschaft.

(Fortsezung folgt.)

Michael von Kunitsch,
k. k. emeritirter Professor, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Ueber die Vorzüge wollener, vor leinenen Hemden.

Das Hemd, wie es jezt in den meisten Ländern und von den meisten Völkern getragen wird, war in früherer Zeit entweder gar nicht vorhanden, oder doch ganz anders als jezt. Wir wollen der vielen modischen Abänderungen, die es in neuerer Zeit bei den Deutschen, Franzosen und Engländern erlitten hat, gar nicht einmal gedenken, sondern diesen Gegenstand bis dahin verschieben, wo wir im Stande seyn werden, dessen interessante Geschichte zu liefern.

Zu Luthers Zeiten wurden in Deutschland nur von reichen und vornehmen Leuten leinene Hemden getragen. Man trug entweder gar keins, oder eins, das wir jezt eine wollene Kutte nennen würden.

Unsere früheren Vorfahren bedienten sich statt der leinenen Leibwäsche einer solchen wollenen Kutte. Man hat uns öfters bereden wollen, daß unsere Voralten gegen uns wahre Riesen gewesen wären, und Aerzte haben wohl behauptet, daß man ihre Stärke hauptsächlich den wollenen Unterkleidern zuschreiben müsse. Die Schwächlinge der Gegenwart hätten sonach ein wohlfeiles Mittel, sich Kräfte zu verschaffen. Aber um stark zu werden, ist es nöthig, der Weichlichkeit zu entsagen. Ob man ihnen wohl so viel Herzhaftigkeit zutrauen kann?

So viel läßt sich schriftlich nachweisen, daß die Aerzte gegen die leinene Leibwäsche sehr geeifert und geradezu davon alle Krankheiten hergeleitet haben. Indeß weißt die Geschichte nach, daß auch andere Gegenstände solchen Verdacht ertragen mußten, z. B. in früherer Zeit der Genuß des Obstes, und in neuerer der Kartoffeln. Es war dazumal medizinische Mode, wie eben jezt in allen, selbst den unschuldigsten Lebensmitteln den Stoff oder das Vehikel der Cholera zu finden. Wer das Herz hat, 300 Schriften über die Cholera zu lesen, die in Zeit von Einem Jahre geschrieben sind, der wird für die Mühe seiner Riesenarbeit den beachtenswerthen Lohn davon tragen, von all dem Geschreibsel zu wissen, daß es Worte und nicht Sache gilt, Mode ist. In der Folge ist es vergessen, denn nur die Wahrheit bleibt.

Das vor etlichen Jahren Mode gewordene Tragen wollener Jäckchen auf dem bloßen Leibe kann als ein Rest der wollenen Hemden der Vorzeit angesehen werden. Sie haben Manchen warm gemacht, und die noch verbliebenen können dazu dienen, den Uebergang zum wollenen Hemde zu machen.

Da jezt alle Aufmerksamkeit auf die Cholera gerichtet wird, so ist es fast zu verwundern, daß man nicht auch auf die wollenen Hemden gefallen ist, zumal man der Sache doch überaus nahe durch die wollenen Leibbinden gekommen war, die zuerst ein polnischer Jude empfohlen haben soll. Sie haben offenbar das Gute gehabt, daß eine Menge durch Sperre brodlos gewordener Menschen ein Stük Arbeit erhielten, und so nicht eine größere Menge am Hunger verkümmerte, als die ärgste Seuche wegzuraffen im Stande gewesen wäre. Daran scheint man unglüklicher Weise nicht gedacht zu haben, und so ist der ärgerliche Verdacht entstanden, als wolle man die Vornehmern auf Kosten der Aermern schüzen.

Wären die Landwehrmänner im Cholera-Heere auf die wollenen Hemden gefallen, so würden diese jezt unfehlbar männlich und weiblich getragen, und die Wollproducenten erfreuten sich eines höhern Wollpreises, die Spinner und Weber wären in voller Arbeit, und die Nähterinnen

4*

hätten einmal leichtes Thun und guten Verdienst, was ihnen lange nicht so gut geworden ist.

Ein wollenes Hemd zu tragen, kann jezt an sich keine sonderliche Beschwerde seyn, und mit der früheren wollenen Kleidung und dem wollenen Jäkchen gar nicht in Vergleich zu stellen seyn. Solche wurden aus grober Schafwolle gemacht, weil man keine andere hatte. Jezt erfreut man sich der Merinos, und davon gibt es Elekta, Prima, Sekunda und Kaida. Man kann nach Stand, Würde und Geldbeutel wählen, theuer oder wohlfeil kaufen.

Die ersten Klassen dieses Wollsortiments geben ein sehr mildes Gespinnst und darum ein feines Zeuch, das auf der Haut eher angenehm als lästig ist. Wenigstens wird man sich sehr bald daran gewöhnen, wie selbst Die erzählen, welche sich ein wollenes Jäkchen aufdisputiren ließen, davon schwerlich viele von solcher feinen Wolle verfertigt wurden. Stik-, Sterblings- und Gerberwolle ward dazu verarbeitet. Daß solche Stechen und Juken verursacht, bedarf kaum einer Erwähnung.

Sezen wir ein solches Hemd mit dem viel erwähnten Jäkchen in Vergleich, so fällt der Vortheil dem erstern zu. Während das Jäkchen enge ist, und nur einen Theil des Leibes umschließt, schmiegt sich das Hemd überhaupt loker an alle Theile des Leibes. Man kann sich selbst denken, daß Manche, die ein solches Hemd einige Zeit getragen haben, sich kaum dazu verstehen werden, sie gegen leinene zu vertauschen.

Allein, was bereits angedeutet ist, nemlich ja nicht Sterbling- und sogenannte Gerberwolle dazu zu verwenden, mag hier bei Verfertigung der Hemden insbesondere als Warnung dienen. Diese Haare sind zu barsch, stechen und verursachen Juken.

Wir wünschen, daß dieses nicht blos in den Tag hinein geschrieben seyn, und es irgend einer vaterländischen Fabrike belieben möchte, auf Anfertigung und Einführung wollener Hemden eine gewiß lohnende Spekulation zu machen. Ist nur einmal das Material da, an Absaz wird es nicht fehlen, und gerne versprechen wir hiezu allen möglichen Beistand unserer Blätter.

Mittel, Kartoffeln bis spät ins Frühjahr wohlschmekend zu erhalten.

Schon längst hat man in Deutschland die Methode angewendet, verschiedene Gemüsearten in Gruben zu verwahren, um sie gegen den Winter-Frost zu schüzen, und im Allgemeinen halten sie sich, wie z. B. Möhren, Runkeln, Kartoffeln u. s. w. in Gruben weit besser, als in Kellern und Gewölben. Indessen ist es doch bei den Kartoffeln der Fall, daß sie im Frühjahre auch in den Gruben einen unangenehmen Geschmak erhalten, und nicht mehr recht in die Küche passen.

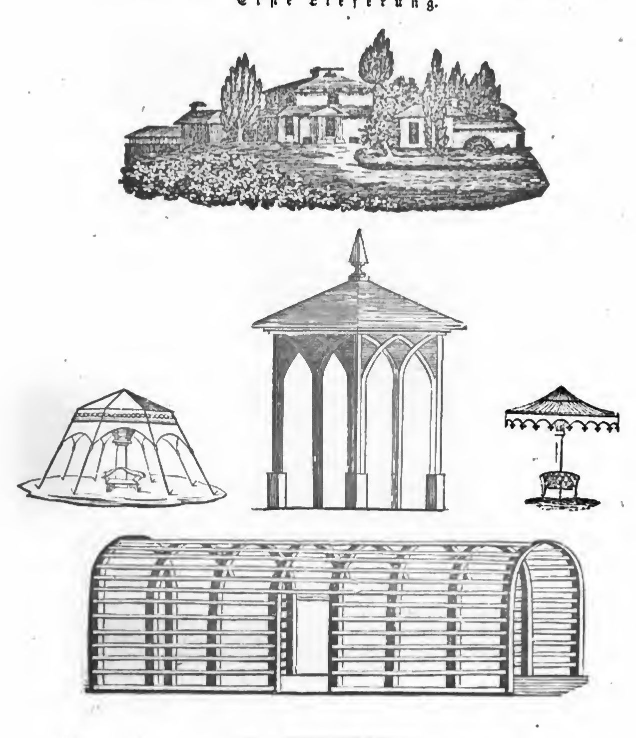
Der Irländer soll ein guter Kartoffelschmeker seyn, und so raffinirte er auch darauf, seine Kartoffeln lange wohlschmekend zu erhalten. Im Keller und Gewölbe verloren sie den angenehmen Geschmak zu bald, in der Grube später, aber doch auch noch zu bald für ihn. Er machte daher kleine runde Gruben, belegte sie auf dem Boden mit gutem, troknen Strohe, und so auch auf den Seiten drei bis vier Zoll dik. Hierauf brachte er seine Kartoffeln, welche unter Dach abgetroknet waren, hinein, so daß wenigstens zehn bis zwölf Zoll bis an den Rand der Grube leer blieben, belegte sie mit einer Schicht Stroh, und dekte sie mit Erde zu, um sie gegen den Frost zu sichern. Auf diese Art erhielt er sie bis im Junius gut und wohlschmekend, ohne daß sich an denselben der geringste Keim zeigte, weil sie ausser aller Berührung mit der Erde waren.

Gefahrloser Bettwärmer.

Wenn man sich einen gefahrlosen Bettwärmer, der zugleich die Wärme lange anhält, verschaffen will, so nehme man Pflaumen- (Zwetschen-) Kerne, vermenge sie des Raumes wegen mit Kirschkernen, thue sie in einen Beutel, und der wohlthätige Bettwärmer ist fertig. Soll er seine Dienste leisten, so bringe man ihn vorher auf eine heiße Stelle, damit der Inhalt gehörig heiß werde. Die Kerne haben neben der guten Eigenschaft, daß sie lange Wärme halten, noch die, daß sie nicht sengen. Man kann daher einen solchen Bettwärmer an jedem Orte gebrauchen, als im Schlitten, in der Kirche u. s. w. W.

Modelle für Gartenfreunde zu Gartenhäusern, Lauben und Sizen.

Erste Lieferung.



Warum man Bücher lesen muß.

Daß jezt der Gelehrte sich viele Kenntnisse verschaffen müsse, um mit Ehren zu bestehen, daran zweifelt kein Mensch. Aber auch der Bürger und Landmann muß, um glüklich leben zu können, jezt Manches wissen, was man ihm ehedem erließ, daß im Allgemeinen mehr Kenntnisse bei ihm vorausgesezt werden, als sonst, ist eine Thatsache, die in Betracht der zunehmenden Kultur des Menschengeschlechts überhaupt sehr natürlich scheint.

Die Unwissenheit unter den Gewerbtreibenden ist die Ursache gar vieler Klagen und vieler Noth unserer Zeit. Eine große Anzahl von Menschen verabsäumt, sich in den Besiz der geistigen Mittel zu sezen, welche gegenwärtig erfordert werden, um in dem allgemeinen und unaufhaltsamen Fortschreiten aller Zweige des Gewerbsfleißes mit fortzugehen, und sich dadurch einen sichern und ehrenhaften Nahrungsstand zu begründen.

Offenbar thut sich der Gewerbsbürger selbst den allergrößten Schaden, wenn er das Lesen nüzlicher Schriften unterläßt; er bringt sich so um das beste Mittel, sich fortzubilden, was doch sein Beruf und sein häusliches Leben fordern. Ein erwachsener Mensch, der die Lektüre verabsäumt, kommt mir vor, wie ein Knabe, der sich der Schule zu entziehen sucht.

Wenn in der Vorzeit diejenigen, welche ein gleiches Gewerbe betrieben, sich zusammenhielten, so war das zeitgemäßes Bedürfniß. Sie hielten Zusammenkünfte, um ihre eigenen Angelegenheiten zu besprechen und zu verhandeln. Sie machten sich unter einander Mittheilungen; andere Gelegenheiten zur Fortbildung gab es nicht. Jezt sucht der Gewerbsbürger die Vergnügungsörter auf und entfernt sich von seinen eigenen Angelegenheiten, braucht mehr und kommt zurük. Er muß mehr verdienen, um mehr zu haben. Die Schrift kann ihn dazu fähiger machen. Sie muß darum seine Bildungsschule seyn, die er nicht ungestraft umgeht.

Zeitgemäß für die Gewerbsbürger wäre, daß sie sich in Gesellschaften vereinigten, deren Zusammenkünfte ihre Bildung beabsichtigten, Lesevereine begründeten, um sich mit dem Neuen und mit den Bedürfnissen bekannt zu machen. Blos durch die Anschauung zu lernen, geht jezt viel zu langsam, und wer kein anderes Mittel ergreift, bleibt im Zeitgemäßen von Tag zu Tag mehr zurük.

Hausmärchen.

Der arme Müllerbursch und das Käzchen.

In einer Mühle, worin nur ein alter Müller lebte, ohne Frau und Kind, dienten einmal drei Müllerburschen. Wie sie nun etliche Jahre bei ihm gedient hatten, sagte er zu ihnen: „zieht einmal fort, und wer mir das beste Pferd nach Haus bringt, dem will ich die Mühle geben.“ Der dritte von den Burschen war aber der Kleinknecht, der ward von den andern für albern gehalten, dem gönnten sie die Mühle nicht; und er wollte sie hernach nicht einmal! Da gingen alle drei miteinander hinaus, und wie sie vor das Dorf kamen, sagten die zwei zu dem albernen Hans: „du kannst nur hier bleiben, du kriegst doch dein Lebtag keinen Gaul.“ Der Hans aber ging doch mit, und als es Nacht war, kamen sie an eine Höhle, da hinein legten sie sich schlafen. Die zwei klugen warteten, bis Hans eingeschlafen war, dann stiegen sie auf, machten sich fort, ließen das Hänschen liegen, und meinten's recht fein gemacht zu haben; ja! es wird euch doch nicht gut gehen! Wie nun die Sonne kam, und Hans aufwachte, lag er in einer tiefen Höhle; er gukte sich überall um, und rief: „ach Gott! wo bin ich!“ Da erhob er sich und krappelte die Höhle hinauf, ging in den Wald, und dachte: „wie soll ich nun zu einem Pferd kommen!“ Indem er so in Gedanken dahin ging, begegnete ihm ein kleines, buntes Käzchen, sprach: „Hans, wo willst du hin?“ — Ach! du kannst mir doch nicht helfen.“ — „Was dein Begehren ist, weiß ich wohl,“ sprach das Käzchen, „du willst einen hübschen Gaul haben, komm mit mir, und sey sieben Jahre lang mein treuer Knecht, so will ich dir einen geben, schöner, als du dein Lebtag einen gesehen hast.“ Da nahm sie ihn mit in ihr verwünschtes Schlößchen, er mußte ihr dienen und alle Tage Holz klein machen, dazu kriegte er eine Art von Silber, und die Keile und Säge von

Silber, und den Schläger war von Kupfer. Nun, da machte er's klein, blieb bei ihm, hatte sein gutes Essen und Trinken, sah aber Niemand, als das bunte Käzchen. Einmal sagte es zu ihm: „gehe hin und mäh' meine Wiese, und mach' das Gras troken," und gab ihm von Silber eine Sense und von Gold einen Wezstein, hieß ihn aber auch Alles wieder richtig abliefern. Da ging der Hans hin und that, was es geheißen hatte, und als er fertig war, und die Sense, den Wezstein und das Heu nach Haus brachte, fragte er, ob es ihm noch nicht seinen Lohn geben wollte. „Nein," sagte die Kaze, „du sollst mir erst noch einerlei thun, da ist Bauholz von Silber, Zimmerart, Winkeleisen und was nöthig ist, Alles von Silber, daraus baue mir erst ein kleines Häuschen." Da baute der Hans das Häuschen fertig, und sagte, er hätte nun Alles gethan und noch kein Pferd; die sieben Jahre aber waren ihm herumgegangen, wie ein halbes. Fragte die Kaze: ob er ihre Pferde sehen wollte? „Ja," sagte Hans. Da machte sie ihm das Häuschen auf, und weil sie die Thüre so aufmacht, da stehen zwölf Pferde: ach! die waren gewesen ganz stolz! die hatten geblankt und gespiegelt, daß sich sein Herz im Leib darüber freute. Nun gab sie ihm zu essen und zu trinken, und sprach: „geh' nun heim, dein Pferd geb' ich dir nicht mit, in drei Tagen aber komm' ich und bring' dir's nach;" also ging Hans heim, und sie zeigte ihm den Weg zur Mühle. Sie hatte ihm aber nicht einmal ein neues Kleid gegeben, sondern er mußte sein altes lumpichtes Kittelchen behalten, das er mitgebracht hatte, und das ihm in den sieben Jahren überall zu kurz geworden war. Wie er nun heim kam, da waren die beiden andern Müllerbursche auch wieder da; jeder hatte zwar ein Pferd mitgebracht, aber des einen seins war blind, des andern seins lahm. Sie fragten ihn: „Hans, wo hast du dein Pferd?" — „In drei Tagen wird's nachkommen." Da lachten sie und sagten: „ja, du Hans, wo willst du ein Pferd herkriegen, das wird was Rechts seyn! Hans ging in die Stube, der Müller sagte aber, er sollte nicht an den Tisch kommen, er wäre zu zerrissen und zerlumpt, man müßte sich schämen, wenn Jemand herein käme. Da gaben sie ihm sein Bischen Essen hinaus, und wie sie Abends schlafen gingen, wollten ihm die zwei andern kein Bett geben, und er mußte endlich in's Gänseställchen kriechen, und sich auf ein wenig Stroh hineinlegen. Am Morgen, wie er aufwacht, sind schon die drei Tage herum, und es kommt eine Kutsche mit sechs Pferden, ei! die glänzten, daß es schön war, wie eine Königs-Equipage, und ein Bedienter, der brachte noch ein siebentes, das war für den armen Müllerbursch; aus der Kutsche aber stieg eine prächtige Königstochter und ging in die Mühle hinein, da riß der Müller geschwind das Käppl vom Kopf, und die Königstochter war das kleine bunte Käzchen, dem der arme Hans sieben Jahre gedient hatte. Sie fragte den Müller, wo der Mahl-Bursch, der Kleinknecht, wäre? Da sagte der Müller: „den können wir nicht in die Mühle nehmen, der ist so verrissen und liegt im Gänsestall." Da sagte die Königstochter, sie sollten ihn gleich holen. Also holten sie ihn heraus, und er mußte sein Kittelchen zusammenpaken, um sich zu bedeken; da schnallte der Bediente prächtige Kleider aus, und mußte ihn waschen und anziehen, und wie er fertig war, konnte kein König schöner aussehen. Darnach wollte die Jungfrau die Pferde sehen, welche die andern Mahlburschen mitgebracht hatten, eins war blind, das andere lahm. Da ließ sie den Bedienten das siebente Pferd bringen; wie der Müller das sah, sprach er, so eins wär' ihm noch nicht auf den Hof gekommen; „und das ist für den dritten Mahlbursch," sprach sie." „Da muß er die Mühle haben," sagte der Müller; die Königstochter aber sprach, da wäre sein Pferd, er sollte die Mühle auch behalten; und nimmt ihren treuen Hans, und sezt ihn in die Kutsche und fährt mit ihm fort. Sie fuhren erst nach dem kleinen Häuschen, das er mit dem silbernen Werkzeug gebaut hat; da ist es ein großes Schloß und ist Alles darin von Silber und Gold, und da hat sie ihn geheirathet, und war er reich, so reich, daß er für sein Lebtag genug hatte. Darum soll Keiner sagen, daß, wer albern ist, deßhalb nichts Rechtes werden könne.

Preise der Frauendorfer Obstbäume-Gattungen für das Jahr 1835.

Kern- und Stein-Obst.	Nach Größe das Stük von					
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Hochstämmige						
Aepfel-, Kirschen- und Pflaumenbäume	–	12	–	15	–	24
Birnen	–	15	–	24	–	30
Hochstämmige oder Halbhohe						
Aepfel: auf Johannisstämme und Wildlinge; Birnen auf Quitten und Wildlinge; Kirschen auf Prunus Mahaleb und Wildlinge, und dann Pflaumen-Bäume	–	12	–	18	–	24
Pyramiden oder Kunkeln						
Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen	–	10	–	15	–	20
Spalier-, Zwerg- oder Geländer-Bäume.						
Aprikosen und Pfirschen	–	36	–	48	1	12
Aepfel, Kirschen und Pflaumen . .	–	8	–	12	–	18
Birnen	–	10	–	15	–	20
Topf-Bäume.						
Aprikosen und Pfirschen	–	–	–	36	–	–
Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen	–	15	–	24	–	48
Einjährige Kopulanten und Okulanten.						
Aepfel auf 3jährige Wildlinge veredelt mit Sorten nach freier Wahl .	–	6	–	–	–	–
100 " " Wahl der Besteller	12	–	–	–	–	–
100 " " unserer Auswahl	10	–	–	–	–	–
100 " im Rommel . . .	8	–	–	–	–	–
Birnen, Kirschen und Pflaumen auf 4jährige Wildlinge mit Namen .	–	9	–	–	–	–
Birnen und Kirschen:						
100 Sorten nach Wahl der Besteller	14	–	–	–	–	–
100 " " unserer Auswahl	12	–	–	–	–	–
100 " im Rommel . . .	10	–	–	–	–	–
Pflaumen-, 50 Sorten mit Namen .	7	–	–	–	–	–
Frucht-Schmuk-Bäume.						
Azerolenbirn	–	18	–	24	–	36
Kornel-Kirsche (Cornus mascula) .	–	9	–	15	–	20
Mahaleb-Kirsche (Prunus Mahaleb)	–	6	–	12	–	18
Portugiesischer Quittenbaum . . .	–	6	–	–	–	–
Gemeiner Quittenbaum	–	4	–	–	–	–
Pfropfreiser						
von jeder Art aus unserm Verzeichnisse	–	4	–	–	–	–
Aepfel-Wildlinge,						
1000 3jährige	5	–	–	–	–	–
Birn-Wildlinge,						
1000 3jährige	10	–	–	–	–	–

Schalen- oder Beeren-Obst.

Man hat in neuerer Zeit angefangen, in englische Parks vorzugsweise Fruchtsträucher und Frucht-Bäume statt der Quercus, oder Fraxinus etc. zu verwenden, und das mit vollem Beifall und allseitiger Nachahmung.

Wir empfehlen hiezu aus unsern Vorräthen:

	Das Stük	
	fl.	kr.
Kastanien: ächte italienische oder eßbare d. St.	–	24
Haselnüsse: in 9 Sorten	–	6
Wallnußbäume: in 4 Sorten	–	12
Stachelbeeren: englische in allen Farben von vorzüglicher Größe und verschiedener Reifezeit, in 400 Sorten, das Stük	–	9
100 Sorten nach Auswahl der Besteller . .	12	–
100 " " unserer Auswahl	10	–
100 " im Rommel	8	–
Johannisbeeren: in 15 Sorten, d. St.	–	6
100 Sorten im Rommel	5	–
Erdbeeren: 18 vorzügl. Sorten mit Namen, d. St.	–	6
Alle 18 Sorten zusammen mit Namen . . .	1	12
100 Stük von allen Sorten durcheinander .	4	–
100 " " einerlei Sorte	3	–
Himbeeren: in 5 Sorten, d. St.	–	3
Brombeeren: in 4 Sorten, d. St.	–	3
Hainbutten: mit gewöhnlicher Frucht, d. St. .	–	2
mit sehr großer Frucht, d. St.	–	12
Weinreben: von mehreren auserlesenen Sorten kostet		
Nach Wahl der Besteller: Eine bewurzelte Rebe	–	20
Nach Wahl der Besteller: Eine unbewurzelte Rebe	–	9
Nach unserer Auswahl: Eine bewurzelte Rebe	–	15
Nach unserer Auswahl: Eine unbewurzelte Rebe	–	6
100 Sorten bewurzelte Reben im Rommel .	18	–
100 " Schnittlinge im Rommel . . .	10	–

Zier-Bäume

Akazien: gemeine von 4—15 Fuß Höhe,
das Stük von 6—24 kr.
das 100 von 8—24 fl.

Ahorn: gemeiner, das Stük von . . 9—24 kr.
das 100 hievon 10—30 fl.

Gemeine oder Roßkastanie:
das Stük von 12—24 kr.
das 100 von 15—30 fl.

Pappeln: italienische,
das Stük von 4—15 kr.
das 100 von 5—15 fl.

Noch empfehlen wir als das beste Material

zu lebenden Zäunen

dreijährige Weißdorn, ... das 100 3 fl.

☞ Ein Verzeichniß unserer ausländischen Gehölze und Sträucher zu englischen Anlagen rc. enthält die Garten-Zeitung 1831 S. 281–320; — eine nachträgliche Erklärung darüber der Jahrgang 1832 S. 309–314.

Ausser diesen Verzeichnissen finden sich in den verschiedenen Garten-Zeitungs-Jahrgängen auch unsere sonstigen Sammlungen, nebst Preisen, und zwar:

Die Nelken	im Jahrg.	1826	S.	301
Die vorzügl. Zimmerpflanzen	" "	1827	"	239
Die Blumenzwiebeln . .	" "	1828	"	201
Die Semperflorens-Rosen .	" "	1828	"	83
Die perennirenden Zierpflanzen	im Jahrg.	1829	S.	209
Die Landrosen	" "	1830	"	340
Die Georginen	" "	1830	"	309
Die Pelargonien	" "	1830	"	34

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 5. 29. Jäner 1835.

Inhalt: Volks-Dank dem k. Ministerium des Innern ꝛc. — Wurstvergiftungen zu vermeiden. — Die siamesische Suppe. — Hausmärchen.

Volks-Dank dem k. Ministerium des Innern für seine Sorgfalt zur Verbreitung der Güllebenüzung.

Durch das Organ des Wochenblattes des landwirthschaftlichen Vereins in Bayern erhalten wir zu unserer großen Freude so eben Kunde von einem, an Bayerns sämmtliche Kreisregierungen unterm 8. Dezember v. Js. erlassenen k. Ministerial-Reskripte folgenden Inhalts:

„Die Benüzung der Gülle steht bei den bayerischen Landwirthen größtentheils auf sehr niedriger Stufe, und häufig unbekannt ist noch deren Werth als Düngungsmittel überhaupt, insbesondere aber für Wiesen und Futterkräuter, und damit für die Emporbringung der Viehzucht. Sind auch zur Einführung einer ganz geregelten Benüzung derselben mehrfache Aenderungen in der meistens beobachteten Bewirthschaftungsweise erforderlich, so erscheint doch jeder einzelne Vorschritt zu ihrer Einführung als bemerkenswerther Gewinn. — Der dießjährige trokene Sommer hat die Landleute in allen Gegenden Bayerns zu Anschaffung einer großen Menge von Wasserfässern veranlaßt; nach vorübergegangenem Bedarfe steht zu befürchten, daß sie wieder veräußert oder zerschlagen werden, während sie zwekmäßig zu Güllenfässern verwendet, und damit der Grund zur Einführung und Verbreitung der Güllen-Wirthschaft gelegt werden könnte.“

„Die königl. Kreisregierung wird hiemit aufmerksam gemacht, und von ihrem Eifer für den Aufschwung der vaterländischen Landwirthschaft gewärtiget, daß die sämmtlichen Polizei-Behörden des Kreises beauftragt werden, die ihnen untergeordneten Gemeinden von den großen Vortheilen der bemerkten Maßregel zu verständigen und auf deren Ausführung thätigst hinzuwirken.“

Das Wochenblatt des landwirthschaftlichen Vereins sezt bei:

„Daß die Güllebenüzung einen der wichtigsten Artikel der Landwirthschaft vorstellt, ist längstens schon durch allseitige Erfahrung an den Tag gelegt. Deßwegen wurde in diesen Blättern darüber schon so oft und nachdrüklich gepredigt; aber auch gezeigt, wie solche in Anwendung kommen soll. Mit dem bloßen Ermahnen zum Odelausführen in Fässern ist noch nichts gethan. Es gehören zuerst die Vorrichtungen in den Ställen zum Auffangen des Odels, dann eine zwekmäßige Düngerstätte und besondere Behältnisse oder Sammler zur Güllebehandlung dazu. Ganz ausführlich ist dieses Alles beschrieben, und durch Zeichnungen anschaulich gemacht in der Abhandlung über den Dünger als das Lebensprinzip der Landwirthschaft vom Staatsrath von Hazzi, München bei Fleischmann 1821, dermal 5te Auflage 1829. Eben Herr Staatsrath von Hazzi hat diese Ermunterung zur Güllebenüzung noch mehr dadurch befördert, daß er 1830 einen Preis von 100 fl. für diejenige Dorfsgemeinde aus eigenen Mitteln aussezte, welche zu ganz ihre Düngerstätten im Dorfe gehörig geordnet, und die Bereitung und Benüzung der Gülle hergestellt hat. Dieser Preis wurde vom Dorfe Engishausen im Landgerichte Illerdießen 1831 auch errungen. Seitdem hat das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins dieses nachgeahmt, und gibt alle 3 Jahre einen solchen Preis à 200 Gulden, wovon der erste heuer von der Gemeinde Göcklingen im k. b. Landkommissariate Landau im Rheinkreise erworben wurde. Ein derlei Preis wird auch im künftigen Jahre wieder vertheilt.“

Fast möchte es scheinen, als wenn das landwirthschaftliche Wochenblatt in dem Ausdruke: „mit dem bloßen Ermahnen ꝛc. ist noch nichts gethan," auf diesen Erlaß des k. Ministeriums nicht viele Hoffnungen legte; wir Landleute aber, ohne darauf einzugehen, was zur Verbreitung der Gülle-Benüzung zwekmäßiger anzuordnen seyn möchte, wissen Hochdemselben gar großen Dank für solche Belehrung, wie wir unsere Trinkwasser-Geschirre ökonomisch auch zu Mistjauche-Fässern benüzen können.

R. T. A.

Die Gülle (Mistjauche) als Dungmittel ist allerdings der Aufmerksamkeit der obersten Staats-Verwaltung würdig und um so mehr von höchster Wichtigkeit für das ganze Land, als dieselbe auf jedem Landgute, jedem Boden anpassend ist, und ihre Anwendung sich mit unbeschreiblich gutem Erfolge lohnt.

Ist es irgend eines der ärmsten Landguts-Besizer ernstlicher Wille, sich schnell emporzuschwingen in höhere Erträgnisse seines Gutes, und in Wohlstand und Ueberfluß, so kann er es gleich von diesem Augenblike an! Die dürrste Haide bewächst sich unter dem Beguße mit Jauche zur fettesten Wiese; ein Klee-Aker läßt sich noch einmal so oft mähen und liefert jedesmal gerade noch einmal so viel, als er ohne Jauche-Beguß geliefert hätte.

Zur erfprießlichen Benüzung derselben gehört allerdings einige Wissenschaft, und zwar: wie man die Jauche sammelt, wie man sie zubereitet, wie man sie ausführt, wie man damit den Viehdünger veredelt und wie der Zusammenhang des Kuhstalles mit den Jauchgruben beschaffen seyn soll. Ueber all Dieses folgt hier eine umständliche Belehrung.

A. Von den Behältern zur Sammlung der Jauche.

1) In jedem Stalle, oder nahe dabei, müssen tief in die Erde große Jauchgruben gegraben, und mit aufgesezten Baksteinen ausgemauert werden. Damit jedoch diese kaum 4 Zoll dike Mauer ihre gehörige Festigkeit bekomme, auch die Bak-Steine nicht so leicht faulen, so sind diese Gruben zirkelrund wie ein Thurm zu bauen, und hinter den Baksteinen ist das Erdreich noch besonders mit Kalk zu bewerfen.

2) Nebst diesen großen Jauchkästen braucht man in jedem Stalle auch noch 2 gemauerte Harn-Kästen, und zwar einen Harnkasten, worin man den Harn vorbereitet, ehe er in den großen Jauch-Kasten kommt, und den andern Harnkasten, worin man den Dung verbessert und vorbereitet, ehe er auf den Misthaufen kommt.

B. Von der Zubereitung der Jauche.

Es ist ausgemacht, daß jedes Stük Vieh täglich 5 Maß Urin gibt. Wenn man also 10 Stük Vieh im Stalle hat, so bekommt man täglich 50 Maß Urin.

Die 5 Maß Urin von jedem Stük Vieh müssen durch kunstlose und gar leichte Verfahrungs-Art täglich auf 50 Maß Jauche vermehrt werden, so daß man also von 10 Stük Vieh täglich 500 Maß Jauche erhält.

Das wird nemlich so gemacht: des Tages bei Fütterungszeit werden öfters die Exkremente (Abfälle) vom Vieh in den einen Harnkasten geworfen, und zu den 5 Maß Urin auf jedes Stük Vieh noch 45 Maß reines Brunnenwasser (noch besser Regenwasser) nachgeschöpft, was durch eine Rinne, die von außen in den Stall geht, sehr leicht thunlich ist.

Sodann wird diese Masse öfters umgerührt und ein wenig verweseter kurzer Mist darein geworfen.

Wenn nun auf solche Art der Harnkasten endlich ganz voll geworden (welches, je nachdem er groß genug ist, 4—5 Tage anstehen kann), wird er mittelst Schöpfen oder Spundes in die nahe befindliche große Jauchgrube übergeleert.

Hier ist nun das eigentliche und wahre Gährungs- und Bereitungs-Behältniß für die Jauche.

Man hat diese Jauche ehmals wohl drei Monate lang in diesem Sammler, gut verdekt, stehen lassen; aber wenn man auf den Boden Asche und wohlverfaulten Kuhmist legt, dann öfters eine ziemliche Menge siedendes Wasser darein gießt, so wird die Jauche in Zeit von 3 Wochen brauchbar zum Ausführen auf Aeker und Wiesen; und

nun ist der glükliche Augenblik vorhanden, der ein überall doppeltes Erträgniß liefert, wo nur immer diese Jauche hingefahren wird.

Es ist der Mühe werth, von diesem bei uns noch so unbekannten Dungmittel sowohl die Anwendung als Wirkung noch näher zu betrachten:

1) Die Felder und Wiesen, so damit besprengt werden, braucht man nicht weiter mehr zu düngen, und doch bringen die schlechtesten Wiesen das schönste Gras dreimähdig hervor.

2) Auch brauchen die Felder, worauf Kraut und anderes Gemüs gebaut wird, keinen andern Dung, sondern es werden lediglich die Pflanzen, sobald sie auf das Feld gesezt sind, mit Jauche begossen, oder vielmehr dieses Wasser wird um die Pflanze herumgeschüttet, worauf das herrlichste Gemüs wächst.

Beim Hofstätter in Reitthenen, der durch Anwendung dieser Jauche seinen Viehstand von 2 Stüken auf 10 Stüke brachte; seinen Wiesen-Ertrag vierfach erhöhte, und von 40 Morgen Land in einem Jahre 7000 fl. Ertrag gewonnen hat (der Beweis steht Jedermann zu Diensten), bei diesem Hofstätter, sage ich, wird das ganze Jahr hindurch mit solcher Jauche gedüngt, und alle Tage eine gewisse Anzahl hievon, im Winter in ganzen Eisstüken, hinaus auf Felder und Wiesen gefahren.

Wenn man aber auch seine Wirthschaft anblikt und sie mit andern vergleicht, steht man wie aus den Wolken gefallen und kann sich gar nicht satt sehen.

Hofstätter behauptet, daß er das Alles seiner ganz besondern Düngungsart verdanke.

Seine Schweinställe sind alle gemauert und stehen hohl, damit auch der ablaufende Schweins-Urin benüzt werden kann.

Alle seine Dienstboten und Kinder haben angewiesene Pläze, wo kein Tröpflein abgehender Urin verloren gehen darf.

Ich wunderte mich Anfangs über diese Einrichtung und schien mir gar zu weit getrieben.

Aber, — da fing Hofstätter an, die Sache mir nach seiner bessern Einsicht zu erklären.

Wüßten, oder glaubten nur die Bauersleute, sagte er, welche Fettigkeit, welche salzige und ölige Kraft durch die nasse Düngung auf die Felder und Wiesen kömmt, sie würden in ganzen Dorfschaften bald wetteifern um die Vortheile dieser ihnen noch ganz unbekannten Quelle zum Reichwerden!

Ei, sprach ich, so ganz unbekannt ist ihnen die Güte der Jauche doch nicht; denn die meisten kehren sie aus ihrem Gehöfe weg gar fleißig in ihre Hofwiesen! —

Da lachte Hofstätter, daß er sich den Bauch halten mußte. (Er ist ein wenig fett geworden, und sieht aus, so munter und frisch wie das Leben!)

„Das wäre mir die wahre Benüzung, fing er an, wie's Diese machen; ja, daraus kann man sich freilich noch keinen Begriff machen von den Wirkungs-Erfolgen der Jauche, wenn man sie nicht so bereitet, wie ich, und sie dann erst auf alle Gründe auseinander fährt!" —

Deßwegen hat Hofstätter nicht etwa Eine, oder zwei drei Jauchgruben, sondern er hat deren mehrere, weil er auch künstliche Jauchen macht, aus zusammengefangenem Gassen- und Wasch-Wasser; aus allerlei Abfällen: Hühnermist, Stroh, Laub, Moos, Streu und Rieth, schlechtem Heu, Auskehricht, Rußasche, Tauben- und Menschenkoth!

Hofstätter hält es für besser, lieber mehrere, als zu große Sammler zu halten. —

So hat er auch einen eigenen Sammler für das vom Dunghaufen wegseigernde Wasser.

Jede solche Grube ist mit eingefalzten starken Brettern bedekt, die man an eisernen Ringen leicht wegheben kann.

C. Von der Ausführung der Jauche.

Zum Ausfahren seines nassen Düngers auf die Felder hat Hofstätter ein großes Faß auf einem zweirädrigen Karren. Das Faß hat hinten einen Schlauchzapfen, und unter diesem ein Brett mit kleinen Vertiefungen als Rinnleitungen.

So — überfährt Hofstätter täglich einen Theil seiner Grundstüke; jedoch nicht bei Sonnen-Hize, sondern früh Morgen oder Abends.

Besonders vortheilhaft ist es aber, wenn man gerade vor einem Regen die Jauche ausfährt.

Sollte ein heißer Sommer seyn, oder sind die Grundstüke, die man düngt, ohnehin hizig, so ist es sehr gut, wenn man unter die Jauche, ehe man sie auf die Felder fährt, noch mehreres Regen- oder Fluß-Wasser schüttet. Dieß braucht man jedoch nur dann zu thun, wenn man im Sommer die Jauche ausfährt; im Winter, Herbst und Frühjahr ist es nicht nöthig.

D. Von der Veredlung des Viehdüngers.

Es wurde gesagt, daß man in jedem Stalle zwei Harnkästen haben soll, und wir haben bereits gehört, wie man den Harn vorbereitet in dem einen.

Dagegen: der zweite Harnkasten gehört blos zur Veredlung des Düngers. In diesen wird nemlich das Koth des Viehes sammt der Einstreu geworfen, ehevor man's auf den Dung-Haufen bringt.

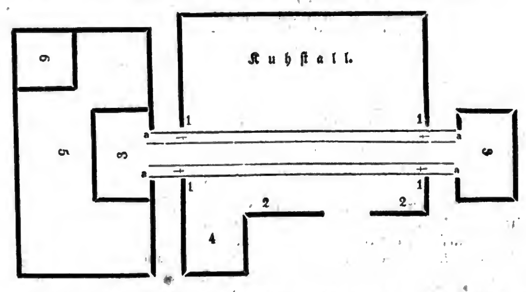
So wird's beisammengelassen, und sehr oft befeuchtet und umgerührt, bis der ganze Harn-Kasten voll ist. Dann — wird's erst auf den Misthaufen gebracht. — Ein solches Fuder Dung ist mehr werth, als andere fünf!

Der beste Dung ist, wie Jedermann einsieht, derjenige, welcher etwas Delichtes mit Wasser Vermischtes enthält, ein verdünntes Fett und in Dünste aufgelöstes Wasser liefert, und einer innern Bewegung oder Fäulung unterworfen ist, wodurch das vorhandene Oel verdünnet, und das Wasser in Dünste aufgelößt wird. Je mehr Fett der Dung enthält, desto nahrhafter und anwendbarer ist er.

Kommt die Streu troken auf den Misthaufen, so geht sie da in Entzündung über, ohne in nüzliche Fäulniß zu gerathen, hört dadurch auf, Dünger zu seyn, und verdirbt noch einen Theil guten Dunges.

E. Von der Verbindung des Viehstalles mit der Jauchgrube.

Zu einer ganz einfachen Einrichtung, wie sie bei jedem Baue möglich und auch bei Hofstätter eingeführt ist, kann man sich aus nachstehender Versinnlichung ein Muster nehmen:



a a Die zwei Harnkästen, welche in die großen Jauchgruben 3 3 auslaufen, bei 1 1 Schleußen haben, damit man sie nach Belieben auslaufen lassen könne. — 2 2 ist der Gang hinter dem Stand der Kühe. — 4 Schweinstall, unter welchem auch ein Kasten befindlich ist. — 5 ist die Dunggrube. — 6 Sammler für das abseigernde Dung-Wasser. Nach Lokalität können noch mehrere Sammler angelegt werden. Nur darauf ist zu sehen, daß aus selben bequem auf die Fuhre zu schöpfen sey.

Um Wurstvergiftungen zu vermeiden,

sind hauptsächlich folgende Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Damit nicht schon in den lebenden Schweinen eine Neigung zur Zersezung sich entwikle, sey man bei deren Fütterung behutsamer. Für die Schweine hält man bei uns Alles für gut genug. Das Spülwasser, worin das Kehricht alles Dessen, was im Hause verzehrt wird, kommt, ist ihr Getränke; oft ist es ganz sauer, wenn es längere Zeit steht. Man reiche ihnen regelmässig frisches Wasser, man sperre sie nicht, um ihre Mastung zu befördern, Tag und Nacht in ihre Ställe ein, wo sie sich kaum umkehren können, sondern lasse sie des Tages ein Paar Stunden herumlaufen. Wo möglich gebe man ihnen auch Eicheln; denn zu beachten ist es, daß Wurstvergiftungen besonders da vorzukommen pflegen, wo es an Eichenwaldungen fehlt. Wilde Kastanien werden ihnen auch gut kommen. Wird ein krankes oder verdächtiges Thier geschlachtet, so lasse man das Blut und die Leber desselben unbenüzt, oder verspeise wenigstens die leztere bald, und nicht erst zu Würsten verarbeitet. Nie sollte man den Magen und den Mastdarm des Schweines zur Bekleidung von Würsten benüzen, am wenigsten solcher, die man nicht gleich verspeisen, sondern räuchern will. Die Wurstmasse besize immer eine ziemliche Festigkeit; ganz zu verwerfen ist diejenige, womit man häufig die Blunzen füllt, wobei man Hirn, Leber, Lungen, Milch, Weken, Salz, Pfeffer, Piment, und sonst noch Alles zusammenwirft. Würste, zu denen man von der Hirnmasse nimmt, sollten immer möglichst bald verspeist werden, nie darf man sie räuchern. Beim Verwällen der Würste tauche man sie nicht nur schnell in heißes Wasser, sondern lasse sie so lange in siedendem Wasser, bis sie völlig davon durchdrungen seyn können. Nach dem Verwällen kühle man sie in anderem Wasser ab, und beschwere und presse sie, damit die kleinen Höhlen, die durch das Eindringen der Wasserdünste beim Verwällen darin entstehen, wieder beseitiget werden. Dann sorge man, daß die Würste bald in den Rauch kommen. Beim Räuchern aber, ist eine Hauptsache, daß die Würste einem gleichförmigen Rauche ausgesezt werden. Wenn sie satt geräuchert sind, bewahre man sie an einem luftigen Orte auf, und hüte sie vor der abwechselnden Einwirkung von Wärme und Kälte. Endlich sey man achtsamer beim Verzehren der Würste auf ihren Geschmak und Geruch und sonstige Beschaffenheit. Die Würste, welche in die giftige Verderbniß übergegangen sind, sind ganz oder zum Theil vorzüglich in ihrem Innern schmierig, haben einen saueren, oder bitter-saueren oder ranzigen (scharffettigen) Geschmak, und einen widerlichen eiterartigen Geruch. Wo man im Geringsten etwas der Art bemerkt, lasse man die Würste liegen.

(Aus dem Münchener Tagblatt.)

Die siamesische Suppe.

Quin, der berühmte Schauspieler, wurde im höheren Alter ein ausgesuchter Gutschmeker, und namentlich hatte er eine „siamesische Suppe," wie er sie nannte, erfunden, die wegen ihres Wohlgeruches und Geschmakes, und weil er in Mode war, allgemeinen Ruf bekam. Jeder schäzte sich's zur Ehre, einmal bei ihm essen zu können, blos der siamesischen Suppe wegen. Wo er einmal eingeladen war, entschuldigte man sich, ihm keine siamesische Suppe vorsezen zu können. Alle Welt plagte ihn um das Recept dazu; aber den Männern schlug er es geradezu und den Frauen mit vieler Artigkeit ab. Er wurde mit Briefen deßhalb von allen Seiten bestürmt, denn jedes Diner und Souper verlor die Würze, weil die siamesische Suppe fehlte. Endlich hatte man gar eine Verschwörung gegen ihn gemacht. Junge Männer, die von ihm geladen waren, beredeten sich, ihm in Güte oder mit Gewalt das Recept abzupressen, ehe sie aus dem Hause gingen. Er bekam indessen Kunde davon und traf seine Maßregeln. Seiner Köchin gab er ein Paar Stiefeln. „Diese kochst du recht tüchtig," sagte er, „und wenn sie weich sind, schneidest du sie in feine Streifchen, daß sie wie gebakenes Fleisch aussehen." Gesagt, gethan! Das Souper sollte vor sich gehen. Die Streifchen wurden mit Zwiebeln, Pfeffer, Wein, Häring und zehn anderen Ingredienzien mit Was-

ser in einem wohlverschlossenen Topfe gekocht und als „siamesische Suppe" aufgetragen. Ach, so köstlich hatte noch keine geduftet, so wohl noch keine geschmekt! Alle assen begierig, nur Quin nicht, der Unwohlseyn vorschüzte. Der Abend ging angenehm dahin, die Scheidungsstunde schlug, und die Verschwornen rükten nun mit ihrem Verlangen vor, das Quin zu erfüllen schon längst auf's Ungefähr hin versprochen hatte. Aber er stotterte; er machte Ausflüchte, wie immer, bis endlich die Geduld der Gäste ausriß und die kategorische Erklärung folgte: nicht von der Stelle zu gehen, bis er die Anweisung mitgetheilt habe. „Nun, woblan denn!" sprach er. Alle sezten sich hin und zogen die Schreibtafel heraus. Erwartungsvoll hielt jeder den Bleistift.

„Zuerst nehmen Sie ein Paar alte Stiefeln!"

„Was? alte Stiefeln?"

„Je älter, je besser!"

„Wie?"

„Trennen Sie die Sohlen und Stulpen ab und sieden sie in einem Eimer Wasser."

Alle sahen sich träumend an. Er diktirte gelassen fort.

„Schneiden Sie sie, wenn sie weich sind, in zarte Streifchen und kochen Sie dieselben dann in 3 Maß Wasser."

Jezt hatte die Geduld der strengen Gäste ein Ende; sie sprangen tobend auf ihn los und fragten, ob er sie für Narren halte?

„Ganz und gar nicht! Fragen Sie meine Köchin!"

Darauf wollten Sie es nicht ankommen lassen; seine kalte, satyrische Miene verrieth zu sehr, daß er Wahrheit gesprochen habe.

„Sollte Ihnen die Suppe nicht recht zusagen," tröstete er sie, „so gehen Sie nur zu meinem Nachbar, dem Apotheker, und nehmen Sie eine Prise Ipecacuanha!"

Die angeführten Gäste verstanden den Wink, und haben wahrscheinlich nie wieder siamesische Suppe verlangt.

H a u s m ä r c h e n.

Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich.

Es war einmal eine Königstochter, die saß daheim und wußte nicht, was sie vor langer Weile anfangen sollte. Da stand sie auf, nahm eine goldene Kugel, womit sie schon oft gespielt hatte, und ging hinaus in den Wald. Mitten in dem Walde aber war ein reiner, kühler Brunnen, dabei sezte sie sich nieder, warf die Kugel in die Höhe, fing sie wieder, und das war ihr so ein Spielwerk. Es geschah aber, als die Kugel einmal recht hoch geflogen war, und die Königstochter schon den Arm in die Höhe hielt und die Fingerchen strekte, um sie zu fangen, daß sie neben vorbei auf die Erde schlug und geradezu in's Wasser hinein rollte.

Erschroken sah ihr die Königstochter nach; aber die Kugel sank hinab, und der Brunnen war so tief, daß kein Grund zu erkennen war. Als sie nun ganz verschwand, da fing das Mädchen gar jämmerlich an zu weinen, und rief: „ach! meine goldene Kugel! hätte ich sie wieder, ich wollte Alles darum hingeben: meine Kleider, meine Edelsteine, meine Perlen, ja meine goldene Krone noch dazu." Wie es das gesagt hatte, tauchte ein Frosch mit seinem diken Kopf aus dem Wasser heraus und sprach: „Königstochter, was jammerst du so erbärmlich?" „Ach," sagte sie, „du garstiger Frosch, was kannst du mir helfen! meine goldene Kugel ist mir da in den Brunnen gefallen." Der Frosch sprach weiter: „deine Kleider, deine Edelsteine, deine Perlen, ja deine goldene Krone, die mag ich nicht; aber wenn du mich willst zu deinem Freund und Gesellen annehmen, wenn ich soll an deinem Tischlein sizen zu deiner rechten Seite, von deinem goldenen Tellerlein mit dir essen, aus deinem Becherlein trinken und in deinem Bettlein schlafen, so will ich dir deine Kugel wieder herauf holen." Die Königstochter dachte in ihrem Herzen: was der einfältige Frosch wohl schwäzt! ein Frosch ist keines Menschen Gesell und muß im Wasser bei seines Gleichen bleiben, vielleicht aber kann er mir die Kugel herauf holen; und sprach zu ihm: „ja meinetwegen, schaff mir nur erst meine goldene Kugel, es soll dir Alles versprochen seyn."

Als sie das gesagt hatte, tauchte der Frosch seinen Kopf unter das Wasser, sank hinab, und über ein Weilchen kam er wieder in die Höhe gerudert,

hatte die Kugel im Maul und warf sie heraus in's Gras. Da freute sich das Königskind, wie es wieder sein Spielwerk in den Händen hielt. Der Frosch rief: „nun warte, Königstochter, und nimm mich mit!" Aber das war in den Wind gesprochen, sie hörte nicht darauf, lief mit ihrer Goldkugel nach Haus, und dachte gar nicht wieder an den Frosch.

Am andern Tag, als sie mit dem König und allen Hofleuten an der Tafel saß und von ihrem goldenen Tellerlein aß, kam, plitsch, platsch! plitsch, platsch! etwas die Marmor-Treppe herauf gekrochen, und als es oben war, klopfte es an der Thür und rief: „Königstochter, jüngste, mach' mir auf!" Sie lief und wollte sehen, wer draußen wär'; als sie aber die Thür aufmachte, so saß der Frosch davor. Da warf sie die Thüre hastig zu, und sezte sich ganz erschroken wieder an den Tisch. Der König sah, daß ihr das Herz gewaltig klopfte, und sprach: „ei, was fürchtest du dich, steht etwa ein Riese vor der Thür und will dich holen?" „Ach nein," sprach das Kind, „es ist kein Riese, sondern ein garstiger Frosch, der hat mir gestern im Wald meine goldene Kugel aus dem Wasser geholt, dafür versprach ich ihm, er sollte mein Geselle werden; ich dachte aber nimmermehr, daß er aus seinem Wasser heraus könnte; nun ist er draußen, und will zu mir herein." Indem klopfte es zum Zweitenmal und rief draußen:

„Königstochter, jüngste,
mach' mir auf!
weißt du nicht, was gestern
du zu mir gesagt
bei dem kühlen Brunnen-Wasser?
Königstochter, jüngste,
mach' mir auf!"

Da sagte der König: „hast du's versprochen, mußt du's auch halten, geh' und mach' ihm auf." Sie ging und öffnete die Thüre, da hüpfte der Frosch herein, ihr immer auf dem Fuße nach, bis zu ihrem Stuhl. Da saß er und rief: „heb mich herauf zu dir!" Sie wollte nicht, bis es der König befahl. Als der Frosch nun oben auf einem Stuhl neben ihr saß, sprach er: „nun schiebe mir dein goldenes Tellerlein näher, damit wir zusammen essen. Das that sie auch, aber man sah wohl, daß sie's nicht gerne that. Der Frosch ließ sich's nun schmeken, während ihr fast jedes Bißlein im Hals blieb. Dann sprach er: „nun hab' ich mich satt gegessen, und bin müde, trag' mich hinauf in dein Kämmerlein, und mach' dein seiden Bettlein zurecht, da wollen wir uns schlafen legen." Da fing die Königstochter an zu weinen, und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren, und der sollte nun in ihrem schönen, reinen Bettlein schlafen. Der König aber blikte sie zornig an und sprach: „was du versprochen hast, sollst du auch halten, und der Frosch ist dein Geselle." Da half nichts mehr, sie mochte wollen oder nicht, sie mußte den Frosch mitnehmen. Sie war aber in ihrem Herzen bitterböse, pakte ihn mit zwei Fingern und trug ihn hinauf, und als sie im Bett lag, statt ihn hinein zu heben, warf sie ihn aus allen Kräften an die Wand: „nun wirst du Ruhe haben, du garstiger Frosch!"

Was aber herunter fiel, war nicht ein todter Frosch, sondern ein lebendiger, junger Königssohn mit schönen und freundlichen Augen. Der war nun von Recht und mit ihres Vaters Wille ihr lieber Geselle und Gemahl. Da schliefen sie nun vergnügt zusammen ein, und am andern Morgen, als die Sonne sie aufwekte, kam ein Wagen herangefahren mit 8 weißen Pferden bespannt, die waren mit Federn geschmükt und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Der treue Heinrich hatte sich so betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte müssen um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen sollte den jungen König in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, und stellte sich wieder hinten auf, voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stük Wegs gefahren waren, hörte der Königs-Sohn hinter sich, daß es krachte, als wär' etwas zerbrochen. Da drehete er sich um und rief:

„Heinrich, der Wagen bricht!"
„Nein, Herr, der Wagen nicht,
es ist ein Band von meinem Herzen,
das lag in großen Schmerzen,
als Ihr in dem Brunnen saß't,
als Ihr eine Fretsche (Frosch) wast' (war't)."

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Weg, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrichs absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glüklich war.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Geheime Nachrichten aus einem Schlaraffen-Lande.

Die Pracht der Könige in diesem Lande läßt sich in unserer Sprache gar nicht beschreiben, und mit unserm Verstand gar nicht begreifen. Wir erzählen daher unsern Lesern, wie die Besenbinder und Kesselflicker leben. Unsere Schlösser sind elende Hütten gegen ihre Wohnungen. Der armseligste Hungerleider hat täglich wenigstens zwanzig Schüsseln auf seinem Tisch, und ich kenne keinen Schneider, der nicht seine sechs Kutschen und einen Marstall von hundert Pferden hat. Jede Schusterin hat ein halb Duzend Kammermädchen, und es ist kein Lakei, der sich nicht wieder seine eigenen Lakeien hält. Dem Vorreiter reitet wieder ein anderer vor, und der Schuhpuzer würde lieber sterben, als daß er sich die eigenen Schuhe puzte. Der Kutscher steigt, wenn er seinen Herrn gefahren hat, von dem Kutschbok desselben in seine eigene Kutsche. Hanns befiehlt dem Hanns, die Pferde anzuspannen. Die Kammerdiener der Fürsten haben Kammerherren zu ihrer Aufwartung. Der Küchenjunge eines Großen hat nicht viel weniger Köche in seinem Dienst, als sein Herr, und ich wollte den gütigen Lesern nichts wünschen, als daß sie einmal einem Feste beiwohnten, das ein Scheeren-Schleifer seinem Geburtstage zu Ehren veranstaltet. Die reisenden Handwerksburschen gehen mit Extrapost auf die Wanderschaft, und selten sieht man einen armen Teufel unter ihnen, der mit weniger als vier Pferden fährt. Für ein Trinkgeld, das eine Magd bekömmt, kann man bei uns ein Fuder Wein kaufen, und ein Hochzeitgeschenk beträgt mehr, als bei uns das reichste Heirathgut. Wer ein Vermögen von einer Million besizt, ist ein Bettler, und wehe dem Hartherzigen, der gegen einen solchen Millionär seine milde Hand nicht öffnet! Es versteht sich von selbst, daß diese Bettler auch in andern Dingen himmelweit von den unsrigen verschieden sind. Ihre Kleider sind freilich zerlumpt. Aber wer bei uns das Glük hätte, ein solches weggeworfenes Bettlergewand auf der Strasse zu finden, würde durch diese Lumpen ein reicher Mann werden. Ist einer bei seiner Armuth noch ein Krüppel, so sind seine Krüken von dem köstlichsten Holz, und reich mit Edelsteinen und Perlen, oder wenn der Mann gar zu arm ist, wenigstens mit Gold besezt. Sie fahren in niedlichen Wagen von Haus zu Haus, und ein zierlich gepuzter Page empfängt in ihren Namen das Almosen, das nicht in Kupfermünze, sondern in Goldstüken besteht. Zwar ist das Betteln in diesem Lande beinahe noch strenger verbothen, als bei uns; aber da die Bettelvögte zu gut bezahlt, und überhaupt zu reich sind, so werden sie unerträglich faul, und es ist ein Wunder, wenn sie einen ertappten Bettler in's Arbeitshaus ausliefern. Eine Menge Arme werden in Spitälern verpflegt, die bei uns nicht zu schlecht für die Wohnung eines Fürsten wären. Die Pfleglinge sehen täglich Rebhühner und Fasanen, und überhaupt nur solche Gerichte auf ihrer Tafel, die man bei uns unter die Lekereien zählt, und nicht schlechter als ihr Essen ist der Wein, den sie trinken. Ist es ihnen nicht zu beschwerlich, so machen sie sich Bewegung in dem prachtvollen Garten des Hauses, und des Nachts ruhen sie in Grahamschen Betten. Aber nichts desto weniger bedauert Jedermann die Unglüklichen, die ihr Mißgeschik diesen milden Anstalten überliefert, und menschenfreundliche Schriftsteller schreiben ganze Bücher über die Mängel derselben, und über die Mittel, ihnen abzuhelfen. Doch, ich würde nicht fertig werden, wenn ich den Reichthum der Armen dieses Landes, und die Herrlichkeiten, die man in den Wohnungen des Elends antrifft, umständlich beschreiben wellte, und ich will also nur noch mit wenigen Worten einiger anderen Merkwürdigkeiten gedenken. Diebe findet man nur selten in diesem Lande, weil es gar zu beschwerlich ist, so viel zu stehlen, daß es sich der Mühe lohnet. Doch hängt man auch dort, wie bei uns, nur die kleinen Diebe. Wer übrigens gehangen wird, hat wenigstens den Trost, daß der Galgen von Gold, der Strik von Seide, und der Henker ein Mann ist, der sich den Henker um die Leute bekümmert, vor denen sich bei uns der Stolz selbst beugen muß.

Den Frauen dieses Landes sagt man nach, daß sie viel schlafen, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß sie mehr Nächte auf Bällen, als im Bette zubringen. Zwar sind sie unglüklich genug, weder vom Thee noch Kaffee etwas zu wissen. Aber darum unterlassen sie doch nicht, einander täglich Visiten zu machen, in welchen viel getrunken, und noch mehr gelästert wird. Wenn übrigens eine von der andern übel spricht, so geschieht es immer in ihrer Abwesenheit, und nur erklärte Feindinnen schimpfen sich von Angesicht zu Angesicht. Die sich am Besten kleidet, wird am Meisten gehaßt, und ein neuer Hut macht der ältesten Freundschaft ein Ende. Die Männer sind im höchsten Grad eifersüchtig, und wie die Frauen behaupten, mit dem größten Unrecht. Wenn die Kinder nicht immer gut erzogen werden, so sind wenigstens die Mütter nicht schuld, weil diese die Erziehung als eine Sache, die sie nicht verstehen, andern Leuten überlassen, die ordentlich ein Handwerk davon machen, und sie also nothwendig aus dem Grunde verstehen müssen.

Das Land hat einen großen Ueberfluß an Aerzten, und doch ist die Sterblichkeit nur mittelmäßig. Das Schlaraffenland ist die eigentliche Heimath der Poeten, und es wimmelt daher dort von ihnen. Allein außer ihrer eigenen genießen diese Hyppokrenentrinker und Hypogryphenreiter keine sonderliche Achtung. Der größte Theil von ihnen ist wahnsinnig. Die Werke dieser Poeten sind meistens satyrischen Inhalts. Ein Klinggedicht ist das Höchste der schlaraffenländischen Poesie, und ohne dasselbe kann selbst ein Homer weder sich noch andere unsterblich machen. Die Bürger- und Bauern-Zeitung wird dort mit goldenen Lettern auf Atlas gedrukt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 6. 5. Februar 1835.

Inhalt: Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Neuestes Blumengestell für den Zimmergarten. — Hausmärchen. — Frühzeitliche Wirthschaftlichkeit.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Alle Jahre wird auf dem platten Lande bei versammelter Gemeinde und in Gegenwart eines Gerichts-Abgeordneten die Rechnung über die Jahres-Einnahme und Ausgabe ꝛc. gestellet, und dabei Manches zur Sprache gebracht, was mehr, oder minder dem Wohle der Gemeinde zusagen kann. — Warum wird bei dieser, wie mir scheint, so günstigen Gelegenheit nicht auch von der möglichen, aber nicht überspannten Verbesserung der Lokal-Landwirthschaft, der Obst-, Bienen-, Schafzucht u. s. w. gesprochen? — Dort, wo noch keine eigenen und förmlichen Kulturkongresse bestehen, könnte dieses nur vom wesentlichen Nuzen seyn, besonders wenn landgerichtliche, oder herrschaftliche Beamte diese Lokal-Sammlungen in einem Zentral-Berichte dem hochverehrlichen General-Komité des landwirthschaftlichen Vereines von Bayern alle Jahre vorlegen, und lezteres dieselben benehmlich mit andern hieher bezüglichen ökonomischen, oder Garten-Vereinen prüfen und in nähere Erwägung ziehen wollten. — Durch diese neue Beisteier zum wahren Wohle unserer Landwirthschaft würde man auf Manches kommen, was entweder derselben hinderlich im Wege steht, oder derselben förderlich werden könnte; und es wäre möglich, ohne der Freiheit der Agrikultur, in welcher unbedingten Freiheit eigentlich ihr Gedeihen und Aufschwung bestehet, bedenklich nahe zu treten, endlich und nur einzig allein auf diesem Wege ein umfassendes, und auch wirklich passendes Kultur-Gesez in Folge der Zeit aber erst, zu erlassen; wenn man nicht durch die dießfallsigen und vorgemeinten Mittheilungen der äußern Beamten von selbst und lieber, und weit vortheilhafter, und gerade dahin geleitet wird, jenem unmaßgeblichen Winke Beifall und Theilnahme zu schenken, welcher in Nro. 19 dieser Zeitschrift v. Js. S. 145 ꝛc. ehrerbietigst mitgetheilt wurde. — Bei dem allerhöchsten Staats-Ministerium des Innern, wo, gleich den obersten Gerichtshöfen ꝛc., nur der Erfahrung gereiften Menschen-Alters ein Votum gebührt, hat man seit einiger Zeit auch jungen Männern eine Bahn der Vorbereitung und Aussicht geöffnet; warum geschieht nicht Aehnliches bei unsern landwirthschaftlichen Vereinen? Man könnte ja bei leztern die absolvirten Praktikanten, oder Zöglinge landwirthschaftlicher Schulen, oder Musterwirthschaften, oder Garten-Schulen, jedoch nur alsdann, wenn dieselben die Lehr-Anstalt des Herrn geheimen Rathes v. Utzschneider zu Obergiesing über Runkel-Rüben-Zukerfabrikation entsprechend verlassen haben, auch einstweilen anpassend beschäftigen und versorgen, bis bessere Pläze für sie ausgemittelt werden können, ohne ihnen das Recht entscheidender Stimmen einzuräumen, welches nur erprobter und vieljähriger männlicher Erfahrung gebührt. Man prüfe z. B. den Geist dieser jungen Männer durch Abfassung von Exzerpten aus alten landwirthschaftlichen Zeitschriften und Werken ꝛc., durch Anfertigung eigener Aufsäze, Anträge u. dgl., und es wird bald eine nüzliche Pflanzschule künftiger Oekonomie-Verwalter, geleitet und geregelt durch die Theilnahme älterer und bewährter Männer, vor unsern Augen dastehen.

Würde nicht ein bedeutender Nuzen für landwirthschaftliche Zweke auch ganz vorzüglich daraus entspringen, wenn es einmal von Oben herab möglich gemacht werden könnte, daß sich, gleich den naturforschenden Gesellschaften Deutschlands, auch die verschiedenen landwirthschaftlichen Vereine mittels

Abordnungen und Begleitungen von Mitgliedern aus Gartenbau-Gesellschaften rc. gegenseitig und abwechselnd an verschiedenen Orten und Stellen persönlich berühren und besprechen könnten? — Was wird wohl Griechenland zur Beehrung des 12. Oktobers 1835 in landwirthschaftlicher, pomologischer u. s. a. Beziehung wenigstens einleiten? Solche und ähnliche Fragen kann man auch zuweilen in trauten Zirkeln ächter Patrioten vernehmen, die dabei auch wünschen, erfahrne Landwirthe von Zeit zu Zeit auf Beobachtungs-Reisen in's Ausland abzuordnen, und deren Erfolge bekannt zu geben. In fast rein agrinomischen Staaten sollte man doch Alles aufbieten, um die Zweke und die Tendenz der Landwirthschaft und der damit verbundenen Nebenzweige und Gewerbe, z. B. besonders der Runkelrüben-Zukerfabrikation rc. immer mehr und mehr, und immer kräftiger zu befördern. Daher fällt es in Bayern ganz vorzüglich auf, daß, während für alle Zweige und Fächer des Staatsdienstes für die Aspiranten derselben öffentliche Konkurs-Prüfungen angeordnet sind, gerade für den allerwichtigsten Gegenstand unsers Vaterlandes dieselben nicht bestehen. — Eine ältere, wie es scheint, vergessen wordene Verordnung bestimmte es einst sehr genau, wer und unter welchen Bedingnissen er von der allerhöchst bayerischen Regierung Gratifikationen in Anspruch nehmen könne. Aber wer vermehrt wohl am Meisten, wenn auch nicht augenbliklich, aber gewiß in Folge der Zeit, die Renten der Staats-Kassa und das National-Vermögen zugleich, als gerade nur Derjenige, der mit beharrlicher Ausdauer zum wahren Wohle der Landwirthschaft wirket?! Keineswegs werden solche würdige Männer eine solche Gratifikation je und in dem Sinne wahrer Vaterlandsliebe verlangen; sie werden nur im Falle eigener Dürftigkeit die Gnade und Gerechtigkeit einer huldvollen Unterstüzung anflehen und es der Weisheit unserer Regierung anheim stellen, mit den gemeinten Gratifikationen, und wenn es gelingen kann, nach dem Muster der Lebens-Versicherungs-Anstalt in Leipzig einen Unterstüzungs-Verein für geringere und hilfsbedürftige Landwirthe zu fundiren, für eben diesen Zwek in Gnaden zu disponiren. Unser Trost und unsere Beruhigung bestehe einzig und allein darin, in dem wahrhaft königlich erhebenden Beispiele der den Abbrändlern von Kulmain gewordenen allerhöchsten Gnade, auch vielleicht einst an unsern hinterbleibenden Kindern und Gattinnen den lohnenden Segen der Vorzeit zu erbliken! Durchschauet man so recht die Landeskultur-Geschichte eines Staates, so wird es sich erweisen, daß Religiosität und Sitten mit den Vorschritten der erstern immer einen gleichen Gang hielten. Man wird sich bei dieser Gelegenheit mit Wahrheit Dessen erinnern, was so mancher heidnischer Dichter über den Werth des Akerbaues, über das Lob des Landmannes rc. in den Vorzeiten mittheilte. Darauf scheint sich auch die Ur-Idee der ersten Katholiken, z. B. unserer bayerischen Voreltern, und vorzüglich zu den Zeiten des Herzogs Odilo, und mit den Prinzipien der Klöster-Stiftungen verbunden, sicher und gegründet gefußt zu haben. Man stellte hienach damals nach einer ganz eigenen Art und Weise neue Kolonien her, und vielleicht fehlt unsern Tagen nur ein einsichtsvoller und durchgreifender Mann, um auf dem Weg eines Aktien-Vereines, nach dem Muster der katholischen Schweizer-Bischöfe, zwar, und erst kürzlich für einen andern Zwek gewählt, die Segnungen der Vorzeit wiederzubringen und durch die Belebung der Thätigkeit und scharfsinnigen Industrie des Akerbaues, der allgemeinen Handels- und Gewerbsstokung, und der allgemeinen Erwerbs-Verdienstlosigkeit und drohender Verarmung wieder aufzuhelfen. So viel bleibt gewiß, daß, wenn der Stokjobberie der Juden, und der damit verbundenen anderer Kapitalisten, nicht bald ein gemeinnüzlicherer Weg zur Verwendung ihrer Kapitalien ausgemittelt wird, nur ein allgemeiner Ganttag vor der Thüre steht, worüber sich zwar das Ausland freuen, das Inland aber tief trauern wird. Was die Juden nur allein durch überspannte Spekulationen im vorigen Jahre 1834 nach Spanien hin rc. verloren haben, würde gewiß erkleket haben, zwei Königreiche Bayern mit Klöstern zu übersäen und denselben zugleich die Möglichkeit einer verbürgenden Garantie für die von ihnen eingeleiteten landwirthschaftlichen Unter-

nehmungen u. s. w. einzuräumen. Klöster möchten übrigens vor Allem geeigenschaftet seyn, untergegangene Manufakturen wieder zu beleben, neue Industrie-Zweige und Fabriken zu schaffen, jedoch immer nur in der Art, daß dadurch vorerst den der Landwirthschaft zunächst liegenden Gewerben aufgeholfen und dem bürgerlichen Erwerbe selbst nicht der mindeste Entgang, oder Eingriff schädlicher Natur verursacht werde. Worüber allenfalls jezt die Mitzeit lächelt, dessen erfreuet sich vielleicht einst eine dankbarere Nachwelt; und vielleicht erblühen einmal wieder in unserm Vaterlande Klöster, die in Nebengebäuden wohlthätige, momentane Asyle für unglükliche Abbrändler darbieten!

Was es doch für unbescheidene, höherer Weisheit vorgreifen wollende Menschen giebt! — Kaum verbreitete sich nur die Sage von der Aufhebung der Paternitäts-Klage, als schon die, den Landmann besonders, zwar sichernde, aber vielleicht doch noch zu vorschnelle Frage gemacht wurde: Wo sollen alsdann vorzüglich die ohnehin meistens armen Rural-Gemeinden das Geld zur Versorgung unehelicher Kinder hernehmen, und hieße das nicht der Unsittlichkeit ꝛc. Thüre und Thore noch weiter, als bisher, öffnen?! — Andere bringen das alte Lied von den zu beschwerenden Uebergabs-Summen und den damit noch weiters verbundenen Stipulationen ꝛc. der Bauern-Güter zur Sprache, und wieder Andere wünschen, daß sowohl über diesen Gegenstand, als wie auch über den Ankauf, über Pachtung von Dekonomieen, und besonders auch über Emigrationen ꝛc. ein so recht herzliches und zugleich allgemein verständliches Wort in irgend einem Volksblatte einmal ausgedrükt, und damit wahrhaft belehrend genüzt werden wolle! Dabei meinen Einige, daß, wenn dem schlichten Landmanne durch die Herausgabe eines Heller- oder Pfennig-Magazines in leichtfaßlichem Style, und recht wirksam beigesprungen werden könnte, es nur zugleich auch auf diesem Wege möglich gemacht werden dürfte, alles und wirklich Gemeinnüzliche aus andern Werken und Zeitschriften, und nebstbei zugleich als verdauliche Kost, auf die Haustische der Bauersmänner selbst hinstellen und nach Radlof durschüsseln zu können. Bei dem Allen bejammert man aber noch immer und bitter die auch auf dem platten Lande leider! über Hand nehmenden Gant-Edikte, und man glaubt, daß Colerus zu seiner Zeit mit folgendem, und nun wörtlich kommenden Rathe, wenigstens als wahrhaft edler Menschenfreund, Recht gehabt hat:

„Daß man sich bald in ein Gut einweisen lest, „und nimpts dem Wirth mit Gewalt ein, und „stößt ihn heraus, wie bisweilen die Gleubiger thun, das ist ein Tyranisch und Unmenschlich Ding. Denn also kommet der Wirth mit „seinem Weib und Kindern an den Bettelstab, „weil das Gut ganz und gar aus ihren Händen kommet, drumb kan mans also machen. „Man Taxire es nach den Registern, was das „Gut ein Jahr tragen oder bringen kan, „mit der Meyerey, Schäferey, Aker, Wiesen, „Hölzung, Fischerey, Jagdten, Mühlen, Mastungen, allerley Vieh, und gebe es den Creditoren ein auf so viel Jahr, bis sich das „Gut selbst wieder löst, darnach nehme es der „alte Besizer sammt den seinigen wieder ein, „so werden seine Gleubiger bezahlt, und er „bleibt mit seinen Weib und Kindern bei seinen „stück Brod, das ihm Gott bescheret hat.“

(Dieses erinnert wenigstens an die kluge Vorsicht Moses mit der Einführung des Jubel-Jahres und wodurch dieser wohlwollende Mann sein Volk bei häuslichen Ehren und Würden ꝛc. zu erhalten, sich unverkennbar bestrebte. Wahrlich! wer das liebe, und wirklich gute Alte so ganz unbedingt verwirft, der wird auch gar wenig, oder lieber gar nichts wahrhaft nüzlich Neues, zu Tage befördern.) Noch immer wird den Holländern und Niederländern darüber einstimmiges Lob ertheilet, daß sie in Beziehung der Dünger-Vermehrung und Dünger-Verbreitung vor Vielen weit voran sind, und besonders auch die Kunst verstehen, ihre armen und arbeitsfähigen Individuen beiderlei Geschlechtes, und von Kindes- bis zum Greisen-Alter für die Zweke des Aker- und Gartenbaues zu benüzen und zu beschäftigen. Wann wird einmal ein so nachahmungswürdiges Beispiel auch in andern Staaten, anstatt herzzerreissender

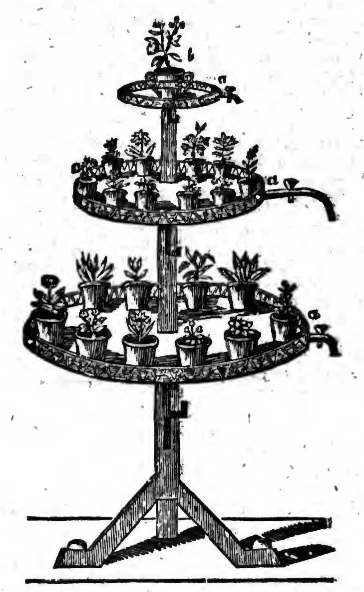
Almosen-Verkürzungen Eingang finden? In drei Jahrgängen des Münchner-Tagblattes, in dieser, und in andern Zeitschriften kam dieser Gegenstand schon mehrmals zur Sprache, allein leider! vergebens, wie es scheint. Man vertrauet aber in diesem Jahre 1835, eben so wichtig für die Kirche, als den bayerischen Staat, daß in der Sache der Armen jene Segnung einmal entkeimen möge, für welche sich schon die ersten Begründer der katholischen Kirche, die hl. Apostein, laut einer Berufung in der Bürger- und Bauern-Zeitung v. J. 1833 Seite 475 und 562 rc. so edelmüthig und im wahren Geiste Jesu interessirten. Man verzeihe in Gnaden diese vielleicht undelikat erscheinende Abweichung; es ist aber richtig und wahr, daß die Erde der Aker der leiblichen Nahrung, und die Kirche, welche sich zugleich eine Mutter nennt, der Aker der geistigen und Seelen-Nahrung ist. Müssen nicht beide zusammen wirken, um die Absichten Gottes auf das leibliche und geistige Wohl der Menschheit zu erreichen, für Hier und Dort zu sichern?! (2. Mos. 16, 18. 2. Kor. 8. und 9. Kap.) Nun kehre ich zu dem, wie mir scheint, wichtigsten Gegenstand der Landwirthschaft wieder allein zurük. Ich habe in Nro. 52 dieser Zeitschrift v. J. 1833 den Torf u. s. w. als Dung-Materiale zur Sprache gebracht. Heuer und im verwichenen Jahre 1834 machte ich auch mit der Lohekuchen-Asche Bekanntschaft, die von den Seifensiedern und für ihre Zweke ebenfalls wenig geliebt wird, aber ein weit vortrefflicheres Düngungs-Materiale, als die Torfasche für sich allein zu seyn scheint. Wer sich die Mühe geben will, die Lohekuchen-Asche chemisch zu analisiren, ihren Geschmak rc. zu prüfen, der wird meine Meinung wenigstens nicht so ganz verwerfen. Bisher gilt besonders in Bayern die Sage, daß, wo der Vater die Felder stark begypset, der Sohn darauf verdirbt. Ich bin daher auf den Einfall, aber nur auf den Einfall, gerathen, ob bei Begypsung der Felder eine verhältnißmäßige Beimischung von Lohekuchen-Asche nicht entsprechen dürfte? Versuche im Kleinen könnten wenigstens nicht schaden; und einsichtsvollere praktische Landwirthe werden dieses einfache Dafürhalten, diese schlichte Meinung wenigstens nicht ungütig aufnehmen. Wenn ein gelehrter und berühmter Mann der Vorzeit Etwas bringen durfte, das in unsern Tagen parador erscheinen möchte, dann wird man eine ähnliche Mittheilung von einem Ungelehrten der Mitzeit um so weniger verargen: es lehrt nemlich Glauberus in continuatione miraculi mundi, wie man den Holzsaft vom grünen Holze, welch immer einer Gattung (ja sogar vom Torf aus morastigen Orten) durch einen gewissen Ofen, dessen Figur er daselbst vorstellet, herausbringen könne; und dieser Holz- und Torf-Saft soll eine Trächtigmachung und Dünger seyn für alle mageren Felder, Wiesen, Baum- und Wein-Gärten, wovon man mit einer Tonne voll so weit und viel entsprechender düngen kann, als sonst mit zehn Wägen voll des besten Mistes, und welcher Saft überdieß noch auf weit entlegene hohe Gründe und Gebirge leichter und bequemer fortzubringen wäre, als der Mist.

Weiters zeiget Glauberus daselbst, wie man auf einem bloßen Felsen mit einem spizigen Maurer-Hammer ein Loch, ungefähr einer Faust groß, machen, den Holz- oder Torf-Saft nach und nach eingießen, erweichen und mürbe machen, und alsdann Weinstöke und andere gern auf Steinen wachsende Bäume, als: Kirschen, Pflaumen, Pfirschen, Quitten, Mispeln rc. einpflanzen solle; der Felsen aber muß Kalk- und nicht Sandstein haben. Weiters sezt er es dort auseinander, wie man das Kochsalz innerhalb wenigen Stunden zurichten könne, daß es dem Salpeter (im Gebrauche, die magern Felder damit zu düngen) in Allem ganz gleich sey.

Neuestes Blumengestell für den Zimmer-Garten.

Wir vernehmen mit Vergnügen, daß unter unseren geehrten Lesern sehr viele Garten- und Blumen-Freunde sind. Daher erachten wir es für Pflicht, so viel es der Raum gestattet, manchmal auch ein Blümlein in diesem Blatte darzureichen.

Wir bringen dieses Mal ein neues Blumengestell zur Ansicht, an welchem das Erfindungs-Talent Zierlichkeit mit Zwekmäßigkeit zu verbinden gewußt hat.



Dieser Tisch trägt gern eine Last von 200 Pfunden, ohne seinen Zusammenbruch besorgen zu müssen.

Seine ganze Höhe beträgt, wenn er völlig aus einander geschoben worden ist, 6 Fuß 4 Zoll. Die größte Breite des untern Tisches ist 4 Fuß 4 Zoll, wenn es nemlich eine Ovale ist. Ist es eine Rundung, so beträgt der Durchmesser allenthalben 4 Fuß. Der zweite Tisch hat einen Durchmesser von 3 Fuß; der kleine obere Schußtisch beträgt in seinem Durchmesser 9 bis 10 Zoll, und kann mit einem größern Topfe, als wie die übrigen, besezt werden. Die Füße sind mit Schrauben an den Zimmerboden befestiget.

Damit nun die Tische bei einer beträchtlichen Last, die auf ihnen ruht, immer in einer parallelen Richtung erhalten werden, bringt man einen Schieber an, welcher sich in einer Nuth bewegt, und mit einem Stift geschlossen werden kann.

Wenn man fürchtet, daß bei der Veränderung des Blumentisches ein schöner Fußboden sehr verlezt werden möchte, wie dieses in fürstlichen und herrschaftlichen Zimmern wohl der Fall seyn könnte: so müssen diese stärker gemacht werden, eine erweiterte Stellung und Strebleisten erhalten. Ich hoffe, daß ein jeder guter Tischler und Schlosser einen solchen Blumentisch, nach unserer hier gegebenen Zeichnung, wird herstellen können.

Um die blechernen Auffäze läuft eine Gallerie, welche eigentlich nur einen Zoll hoch seyn darf; die Buchstaben aaa zeigen die Wasser-Ableitungsröhren an, welche angestekt, dann der Hahnen geöffnet und das übrige Wasser in ein Gefäß geleitet werden kann.

Die um den Fuß oder den Träger befindlichen Tische, sie können oval, rund oder vierekig seyn, haben eigentlich eine doppelte Bewegung; einmal müssen sie sich nach beiden Seiten um den Träger herumbewegen lassen, so daß, wenn man vor einem solchen Blumentische steht, dieser mit einer leichten Anstrengung einen ganzen Kreis, von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten machen kann, so daß alle darauf sich befindenden Pflanzen vor dem Beschauer vorbei gehen, ohne sie selbst von ihrem einmal angewiesenen Standorte zu nehmen, und ohne um den ganzen Tisch herum gehen zu dürfen; diese Bewegung des Tisches hat auch noch den Vortheil, daß man ihn in einer Eke des Zimmers, besonders wenn er zirkelrund ist, anbringen kann, und es ist eine gar noble und herrliche Einrichtung, die 4 Eken eines Zimmers mit solchen Blumen-Tischen geschmükt zu sehen.

Die zweite Bewegung der Tischplatten, um die Spindel, muß von oben nach unten, und von unten nach oben erweitert und verengt werden können, um bei zunehmender Größe der Pflanzen sie etwas mehr von einander zu entfernen. Es versteht sich von selbst, daß solche Blumentische stark genug und fleißig gearbeitet seyn müssen.

Man kann, wenn man seinen Zimmergarten reich genug sieht, einen jeden Monat zwei- und mehrmalen wechseln, und so immer die schönsten Blumen und Gewächse für den Blumentisch des Zimmers bestimmen; hier muß man aber auch die Kunst verstehen, die Blumen zu kennen, welche sich treiben lassen, besonders um einen schönen Flor in den Wintermonaten zu begründen; auch bedürfen diese keiner so großen Erdmenge und nur kleiner Blumentöpfchen, sobald ihnen die Anregung zum Blühen gegeben ist und sie sich zu entwikeln anfangen. Dahin gehören nun ganz vorzüglich die Zwiebelgewächse; die Hyazinthe, die Tuberose, einige Arten der Tulipanen, wie die rothe wohlriechende (Duc de Toll), die Jonquillen, Irisarten, Schwertel (Gladiolus L.), die vortrefflichen Irien und Fritillarien; dann mehrere erst in den neuern Zeiten allgemein bekannt gewordene Rosenarten, die Levkojen, der Lak, an manchen Orten Kammerlander genannt, die Aurikel, Primel, Crocus und noch viele andere.

Den obern Raum des Tisches läßt man dann gemeiniglich ein schönes blühendes Pomeranzen-Bäumchen, oder einen Laurus einnehmen, um gleichsam die Pyramide malerisch zu schließen, oder man schließt mit einem vorzüglichen Gewächse b. Noch reicher, wie die Wintermonate, beschenken uns die Sommermonate, und wir können dann unsern Freunden fast täglich etwas Neues bei größerm Reichthume in dem Zimmer zeigen, und unsere Unterhaltungen auf das Angenehmste beleben.

Hausmärchen.

Die drei Brüder.

Es war ein Mann, der hatte drei Söhne, und weiter nichts im Vermögen, als das Haus, worin er wohnte. Nun hätte jeder gern nach seinem Tod das Haus gehabt, dem Vater war aber einer so lieb als der andere; da wußte er gar nicht, wie er's anfangen sollte, daß er keinem zu nahe thät; verkaufen wollt' er das Haus auch nicht, weil's von seinen Voreltern war, sonst hätte er das Geld unter sie getheilt. Da fiel ihm endlich ein Rath ein, und er sprach zu seinen Söhnen: „geht in die Welt und versucht euch, und lerne jeder ein Handwerk, wenn ihr dann wieder kommt, wer das beste Meisterstük macht, der soll das Haus haben.

Das waren die Söhne zufrieden, und der älteste wollte ein Hufschmied, der zweite ein Barbier, der dritte aber ein Fechtmeister werden. Darauf bestimmten sie eine Zeit, wo sie wieder nach Haus zusammenkommen wollten, und zogen fort. Es traf sich auch, daß jeder einen tüchtigen Meister fand, wo er was Rechtschaffenes lernte; der Schmied mußte des Königs Pferde beschlagen, und dachte: „nun kann dir's nicht fehlen, du kriegst das Haus;" der Barbier rasirte lauter vornehme Herren, lernte sein Handwerk aus dem Grund, und meinte auch, das Haus wäre sein; der Fecht-Meister kriegte manchen Hieb, biß aber die Zähne zusammen, und ließ sich's nicht verdrießen, denn er dachte bei sich: „fürchtest du dich vor einem Hieb, so kriegst du das Haus nimmermehr." Als nun die gesezte Zeit herum war, kamen sie bei dem Vater zusammen; sie wußten aber nicht, wie sie die beste Gelegenheit finden sollten, ihre Kunst zu zeigen, saßen und rathschlagten. Wie sie so saßen, kam auf Einmal ein Haas über's Feld daher gelaufen. „Ei," sagte der Barbier, „der kommt wie gerufen," nahm Beken und Seife, schaumte, bis der Haas in die Nähe kam, dann seifte er ihn in vollem Laufe ein, und rasirte ihm auch in vollem Laufe ein Stuzbärtchen, und dabei schnitt er ihn nicht, und that ihm an keinem Haare weh. „Das gefällt mir," sagte der Vater, „wenn sich die andern nicht gewaltig angreifen, so ist das Haus dein." Es währte nicht lang, so kam ein Herr in einem Wagen daher gerennt in vollem Jagen. „Nun sollt Ihr sehen, Vater, was ich kann," sprach der Hufschmied, sprang dem Wagen nach, riß dem Pferd, das in einem fort jagte, die vier Hufeisen ab, und schlug ihm auch im Jagen vier neue wieder an. „Du bist ein ganzer Kerl," sprach der Vater, „du machst deine Sachen so gut wie dein Bruder; ich weiß nicht, wem ich das Haus geben soll." Da sprach der dritte: „Vater, laßt mich auch einmal gewähren," und weil es anfing zu regnen, zog er seinen Degen, und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinem Kopf, daß kein Tropfen auf ihn fiel; und als der Regen stärker ward, und endlich so stark, als ob man mit Mulden vom Himmel göße, schwang er den Degen immer schneller, und blieb so troken, als säß' er unter Dach und Fach. Wie der Vater das sah, erstaunte er, und sprach: „du hast das beste Meisterstük gemacht, das Haus ist dein."

Die beiden andern Brüder waren damit zufrieden, wie sie vorher gelobt hatten, und weil sie sich einander so lieb hatten, blieben sie alle drei zusammen im Haus, trieben ihr Handwerk, und da sie so gut ausgelernt hatten und so geschikt waren, verdienten sie viel Geld. So lebten sie vergnügt bis in ihr Alter zusammen, und als der Eine krank ward und starb, grämten sich die zwei Andern so sehr darüber, daß sie auch krank wurden und bald starben. Da wurden sie, weil sie so geschikt gewesen und sich so lieb gehabt, alle drei in Ein Grab gelegt.

Frühzeitige Wirthschaftlichkeit.

Schon in der frühesten Jugend legen die Eltern durch die Gewohnheiten, welche sie ihren Kindern beibringen, den Grund zu Reichthum oder Armuth. Man lehre sie Alles aufheben, nicht zu ihrem eigenen Gebrauche, weil dieß sie selbstsüchtig machen würde, sondern zu irgend einem Gebrauche. Man lehre sie Alles mit ihren Spiel-Genossen theilen, aber man erlaube ihnen nicht, Etwas zu zerstören. Ich besuchte einst eine Familie, bei der allenthalben die größte Wirthschaftlichkeit sichtbar war, aber nirgends bemerkte man etwas Gemeines oder Unbehagliches. Dieß ist der Charakter der rechten Wirthschaftlichkeit, wo man bei Wenigem eben so gemächlich lebt, als Andere bei Vielem. Brachte der Vater etwas Eingepaktes mit nach Hause, so nahmen die ältern Kinder aus freien Stüken das darum gewikelte Papier weg, legten es gehörig zusammen und warfen es nicht ins Feuer oder zerrissen es in Stüke. Brauchten die jüngern etwas Papier, um ein Spielzeug daraus zu machen, so hatte man es sogleich bei der Hand, und die ältern Kinder hatten nicht nöthig, ihnen zu sagen, Alles wieder gehörig aufzuheben. Sie thaten es von freien Stüken.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Einiges über die verschiedenen Arten Biere.

Das Bier gehört überhaupt unter die gesunden Getränke, besonders für Personen, die viel Bewegung machen, und daher körperlicher Kräfte bedürfen. Doch kommt die Art des Bieres, die Zeit, wann es genossen wird (am Besten in der Nachmittagszeit nach geendigter Verdauung,) Körperkonstitution, Gewohnheit, Lebensart u. s. w. dabei sehr in Betracht, und schwerlich läßt sich eine bessere Regel geben, als eigene Wahrnehmung, wie man sich bei dem Bier-Genuße befindet. Wenige Menschen werden alle Arten Biere vertragen, noch weniger zu aller Zeit und untermischt mit anderen Bieren oder auch anderen Getränken. Jedes Bier aber, das bekommen soll, muß gehörig bereitet seyn, gut ausgegohren haben, und noch gut erhalten seyn. Das beste Bier ist das aus Gerstenluftmalz, mit oder ohne Zusaz von Weizenmalz, bereitete Weißbier, in seiner Gehörigkeit hellgelblich, wegen reichlich in ihm enthaltener kohlensaurer Luft auf der Zunge prikelnd, von weinsäuerlichem Geschmake und geistigem Geruche; es ist durstlöschend, erfrischend, aber für Viele zu blähend und den Magen kühlend. Auch hält es sich nicht lange.

Ein einfaches Weizenbier ist zwar nahrhafter, bekommt aber bei längerem Gebrauche nur wenigen Menschen, indem es bei seiner großen Gährungsfähigkeit viel Hefen absezt, und zu viel Kohlen- und Pflanzensäure daraus sich entwikt. Roggenbiere von grünlicher Farbe, sind zwar sehr nährend, aber schwer verdaulich und daher nicht im Gebrauch, so wenig als Haferbiere, die überdieß zu wenig kräftig und daher nicht beliebt sind. Dagegen kommt das Maisbier in Nordamerika dem Gerstenbiere gleich. Auch die aus schleimigen Wurzeln, Möhren, Runkelrüben, Gurken und ähnlichen Stoffen bereiteten Biere sind an sich der Gesundheit nicht nachtheilig, doch mehr als Bierkünsteleien zu betrachten, die den bekannten und benuzten Bierarten immer nachgestellt bleiben werden.

Dem Weißbier am Nächsten steht das mit Gerstendörrmalz bereitete Braunbier, es hat weniger, doch noch reichliche Kohlensäure. Es ist diejenige Art, welche auf Flaschen gezogen, den meisten Menschen am Besten bekommt. — Das eigentliche Hopfenbier mit Dörrmalz und reichlichem Hopfenzusaz bereitet, bildet das Lagerbier, das zu Ausgange des Winters (als Märzbier) gebraut, nicht nur den ganzen Sommer über, sondern bei gehöriger Stärke noch länger sich in Fässern erhält.

Durch mehrere oder mindere Zuthat von Malz werden Doppel- und Tripelbiere erhalten. Vor ganz vollendeter Gährung auf Flaschen gezogen, (als Flaschen-Bier) und hier eine Zeitlang im kühlen Keller erhalten, schäumt es beim Ausschenken, wegen Entweichens der noch unter fortgesezter Gährung entbundenen kohlensauren Luft. Es muß dann, wenn es gut ist, im Glase ein ganz helles Aussehen, und einen feinen, milchweißdichten, in der Mitte lange stehen bleibenden Schaum haben, zwischen den Fingern etwas kleben, rein, geistig und angenehm bitter (weder sauer noch schaal) schmeken. Es kann nicht in der Menge wie anderes Bier getrunken werden, ohne zu belästigen, und nicht ohne Grund beschuldigt man es, daß es bei zu reichlichem Genuße träge und schläfrig macht, und wenn es gleich gut nährt, doch, besonders in spätern Jahren, zu langwierigen Krankheiten den Grund legt. Alle durch Zuthat und ungewöhnliche Verstärkung erkünstelten Biere sind nur mit großer Vorsicht zu genießen. Die zu solchen Bieren kommenden Ingredienzien sind theils Surrogate des Hopfens, die häufig auch aus ökonomischen Ursachen, wenigstens als Beisaz benuzt werden. Dahin gehört: Wermuth, rothe Enzianwurzel, Bitterklee, Tausendguldenkraut, Schafgarben-Kraut, Kamillen, candischer Dosten, unechte Quassia, bitterer Beyfuß, Fichtensprossen u. a. Für Dauerhaftigkeit des Bieres ist der Hopfen durch kein Surrogat zu ersezen. Andere Zusäze sollen dem Biere einen angenehmen, besonders gewürzhaften Geschmak ertheilen; dahin gehört Liquiritiensaft, Koriandersamen, auch wirkliche Gewürze, Ingwer, Kardemomen u. s. w.; bedenklicher als diese Beimischungen sind Zusäze, die dem Biere berauschende Eigenschaften ertheilen, ohne ihren Geist zu vermehren.

Wenn auch das Bier überhaupt (oder gewisse Arten desselben) nicht jedem Menschen dienlich ist, so kann man doch wohl mit Recht denen beitreten, welche es für ein gesünderes und nahrhafteres Getränk halten, als alle die ausländischen erhizenden und erschlaffenden, zum Theil sehr nahrungslosen Getränke. Die Bewohner des nördlichen Europa, gothischer Abkunft, tranken starkes Bier, wußten nichts von Wein, Thee, Kaffee, Chocolade, und befanden sich sehr wohl, waren von starker Leibeskonstitution und immer bei Kräften. — Für den Arbeitsmann ist gewiß kein Getränk nährender und kräftiger, als gutes Bier.

Das Nachbier oder der Kovent (Konvent) wird bereitet, indem man auf das ungekochte Malz, welches den eigenen Namen Trābern führt, nochmals heißes Wasser mit in der Pfanne zurükgebliebenem Hopfen kocht. Es gibt bekanntlich der Farbe nach 2 Hauptarten von Bier, nemlich braunes und weißes; das erstere erhält seine Farbe von dem mit Hilfe des Feuers gedörrtem Malze; zum Weißbier wird das Malz an der Luft gedarrt. Gemeiniglich bedient man sich der Gerste, sowohl zum weißen als braunen Biere, oft aber auch des Weizens oder vielmehr einer Mischung aus 2 Theilen Weizen und 1 Theil Gerste. — Ausserdem sind die Biere in Rüksicht ihrer Güte und Stärke, auch in Rüksicht des Geschmaks ungemein verschieden. Dieser Unterschied rührt aber nicht allein von der verschiedenen Methode her, das Bier zu brauen, sondern eben so oft von der Beschaffenheit und Güte des Getreides, des Malzes, des Hopfens, der Hefen und des Wassers. Ausser diesem haben Luft und Witterung, ingleichen das Klima einen wichtigen Einfluß auf die Beschaffenheit des Bieres.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Convert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 7. 12. Februar 1835.

Inhalt: Der Birkensaft. — Chemische Analyse des Kaffees. — Hausmärchen. — Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Der Birkensaft.

Die Natur bietet uns viele köstliche Gaben und will, daß wir, wie sie, stets thätig seyn sollen. Stillstand ist Rükgang. Wer heute für morgen den Bedarf seines Brodes zu schaffen hat, und die Hände doch in Schooß legt, hat sehr natürlich morgen kein Brod, denn der Tag trägt keinen Brodkober, er bietet nur das Material dazu. Wir müssen die Naturgaben nur bemerken, dankbar anerkennen und wirthschaftlich benüzen. Magen, Kopf und Hände hat der Mensch das ganze Jahr, der Wirth sein tägliches Geschäft, um zu leben; wir sagen nicht Sorge, Arbeit ist nicht Sorge, sondern Vorgenuß, den der Arbeitsame vor dem Trägen voraus hat.

Ein sehr großer Theil unserer wirthschaftlichen Geschäfte fällt auf eine bestimmte Zeit des Jahres, die sorgfältig wahrgenommen werden muß; wird diese verabsäumt, so ist sie auf Immer vorüber, und kann nicht wieder eingebracht werden. Ein passendes Beispiel hierzu gibt uns das Sammeln des Birkensaftes; es muß geschehen, wenn er flüßig ist. Das ist im Frühlinge, wenn der Frost eben die Erde verläßt und die wärmer werdenden Sonnenstrahlen das Pflanzenleben vom Winterschlafe zur Thätigkeit rufen. Der Mensch soll schauen und sinnen.

Die Birke hat von unsern einheimischen Bäumen den meisten Saft, die überaus reich an Zukerstoff ist. Seit undenklichen Zeiten wird er gesammelt und zu hauswirthschaftlichen Zweken benüzt. Er gewährt für sich ein beachtenswerthes Getränk, läßt sich als Syrup einkochen, oder zur Bereitung eines köstlichen Weines verwenden, der, gut behandelt, dem ächten Champagner wenig nachsteht. Die Natur gibt ihn den Völkern des europäischen Nordens, als Ersaz des Weinstoks, der eigensinnig nur dem trägern Südbewohner den Wein fließen läßt. Der Süden hat die schlanke Rebe, der Norden die stämmige Birke.

Neben der Birke bietet uns der Ahorn einen Saft in großer Menge und von vortrefflichen Eigenschaften. Er ist den Nordamerikanern der Zukerbaum. Es ist von uns ein tadelnswerthes Versehen, daß wir diese köstliche Naturgabe viel zu wenig aufnehmen, und bei den wenigen, aber doch gut gelungenen, Versuchen es, wie es scheint, bewenden lassen. Doch wir sehen zunächst auf die Birke.

Um den Saft zu gewinnen, bohrt man die Birke zu der Zeit an, wenn der Saft fließt, was ein Jahr früher, als das andere geschieht, im Allgemeinen vom Monat März bis in April. Zum Anbohren bedient man sich des bekannten Hohlbohrers, von der Stärke einer Federspule oder eines schwachen Rohrs. Ist die Rinde nicht glatt, sondern, wie bei alten Stämmen, rissig und aufgeborsten, so nimmt man die äußere abgestorbene Schale weg. In Ansehung der Stelle des Anbohrens hat man nur darauf zu sehen, um das Sammeln bequem zu haben. Am Bequemsten geschieht es 2 bis 3 Fuß über dem Boden. Tief einzubohren ist eher schädlich, als nüzlich, der Saft ist am Reichsten im Splinte. Es ist darum genügend, wenn nur eben durch die Rinde gebohrt wird. So bekommt auch die Birke keine schadhafte Stelle im Holze, die beim tiefen Einbohren nicht zu vermeiden ist. Diese Schonung muß man überhaupt möglichst berüksichtigen. Deßhalb bohrt man in einem und demselben Stamme nicht gern mehr, als Ein Loch, um denselben nicht zu viel

Saft zu entziehen; aus gleicher Ursache wählt man auch alte Birken, die bald geschlagen werden sollen. Wird nach dem Abzapfen das Bohrloch nur wieder gut zugepfropft, so hat die Birke davon nicht im Geringsten Schaden. Am Zwekmäßigsten wird die Oeffnung durch einen kleinen runden Pflok von grünem Holze, den man hineintreibt, verspündet. Es zieht an und verschließt die Oeffnung so, daß kein Tropfen Saft mehr abfließt. Unverantwortlich aber ist es, die Oeffnung nicht zu verschließen, weil dann der Saft noch lange fort abträufelt, und der Baum sich gleichsam verblutet und in seinem Wachsthume gestört wird, mindestens an der Bohrstelle eine faule Stelle im Holze bekommt.

Der Saft träufelt nur, wodurch das Sammeln etwas umständlich ist, und um so mehr muß man Bedacht nehmen, es förderlich zu machen. Der Verfasser dieses Aufsazes verfuhr einst, als er selbst den Saft zur Bereitung eines Champagnerweins sammelte, auf folgende Art. Er schnitt sich etwa 2 Zoll lange Stükchen Rohr von der Stärke des Bohrers. Diese wurden mit einem Faden versehen, am Besten von Wolle, und in das Bohrloch eingeklemmt. Zum Sammeln des Saftes bediente er sich großer Flaschen, stellte sie senkrecht unter die Bohrstelle, leitete den Faden hinein, an welchem nun der Saft, ohne daß ein Tropfen verloren ging, in die Flasche floß. War diese voll, was, wenn der Saft gut floß, in 24 Stunden geschah, so wurde sie weggenommen, eine leere hingestellt und der Faden, wie gesagt, hinein geleitet. Man verhindert hierdurch nicht nur Saft-Verlust, sondern erhält den Saft auch reinlich und verwahrt ihn überdieß noch gegen Einfall des Regens.

Hat man endlich eine genügende Menge rohen Birkensaftes zusammen, so schreitet man zur Vorrichtung seiner Bestimmung. Wir nehmen hier nur auf die Bereitung eines guten Getränkes Rüksicht und lassen andere Verwendungen für dieß Mal außer Ansaz, wie zu Syrup u. s. w. Also nur Birkenwasser oder Wein und Champagner wollen wir verfertigen, und hoffen, so etwas Köstliches zu gewinnen.

Das Birkenwasser, wie man das weinige Getränk nennt, das vielfältig in birkenreichen Gegenden verfertigt wird, macht nicht viel Umstände. Am Harze und in den thüringer Wald-Gegenden wird, es z. B. in sehr großer Menge verfertigt, so daß man es in Gasthäusern und im Handel haben kann. Man bezahlt die Kanne mit 6 bis 8 Groschen. Sehr viele arme Leute finden dabei Beschäftigung und Verdienst, indem man anderwärts nicht daran denkt.

Es mag allerdings mehrere Verfahrungsarten geben, das Birkenwasser zu verfertigen; uns ist nur folgende bekannt.

Man kocht den Saft in einem Kessel, schäumt ihn ab, versieht ihn mit Zuker, um ihm mehr Geist und Haltbarkeit zu geben, bringt ihn mit guten Bierhefen in Gährung, in Fässern oder Flaschen, je nachdem die Quantität ist. Man rechnet auf 24 Kannen Saft 1 Pfund Zuker, oder Honig, oder auch Rosinen und thut gern etwas Nelken und Citronenschale hinzu, um dem Weine einen lieblichen gewürzhaften Geschmak zu geben. Während der Gährung muß das Faß immer voll gehalten, also immer nachgefüllt werden. Nach vollendeter Gährung wird der junge Wein auf ein anderes Faß gezogen. Manche rathen auch an, das Abziehen nach einiger Zeit zu wiederholen; dagegen pflegen ihn Andere sogleich auf starke Flaschen zu füllen und darin bis zum Verbrauche aufzubewahren.

Will man einen Champagner bereiten, der dem ächten nichts nachgibt, so muß man mehr Zuker nehmen, z. B. auf 8 Kannen 1 Pfund, und einige Kannen Franzwein vor der Gährung hinzufügen. Nimmt die Gährung ab, so ist es Zeit, den jungen Champagner auf starke Flaschen zu füllen, sie tüchtig zu pfropfen und im Sande bis zum Verbrauche aufzubewahren. In Zeit von 1 bis 2 Monaten ist er schon trinkbar.

Wird der Birkensaft mit einem Zusaze von Honig gekocht, wobei man etwas Gewürz hinzusezt, so erhält man einen vortrefflichen Meth.

Kocht man den Birkensaft so lange, bis er durch Abdampfen die Syrupsstärke zeigt, so hat man sich einen herrlichen Syrup verschafft, der sehr

süß ist und einen angenehmen, gewürzhaften, reinen Geschmak hat, und sich sehr nüzlich anwenden läßt, als zu Speisen, selbst zu Punsch.

Wenn in mehreren Schriften gesagt wird, daß man in nordischen Ländern aus dem Birkensafte Bier bereite, so ist dieses wohl nichts anders, als was wir eben unter dem Namen des Birkenwassers aufgeführt haben.

Uebrigens wird der Birkensaft der Gesundheit für zuträglich gehalten. In früherer Zeit hielt man den frischen Saft für eine Universalmedizin. Und noch immer behauptet er seinen Ruf als blutreinigendes Mittel. Er soll besonders denjenigen Personen gute Dienste leisten, welche mit flüßigen Füßen, alten Geschwüren, Gicht und Rheumatismen (Flüssen) behaftet sind. Da aber der Saft sehr stark auf den Urin und die Haut treibt, so muß er nur mit Vorsicht und in kleinen Portionen, des Morgens, etwa ein Weinglas voll, frisch getrunken werden. Wenn man zu viel thut, soll man sich einen unangenehmen Hautausschlag zuziehen.

Chemische Analyse des Kaffees.

Erst in neuern Zeiten hat man angefangen, den Kaffee vor das Forum der chemischen Zergliederung zu ziehen.

Nach einer vollständigen Untersuchung lieferten 16 Loth rohe Bohnen, außer einem eigenen aromatischen Oel, 2 Loth Gummi, 1 Quentchen Harz, 1 Quentchen färbenden Extractivstoff, $3\frac{1}{2}$ Quentchen Gallussäure, 10 Gran Pflanzeneiweiß und 10 Loth $3\frac{1}{2}$ Quentchen geschmaklose Faser-Substanz. Hierin stimmen der Martiniquer und Bourbon'sche Kaffee mit einander überein; da hingegen der Levantische sich durch wenigen Gummi und Gallussäure, aber einen größern Gehalt von Harz und aromatischen Stoff vor den vorigen Sorten auszeichnet.

Wird der Kaffee geröstet, so schwellen die Bohnen an, sie knistern, werden gelbbraun und die Samendeke derselben löset sich in Form eines dünnen Häutchens ab, wobei der Kaffee einen eigenen aromatischen Geruch ausdünstet, und der gut, aber nicht zu scharf geröstete Kaffee mit einem glänzenden Schweiß bedekt erscheint.

Beim Rösten des Kaffees erleidet derselbe allemal einen bedeutenden Verlust an Gewicht, der nach der Stärke des Röstens verschieden ist. Wird der Kaffee bis zur mandelbraunen Farbe geröstet, so beträgt der Gewichtsverlust auf 4 Loth 2 Quentchen; bis zur kastanienbraunen Farbe geröstet, verliert er 3 Quentchen und bis zur schwarzbraunen Farbe, 3 Quentchen 48 Gran.

Im schwach gerösteten Zustande läßt sich der Kaffee nur schwer mahlen; sein Geruch ist aromatisch, sein Geschmak mandelartig und der mit kaltem oder heißen Wasser gemachte Aufguß desselben zeigt Spuren von Gerbestoff.

Wird der Kaffee bis zur schwarzbraunen Farbe geröstet, so läßt er sich leichter mahlen, aber er ertheilt dann dem kalten Wasser nichts Aromatisches, besizt einen bräunlichen, schwachbittern Geschmak und zeigt nur einige Spuren von Gerbe-Stoff. Etwas merkbarer aromatisch ist der mit heißem Wasser gemachte Aufguß desselben, er ist aber auch mehr brenzlich und bitter von Geschmak.

Alkohol (d. h., der stärkste Weingeist) extrahirt aus dem gerösteten Kaffee sogleich eine dunkle Tinktur, aus welcher zugeseztes Wasser eine größere Menge Harz absondert, als aus dem rohen erhalten wird. Das aus dem gerösteten Kaffee geschiedene Harz ist braungelb, statt daß das aus dem rohen farbenlos ist, woraus also folgt, daß durch das Rösten des Kaffees sowohl vom aromatischen Stoffe, als vom Harz eine größere Quantität entwikelt oder erzeugt wird. Wird aber das Rösten zu weit fortgesezt, so wird das aromatische Wesen verflüchtigt und das Harz zerstört, folglich der Kaffee verdorben. Das Daseyn des Gerbestoffs im gerösteten Kaffee, der im rohen mangelt, hat Chevenix zuerst dargethan, er muß also durch das Rösten erzeugt werden.

Da nach Cadets Erfahrung, der mit kaltem Wasser gemachte Aufguß des gerösteten Kaffees zwar aromatisch schmekt, aber nur sehr wenig Gummi und Gallussäure gelößt enthält; der mit heißem Wasser gemachte Aufguß hingegen, ohne das Aromatische verloren zu haben, die vorgenann-

ten Bestandtheile in größerem Maße, und zwar so gelöst enthält, daß der Aufguß einen vorzüglich angenehmen Geschmak davon annimmt, so empfiehlt derselbe, um den Kaffee als Getränk darzustellen, folgende Verfahrungsart: Man zerfälle den Kaffee in zwei Theile, man röste den einen Theil bis zur mandelbraunen, den andern hingegen bis zur kastanienbraunen Farbe. Man mahle hierauf von beiden gleiche Theile zusammen, infundire (aufgieße) das Gemahlene erst mit kaltem, hierauf aber mit heißem Wasser von 190 Grad Fahrenheit, oder 70 Grad Reaumur Temperatur; man filtrire nun beide Aufgüße, menge solche unter einander, erhize sie schnell, ohne dieselben ins Sieden kommen zu lassen und verwende sie dann zum Getränk. Eine neuere Untersuchung des Kaffees verdanken wir dem sehr geschikten Chemiker und Apotheker Schrader in Berlin, deren Resultate von der Cadetschen Analyse zum Theil abweichen. Schrader entdekte im rohen Kaffee eine ganz eigenthümliche Kaffeesubstanz, welche dasselbe Wesen darin ausmacht, das Cadet für Gallussäure angesehen hat, und das ein anderer französischer Chemiker, Paysse, als eine eigenthümliche Kaffeesäure betrachtet, so wie derselbe gar kein Pflanzeneiweiß finden konnte.

Aus 16 Loth rohen Kaffee schied Schrader 2 Loth 3 Quentchen 15 Gran eigenthümliche Kaffeesubstanz, 2 Quentchen Gummi und Schleim, 24 Gran Extractivstoff, 16 Gran Harz, 20 Gran eines talgartigen Fettes nebst 10 Loth 2 Quentchen und 40 Gran trokener Fasersubstanz.

Als Schrader 16 Loth rohen gerösteten Kaffee einer gleichen Zergliederung unterwarf, um die Veränderungen wahrzunehmen, die selber durch das Rösten erleidet, gewann er daraus: 2 Loth der eigenthümlichen Kaffeesubstanz, 6 Quentchen und 40 Gran Gummi und Schleim, 3 Quentchen 44 Gran Extractivstoff, 1 Quentchen und 20 Gran Harz nebst 11 Loth trokenem unauflöslichen Rükstand.

Hieraus geht also hervor, daß im gerösteten Kaffee noch dieselben Bestandtheile, wie im rohen, existiren, daß solche aber im quantitativen Verhältniß bedeutend abgeändert sind. Die merkwürdigste Veränderung, welche der Kaffee durch das Rösten erleidet, besteht unstreitig in der Erzeugung des aromatischen Wesens, durch welches die gerösteten Kaffeebohnen sich so auffallend vor den rohen, im Geruch und Geschmak auszeichnen, und welches Wesen, bei der mit Wasser gemachten Destillation des gerösteten Kaffees, zugleich mit dem Wasser verflüchtiget wird.

Ein solches Destillat ist mit einer flüchtigen Säure verbunden, welches während des Röstens des Kaffees erzeugt wird, und nach Schrader den zureichenden Grund von dem Wohlgeschmak des Kaffees zu enthalten scheint. Das aromatische Wesen findet sich nur allein in der eigenthümlichen Kaffeesubstanz.

Werden die Resultate jener Untersuchungen auf die häusliche Zubereitung des Kaffees, als Getränk, in Nuzanwendung gebracht, so folgt daraus:

1) daß man den Kaffee nie weiter, als bis zur anfangenden kastanienbraunen Farbe rösten darf; im gegenseitigen Falle verflüchtiget sich zu viel von der flüchtigen Säure und dem flüchtigen aromatischen Stoffe, so wie die ganze Masse dadurch zu sehr im Gewichte vermindert wird.

2) Daß man den Aufguß des Kaffees mit Wasser nie zum wirklichen Kochen kommen lassen darf, weil sonst zum Nachtheil seines Geschmaks die flüchtige Säure, so wie das aromatische Prinzip gleichfalls verjagt werden.

3) Daß es nachtheilig seyn muß, ein mit vielen aufgelösten Erdtheilen gemengtes Brunnenwasser zum Kochen in Anwendung zu bringen, weil diese erdigen Theile die flüchtige Säure, so wie die andern Stoffe binden und ihre Natur verändern.

4) Können wir daraus den Schluß ziehen, daß es nie rathsam seyn kann, den Kaffee in großer Quantität geröstet vorräthig zu halten, weil solcher einen Verlust seiner flüchtigen aromatischen Theile erleidet, mit welchen auch sein Wohlgeschmak zum Theil verschwindet.

In Arabien bereitet man aus der trokenen, äußern, fleischigen Hülle das Getränk, welches Cafee a la Sultane heißt. Es soll von den sogenannten Großen dem Getränk von den Bohnen noch vorgezogen werden, schmekt aber einem Europäer widrig. Aus den häutigen Hüllen, welche

die Kerne unmittelbar umgeben, bereitet man ein Getränk, das unter dem Namen Kisher in den arabischen Schenkhäusern überall verkauft wird. Das Getränk aus ungebrannten Bohnen ist nicht sehr gewöhnlich, und man bedient sich auch in Arabien der gebrannten und im Mörser zerstossenen Bohnen, so wie in Europa. (Man hat auch gefunden, daß der rohe Kaffee, mit siedendem Wasser übergossen, eine gelbgrüne Flüssigkeit darstellt, die bei frisch geerntetem Kaffee smaragdgrün ist, und aus der man in den Kolonien einen Lak bereitet, der zum Tuschen und Illuminiren der Zeichnungen angewendet zu werden pflegt.)

Prüfung der Güte des Kaffees.

Um die Güte der Kaffeebohnen zu prüfen, gieße man auf rohe Bohnen kochendes Wasser und lasse dieses 5 Minuten lang stehen. Nimmt das Wasser eine citronengelbe Farbe an, so sind die Bohnen gut und unverdorben, sieht es aber grünlich oder braun aus, so sind sie verdorben und taugen nicht viel. Haben sie durch Meerwasser gelitten, so ist rathsam, beim Rösten auf 1 Pfund 2 geschälte Zwiebeln in den Kaffeebrenner zu thun. Sie ziehen den üblen Geschmak des Kaffees an sich, ohne ihn von dem ihrigen etwas mitzutheilen. Aus dem gebrannten und gemahlenen Kaffee kann man auch mit einem Zusaz von Weinsteinsalz eine schöne braune Malerfarbe bereiten. Besonders schöne schwarze Farbe erhält man, wenn man den Kaffeesaz sammelt, ihn an der Sonne troknet, und in einem unglasirten Topfe, der mit einem Dekel voll kleiner Oeffnungen verschlossen werden kann, knetet und ihn in einem Hafner Ofen brennt. Der hierauf zusammengebakene Klumpen wird auf einem Reibstein zerrieben und nun als Farbe gebraucht. Gegen 100 Pfund Saz geben 12 bis 15 Pfund Farbe.

Eine andere Benüzungsart des Kaffeesazes wurde in einem Kaffeehause zu Rom entdekt. Der Kaffeewirth des Caffé Americano machte vor einiger Zeit eine Grube in seinem Hofe und warf den Kaffeesaz hinein. Diesem entkeimten die köstlichsten Schwämme, welche die Lekermäuler in Paris unter dem Namen Champignons á la couche kennen und die Botaniker Agaricus campestris nennen sollen. Der Wohlgeschmak und die Unschädlichkeit dieser Schwämme, welche beständig nachwachsen, ist anerkannt und sogar in dem Notizie di giorno erwähnt. Mehrere Kaffeewirthe wollen den Versuch wiederholen. Da dieses Kaffeehaus beinahe nur von Personen der geringern Klasse besucht wird, so wird wahrscheinlich der Kaffee nicht ganz frei von Surrogaten gewesen seyn.

Einfluß auf die Gesundheit.

Ueber die Wirkung des Kaffees auf die Gesundheit des Menschen ist man verschiedener Meinung. Doch leidet es keinen Zweifel, daß er, so wie wir ihn brauchen, schädlich werden muß, obgleich die Gewohnheit den Körper nach und nach gegen die schädlichen Wirkungen abstumpft. Als tägliches Getränk und stark getrunken, erschlafft er die Menschen, verursacht Unvermögenheit, allgemeine Schwächlichkeit, Zittern, Bleichsucht und andere Uebel. — Als Arznei ist er dagegen sehr schäzbar, denn er erwekt und erhöht die Reizbarkeit aller Muskelfasern und gibt daher das beste Erwekungsmittel für Scheintodte, besonders aber für solche, welche durch Kohlendampf, durch die in Kellern gährenden Flüssigkeiten und dergleichen erstikt sind. Er ist das wirksamste Gegengift gegen alle narkotischen Pflanzen, z. B. den Stechapfel, das Bilsenkraut, die Kirschlorbeeren, den Schierling und andere, und verwahrt am Besten gegen das Erfrieren.

Surrogate des Kaffees.

Man hat in unsern Tagen eine Menge Surrogate des Kaffees vorgeschlagen, wovon die gerösteten Cichorienwurzeln noch den meisten Eingang gefunden haben. Außerdem empfiehlt man gerösteten Roggen, Sonnenblumensamen, kleine Bohnen, Erbsen, Eicheln, Bucheln, Gerste und dergleichen.

* * *

Der abendländische Kaffeebaum ist eine besondere Art, mit hinlänglich eirunden Blättern, vierspaltigen Blumen und einsamigen Beeren. Man findet ihn in den heißen Ländern von Amerika wild. Die Bohnen haben einen viel schlechtern Geschmak, doch werden sie auch als Kaffee zum Getränke verschikt.

Hausmärchen.

Das Lumpengesindel.

Hähnchen sprach zum Hühnchen: „die Nüsse sind reif geworden, da wollen wir mit einander auf den Berg gehen, und uns einmal recht satt daran essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt.“ „Ja,“ antwortete das Hühnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust mit einander machen.“ Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dik gegessen, oder ob sie so übermüthig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hühnchen mußte einen kleinen Wagen von Nuß-Schalen bauen. Als er fertig war, sezte sich Hühnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „du kannst dich nur immer vorspannen.“ — „Nein,“ sagte das Hühnchen, „das wäre mir recht! lieber geh' ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse, so haben wir nicht gewettet; Kutscher will ich wohl seyn und auf dem Bok sizen, aber selbst ziehen, das thu' ich nicht.“

Wie sie so gestritten, schnatterte eine Ente daher: „ihr Diebsvolk, wer hat euch geheißen in meinen Nuß-Berg gehen, wartet, das soll euch schlecht bekommen!“ ging damit auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul, und stieg der Ente tüchtig zu Leib; endlich hakte es mit seinem Sporn so gewaltig, daß sie um Gnade bat, und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen sezte sich nun auf den Bok und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!“ Als sie ein Stük Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Steknadel und einer Nähnadel. Die riefen, halt! halt! und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, dabei wär' es so schmuzig auf der Strasse, ob sie nicht ein wenig einsizen könnten; sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Thor gewesen, und hätten sich beim Bier verspätet. Das Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Plaz einnahmen, ließ sie beide einsteigen; doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hühnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät Abends kamen sie zu einem Wirthshaus, und, weil sie die Nacht nicht weiter fahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, kehrten sie ein. Der Wirth machte Anfangs viel Einwendungen, sein Haus sey schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft seyn; endlich aber, da sie süße Reden führten, er solle das Ei haben, welches das Hühnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins lege, so gab er nach. Nun ließen sie sich wieder frisch auftragen, und lebten in Saus und Braus. Früh Morgens, als es erst dämmerte und noch Alles schlief, wekte Hähnchen das Hühnchen, holte das Ei, pikte es auf und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähnadel, die noch schlief, pakten sie beim Kopf und stekten sie in das Sesselkissen des Wirths, die Steknadel aber in sein Handtuch, darauf flogen sie, mir nichts, dir nichts, über die Heide davon. Die Ente, die unter freiem Himmel schlafen wollte und im Hof geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinunter schwamm, und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein Paar Stunden darnach hob sich der Wirth aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtroknen, da zerriß er sich das Gesicht mit der Steknadel; dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife ansteken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute Morgen will mir Alles an meinen Kopf,“ sagte er, und ließ sich verdrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder auf und schrie, auweh! denn die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern Abend gekommen waren, und wie er ging und sich nach ihnen umsah, waren sie fort. Da that er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt und obendrein zum Dank Schabernak treibt.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

In München hat sich laut **bayerischen Volksfreundes** Nro. 96 v. J. erst kürzlich ein neuer **Gewerbe-Hilfs-Verein** gebildet, der in Folge der Zeit und nach der Grundlage seiner Tendenz sehr wohlthätig und gemeinnüzlich werden

kann. Würde ein ähnlicher Hilfs-Verein für die Zweke der Landwirthschaft, z. B. für den raffinirten Betrieb landwirthschaftlicher Gewerbe, für die Akklimatisirung ausländischer Gewächse, für Kompost-Dünger-Bereitung, für Dünger-Vermehrung und Verbreitung, für die Beförderung der Gartenbau-Wissenschaft, für die Erhöhung und Verbreitung der Bienen- und Schafzucht, und der Runkelrüben-Zukerfabrikation u. s. w., unter passenden Modifikationen konstituirt, nicht auch der hohen und edlen Absicht unserer allerhöchsten Staats-Regierung zusagen? Eine Art landwirthschaftlicher Geschichtsforschung, so meint man auch, und zwar nicht ohne Nuzen, müßte auch daraus entspringen, wenn sich irgend ein einsichtsvoller Mann hervorthun wollte, alle ältesten, ältern, alten, neuen und neuesten Verordnungen, welche über die Beförderung der Landwirthschaft, Viehzucht, des Forst-, Wald-, Jagd- und Gartenwesen rc. bisher erschienen sind, zu sammeln, und im Geiste der ehmalig Mayerischen Generalien-Sammlungen Bayerns herauszugeben, und dieselben zugleich mit raisonirenden Bemerkungen über den Erfolg u. s. w. zu begleiten.

Meinungen giebt es verschiedene, und sie, diese Meinungen, schienen für das Schöpfungs-Reich der Wahrheit eben das Nemliche zu seyn, was die Atomen, nach Justis Meinung in seinem Werke von den Erdkörpern, gelten. Und sohin meinen Einige, daß nicht nur allein die manchmal zu unmäßigen Uebergabs- und Austrags-Summen der Bauern-Güter höchst verderblich werden können, sondern daß es auch für den besonders geringern Landwirth sehr schädlich ist, wenn er auf dem Armen-Weg keinen, oder einen saumseligen Advokaten, der Termine versäumt, und die Prozeße verspielt, erhält; oder wenn Massä-Kuratoren, Vormünder u. d. gl. nicht gewißenhaft genug handeln, besonders bei Erhebung von beim Staate selbst fließenden Kapitalien-Zinsen, deren peremptorische Lösung, und deren Verjährung mit einer Art Verfall bedroht und belegt sind.

Auch ich will nun eine Meinung, aber aus der Vorzeit, mittheilen. Möge sie den Probirstein der Mitzeit bestehen, und sohin auch nüzen! Ein Herr Johann Ehrnreich Baron v. Geymann theilte nemlich schon vor sehr vielen Jahren folgendes Mittel, das Getreide zu vermehren, mit, welches nun wörtlich folgt: „Man nimmt eine Art von Getreid, was man will, schüttet es nach Belieben in einen gleich weiten hölzernen Zuber, merkt im selben mit einem Messer, wie weit das eingeschüttete Getreid gehet, oder aber wie viel Raum es in dem Geschirr eingenommen, alsdann thut man's wieder heraus, schüttet mit einer Maßkanne so viel Wasser in dasselbe Geschirr, bis es an das Gemerk reiche, wohin das Getreid im Geschirr gegangen ist, zählet fleissig die hineingeschütteten Kannen Wassers, auf deren zwanzig nimmt man folgende Spezies, sind es vierzig Maß, nimmt man's gedoppelt, und also fort nach Proportion; auf zwanzig Maß allezeit mittelmässig geläuterten Salpeter 8 Pfund, Tauben- oder Hühnerkoth eine Handvoll, gefüllt Ochsen- oder Widderhorn 6 Pfund, Pferdmist eine Handvoll, des fetten und glänzenden Rußes aus dem Schornsteine zwölf Pfund, und einen ganzen Fladen von einem Ochsen: diese Stüke läßt man eine ganze Stunde in einem Kessel, mit den 20 Maß Wassers wohl sieden, thut's hernach vom Feuer; wenn es kalt worden, schüttet man das abgemessene Getreid hinein, dekt es wohl zu, und wann es 24 Stunden darinnen geweichet, nimmt man das Getreid heraus, troknet es so lang, bis es zum säen bequem wird, alsdann säet man's in ein geakert und zugerichtetes Erdreich.“ „Der Nuzen von diesem Getreid ist

1) daß, wenn es gleich regnet, der Same doch nicht verdirbt, auch von Schneken und Korn-Würmern nicht angegriffen wird.

2) Darf man die Felder nicht düngen, noch weniger in der Brach ruhen und liegen lassen, sondern man kann sie jährlich zum Anbau brauchen.

3) Soll man von Dem, was sonst gewöhnlich auf das Feld gebauet wird, nur die Hälfte auf solche Weise ansäen.

4) Soll man von dieser Hälfte allezeit zwei- oder dreimal so viel einerndten, als man von dem doppelten Samen (wenn er auf gemeine Weise wäre gebaut worden) hätte erobern können.“

Preise der Frauendorfer Obstbäume-Gattungen für das Jahr 1835.

Kern- und Stein-Obst.	Nach Größe das Stük von					
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Hochstämmige						
Aepfel-, Kirschen- und Pflaumenbäume	—	12	—	15	—	24
Birnen	—	15	—	24	—	30
Hochstämmige oder Halbhohe						
Aepfel- auf Johannisstämme und Wildlinge; Birnen auf Quitten und Wildlinge; Kirschen- auf Prunus Mahaleb und Wildlinge, und dann Pflaumen-Bäume	—	12	—	18	—	24
Pyramiden oder Kunkeln						
Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen	—	10	—	15	—	20
Spalier-, Zwerg- oder Geländer-Bäume.						
Aprikosen und Pfirschen	—	36	—	48	1	12
Aepfel, Kirschen und Pflaumen . .	—	8	—	12	—	18
Birnen	—	10	—	15	—	20
Topf-Bäume.						
Aprikosen und Pfirschen	—	—	—	36	—	—
Aepfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen	—	15	—	24	—	48
Einjährige Kopulanten und Okulanten.						
Aepfel auf 3jährige Wildlinge veredelt mit Sorten nach freier Wahl .	—	6	—	—	—	—
100 » » Wahl der Besteller	12	—	—	—	—	—
100 » » unserer Auswahl	10	—	—	—	—	—
100 » im Rommel . . .	8	—	—	—	—	—
Birnen, Kirschen und Pflaumen auf 4jährige Wildlinge mit Namen .	—	9	—	—	—	—
Birnen und Kirschen:						
100 Sorten nach Wahl der Besteller	14	—	—	—	—	—
100 » » unserer Auswahl	12	—	—	—	—	—
100 » im Rommel . . .	10	—	—	—	—	—
Pflaumen-, 50 Sorten mit Namen .	7	—	—	—	—	—
Frucht-Schmuk-Bäume.						
Azerolenbirn	—	18	—	24	—	36
Kornel-Kirsche (Cornus mascula) .	—	9	—	15	—	20
Mahaleb-Kirsche (Prunus Mahaleb)	—	6	—	12	—	18
Portugiesischer Quittenbaum . . .	—	6	—	—	—	—
Gemeiner Quittenbaum	—	4	—	—	—	—
Pfropfreiser						
von jeder Art aus unserm Verzeichnisse	—	4	—	—	—	—
Aepfel-Wildlinge,						
1000 3jährige	5	—	—	—	—	—
Birn-Wildlinge,						
1000 3jährige	10	—	—	—	—	—

Schalen- oder Beeren-Obst.

Man hat in neuerer Zeit angefangen, in englische Parks vorzugsweise Fruchtsträucher und Frucht-Bäume statt der Quercus, oder Fraxinus etc. zu verwenden, und das mit vollem Beifall und allseitiger Nachahmung

Wir empfehlen hiezu aus unsern Vorräthen:

	Das Stük fl.	kr.
Kastanien: ächte italienische oder eßbare d. St.	—	24
Haselnüsse: in 9 Sorten	—	6
Wallnußbäume: in 4 Sorten	—	12
Stachelbeeren: englische in allen Farben von vorzüglicher Größe und verschiedener Reifezeit, in 400 Sorten, das Stük	—	9
100 Sorten nach Auswahl der Besteller . .	12	—
100 » » unserer Auswahl	10	—
100 » im Rommel	8	—
Johannisbeeren: in 15 Sorten, d. St.	—	6
100 Sorten im Rommel	5	—
Erdbeeren: 18 vorzügl. Sorten mit Namen, d. St.	—	6
Alle 18 Sorten zusammen mit Namen	1	12
100 Stük von allen Sorten durcheinander .	4	—
100 » » einerlei Sorte	3	—
Himbeeren: in 5 Sorten, d. St.	—	3
Brombeeren: in 4 Sorten, d. St.	—	3
Hainbutten: mit gewöhnlicher Frucht, d. St. .	—	2
mit sehr großer Frucht, d. St.	—	12
Weinreben: von mehreren auserlesenen Sorten kostet		
Nach Wahl der Besteller: Eine bewurzelte Rebe	—	20
Nach Wahl der Besteller: Eine unbewurzelte Rebe	—	9
Nach unserer Auswahl: Eine bewurzelte Rebe	—	15
Nach unserer Auswahl: Eine unbewurzelte Rebe	—	6
100 Sorten bewurzelte Reben im Rommel .	18	—
100 » Schnittlinge im Rommel . . .	10	—

Zier-Bäume

Akazien: gemeine von 4—15 Fuß Höhe,
das Stük von 6—24 kr.
das 100 von 8—24 fl.

Ahorn: gemeiner, das Stük von . . 9—24 kr.
das 100 hievon 10—30 fl.

Gemeine oder Roßkastanie:
das Stük von 12—24 kr.
das 100 von 15—30 fl.

Pappeln: italienische,
das Stük von 4—15 kr.
das 100 von 5—15 fl.

Noch empfehlen wir als das beste Material

zu lebenden Zäunen

dreijährige Weißdorn, ... das 100 3 fl.

☞ Ein Verzeichniß unserer ausländischen Gehölze und Sträucher zu englischen Anlagen rc. enthält die Garten-Zeitung 1831 S. 281—320; — eine nachträgliche Erklärung darüber der Jahrgang 1832 S. 309—314.

Ausser diesen Verzeichnissen finden sich in den verschiedenen Garten-Zeitungs-Jahrgängen auch unsere sonstigen Sammlungen, nebst Preisen, und zwar:

Die Nelken	im Jahrg.	1826	S. 301
Die vorzügl. Zimmerpflanzen	» »	1827	» 289
Die Blumenzwiebeln . .	» »	1828	» 201
Die Semperflorens-Rosen .	» »	1828	» 83
Die perennirenden Zierpflanzen	im Jahrg.	1829	S. 209
Die Land-Rosen	» »	1830	» 340
Die Georginen	» »	1830	» 309
Die Pelargonien	» »	1830	» 349

Neue Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 8. 19. Februar 1835.

Landleben in England.

Der Fremde, welcher sich einen richtigen Begriff von dem englischen Charakter machen will, muß seine Beobachtungen nicht auf die Hauptstadt beschränken. Er muß hinaus auf das Land gehen; er muß in Dörfern und Weilern bleiben; er muß Schlösser, Villen, Meierhöfe, Bauerhäuser besuchen; er muß durch Parke und Gärten, an Heken entlang und in Alleen wandern; er muß um Dorfkirchen umherschlendern, Kirmessen und Märkte und andere ländliche Feste besuchen, und sich nach dem Volke, in allen seinen Verhältnissen, seinen Gewohnheiten und Launen bequemen.

In manchen Ländern enthalten die großen Städte den Reichthum und das Modeleben der Nation; sie sind die einzigen festen Aufenthalts-Orte der zierlichen und gebildeten Gesellschaft, und das Land wird beinahe nur von dem bäurischen Landvolke bewohnt. In England dagegen ist die Hauptstadt ein bloßer Versammlungsort oder ein allgemeines Rendezvous für die gebildeteren Klassen, wo sie einen kleinen Theil des Jahres einem Gewirre der Fröhlichkeit und Zerstreuung widmen, und, nachdem sie diese Art von Karneval durchlebt, zu den ihnen anscheinend mehr zusagenden, Gewohnheiten des Landlebens zurükkehren. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft sind mithin über die ganze Fläche des Königreichs zerstreut, und selbst die entferntesten Gegenden bieten in einem kleinen Umkreise ein Gemisch der verschiedenen Stände dar.

Die Engländer haben in der That ein sehr lebendiges Gefühl für das Landleben. Sie besizen eine große Empfänglichkeit für die Schönheiten der Natur, und einen entschiedenen Geschmak an ländlichen Vergnügungen und Beschäftigungen. Diese Leidenschaft scheint ihnen angeboren zu seyn. Selbst die Bewohner der Städte, zwischen Mauern und in geräuschvollen Strassen geboren und erzogen, gehen mit Leichtigkeit in ländliche Sitten ein, und zeigen angebornen Sinn für ländliche Beschäftigungen. Der Kaufmann hat seinen behaglichen Landsiz in der Nähe der Hauptstadt, wo er oft eben so viel Stolz und Eifer bei der Pflege seines Blumengartens und der Zucht seiner Früchte an den Tag legt, als bei der Führung seines Geschäfts und dem Gelingen einer Handelsunternehmung. Selbst jene weniger glüklichen Individuen, welche ihr Leben mitten unter Geräusch und Verkehr hinzubringen bestimmt sind, bemühen sich, Etwas zu erlangen, das sie an das Grün der Natur erinnern kann. In den dunkelsten und zusammengebautesten Vierteln der Altstadt, gleicht das Fenster des Wohnzimmers oft einem Blumenbeet: jeder Flek, der nur im Stande ist, Pflanzen hervorzubringen, hat seinen Rasenplaz und sein Blumenstük, und jeder öffentliche Plaz seinen kleinen Park, der mit malerischem Geschmak angelegt ist, und von erfrischendem Grüne glänzt.

Die, welche den Engländer nur in der Stadt sehen, können leicht eine unvortheilhafte Meinung von seinem geselligen Charakter bekommen. Er ist entweder in seine Geschäfte versunken, oder durch tausend Anforderungen zerstreut, welche in dieser gewaltigen Hauptstadt Zeit, Gedanken und Gefühle zertrennen. Er hat deswegen auch allzu gewöhnlich ein Ansehen von Eile und Zerstreutheit. Wo er auch zufällig ist, ist er immer im Begriff, irgend wo anders hinzugehen: in dem Augenblike, wo er von einem Gegenstand spricht, geht sein Geist auch schon auf einen andern über; und wäh-

rend er einen Besuch bei einem Freunde abstattet, berechnet er zugleich, wie er seine Zeit sparsam genug eintheilt, um die übrigen nothwendigen Morgenbesuche zu machen. Eine ungeheure Stadt, wie London, muß die Leute selbstisch und anziehend machen. Bei ihren zufälligen und vorübergehenden Begegnungen können sie nur kurz in Gemein-Pläzen mit einander reden. Sie zeigen nur die kalte Oberfläche des Charakters — seine rauhen und geistigen Eigenschaften haben nicht Zeit genug, sich zum Erguß gehörig zu erwärmen.

Auf dem Lande gibt der Engländer seinem natürlichen Gefühle Raum. Er macht sich von den kalten Förmlichkeiten und den negativen Höflichkeiten der Stadt los, legt seine gewohnte scheue Zurükhaltung ab, und wird fröhlich und munter. Er sucht um sich her alle Bequemlichkeiten und Zierlichkeiten des verfeinerten Lebens zu versammeln, und dessen Zwang zu verbannen. Sein Landsiz ist im Ueberfluße mit Allem versehen, was entweder zur gelehrten Zurükgezogenheit, zur Befriedigung des Geschmaks, oder zu ländlichen Arbeiten nothwendig ist. Bücher, Gemälde, Musik, Pferde, Hunde und Jagdgeräth aller Art sind zur Hand. Er thut weder seinen Gästen, noch sich selbst Zwang an, sondern sorgt, im wahren Geiste der Gastfreiheit, für die Mittel zum Lebensgenuß, und überläßt einem Jeglichen nach seiner Neigung daran Theil zu nehmen.

Der Geschmak der Engländer in dem Anbau des Landes und in der sogenannten landschaftlichen Gärtnerei übertrifft Alles. Sie haben die Natur gründlich studirt und legen einen ausgezeichneten Sinn für ihre schönen Formen und ihre harmonischen Zusammenstellungen an den Tag. Jene Reize, welche sie in andern Ländern in wilden Einöden verschwendet, sind hier um die Wohnpläze des häuslichen Lebens versammelt. Die Engländer scheinen ihre nüchterne und verstohlene Lieblichkeit gefesselt, und sie, wie durch Zauberei, um ihre ländlichen Wohnsize her verbreitet zu haben.

Nichts kann mächtiger erscheinen, als die Pracht einer englischen Park-Szenerie: weite Rasenpläze, welche wie Streifen lebendigen Grüns sich ausbreiten, da und dort mit Gruppen riesenhafter Bäume, welche ihre reich belaubten Scheitel empor heben. Die feierliche Pracht der Gebüsche und Waldpläze, mit den Dannhirschen, welche in schweigenden Heerden darauf hinwandeln, dem Hasen, der vorüber in sein Lager springt, oder dem Fasan, der plözlich sich aufschwingt. Der Bach, der sich in natürlichen Krümmungen dahin schlängeln muß, oder sich in einen spiegelhellen See ausdehnt, — der einsame Teich, der die bewegten Laubmassen zurük spiegelt, auf dessen Busen das gelbe Blatt schlummert, und in dessen klarem Wasser die Forelle furchtlos umherstreift, während ein ländlicher Tempel oder die Bildsäule eines Wald-Gottes, vom Alter bemoost und grau geworden, der Einsamkeit ein Ansehen klassischer Heiligkeit gibt.

Dieß sind nur einige wenige Züge aus den Park-Landschaften; was mir aber das meiste Vergnügen gewährt, ist das schöpferische Talent, womit die Engländer die anspruchlosen Wohnsize der mittlern Klasse schmüken. Die gemeinste Wohnung, das unansehnlichste kleinste Stük Land, wird unter den Händen eines Engländers von Geschmak zu einem kleinen Paradise. Mit einem fein unterscheidenden Auge findet er sogleich Das heraus, was davon tauglich ist, und malt sich im Geiste die künftige Landschaft. Der unfruchtbare Flek wächst lieblich unter seiner Hand hervor, und dennoch sind die Bemühungen der Kunst, welche diese Wirkung hervorbringen, kaum bemerkbar. Das Pflegen und Aufziehen einiger Bäume, das vorsichtige Beschneiden anderer; die geschikte Vertheilung der Blumen und Pflanzen, welche zarte und schöne Blätter haben, das Anbringen eines grünen Abhangs von sammtnem Rasen, das theilweise Eröffnen einer Aussicht in die blaue Ferne, oder auf den Silberschein eines Wassers: alles Dieß wird mit einem feinen Gefühl, mit einer anhaltenden, doch ruhigen Thätigkeit betrieben, gleich den magischen Farbentönen, mit welchen der Maler einem Lieblingsbilde seine Vollendung gibt.

Der Aufenthalt vermögender und gebildeter Leute auf dem Lande hat einen Grad von Geschmak und eine Zierlichkeit in das ländliche Leben gebracht, welche bis auf die niedrigste Klasse hinabgeht. Selbst der Taglöhner, mit seiner Hütte,

die mit Stroh gedekt ist und dem schmalen Streifen Landes, sucht sie zu verschönern. Die wohlgestuzte Heke, der Rasenplaz vor der Thüre, das kleine, mit nettem Buchs eingefaßte Blumenbeet, die Waldrebe, welche sich an der Mauer hinanwindet und ihre Blüten um die Fensterladen hängt, die Blumentöpfe am Fenster, die Stechpalme, welche vorsichtig um das Haus gepflanzt ist, den Winter seiner Oede zu berauben, und den Anschein von grünem Sommer hervorzubringen, das den Kamin freundlich macht — alles Dieß verräth den Einfluß des Geschmaks, der aus einer hohen Quelle herabströmt, und sich bis in die niedrigsten Kreise des Volkslebens verbreitet. Wenn ja die Liebe, wie der Dichter singt, gern eine Hütte besucht, so muß es die Hütte eines englischen Landmanns seyn.

Die Freude an dem Landleben unter der höheren Klasse der Engländer hat eine große und heilsame Wirkung auf den Volkscharakter gehabt. Ich kenne keinen schönern Schlag von Menschen, als die Endländer von Stand. Statt der Zartheit und Verweichlichung, welche die vornehmen Leute in den meisten andern Ländern bezeichnen, stellt sich hier eine Verbindung von Zierlichkeit und Stärke, ein gesunder Körper und eine frische Gesichtsfarbe dar, welche ich geneigt bin, dem Umstande beizumessen, daß sie so viel in der frischen Luft leben und den stärkenden Ergözlichkeiten auf dem Lande so begierig nachhängen. Diese starken körperlichen Bewegungen bringen auch eine gesunde Stimmung des Gemüths und des Geistes und eine Männlichkeit und Einfachheit der Sitten hervor, welche selbst die Thorheiten und Zerstreuungen der Hauptstadt nicht leicht verderben, und nie ganz zerstören können. Auch scheinen auf dem Lande die verschiedenen Stände sich einander freier zu nähern, und mehr dazu geneigt zu seyn, sich zu mischen und vortheilhaft auf einander einzuwirken. Die Unterschiede zwischen ihnen scheinen nicht so bemerkbar und unübersteiglich hervorgetreten, als in den Städten. Die Art, nach welcher das Eigenthum in kleine Güter und Pachterhöfe vertheilt worden ist, hat eine regelmäßige Abstufung von dem Edelmann an, durch die Klassen des Mittelstandes, der kleinen Grundeigenthümer und wohlhabenden Pächter, bis zu dem arbeitenden Bauern-Stande herab, zu Stande gebracht, und indem sie so die äußersten Stufen der Gesellschaft mit einander verband, hat sie einem jeden Zwischenrange den Geist der Unabhängigkeit eingeflößt. Dieß ist zwar, wie man eingestehen muß, jezt nicht mehr so allgemein der Fall, als früher: da die größeren Güter in den leztverflossenen Jahren der Noth die kleineren verschlungen und in einigen Theilen des Landes, das kräftige Geschlecht der geringeren Pächter beinahe ganz vernichtet haben. Das sind, jedoch wie ich glaube, nur zufällige Eingriffe in das allgemeine System, dessen ich gedacht habe.

In ländlicher Beschäftigung ist nichts Gemeines und Erniedrigendes. Sie führt den Menschen unter Szenen natürlicher Größe und Schönheit dahin; sie überläßt ihn den Regungen seiner Seele, worauf die reinsten und erhebendsten äussern Veranlassungen einwirken. Solch ein Mensch kann einfach und rauh, aber er kann nicht gemein seyn. Der gebildete Mann findet daher nichts Auffallendes in der Berührung mit den geringeren Klassen der Landbewohner, wie dieß der Fall ist, wenn er zufällig unter die geringeren Klassen in den Städten sich mischt. Er legt seinen Rang und seine Scheu ab, und freut sich, die Unterscheidung der Stände vergessen und an den rechtlichen herzlichen Genüssen des gewöhnlichen Lebens Theil nehmen zu können. In der That, die ländlichen Vergnügungen selbst bringen die Leute einander näher und näher, und wo man Hunde und Hörner hört, schmelzen alle Gefühle harmonisch zusammen. Ich glaube, dieß ist ein Hauptgrund, daß die Adelichen und die mittlere Klasse unter den geringeren Ständen in England beliebter sind, als in irgend einem andern Lande; und daß die Leztern so manche große Lasten und Bedrängnisse ertragen haben, ohne eine so allgemeine Klage über die ungleiche Vertheilung der Glüksgüter und der Vorrechte Einzlener hören zu lassen.

Dieser Mischung von gebildeter und ländlicher Gesellschaft mag auch das ländliche Gefühl zugeschrieben werden müssen, das sich durch die englische Literatur verbreitet; der häufige Gebrauch von Erläuterungen, aus dem Landleben entnom-

men; jene unvergleichlichen Beschreibungen von Naturgegenständen, welche bei den englischen Dichtern sich in Ueberfluß finden, die von „der Blume und dem Blatt" bei Chaucer herab fortgedauert, und in unsere Zimmer alle die Frische und den Duft einer thauigen Landschaft gebracht haben. Die Schriftsteller anderer Völker, welche ländliche Gegenstände schildern, scheinen der Natur nur einen gelegentlichen Besuch abgestattet zu haben, und mit ihren allgemeinen Reizen bekannt geworden zu seyn; aber die englischen Dichter haben in ihr gelebt und geschwelgt, — sie haben in ihren geheimsten Schlupfwinkeln belauscht, — sie haben ihre kleinsten Launen aufgefaßt. Kein Staubregen konnte im Winde zittern, kein Blatt konnte zur Erde niederrauschen, kein Perltropfen in den Strom plätschern, kein Duft dem bescheidenen Veilchen entströmen, noch ein Maßliebchen seine Purpurfarbe im Morgen entfalten — daß dieß nicht jene begeisterten und feinen Beobachter wahrgenommen, und in irgend eine schöne sittliche Betrachtung umgewandelt hätten.

Diese Neigung gebildeter Gemüther zu ländlichen Beschäftigungen wirkte wunderbar auf die äußere Gestalt des Landes. Ein großer Theil der Insel ist ziemlich flach, und würde, wenn der Reiz des Anbaues nicht wäre, einförmig seyn; allein er ist gleichsam besezt und geschmükt mit Schlösser und Palästen, und mit Parks und Gärten wie überdekt. Er ist nicht überreich an großartigen und erhabenen Aussichten, viel eher jedoch an kleinen, häuslichen Gemälden ländlicher und umschirmter Stille. Jedes altväterische Meierhaus und jede mit Moos bewachsene Bauerhütte ist ein Gemälde; und da die Wege sich fortdauernd schlängeln und die Aussicht von Gebüsch und Heken beschränkt ist, so wird das Auge durch eine fortgesezte Folge kleiner Landschaften von entzükender Lieblichkeit ergözt.

Der größte Reiz englischer Landschafterei ist indeß das sittliche Gefühl, welches sie zu durchdringen scheint. Es knüpft sich im Geiste an den Begriff der Ordnung, der Ruhe, nüchterner, wohlbefestigter Grundsäze, alter Sitte und ehrwürdigen Herkommens. Alles scheint die Frucht von Jahrhunderten eines regelmäßigen und friedlichen Daseyns zu seyn. Die alte Kirche von fremder Bauart, mit ihrem niedrigen, massiven Portal, ihrem gothischen Thurme, ihren Fenstern, reich an Stein-Verzierungen und Glasmalereien, ängstlich sorgsam erhalten, mit ihren stattlichen Denkmälern von Kriegern und würdigen Männern aus der alten Zeit, den Vorfahren der gegenwärtigen Grundherren, mit ihren Grabsteinen, verewigend die Geschlechtsreihe wakerer Landleute, deren Nachkommenschaft noch dieselben Felder pflügt, und an demselben Altar knieet, — das Pfarrhaus, ein sonderbares, unregelmäßiges Gebäude, das zum Theil noch alterthümlich, zum Theil ausgebessert und in dem Geschmake der verschiedenen Zeiten und Besizer verändert ist, — der Steg und der Fußpfad, welche über liebliche Fluren und schattige Heken entlang aus dem Kirchhofe führen, nach einem seit undenklichen Zeiten bestehenden Wegrechte, — das nahe Dorf mit seinen ehrwürdigen Bauerhütten, seiner Gemeinde-Wiese, von Bäumen beschattet, unter denen die Vorfahren des jezigen Geschlechts schon gespielt haben, — das alte Herrenhaus, das abgesondert auf einem kleinen ländlichen Bezirke steht, aber mit schüzender Miene auf die Landschaft umher herabblikt: — alle diese gemeinschaftlichen Züge einer englischen Landschaft zeugen von einer ruhigen, feststehenden Sicherheit, einem erblichen Ueberkommen häuslicher Tugenden und örtlicher Anhänglichkeit, die eindringend und rührend für den sittlichen Charakter der Nation sprechen.

Es ist ein angenehmer Anblik, an einem Sonntag Morgen, wenn die Kirchengloken ihre ernsten Klänge über die stillen Felder hin sendet, die Land-Leute in ihrem besten Puze, mit frischen Gesichtern und bescheidener Fröhlichkeit ruhig die grünen Gänge entlang nach der Kirche wandern zu sehen: noch angenehmer ist es aber, sie des Abends an ihren Hütten-Thüren sich sammeln zu sehen, wie sie sich der demüthigen Behaglichkeit und der Verschönerungen zu ergözen scheinen, welche ihre eigenen Hände um sie her verbreitet haben.

Es ist dieses wohlthuende Gefühl der Heimatlichkeit, diese Ruhe des Wohlgefallens an der häuslichen Szene, was schon allein die erhabensten Tugenden und reinsten Genüsse gebiert; und ich kann diese flüchtigen Bemerkungen nicht besser schlies-

sen, als indem ich die Worte eines neueren englischen Dichters anführe, der sie besonders glüklich geschildert hat:

Auf jeder Stufe — von der hohen Burg,
Vom städt'schen Dom, der Villa, reich umschattet,
Vor Allem, von dem still bescheidnen Haus,
In Stadt und Dorf, vom Mittelstand bewohnt,
Bis zu der strohbedekten Hütt' im Thal —
Ward diese Insel lang' gerühmt, daß hier
Die Häuslichkeit ihr stilles Plätzchen finde;
Die Häuslichkeit, die harmlos wie die Taube
(Bewacht von Ehr' und sanftem Liebes Glüke)
In einem kleinen ruh'gen Nest, umschließt,
Wonach Verlangen wohl die Erd' durchfliegt,
Die, ihre Welt, die übrige verschmäht,
Die keine Zeugen braucht, als die ihr Glük,
Froh theilen und den Himmel über ihr:
Die, wie die Blum' im Felsenspalt geborgen,
Sanft lächelt, blikt sie gleich zum Himmel nur.

Versuch, das Gebüsche und Laubholz aus den Wiesen zu vertreiben.

Wenn eine Wiese, die voll Gebüsche und Laubholz ist, einmal abgeräumt ist, so wachsen das Jahr darauf auf eben den Stellen und aus eben den Stämmen so viel Schößlinge auf, daß sie oft wie ein Hanfaker stehen. Hauet man sie dann dieses Jahr ab, so werden sie das dritte Jahr noch stärker, und wachsen so ohne Ende fort, bis der Landmann müde und verdrossen wird, und sie endlich wachsen läßt. Die ganze Wissenschaft aber, diese Schößlinge und Zweige auszurotten, besteht darin:

Man verfertigt einen kleinen Schlegel mit einem langen Stiele, größerer Bequemlichkeit wegen, mit selbigem schlägt man nach der ersten Ausrottung im Frühjahre die Sprößlinge, die aufgeschossen sind, bei der Wurzel nieder, wozu man ein Brett unter sie legt, oder ein Stük Holz, so nahe man kann, an den Baum bringt, und dagegen schlägt. Hat man die Schößlinge mit einigen Schlägen zerknirscht und zerbrochen, daß sie so biegsam als eine Weide werden, und ohne daß man nöthig hat, sie abzuschlagen, läßt man sie frei liegen, weil sie nachgehends über und unter der Erde vertroknen, so daß sie nicht mehr im Stande zu wachsen sind. So fährt man über die ganze Wiese fort, wo sich ein hervorsprossender Zweig zeigt. Man kann den Schlegel von gutem, trokenem Birkenholze machen, so wird er desto stärker und dauerhafter. Kinder und Jungen können zu dieser Arbeit gebraucht werden, wenn man sie abrichtet, nur daß ihnen Jemand, auf den man sich verlassen kann, nachfolgt, und zusieht, daß kein Sprößling unzerquetscht bleibt. Diese Arbeit thut man im Frühjahre, man kann auch versuchen, ob sie im Herbst anschlägt.

Eine jede Butter der holländischen gleich zu machen.

Man säubert in dieser Absicht ein Pfund etwas alten holländischen Käs von allen Unreinigkeiten, rühret ihn mit etwas Sahne recht klein, und vermischt diese Sahne mit dem aufgelösten Käse mit so viel anderer Sahne, als zu acht Pfund Butter erfordert wird. Wenn man diese sodann buttert, so erhält man eine sehr wohlschmekende fette Butter, die der holländischen ähnlich ist.

Käse vor Würmern zu verwahren.

Käse in Hopfen gelegt, bekommen einen angenehmen Geschmak, und halten sich vor Würmern. Manche legen ihn in Birkenlauge.

Hühner geschwind fett zu machen, auch daß sie sehr viel legen.

Fürs Erste gibt man ihnen kleine Bälle von zermalmten Buchelkern. Legen werden sie viel, wenn sie die Loosung vom Hasen bekommen.

Tannen schnell wachsen zu machen.

Man begießt sie mit Seifenschaum, der beim Waschen des Tuches übrig bleibt.

Gänse vor dem Fuchse zu sichern.

Man beschmiere ihren Kopf mit Pech.

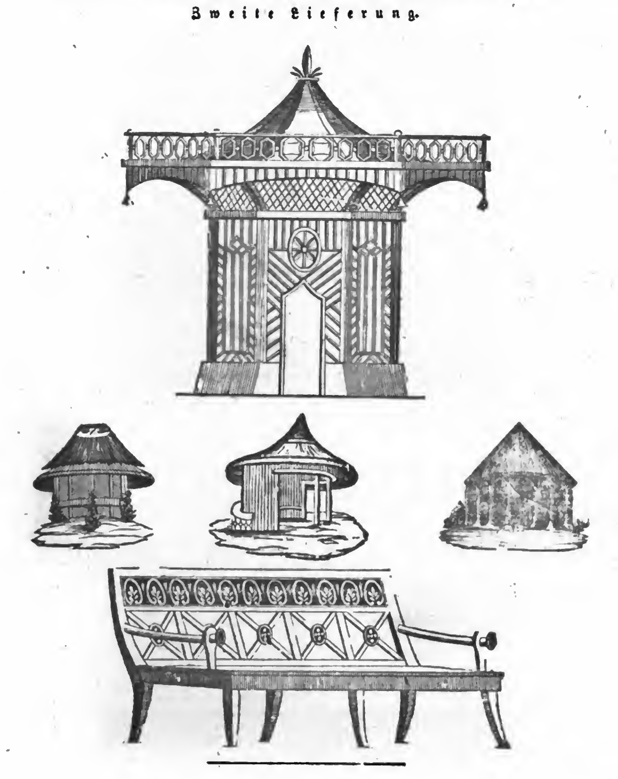
Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Lezthin sind einige würdige Leser der katholischen Zeitschrift Sion, die den hohen Werth dieses wahrhaftigen Kirchen-Blattes zu schäzen wißen, als im November-Hefte 1834 sie daselbst die Mittheilungen über die Schullehrer-Konferenzen in Schlesien, und über die Jesuiten in Freiburg aufgefaßt hatten, auf den Einfall gerathen, ob ähnliche Einrichtungen und Institute nicht auch sogar für die Beförderung landwirthschaftlicher und damit verwandter Zweke zu empfehlen wären. — Bei dieser Gelegenheit kam auch wieder die Urbarmachung unkultivirter Streken, neue Kolonieen ꝛc. zur Sprache, und man berief sich auf die 41. und 42. Seite der Geschichte von Bayern, von unserm unvergeßlichen Westenrieder anno 1786 herausgegeben. Aber, so dachte ich bei mir selbst, aber werden sich wohl die Herren Jesuiten zu einem solchen Unternehmen bereit finden lassen; und diesen Fall selbst angenommen, wer wird sie, mit den nöthigen Geld-Mitteln und Vorschüßen hiezu unterstüzen wollen, eingedenk der frühern Klöster-Zerstörungen, erinnerlich der Geringschäzung der Ur-Stiftungen ꝛc. unserer frommen Voreltern! — Ohne Zustimmung der Stände-Versammlungen würde wenig Vertrauen herrschen, und kaum jener Aktien-Verein zu Stande kommen, welchen ich unlängst bezüglich und unmaßgeblichst meinte. — Andere sind noch weiter gegangen; sie wollen zwar keine Tempel-Ritter — der schönen Vorzeit mehr, jedoch wünschten sie einen förmlichen Bund der Adelichen, zur Beförderung religiöser, moralischer und landwirthschaftlicher Zweke zugleich; und diese würdigen Leser der Zeitschrift Sion wähnten dabei, daß ihnen, den Adelichen nemlich, gerade die Jesuiten, aber nur die Jesuiten, hiezu so recht behilflich an der Seite und beistehen könnten. — So durchkreuzen sich die Meinungen der Menschen, bis sie, durch Zeit und Erfahrung geprüft, segnende Wahrheit werden.

Ich sammle schon seit mehr als 32 Jahren, wie aus den Baurath Baumgartnerischen Papieren entnommen werden kann, und darunter bereits über 25 Jahre mich der Gnade der Funktion im Staatsdienste erfreuend, jede und jegliche Meinung, sie mag auf was immer für einem Weg an mich kommen; und theile diese Meinungen nach Matth. 13, 52. und vielleicht selbst im Einklange des mir vor Jahren vom hochverehrlichen General-Komité des landwirthschaftlichen Vereines von Bayern gewordenen Zeugnißes über meine lebhafte Theilnahme an allen Gegenständen, welche für die Landwirthschaft wichtig seyn können, und bei der eben so denkbaren Erinnerung der meinen Hagel-Assekuranz-Plane anno 1822 von der hohen Stände-Versammlung dem allerhöchsten Staats-Ministerium des Innern gewordenen gnädigen Empfehlung (ersteres Zeugniß liegt bei dem allerhöchsten Staats-Ministerium der Finanzen) ich theile diese Meinungen redlich und gutmeinend, und selbst, Gott ist mein Zeuge! seit meiner im vorigen Jahre gemäß dieser Zeitschrift Nro. 4 überstandenen schweren Krankheits-Anfällen, mit Aufopferung meiner Gesundheit, und gerne auch mit Aufopferung meines Gatten- und Vaterlebens mit, weil ich nichts sehnlicher wünsche, als meinem Vaterlande, wenn auch nur schwach und gering, und laut der Bauern-Zeitung v. J. 1827 Nro. 45 Seite 354 und Nro. 46 Seite 362, doch wenigstens redlich, aufrichtig, und innig wohlmeinend zu dienen. Da kam nun auch vor wenigen Tagen Folgendes zu meinen Ohren: Viel, sehr viel geschieht an unsern Hochschulen, um wenigstens die Grund- und Haupt-Begriffe der Landwirthschaft den künftigen äußern Beamten faßlich und erkennbar zu machen; und doch bemerkt man im endlich wirklich praktischen Leben derselben so manche, mitunter selbst schädlich wirkende Lüke. — Da meinen Einige, der öftere Besuch der den Hochschulen nahe liegenden Musterwirthschaften wäre zu empfehlen, und was in Nro. 19 der vorjährigen Bürger- und Bauern-Zeitung von den landwirthschaftlichen Visitationen ꝛc. gesagt wurde, wäre nochmal wenigstens zu überlesen, und vielleicht selbst bezüglich anzuwenden. Aber wer kann alle Hügeln und Berge ebnen? Dieses ist meine Meinung.

Modelle für Gartenfreunde zu Gartenhäusern, Lauben und Sizen.

Zweite Lieferung.



Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Durch Vermischung alle Farben, die man verlangt, hervorzubringen.

Durch Vermischung zweier flüssiger Dinge, die jedes besonders keine Farbe haben und sehr hell sind, eine bestimmte Farbe hervorzubringen.

Man vermischt mit einander:	So wird man erhalten:
1. Salpetergeist und die Auflösung von Rosenblüten, die mit Weinstein gemacht worden ist	das Rothe.
2. Aufgelöstes Quecksilber und Weinsteinöl . .	Orangefarbe.
3. Aufgelöstes Sublimat und Kalkwasser	das Gelbe.
4. Farbe von Rosen und Weinsteinöl . . .	— Grüne.
5. Farbe von Rosen und Uringeist . .	— Blaue.
6. Aufgelöstes Kupfer und Salmiakgeist . . .	— Indigo.
7. Aufgelöstes Sublimat und Salmiakgeist . . .	— Weiße.
8. Auflösung von Bleizuker und Vitriol	— Schwarze.

Durch den Zusaz eines ungefärbten flüssigen Körpers eine Farbe in eine andere zu verändern.

Man vermischt mit einander:	So wird man erhalten:
1. Tinktur der Sonnenblume und Salpetergeist .	eine Feuerfarbe.
2. Veilchensyrup und Weinsteinöl	das Grüne.
3. Auflösung von blauem Vitriol und flüchtigem Salmiakgeist	das Dunkelblaue.

Durch Vermischung zweier gefärbter flüssiger Körper eine Farbe hervorzubringen, die von der, welche ein jeder von diesen Körpern vor der Vermischung hatte, verschieden ist.

Man vermischt mit einander:	So wird man erhalten:
1. Gelb von Safrantinktur, Roth von rother Rosentinktur	das Grüne.
2. Blau von Veilchentinktur, Braun von Schwefelgeist	das Carmoisin.
3. Roth von rother Rosentinktur, Blau von Hirschhorngeist	das Blau.
4. Blau von Veilchentinktur, Blau von Kupferauflösung	das Violette.
5. Blau von Veilchentinktur, Blau von ungarischer Vitriolauflösung . . .	Indigo oder Purpur.
6. Blau von Kornblumentinktur, Blau vom gefärbten Salmiakgeist	das Grüne.
7. Blau von ungarischer Vitriolauflösung, Braun, Lauge . .	das Gelbe.
8. Blau von ungarischer Vitriolauflösung, Roth von rother Rosentinktur	das Schwarze.
9. Blau von Kornblumentinktur, Grün von Kupferauflösung	das Rothe.

Den gefärbten flüssigen Dingen mit ungefärbten flüssigen Körpern ihre Farbe zu benehmen, und die erste Farbe durch den Zusaz eines ungefärbten flüssigen Körpers wieder herzustellen.

Man vermischt mit einander:	So wird man erhalten:
1. Grün von Kupferauflösung.	
Ungefärbten Salpetergeist	zerstörte Farbe.
Ungefärbtes Weinsteinöl	wieder hergestellte.
2. Roth von rother Rosentinktur,	
Ungefärbte Vitriolauflösung	schwarz.
Ungefärbtes Weinsteinöl	wieder hergestellte.
3. Zartes Roth von Rosentinktur,	
Ungefärbten Vitriolgeist	schönes Roth.
Ungefärbten Salmiakgeist	Grün.
Ungefärbtes Vitriolöl	zartes Roth.
4. Grün von Grünspanauflösung,	
Ungefärbten Vitriolgeist	zerstörte Farbe.
Ungefärbten Salmiakgeist	Purpur.
Ungefärbtes Vitriolöl	helle und ungefärbte

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 9. 26. Februar 1835.

Hydropathik.

Hufelands Urtheil über den Heilgebrauch des kalten Wassers.

Hufeland, erster Leibarzt des Königs von Preußen in Berlin, liefert in der „Neuen Auswahl seiner kleinen medizinischen Schriften" (erster Band, Berlin bei Veit 1834 gr. 8.) S. 34—50 einen Aufsaz über „das Element des Wassers als Heil-Mittel," und äußert sich also darüber:

Unstreitig liegt im Wasser eine höhere Kraft, als wir bisher geahnt haben. Wer hat sich je die wunderbare belebende Kraft des einfachen Wasserbades, wer die außerordentliche mit nichts zu vergleichende Wirkung desselben in Krankheiten und zur Rettung des Lebens beim Typhus, bei Krämpfen, bei Atrophieen 2c. befriedigend erklärt? — Das Nemliche gilt auch von dem innerlichen Gebrauche des kalten Wassers. Wer hat nicht schon die belebende, mit nichts zu vergleichende, Kraft eines frischen Trunkes Quellwasser empfunden. Verbreitet sie sich nicht durch den ganzen Organismus? und fühlt man nicht gleichsam den Uebergang feinerer, belebenderer Stoffe ins Ganze? — Ist es nicht erwiesen, daß Menschen mehrere Wochen lang von nichts gelebt haben, als vom Wasser? Schon Theden hatte mich auf den Gebrauch des reichlichen kalten Wassertrinkens beim hohen Grade der Hypochondrie aufmerksam gemacht. Er erzählte mir selbst, er sey in seinen früheren Jahren äusserst hypochondrisch gewesen, bis zur heftigsten Schwermuth, und mehrmals in Versuchung gekommen, sich das Leben zu nehmen. Hier habe ihn endlich das Gefühl innerer Angst auf den Gedanken gebracht, viel kaltes Wasser zu trinken; dadurch sey die Angst gewichen; er habe immer mehr getrunken, und dadurch Hypochondrie und Verstopfung gänzlich verloren, und nie wieder, bis in sein höchstes Alter, einen Anfall davon gehabt, sondern er sey beständig bei heiterer und froher Stimmung gewesen. Er sezte aber auch dieses Wassertrinken beständig fort; denn er trank täglich 8 bis 10 Quart frisches Brunnenwasser, freilich auch eine bis zwei Bouteillen Wein dabei. Ich muß hier zugleich an den diätetischen Gebrauch des Wassers erinnern, welchen der seit einiger Zeit verbreitete Irrwahn, das Wasser blos als eine schwächende Potenz zu betrachten, fast ganz verdrängt hat, besonders in Betracht der Kinder. Ehedem hielt man das Wasser für das einzig schikliche Getränk der Kinder; nur selten bekamen sie Wein und Bier; ja, es war eine Hauptregel, Kindern, um sie gesund und stark zu machen, keinen Wein zu geben. Jezt aber wird das Kind eben so sorgfältig vor Wasser bewahrt, dagegen an Wein und Bier gewohnt; selbst Wasser darf es nur mit Wein vermischt trinken. Allein dieß legt den Grund zur Schwäche und Kränklichkeit, sowohl des Magens, als des Ganzen; und dieß bestätigt uns die Erfahrung. Alle in der Kindheit und Jugend an Wein, Bier u. dgl. gewohnte Magen können kein Wasser vertragen; sie bekommen davon Druk, Spannung, Aufblähung, es liegt ihnen schwer im Magen, d. h., ihr Magen hat nicht die zu dessen Bearbeitung erforderliche Reizbarkeit; sie verlieren alle schon den unschäzbaren Vortheil, Wasser trinken zu können, was auf Reisen und in Lagen des Lebens, wo man nicht immer Wein und Bier haben kann, ein sehr großes Uebel ist. Außerdem finde ich, daß ein an Wasser, besonders Früh und Abends, gewohnter Magen weit weniger an Vergallung und anderer gastrischer Verderbniß leidet, indem die Entstehung wieder weggespült werden

kann. Denn ich sehe nicht ein, warum man des Morgens den Magen nicht eben so gut von loker aufliegenden Unreinigkeiten ausspülen könnte, wie den Mund. Kurz! durch reichliches Wassertrinken wird so manche schwere Krankheit verhütet, das Blut- und Nervensystem bei ruhiger Entwiklung erhalten, die Leidenschaftlichkeit der Seele gemäßigt, und das Uebermaß der Kraftäußerung verhindert, welches nur zu leicht bei Kindern in Krämpfen und Entzündungen sich äußert. Ja, ich trage kein Bedenken, zu behaupten, daß die in neuern Zeiten häufiger gewordenen Entzündungskrankheiten der Kinder, besonders die Hirnwassersucht und Hautbräune, zum Theil auf Rechnung ihrer zu erhizenden Diät und des unterlassenen Wassertrinkens zu sezen seyen. Aber auch das frische Wasserwaschen gehört wesentlich zu einer guten physischen Erziehung der Kinder, besonders in den ersten Jahren des Lebens. Gleich den Pflanzen, die nur unter der Einwirkung von reiner Luft und frischem Wasser gut gedeihen und wachsen, ist auch hier der tägliche Genuß der freien Luft und das tägliche Waschen des ganzen Körpers mit frischem Wasser das sicherste und zugleich einfachste Mittel, gesunde und kräftige Kinder zu erziehen. Ich kann daher nicht unterlassen, des Verdienstes zu erwähnen, welches sich Hr. Professor Oertl in Ansbach in den neuern Zeiten durch die allgemeine Empfehlung des kalten Wassers als allgemeines Heilmittel erworben hat. Auch darf ich nicht die große Wirkung unbemerkt lassen, welche schon das bloße Trinken des reinen kalten Wassers in der schreklichsten und tödtlichsten Weltseuche der neuesten Zeit, der Cholera, hervorgebracht hat. Es hat hiebei oft mehr geleistet, als alle Arzneimittel, und oft, wenn Alles vergeblich war, noch Hilfe und Rettung des Lebens bewirkt.

Einige Bemerkungen.

1) Hätte der Prof. Oertel so etwas hindruken lassen, so würde es hier und da geheißen haben: das ist dummes Zeug! Da es aber Hufeland hat hindruken lassen, so ist es wohl kein dummes Zeug!

2) Wer sich einmal mit frischem Wasser von irgend einem Uebel kurirt hat, muß den Wassergebrauch nicht auf Einmal völlig wieder aufgeben, sondern immer noch mäßiglich fortfahren, und ein warmer Freund des kalten Wassers bleiben!

3) Der Wein, in Uebermaß getrunken, stumpft Verstand und Sinne ab, verwirrt die Einbildungskraft, erhizt die Eingeweide und wird ein süßes, schleichendes Gift — zu Gicht, Lähmung und Podagra.

4) Das Bier, in Uebermaß getrunken, benebelt den Verstand, verdüstert die Sinne, macht dikes Geblüt und zähe Säfte, bläht die Gedärme auf und macht schwerfällig, träg und unbeholfen.

5) Der frische Wassergebrauch verhütet und vertreibt Krankheiten. Wer fleißig frisches Wasser trinkt und sich fleißig mit frischem Wasser am ganzen Leibe wäscht und sich damit schwankt, gurgelt und es schnupft, und so zu sagen, im frischen Wasser-Elemente lebt, der kann nie bedeutend erkranken, der ist von dieser Seite her seines Lebens sicher, der kann ruhig und munter ein hohes Alter erreichen.

5) Was endlich die Weltseuche Cholera betrifft, so hat auch der Naturarzt Vinzenz Prießnitz in seiner Wasserheilanstalt bewiesen, daß die Cholera einzig durch frisches Wasser am Sichersten zu kuriren ist. Und wer dieß Alles noch nicht glauben will, der lese, wenn ihm Gesundheit lieb und Krankheit unlieb ist, folgende v. Is. herausgekommene Wasserschriften:

1) Allerneueste Wasserkuren. Vom Prof. Oertel. Nürnberg, bei Campe. 13s Heft. 24 kr.
2) Dr. Hahn's Unterricht von der Heilkraft des frischen Wassers. Völlig umgearb. von Prof. Oertel. Nürnberg, bei Campe. 1 fl. 12 kr.
3) Dr. Smith, von der Heilkraft des gemeinen Wassers. Aus dem Engl. 3te Aufl. vom Prof. Oertel. Nürnb. bei Campe. 36 kr.
4) Wie dem Dr. Nasse 25mal der Kopf gewaschen wird! Von dem Dr. Troken rc. Nürnberg, bei Campe. 18 kr.
5) Pater Bernhard, der Eiswasserdoktor. Vom Prof. Oertel. Leipz., bei Franke. 36 kr.
6) Vinzenz Prießnitz oder Aufruf an alle Staats-Regierungen Deutschlands zur Errichtung von

Wasserheilanstalten. Vom Professor Oertel. Leipzig, bei Franke. 40 kr.

7) Dr. Floyer, vom kalten Baden und Trinken. Aus dem Englischen. 3. Aufl. vom Prof. Oertel. Stuttg., bei Scheible. 24 kr.

8) Hancocke, vom gemeinen Wasser, als dem besten Fiebermittel. Aus dem Engl. Neue Aufl. vom Prof. Oertel. Stuttg., bei Scheible. 24 kr.

9) Dr. Fr. Hoffmann, vom gemeinen Wasser als Universal-Medicin. Aus dem Lat. vom Pr. Oertel. Ebendas. 36 kr.

10) Anweisung zum heilsamen Wassergebrauche für Menschen und Vieh in den gangbarsten Krankheiten und Leibesgebrechen, von A. bis Z. Von Oertel, Kolb und Kirchmayr. Nürnberg, bei Campe. 1 fl. 43.

11) Welche Gesundbrunnen sind die heilsamsten und wohlfeilsten? Von Professor Kirchmayr. München, bei Fleischmann. 43 kr.

12) Das Ganze der Heilkunst mit kaltem Wasser. Von Dr. Fabricius. Leipz. bei Geibel. 1 fl. 21.

13) Wasserkatechismus von Dr. Bekstein. Berlin, bei Lüderiz. 36 kr.

14) Prof. Oertels Porträte. Leipz. bei Franke. 15 kr.

15) Dr. Hahn's Porträt kommt bald nach.

Die Vögel,

als die besten Raupen- und Insekten-Vertilger in unsern Gärten.

Man sollte keinen Obstgarten anlegen, ohne in solcher neuen Anlage zugleich auch Vorsorge für die Vögel zu treffen, und dieses soll allgemeine Sitte werden.

Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die Obstbäume in dem Maße gedeihen, in dem man beflissen ist, Alles zu entfernen, was ihrer Gesundheit schädlich ist, und im Gegentheile Alles herbeizuführen, was dieselbe befördern kann.

Unter den vielerlei Hindernissen, welche dem freudigen Wuchse, vorzüglich aber ihrer Fruchtbarkeit entgegenstehen, ist auch in manchen Jahren der verderbliche Raupenfraß, dem besonders niedere und windstille Lagen vorzüglich ausgesezt sind, und wodurch ganze Gärten und Gegenden entblättert, hiedurch die schönsten und hoffnungsvollsten Bäume gänzlich zu Grunde gerichtet, die übrigen auf mehrere Jahre im Wuchse zurükgesezt, zum Wenigsten fürs folgende Jahr aller Früchte beraubt werden.

Der gütige Schöpfer hat zwar den Menschen so manches Nüzliche so nahe hingelegt, daß er es mit leichter Mühe mit seinem Verstande erfassen und zu seinem Nuzen und Vergnügen gebrauchen könnte und sollte. Allein der Mensch, in seiner eingebildeten Weisheit doch zu blödsinnig, übersieht das Nahe, achtet Wichtiges für unbedeutend und geringe, suchet in der Ferne mittels tiefer Spekulation in höhern Regionen, worüber er mit dem Fuße stolpert.

Der Nuzen, den das sämmtliche Vogelgeschlecht überhaupt und ohne Ausnahme in Vertilgung der Insekten stiftet, leuchtet nicht nur Jenem ein, der die Naturgeschichte dieser Geschöpfe studirt hat, sondern auch jedem Landmanne, der nur obenhin einen Blik darauf wirft, was ihnen der Schöpfer für eine Nahrung angewiesen hat.

Man sieht bei geringer Aufmerksamkeit, wie die kleinsten unserer Vögel, vom Goldhühnchen und Zaunkönig an, bis hinauf zum größten, dem Raben und Stokgeier, durchaus in ihrer Jugend von Insekten oder Amphibien genährt und groß erzogen werden. Man sieht, obgleich einige im höhern Alter auch von verschiedenen Sämereien leben, doch bei Weitem den größern Theil in diesem Alter, und vorzüglich alle Sing- und Zugvögel, die uns im Winter verlassen und bei eintretendem Frühling wieder erscheinen, größtentheils an dem Tische speisen, den die Allmacht nur zu dieser Zeit für sie gedeket hat, in welcher die Insekten wieder zum Leben erwachen.

Diese Geschöpfe sind gleichsam als Polizei-Diener aufgestellt, damit das Ungeziefer, insofern es dem Menschen, als dem vornehmsten Geschöpfe dieser Erde schädlich ist, nicht überhand nehme; es ist daher der Menschen Pflicht, diese glükliche Anordnung nicht zu stören, welches leider zu oft

von jungen Leuten geschieht, blos zum Vergnügen, und um sich im Schießen zu üben.

Sollte man die Menschen wohl noch so roh glauben? Und doch ist es so! Sollten wir diese uns so nüzlichen Vögel nicht lieber durch Futter-Vorstreuen im Winter, und zwekmäßige Vorrichtung zum Baue ihrer Nester im Frühlinge, mehr und mehr zu zähmen und in unsere Gärten zu gewöhnen suchen?

Jedermann weiß dem Staar einen Kobel aufzuhängen, und ihn dadurch an seine Wohnung zu gewöhnen.

Eben so leicht gehts bei den Meisen. Werden für selbe an abgelegenen und ruhigen Winkeln des Gartens solche verhältnißmäßige kleinere Köbel oder Höhlungen angebracht, auf was immer für eine beliebige Art zurecht gemacht, (wenn man selbe nur nicht aus einem neuen weißen Holze, sondern aus inwendig schon ausgefaulten errichtet), so werden sie nicht ermangeln, ihre Nester hinein zu bauen, und zweimal im Jahre darin ihre Jungen auszubrüten.

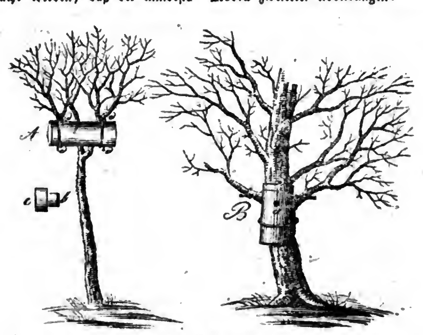
Man braucht nicht ängstlich zu seyn, als müßten diese Vorrichtungen oder Köbel so mathematisch genau gemacht werden, daß der mindeste Verstoß in einem oder dem andern Stüke das ganze Unternehmen vereitle.

Wir dürfen ja nur die Einrichtung, die der Schöpfer selbst gemacht hat, auch zu unserem Maß-Stabe nehmen. Er hat den verschiedenen Vögel-Gattungen in den hohlen Baumstämmen und Weidenstöken die Einschlupflöcher nicht nach der Größe ihres Körpers abgezirkelt, auch diese Höhlungen nicht in gleicher Höhe aufgehangen, sondern sie müssen mit jeder Höhlung, die sie auffinden, und mit jedem Einschlupfloche zufrieden seyn, das nur einigermassen zu ihrem Zweke taugt; folglich dürfen auch wir nicht so ängstlich die Größe des Kobels, und die Oeffnungen abmessen, welche wir für sie bestimmen. Wir haben nur dafür zu sorgen:

a) daß der Kobel eine solche Länge habe, daß keine Kaze, kein Marder, Iltis oder Wiesel mit der Pfote hinein langen und das Nest erreichen könne. Eine Länge von 12—14 Zoll ist hinlänglich.

b) daß der innere runde Raum 3, 4—5 Zoll betrage, damit sie nicht nur die Nester bequem hinein bauen, sondern auch die Jungen bei zunehmender Wärme sich auseinander legen können.

Zur beiläufigen Versinnlichung stehen hier als Modell zweierlei Abbildungen:



A ist ein schräge angebrachter, B ist ein aufrechtstehender Kobel.

Um die sehr leichte Vor- und Einrichtung solcher Köbel gänzlich vor jedem Mißgriffe zu sichern, mögen noch folgende Fingerzeige hier stehen:

1) Jene Köbel, welche aufrecht befestiget werden, sollen weiter seyn, als jene, welche schräge angebracht sind.

2) Das Einschlupfloch a kann im Durchmesser $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Zoll enthalten. Ist es nur merklich weiter, hat das auch nichts zu bedeuten. Die Specht-Meise macht sich die Oeffnung selbst zurecht. Sie verkleistert selbe, wenn sie zu weit, und hämmert sie geräumiger, wenn sie ihr zu enge scheint. Sie muß immer Etwas auszustellen haben. Die übrigen Meisen sind in diesem Punkte nicht so genau.

3) Der Stopsel b hat außen eine engere Oeffnung c. Im Innern aber ist er erweitert, um im Aus- und Einschlupfen weniger zu hindern;

4) der Stopsel b muß mit einem Nagel d recht gut befestiget werden, damit ein Raubthier nicht vermag, denselben heraus zu arbeiten; er muß genau einpassen, damit kein Regen und kein Licht dazwischen eindringe. Doch darf dieser Nagel die Oeffnung nicht sperren, folglich nur durch das Holz reichen.

5) Die Köbel müssen Arme bekommen, um sie an denselben mit Weidenruthen befestigen zu können.

6) Die Köbel dürfen keine Spalten oder Rizen haben, damit kein Licht eindringe, weil sich die Meisen in solchen, wie es scheint, nicht sicher genug halten. Daher müssen sie

7) im Frühjahre jedesmal deßhalb untersucht, auch wieder mit frischen Weidenruthen angebunden werden.

8) Das Einschlupfloch soll nicht gegen die Wetterseite gerichtet seyn, damit Schlagregen oder heftige Winde nicht eindringen können.

9) Was die Höhe betrifft, in welcher sie aufgehangen und befestiget werden sollen, so ist dieß willkürlich. Doch finde ich sie in halber Mannshöhe am Bequemsten zum Nachsehen, und sie bauen ihre Nester eben so gerne hinein, als in jene, die in den Kronen der Bäume angebracht sind.

10) Werden die Köbel an Haselnüß-, oder andern Sträuchern aufgehangen, die sehr dicht bewachsen sind, so kann man versichert seyn, daß die Mäuse im Spätherbste dieselben aufsuchen, und die ganze Höhlung mit Haselnüssen und Eicheln anfüllen, sich ein warmes Nest von dürrem Laube und Gräsern darin anlegen und bequem und sicher darin wohnen.

Von diesen Gästen müssen demnach nicht nur die Köbel befreiet, sondern auch ins Wasser gelegt, und dann ausgelüftet werden, weil sie sonst einen widerlichen Geruch annehmen, der den Meisen höchst unangenehm zu seyn scheint, da solche Köbel von ihnen gemieden werden.

11) Nicht nur im Spätherbste, sondern sogleich, wann die Brüt-Zeit vorüber ist, müssen die Köbel gereiniget werden; denn es ereignet sich oft, daß ein sogenanntes Nestscheißerl (man entschuldige diesen Ausdruk) zurük bleibt, verhungert und verwesét, welches sich bei den Blaumeisen am Häufigsten zuträgt. — Wenn solche Köbel ungereinigt bleiben, so würden sie auch nicht mehr bewohnt werden.

Wenn Köbel von verschiedener Größe aufgehangen werden, höher oder niedriger, so mögen die Meisen nach Belieben wählen, und da sie auch ihre Launen zu haben scheinen, — oft einen sehr bequemen verlassen, und einen minder bequemen vorziehen, — so ist es gut, wenn sie die Auswahl haben. Die Blau- und Tannen-Meise ist oft mit einem sehr kleinen Behältnisse zufrieden. Ihre Jungen liegen oft Eins auf dem Andern. Die Anschaffung solcher Köbel, wenn sie auch in großer Anzahl geschieht, ist mit geringen Auslagen verbunden. Zimmerleute, welche im Winter ohnehin nicht viele Arbeit haben, werden froh seyn, wenn sie sich einige Kreuzer verdienen können. Und da das tannene und fichtene Holz, welches schon von der Faulung einigermassen ausgehöhlt ist, am Leichtesten zu bearbeiten und zu diesem Gebrauche das Tauglichste ist, so ist auch dafür die Auslage von keinem Belange.

Unterthänige Bittschrift der Vögel an die Menschen.

Liebe Menschen!

Nun haben wir wieder den Frühling erlebt, da sich Alles, Alles freuen wird. Nur wir armen Vögel dürfen auf keine Freude rechnen. Kaum haben wir ein Paar frohe Tage gehabt, so wer-

dem unsere Liederchen in Wehklagen umgestimmt. Und von wem? von den Mardern? den Kazen? den Wieseln? Nicht doch, von den — Menschen.

Neulich kam ein alter Sperling zu uns, der in einer Kirche genistet und eine Predigt mit angehört hatte. Er erzählte uns Verschiedenes davon, unter Andern auch, daß der Herr Pfarrer gesagt hätte: der Mensch wäre nach Gottes Bilde gemacht, und wäre der Statthalter Gottes auf Erden.

Dieß muß nur von einigen Menschen gelten, und es gilt wirklich von ihnen. Gar vielmal sehen wir Menschen, die stille stehen und freundlich nach uns bliken, wenn wir singen, oder Nester bauen, oder unsere Kleinen füttern; die ihre Kinder herbeiführen, nach uns weisen, und sie ermahnen, daß sie ja unsere Freude nicht stören sollen. Aber ach, wie wenig sind dieser guten Menschen! An vielen Andern sieht man fast gar keine Spur von dem Bilde des lieben Gottes, der sie und uns gemacht hat; der uns kleidet und ernähret. Sie wollen Statthalter Gottes seyn? o! über die Statthalter, die uns — auch Gottes Geschöpfen — das Fell über die Ohren ziehen.

So wie wir im Frühlinge ankommen, so paßt man uns an allen Enden mit Leimruthen auf und sucht uns zu berüken; so lauert man da und dort auf uns mit Flinten und zerschmettert uns. Da girren dann die armen Weibchen um ihre Männchen, die Männchen um die Weibchen. Die Gefangenen werden von den Menschen auf lebenslang eingesperrt. So wird unter uns arme unschuldige Thiere nichts als Jammer und Herzenleid gebracht.

Entwischt ja da und dort ein Pärchen und baut sein Nestchen: so muß es mit Todesangst seine Eier ausbrüten und seine Jungen füttern. Denn immer schleichen eure Kinder umher, besonders des Sonntags, den ihr, wie man uns gesagt hat, des HERRN Tag nennet, und suchen unsere Nester auf. Wehe den Unglüklichen, deren Nest entdekt wird. Es wird zerrissen, die Eier zerbrochen und die Jungen, wenn sie noch so glüklich sind, daß man sie nicht martert, werden doch ihren Eltern entrissen, eingesperrt und sterben jämmerlich des Hungertodes. Vor zwei Jahren holte sogar ein Taglöhner Raben aus ihrem Neste, schnitt ihnen die Beine ab, und wollte sich todt lachen, da die Alten und Jungen sich einander kläglich zuriefen und ihren Jammer klagten. — So handelt kein Marder. Wenn Der unsere Brut aufsucht: so beißt er sie todt und frißt sie, weil ihn der Hunger dazu treibt: aber aus Muthwillen macht er uns nicht todt.

Hat nun da und dort ein Pärchen die Todesangst überstanden und die Freude erlebt, daß seine Kleinen auf die nächsten Zweige hüpfen: so geht ein neuer Jammer an. Da ziehen eure Kinder mit Erdklumpen und Steinen aus, werfen nach ihnen, kein Jammern der Alten und kein Girren der Jungen rühret sie. Von allen Seiten her kommen Klumpen und Steine geflogen, und wenn so ein armes Thierchen zerschmettert wird — da lachen sie —

Und wodurch haben wir es denn verdient, daß ihr uns so unbarmherzig verfolgt, als wenn wir die größten Missethäter wären? Wißt ihr denn nicht, daß der Gott, den ihr verehrt, jedem von uns ein Amt gegeben hat, das wir zu eurem Besten führen? Wir Finken, Lerchen, Nachtigallen, Stieglize, Grasmüken und dergleichen sollen durch unsern Gesang den Landmann und Taglöhner bei seinen sauern Arbeiten aufheitern, und den Bürger, wann er aus der Werkstatt ins Freie geht, zur Fröhlichkeit ermuntern. Wir Raben haben den Auftrag, die Mäuse zu fangen, die eure Felder verwüsten; die Larven der Maikäfer aufzusuchen, die euch so vielen Schaden thun, und das Aas wegzuschaffen, das so übel riecht. Wir Meisen und Spechte laufen Jahr aus Jahr ein an den Bäumen auf und ab, und reinigen sie von den Thieren, die ihnen schädlich sind; wir Bachstelzen, Rothkehlchen, Fliegenschnäpper und Schwalben fangen die Fliegen und Müken weg, die euch stechen.

Selbst wir Sperlinge, die ihr so sehr verfolgt, fliegen im Frühlinge den ganzen Tag herum, lesen die Raupen von den Bäumen, fangen die Käfer weg und füttern damit unsre Jungen.

Bedenkt doch, liebe Menschen, daß der Undank, mit dem ihr uns lohnt, nicht ungestraft bleiben kann. Ihr pflegt zu sagen:

Fische fangen, Vogelstellen,
Verderben manchen guten Gesellen.

Ist denn das nicht wahr? Betrachtet doch nur die Leute, die uns immer so nachstellen — Keiner kömmt auf einen grünen Zweig. Die Meisten haben die Sonne mehr im Hause, als das liebe Brod. Wie kann es denn anders kommen? In der Zeit, da sie arbeiten, und für ihre Kinder Brod herbeischaffen sollten, sizen sie auf den Bergen und in Büschen und stellen uns nach. Betrachtet nur die Gegenden, wo man uns nicht schont! Sind sie nicht freudenleer? muß nicht der Bauer, der Taglöhner, der Bürger seine Sänger entbehren? Statt daß ihr zu uns kommen solltet, und unsern Gesang anhören, und freie Luft einathmen, fangt ihr uns weg, sperrt uns ein, bleibt in eurem dumpfen Zimmer, und werdet dabei kränklich und trübsinnig. Ach, wenn mancher Mann, der jezt vor dem Finkenbauer sizt, den Kopf hängt, und seines Lebens müde ist, zu uns ins Freie gekommen wäre, sich bewegt und unserm Gesange zugehört hätte — so würde er gewiß einen frohern Muth haben.

Wißt ihr noch, wie vor etlichen Jahren die Mäuse eure Felder verwüsteten? wie viel lächerliche Vorschläge ihr thatet, sie zu vertilgen? Hättet ihr die Raben und Eulen nicht so grausam verfolgt: so würdet ihr diese Plage nicht gehabt haben.

Erinnert ihr euch noch an die Jahre, da ihr unter euern Aepfelbäumen standet, und euch die Haare aus den Köpfen raufen wolltet, wann ihr den Spaniol sahet, der eure Bäume umsponnen und zerfressen hatte, daß sie so kahl da standen, wie um Weihnachten? Wißt ihr noch, was für Belohnungen ihr Dem versprach, der ein Mittel erfinden würde, diese schädliche Raupe zu vertilgen? Fangt nur die Meisen nicht mehr weg, zerstört nur nicht so ganz ohne Ueberlegung die Sperlingsnester, schont nur alle Vögel, die von Raupen sich nähren, und der Spaniol wird verschwinden, ohne daß ihr nöthig habt, mit Hornspänen zu räuchern, oder die Stämme mit Theer zu bestreichen.

Erinnert ihr euch noch, wie die Kienraupe ganze Forste verwüstete? wie die Förster die Hände über den Köpfen zusammen schlugen und einen allgemeinen Holzmangel besorgten? Wenn ihr die Nachtigallen nicht wegfinget: so würdet ihr von dieser Plage frei seyn. Ihr lacht und sagt: was sollen denn die Nachtigallen dabei thun? diese fressen ja keine Raupen und halten sich gar nicht in Kieferwäldern auf. Dieß ist wohl wahr. Aber um die Nachtigallen, die ihr eingekerkert habt, zu füttern, kauft ihr die sogenannten Ameiseneier. Da müßen denn ganze Ameisenhaufen zerstört und ausgegraben werden. Wißt ihr denn aber nicht, daß die großen Waldameisen dazu bestimmt sind, die Raupen aufzusuchen? Wenn ihr es nicht glauben wollt, so kommt nur zu uns heraus in den Wald, und sehet, wie sie den ganzen Tag an den Bäumen auf und ab laufen! sezet euch zu ihren Haufen, und sehet, wie sie von allen Seiten Raupen herbeischleppen. Wenn ihr nun alle Jahre so viele Millionen Raupenjäger tödtet: so muß ja ihre Zahl immer mehr vermindert, am Ende gar ausgerottet werden; dürft ihr euch denn nun noch wundern, wenn die Kienraupen überhand nehmen?

Daher ergeht an euch, liebe Menschen, unsere unterthänige Bitte, daß ihr doch solche Anstalten treffet, daß wir mit euch uns des Frühlings freuen, in Ruhe uns paaren und unsere Jungen brüten können. Besonders ergeht an euch, ihr Herren Schullehrer, unsere Bitte, daß ihr doch die liebe Jugend ermahnet, daß sie uns nicht mehr nachstelle, unsere Nester nicht mehr zerstöre und unsere Kleinen nicht mehr tödte. Sollte eine oder die andere Art von uns sich zu stark vermehren: so ist es ja noch immer Zeit, sie zu vermindern. Gott wird euch dafür segnen; eure Büsche, Heken und Bäume werden von unsern Liedern ertönen und euch bei euern Arbeiten und auf euren Spazirgängen aufmuntern. Ihr werdet vor grossem Mäuse- und Raupenfraß sicher seyn, und Alles wird in der weisen Ordnung fortgehen, die euer und unser Schöpfer gemacht hat. In Erwartung einer gütigen Gewährung unserer Bitte verbleiben wir

Eure unterthänigen

(Folgen die Unterschriften aller Vögelarten.)

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ball-Leiden.

Der Geheimerath gibt heute einen Ball, den der Hof mit seiner Gegenwart beehren wird, sagte mir meine Freundin, die in des Geheimenraths Hause wohnte, und da haben wir Gelegenheit, manches Nichtalltägliche zu hören und zu sehen. Wir hatten kaum unsern Verstek eingenommen, als wir die Frau Geheimeräthin im höchsten Puz, eine lange Zitternadel auf dem Kopfe und in jeder Hand eine Flasche Kölnischwasser tragend, herabeilen sahen. „Johann, Mathes, Jürge," rief sie: „hurtig her!" und 3 von Gold strozende Lakaien flogen herbei. „Hier, seht her, das ist eine Flasche Kölnischwasser, wascht euch die Hände damit und gebt auch den Andern davon, und dann zieht gleich die neuen leinwandnen Handschuhe an, daß keine von den Herrschaften eure schmuzigen Tazen sieht. Mit der andern Flasche sprengt den Boden, so wie die erste Prinzessin kommt Portier, habt Ihr den Herrn vorher auch recht verstanden, Brauer? Um Gottes und aller Heiligen willen, macht keine Confusion und! bringt uns ins Unglük. Merkt wohl, wenn ein Prinz kommt, klingelt Ihr einmal — nun so paßt doch auf, diker Esel, wenn ich mit Euch spreche, und takelt nicht mit dem Bandelier — also wenn ein Prinz kömmt, einmal, wenns aber eine Prinzessin ist, zweimal — und laut und vernemlich, hört Ihr?"

„Seyen Sie unbesorgt, ich werd's schon machen. Sie kennen mich ja!"

„Du, Jürge, stehst auf der halben Treppe, und so wie Du Brauern klingeln hörst, rennst Du 'rauf als wenns Haus brennte und sagsts dem Herrn — wenn's nemlich einmal klingelt — klingelt's zweimal, so sagst Du mir's. Ach Gott, lieber Mann, seufzte sie, sich mit dem Schnupftuch Luft zufächelnd, und zu dem eben in Pontificalibus herabkommenden Gemahl sich wendend, ich schwize wie ein Braten! es ist eine große Ehre, freilich, aber ich werde doch Gott danken, wenn's erst wieder vorbei ist."

„Ja, mein Kind!" erwiderte der dike Ehemann, noch tiefer seufzend: „Hoffart will Zwang leiden, ich sagte Dir's gleich, aber Du gabst keine Ruhe. Welche Noth haben wir nur schon gehabt, ehe wirs so weit brachten! Ich sage Dir, Hans versichert mich, unsere Pferde wollten gar nicht mehr fressen, so müd wären sie von dem vielen Herumfahren bei den Hofmarschällen und Oberhofmeisterinnen, bis wir's endlich loskriegten."

„Na, so'nen Ball auch," fiel ihm die Frau Geheimeräthin ins Wort, so'nen Ball hat auch diesen Winter noch Keine gehabt. Sechs Prinzen und zehn Prinzessinen, mit den fremden Herrschaften, werden wir haben! Aber aufgepaßt, wirds heißen! ich beschwöre Dich, lieber Mann, sey nur dießmal nicht so schwerfällig, wie gewöhnlich! Bedenke, die ganze Geschichte kostet uns wenigstens tausend Thaler, und wenn wir nun umschütteten eine von den Herrschaften versäumten, so hätten wir ja, statt der Ehre, nichts als Schmach und Schande davon!"

Hier rasselte der erste Wagen am Thor.

„Herr Jes! da kommt schon Einer!" rief die Frau Geheimeräthin; mach', daß wir in den Saal kommen — „und das besorgte Paar stolperte die Treppe hinauf.

Hier erbebten die Fenster von dem doppelten Gerassel mehrerer schnell herbeieilenden Wagen. Der Schein der Laternen flog an uns vorüber, und gleich darauf erschallte die Klingel so heftig, daß wir über deren Bedeutung nicht im Zweifel bleiben konnten. Wir eilten hinaus. Schon keuchte der Geheimerath die Treppe hinab, und die vom Lande entbotenen Lakaien, wie Statisten auf dem Theater in Livreen gestekt, marschirten auf. Dem unglüklichen Jürge aber, der, zu gutwillig, den lezten Rest des Kölnischwassers eben noch frisch auf den Boden sprengen wollte, entglitt die treulose Flasche, und er säete klirrend Glasscherben statt Blumen, vor dem eintretenden Prinzen hin. Der Geheimerath erschöpfte sich in Entschuldigungen, fuhr selbst zur Erde, das scharfe Glas zu beseitigen, wobei er sich derb in die Finger schnitt, und geleitete dann Seine Hoheit, die bei der Verzweiflung Jürgens und seines Herrn kaum ihre ernsthafte Fassung behaupten konnten, die scharlachrothen Stiegen hinan.

Es waren nur wenige Minuten verflossen und die lezten Spuren des Unglüks noch kaum gänzlich fortgeschafft, als die Klingel vom Neuem, dießmal aber zweimal schmetterte.

Nun war es an der Geheimeräthin, das Treffen zu führen. Der Mann und ein langer Sohn mit einem großen Schnurbart, der anzeigte, daß er die Handlung erlerne, trabten als Hilfstruppen hinterdrein; aber o Schreken, der Portier hatte sich geirrt, es war keine Prinzessin, sondern wieder nur eine prinzliche Männlichkeit.

Mama will eilig rechts umkehrt machen, übersieht die Stufe und stürzt auf eine so perfide Weise, daß sich dem Operngukker des zweiten Prinzen ein Schauspiel präsentirt, welches kaum vor 25 Jahren verzeihlich gewesen wäre! Der Gemahl kann, seinem Berufe folgend, keine Notiz von ihr nehmen, aber der Sohn dekt ihr die Retirade, und die ohnmächtige Mama mehr tragend als führend, sezt er dieselbe glüklich wieder oben im Saale ab.

Um nicht zu ermüden, will ich resumiren. In Zeit von einer halben Stunde sahen wir auf diese Weise, mit mehr oder weniger Glük fungirend, den Herrn und die Frau vom Hause 16 Mal an der Hausthür erscheinen. Die guten Leute waren von den prinzlichen Herrschaften so absorbirt, daß sie die übrigen Gäste gar nicht zu berüksichtigen, ja kaum zu sehen schienen, und in ihrer Angst und Aufregung Manche, die ihnen auf der Treppe begegneten, fast umstießen, wenn sie ihrem Wettlauf hinderlich wurden. Die großen Desastres waren aber noch nicht vorüber! Es kam nemlich ganz zulezt diejenige Prinzessin, bei der man wegen ihrer Stellung in der Nähe des Thrones am Meisten anzustossen fürchtete — und das mitleidslose Fatum wollte, daß bei ihr die Klingel riß! Niemand also erschien an der Thür, sie zu empfangen. Die liebenswürdige Fürstin bemerkte es vielleicht selbst kaum, daß Niemand ihr entgegen kam, aber für Geheime-Rath und Räthin war es ein Donnerschlag. Ueber das Zuviel, was dem einen Prinzen zu Theil geworden, hatten sich Beide schnell getröstet, über das Zuwenig aber, womit sie der Prinzessin manquirt, konnten sie keine Ruhe finden; und als am andern Morgen die tragische Periode der Nüchternheit eintrat, die nach jedem großen Feste für den Gastgeber den bittern Nachgeschmak liefert, sagte die Geheimeräthin mit einer Thräne im Auge zu ihrem Gemahl: „O Barnabas, dieß Unglük mit der zerrissenen Klingel überwinde ich nicht!"

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 10. 7. März 1835.

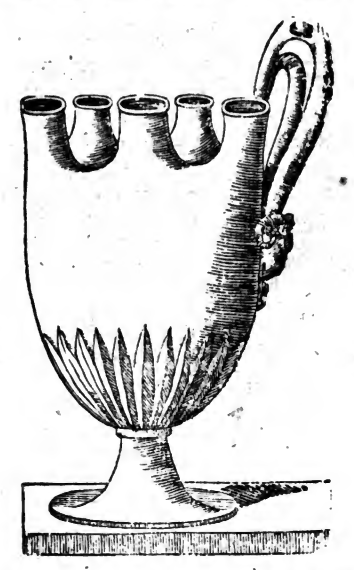
Niedliche Gefässe zum Treiben der Hyazinthen.

Nirgends wird auf Zimmerverzierung mit Blumen und Blumengefäßen so viel verwendet, wie in England und in keinem Lande findet man vielleicht die Zimmergärtnerei in einem so hohen und blühenden Zustande, als in London und andern größern Städten der stolzen Insel. Unfreundlich zeigt sich in der Regel der Himmel in London das ganze Jahr hindurch, und dieses mag wohl Veranlassung seyn, daß die Reichen wie die nur weniger Bemittelten sich bestreben, einen Theil ihres Reichthums, wie ihres geringen Vermögens, darauf zu verwenden, sich ein duftendes und durch die Schönheit der Kinder Flora geziertes Paradis um sich her in ihren Zimmern zu verschaffen. Man kann bei einem der Nabobs und reichen Kapitalisten hundert und mehrere der schönsten, seltensten Pflanzen aus allen Weltgegenden, mitten im Winter erbliken, und der Reiche scheut sich gar nicht, eine einzig seltene Pflanze, wenn sie sich noch ausserdem durch Pracht und guten Geruch auszeichnet, mit 50 und mehr Louisdor zu bezahlen. Gleicher Luxus wird auf die Blumen-Gefäße, vielmehr deren äußere Verzierung verwendet. Blechschmiede, Silberarbeiter, lakirter Blechwaaren Verfertiger, Alles hat sich bemüht, den Zimmer-Garten mit schmüken zu helfen, und es ist wirklich etwas recht Angenehmes, einen sogenannten immerblühenden Rosenstok in einem silbernen Topfe zu erbliken; auch kann man dadurch einem unbedeutenden Gegenstande einen bestimmten Werth anhängen. Dosen und Ringe zu Geschenken zu erheben, war schon längst Mode, und ungeheure Summen wurden für diesen Artikel ausgegeben, die man doch Damen eigentlich mit Anstand nicht überreichen kann; denn der Ring hat immer Bedeutung in seinem Gefolge, wenn er dem andern Geschlechte überreicht wird. Aber ein Rosenstok, ein Bäumchen mit edlen Früchten prangend, in einem goldenen Topfe mit Brillanten und Perlen besezt, würde vielleicht oft nicht mit Mißbehagen aufgenommen werden.

Was nun die Blumengefäße betrifft, so können sie auch wohlfeil, einfach und wenig kostspielig von Thon seyn. Doch ist es gar nicht gleichgiltig, aus welcher Erdart man sie verfertigt, ob sie mit einer Glasur überzogen sind oder nicht; die Erfahrung wird uns bald belehren, daß Pflanzen in einem glasurten Topfe nicht gedeihen, wenn sie sich im Gegentheil in einem nicht glasürten sehr wohl befinden; diese Erscheinung sezt oft der angewendet werden sollenden Eleganz keine unbedeutenden Hindernisse entgegen. Man bedient sich also eben aus diesem Grunde, zum eigentlichen Einsezen, der gemeinen Blumentöpfe von blos gebrannter Erde ohne Glasur, und wendet dann die schönen eigentlichen Zierde-Blumentöpfe blos als verschönernde Umgebungen an, besonders bei denen Pflanzen, von denen man aus Erfahrung weiß, daß sie weder einen allzufesten Brand, noch Glasur der Gefäße ertragen können.

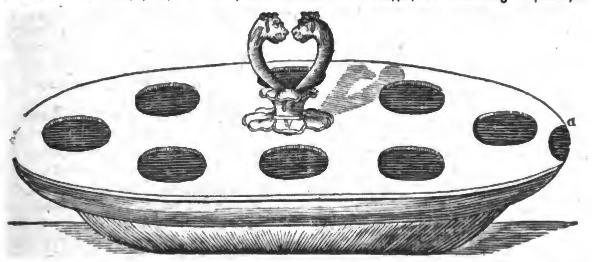
Damit aber noch nicht zufrieden, vervielfältigte man die Oeffnungen solcher Gefäße, um mehrere Zwiebeln von verschiedenfarbigen oder gleichtreibenden Blumen aufsezen zu können. — Die Hyazinthe bleibt hier immer die vorzüglichste zu diesem Zweke, obgleich einige wenige Tulpenarten und Tazetten ebenfalls das Gewünschte leisten.

Nachfolgende Figur mit fünf Oeffnungen gibt davon eine getreue Abbildung:



Oben befindet sich auf dem Henkel oder der Handhebe ein Loch, in welches das Wasser, wenn man fünf Zwiebeln aufgesezt hat, sehr bald verschwindet, folglich, wenn die Gewächse keinen Schaden leiden sollen, oft vermehrt werden muß. Sehr angenehm sieht es aus, wenn man die Blumen in den Scherben mit zwei Farbenschattirungen abwechseln läßt, so blau, gelb u. s. w., oder wenn die Oeffnungen so gestellt sind, daß alle übrigen um Eine derselben einen Kreis bilden; in der Mitte erscheint dann eine große ausgezeichnete Hauptblume mit 30 und mehreren Gloken, und um sie herum dann anders gefärbte, etwas ärmer tragende Zwiebeln.

Eine andere Art Gefäße ist die mit flacher Schale, wie nachstehende Abbildung versinnlichet:



Sie kann mit einem beweglichen Dekel, in welchem die Oeffnungen zur Aufnahme der Zwiebeln eingelassen sind, verschlossen werden. Bei a befindet sich ebenfalls eine Oeffnung, um das verzehrte Wasser wieder herstellen zu können.

Sowohl dieses, als das vorne abgebildete Gefäß benüzt man nicht blos allein zum Treiben der Zwiebelgewächse, sondern man wendet sie auch zur Verzierung der Zimmer, statt der gewöhnlichen Gefäße an, in welche man im Freien gewachsene und abgeschnittene Blumen sezt, um sich an ihren angenehmen Farben und Gestaltungen zu ergözen, oder einen angenehmen Geruch zu genießen.

So — hat die Liebe zur Pflanzenwelt Mittel gefunden, sich und Denen, die nicht im Besize eines Fußes breit Land sind, das Vergnügen zu verschaffen, in ihrem Zimmer ihre Lieblinge um sich zu versammeln, allen klimatischen Einflüssen Troz zu bieten, und selbst die Raritäten der heißen Himmelsstriche in den rauhen Norden zu versezen. Alle Theile der Welt werden von Naturforschern durchsucht, und wie uns der Orient das Nüzlichste: die Brodfrüchte gab, so gibt er uns auch im Blumen-Reiche das Angenehmste mit reichlicher Hand.

Die höchsten Berge werden bestiegen, um den Alpen schöne Pflanzen zu entziehen; — die entferntesten Thäler werden durchsucht, um etwas Schönes, Neues oder Seltenes aufzufinden. Man bemüht sich, das Große klein, das Kleine groß zu erziehen, und Bewunderung erregt die Rose von der Größe eines Silbergroschens, oder wie uns der sonst so üppige Obstbaum in einem Blumentöpfchen von einigen Zollen Höhe erscheint.

Die leichteste und sicherste Art, Hügel-Wunden auf Wiesen zu heilen.

1) Im Herbste, wenn man mit anderer Arbeit fertig ist, schneide man die Hügel mit dem gewöhnlichen Hügelpfluge ab, oder nehme sie auch mit den Spaten ab. Man thut dieses im Herbste, daß die Hügelwunden den Winter über aufspringen, damit Quekengras und anderer Grassamen, was man im Frühjahr säet, desto besser in den Rizen Plaz findet.

2) Aus Gärten kann man im Herbste alles ausgejätete Unkraut, das größtentheils aus Quekengras bestehet, und was aus den Gängen ausgeworfen wird, in einen Haufen legen, worein man zerhakt alles Quekengras wirft, das man beim Herbstpflügen bekommen hat, legt es in einen Winkel, wo es vor Nordwinden Schuz hat,

und überschüttet es mit etwas Sanderde. Auch Quekengras allein, zerhakt mit Heusamen und etwas Sanderde vermengt, ist zulänglich, wenn man nur die Aussaat so einrichtet, wie erwähnt ist, daß es etwas regnet, und das Feld mit einer Walze überfährt, da schießt das Quekengras bald Würzelchen aus, verbindet die Erde und heilet vornemlich am Leichtesten und Geschwindesten die Hügel-Wunden.

Diese Erdhügel haben ihren Ursprung daher, daß das Vieh zu einer solchen Jahreszeit auf die Wiesen und auf die Weiden getrieben wird, wenn dieselben weich sind, da das Feld, wenn ein Stük Vieh darauf kommt, tief niedergetreten wird, wodurch nicht allein die Graswurzeln verdorben werden, und ihre Kraft, etwas hervorzubringen, verlieren, sondern auch allezeit nach der Spur Gruben bleiben, in welche das nochbleibende Wasser den Schaden verursachet, daß die Wurzeln, so sonst tauglich sind, davon wegfaulen müssen; wenn hernach die Wiesen gänzlich troken worden, fährt das Vieh fort, denselben Weg als zuvor zu gehen, nachdem es nicht so leicht ausgleitet, wenn es in die tiefe Bahn steigt, als wenn es auf die erhöhte und mit Gras bewachsene Fleken tritt. Und wenn es solchergestalt ein Jahr nach dem andern fortfährt, so kann der Grassamen, der jährlich zwischen die Hügel fällt und neue Gewächse hervorbringen sollte, niemals fortkommen.

Wenn man solchergestalt weiß, woher diese Art Erdhügel herrühren, so ist es klar, daß man solchen damit nicht vorbeugen könne, daß man die Erdhügel wegschaffe, denn so würde das beste Gras-Feld verloren, sondern daß man so zu Werke gehe, daß der Wall, so zwischen denselben ist, nicht nieder gedrükt werden, sondern nach der Hand sich wieder erhöhen möge, so daß er mit den Erdhügeln gleich hoch und also die Wiese schlacht und eben werde. Ja, man muß auch mit dem Felde so haushalten, daß Das, was den Ursprung solcher Erdhaufen verursachet, aus dem Weg geräumt werde. Welches Alles dadurch geschehen kann, daß das Vieh niemals auf solche Wiesen auf die Weide getrieben werde, es sey denn, daß selbige ganz troken und hart seyen; denn so empfängt der Grassame, der zwischen die Erdhügel fällt, oder den man da aussäen will, Zeit und Raum, einzuwurzeln, und kann alsdann von den Fußstapfen des Viehes wenig Schaden leiden, wenn das Erd-Reich so troken und hart ist, daß es sich unter desselben Füssen nicht von einander gibt.

Aus Thurnkraut, Waldkohl Flachs zu machen.

Thurnkraut, Waldkohl wächst in schwarzer Sand-Erde auf Bergrüken und trokenen Weiden und Aekern. Diese Jahrpflanze, welche auf Aekern mit Lebhaftigkeit wächst, reift nach dem Roggen; der Stengel wächst anderthalb Fuß hoch und einfach und ist ganz mit glatten, etwas grauen Blättern, die ohne Stiele sind, bedekt. Die kleinen Blumen sind grün, und die Schote drei Zoll lang. Das Kraut schmekt wie Kresse, und ist bei den Schafen beliebt. Man behandelt das Thurnkraut völlig wie den Flachs.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Vor Alters gab es zu Rom Horti Salustiani, Pompeiani, Lucelliani, Ciceroniani ꝛc. Könnten wir Bayern nicht auch einen Garten der Liebe und Treue und unter der Benennung: Hortus Ludovicus- Theresianus- Maximilianus- pro 1835, und für ewige Zeiten dankbar mahnend herstellen? — Wenn ich ein reicher Gutsbesizer wäre, ich würde wenigstens diese Idee nicht unbemerkt lassen; und was ich allein nicht erzweken könnte, dazu würde ich meine lieben Unterthanen, oder werthen Nachbarn allenfals durch Anlage eines Gemeinde-Gartens zu bewegen suchen. Meine neue Gartenanlage würde ich dort wählen, wo es leicht möglich wäre, viele sich durchkreuzende Bächchen hineinzuleiten. — Künstliche Wasserfälle und Springbrunnen dürften darin dann nicht fehlen; ihr Gepletscher und Gemurmel, ihr sanftes Geriesel wären mir der Bürge unserer Vergänglichkeit, der Zeuge unserer Unsterblichkeit, die Versicherung eines jenseitig bessern Vaterlandes, wo der Verdienste Lohn, der Tugend Krone harret! Den neuen Garten selbst würde ich in vier Theile abtheilen. In einem müßten mir lauter Fruchtbäume, und zwar eine jede Art beisammen

in einer sonderlichen Ordnung; in dem andern lauter schöne, wohlriechende Blumen, darunter besonders das Blümlein der Liebe — (bei den Alten Floramor) Amaranthus purpureus — zu stehen kommen. Der dritte Theil meines Gartens würde schöne, wohlriechende und zugleich gemeinnüzliche Kräuter, die man für Menschen und Vieh das Jahr hindurch und zu einer Art Haus-Apotheke benüzen kann, enthalten. Der vierte Theil müßte mir zu einem gewöhnlichen Küchen-Garten, jedoch mit den zierlichsten Blumen umgürtet, bestimmt werden. Jede meiner 4 Garten-Abtheilungen stellte nach Thunlichkeit die Form eines Brautringes vor. Um aber Alles in eine gegenseitig eben so ästhetisch, als systematische Ordnung zu bringen, würde ich mich vor Allem mit der verehrlichen praktischen Gartenbau-Gesellschaft in Frauendorf, und um Derselben Beirath bittend, in ergebene Verbindung sezen, damit dem historisch-patriotischen Ernste, die bayerische Herzlichkeit und Gutmüthigkeit mit Würde, Delikatesse und Anstand zur Seite gestellt werden könnte. Zwölf Laubgänge mit oben anpassenden, historisch zart rükerinnernden Vorstellungen, Figuren, Büsten u. dgl. begränzt, dürften mir in meinem Garten nicht gebrechen; jeder derselben mit Ruhebänken versehen, würden sie die Namen des verstorbenen Königs Max, und jene der allerhöchst königl. gegenwärtig regierenden Eltern, und Ihre Sprößlinge tragen. In einer ländlich, jedoch wohl bewahrten Grotte, von einer zart rieselnden Quelle umschlängelt, müßte mir Ottos I. Büste glänzen, und daneben eine einsame Eremitage unter Eichen im Schatten und Zypressen-Gewinde mit der Aufschrift: Karolinens-Wonne — zu stehen kommen. In dieser stillen Klause würde ich alle Jahr das eben- älteste Ehepaar, dürftiger Klasse, entweder aus meinen eigenen Unterthanen gewählt, oder von der Nachbarschaft bestimmt, am 12. Oktober jeglichen Jahres, auf meine Kosten ausspeisen, und mit Geld beschenken, und durch 2 arme Wittfrauen, eine aus dem Civil-, und die andere aus dem Militär-Stande, für meine Rechnung bedienen laßen. Damit diese Stiftung auch nach meinem Tode und für ewige Zeiten, besonders für mit hilfsbedürftigen Kindern versehene Eheleute und Wittfrauen fortbestehen könnte, so würde ich noch bei Lebenszeiten für diesen Zwek ein bleibendes Kapital aussezen. In dieser Klause würde ich auch die Portraits Maxens und Karolinens, Ludwigs und Theresens, und der erlauchten königl. Familien-Glieder en Miniature aufstellen; und ein einfaches heil. Kreuz, aussen vor der Klause angebracht, müßte der Nachwelt meine katholischen Gesinnungen, und mein christlich-patriotisches Gemüth verkündigen mit der Inschrift: Solum in Jesu Christo Salus! — Meine übrigen Gartengänge müßten mit blau und weiß bemalten Latten umzäunet, und mit zu beiden Seiten, wo möglich, angebrachten Weinstöken, die die Gänge mit ihren grünen Lauben lieblich schmüken und zieren, versehen werden.

Um alle Jahre am 12. Oktober in meinem Garten ein ländliches Fest geben, Tugend und Verdienste meiner Unterthanen lohnen zu können ꝛc., so würde ich darin anmuthige Fischereien, nüzliche Biberhöhlen, zierliche Bienenstöke, Vogelfänge, Kegelbahnen, eine Schießstätte, einen Plaz zum Fechten, Ringen und Springen und zu andern nüzlichen Uebungen und ergözlichen Erquikungen, wie sie z. B. in der I. Lieferung des so vortrefflichen Buches Marianne Strüf ꝛc. und so herzlich, angegeben sind, anbringen laßen.

Anzeige folgender Schrift.

Welche Gesundbrunnen sind die heilsamsten und wohlfeilsten? Beantwortet von Professor Kirchmayr in München, Mitstifter des hydropathischen Vereins und Verfasser der bewährtesten und wohlfeilsten Mittel, gesund und lange zu leben. Eine Zeitbedürfnißschrift. Mit zwei Anhängen und einem zufälligen Nachtrage. — Auf Kosten des Verfassers und in Kommission der Fleischmann'schen Buchhandlung nächst der Hauptwache in München. 8. 11 Bogen. In farb. Umschl. geh., Pr. 45 kr.

Wir Zeitgenossen des bereits zum dritten Theile vorgerükten 19ten Jahrhunderts haben das

unschätzbare Glük, im Besize einer Entdekung zu seyn, von welcher der große Arzt Deutschlands, Friedrich Hoffmann, zu seiner Zeit bezeugte, wie sehnlich man von jeher nach einer Arznei, die alle Arten von Krankheiten zu heben vermöchte, getrachtet und geforscht habe, und daß Der, dem es glükte, ein solches Heilmittel zu erfinden, mit keinem Gelde zu bezahlen wäre. Erfunden nun konnte es bisher und auch künftig nicht, sondern als ein Naturgeschenk mußte es entdekt werden. Der erste, welcher das Wasser, zwar bedingt, als ein Universalmittel erklärte, war Hoffmann selbst im Anfange des 18ten Jahrhunderts.

Von seinen Nachfolgern hat sich hierin am vortheilhaftesten und wirksamsten ausgezeichnet der Schweidnitzerarzt, Dr. Joh. Sigmund Hahn durch seinen Unterricht von der Kraft und Wirkung des frischen Wassers rc. rc., welche gemeinnüzige Schrift binnen 16 Jahren viermal aufgelegt wurde.

Diesem uneigennüzigen Ehrenmanne verdankt unsere heutige Wasserheilkunde ihren Bestand, und dem rastlosen Bemühen des Hrn. Professors Oertel in Ansbach, das sich in manchen von ihm darüber verfaßten Schriften, thatsächlich aber in den zwölf Heften der allerneuesten Wasser-Kuren kund gibt, ihre bewunderns-würdigen Fortschritte, die sie bisher gemacht hat. Nicht nur Kranke und Leidende in großer Anzahl, an welchen alle von Kunstärzten verordneten Mittel vergeblich waren, sondern selbst Krankheiten und Leibesgebrechen, welche sie zu den unheilbaren zählen, sind mit dem gemeinen Brunnen- oder Quell-Wasser seither gründlich geheilet worden.

Ein unverwerfliches Zeugniß zu dessen Bestätigung liefert uns eine seit 7 bis 8 Jahren bestehende Wasserheilanstalt — die erste und bisher einzige — von einem schlichten Landmanne, einem Naturmenschen, Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg in Oesterreich-Schlesien, errichtet, wo schon weit über tausend Patienten in den verschiedenartigsten Krankheitsfällen und Krankheitsformen einzig durch die wunderähnliche Wirkungskraft des Wassers vollkommen genesen sind, ohne Einen durch den Tod zu verlieren. Welch' eine trostvolle Aussicht für die vielen Leidenden, welche von den Aerzten nach nuzloser Anwendung aller ihrer Kunstmittel verlassen, oder deren Körperübel als unheilbar von ihnen erklärt werden, daß ihnen die gute Mutter Natur noch, und zwar ein unfehlbares Mittel, zur Rettung anbietet!

Der Verfasser nimmt keinen Anstand, im Namen der leidenden Menschheit, eine dergleichen Wasserheilanstalt in seinem Vaterlande Bayern eine dringendstnothwendige Anforderung und ein unabweisbares Bedürfniß zu nennen. Hat doch wer vor vier Jahren schon das glükliche Heilverfahren des Prof. Oertel mit frischem Wasser die Aufmerksamkeit des k. Ministeriums des Innern erregt, und dessen Beifall in der Art erhalten, daß es durch die königl. Kreisregierungen die Gerichtsärzte zur geeigneten Mitwirkung auffordern ließ.

Zu gleichem Behufe glaubt der Verfasser obiger Schrift auch seinerseits nicht nur die irrigen, und eben darum in ihren Folgen oft höchst schädlichen Vorstellungen von den Mineral- oder Gesundbrunnen berichtiget, sondern auch die außerordentliche Heilkraft des gemeinen kalten Wassers aus Quellen, Brunnen und Flüssen genugsam beleuchtet, und zur Zufriedenheit dargestellt zu haben, um theils noch anklebende Vorurtheile gegen dasselbe zu zerstreuen, theils den Furchtsamen oder Mißtrauenden Muth und Vertrauen zu demselben einzuflößen, wenn sie oder andere Personen in ihren Umgebungen ihre geschwächte oder gar verlorne Gesundheit mit sicherm und haltbarem Erfolge wieder herzustellen, oder Leibesgebrechen, von welcher Art sie seyn mögen, naturgemäß ohne Künstelei zu heilen wünschen.

Auch Prießnitz sagt: Frisches gutes Wasser ist ein Universalmittel gegen jede Krankheit. Alles, was überhaupt heilbar ist, kann durch Wasser geheilt werden. Er stimmt folglich mit dem Ausspruche des Herrn Medicinalrathes Dr. Reuß in Aschaffenburg vollkommen überein, der bezeugt, daß man dem Wasser den Namen eines Universalmittels mit vollem Rechte beilegen, und kein anderes gepriesenes Mittel mit ihm in Vergleich sezen kann.

Dieses Alles wohl erwogen, glaubt sich der Verfasser zu der getrosten Hoffnung berechtigt, sowohl das gesammte verehrliche Publikum, als selbst die hohen Stände des Reichs werden einem zum Heile aller Menschen so wohlthätigen Vorschlage, eine der Gräfenbergischen ähnliche Wasserheilanstalt im Königreiche Bayern zu errichten ihre Billigung und Beifall nicht nur nicht versagen, sondern wohl gar dem edlen Wunsche einer baldigen Ausführung desselben Raum geben, wofern man die in einem Lande zu allen Zeiten befindliche große Anzahl hilfsbedürftiger Patienten beherzigen wollte, deren Noth und Elend um so empfindlicher und drükender auf sie lastet, als sie entweder eines ordentlichen und verständigen Arztes aus Unvermögenheit Umgang nehmen müssen, oder weil alle angewandten Arzneimittel nach einem oft sehr langen Zeitraume nichts halfen, wo nicht gar den Zustand der Kranken verschlimmerten, oder das Körperübel von den Aerzten vorgeblich zu den Unheilbaren, dergleichen sie viele ohne Grund zu nennen pflegen, gerechnet, und unter diesem Vorwande die Kranken von ihnen verlassen werden, welche doch das Wasser, wie unsere 12 Wasserhefte und Prießnitzens Wasserkuren unläugbar beweisen und bestätigen, gründlich zu heilen vermögend wäre.

Ein vorzüglicher Wasserfreund sagt von dieser Schrift:

Wenn bisher nur diejenigen Quellen und Brunnen, welche so mancherlei mineralische, ungleich artige, scharfe, überreizende Theilchen enthalten, Heilquellen und Gesundbrunnen genannt werden; so müssen freilich diesen gegenüber unsere gemeinen frischen Wasserquellen und alltäglichen Haus- und Hofbrunnen, welche nur gemeines Trink-, Wasch- und Kochwasser enthalten, Unheilquellen und Krankbrunnen genannt werden! Allein dem ist doch nicht also. Es ist vielmehr das gerade Gegentheil zu erweisen, wie wir aus vorstehender, in ihrer Art einzigen Schrift ersehen können. —

Der natursinnige Herr Verfasser, der sich bereits 1827 durch seine „bewährtesten und wohlfeilsten Mittel, gesund und lange zu leben," als Naturkenner beglaubigt hat, beweiset zur Genüge, daß die so hoch gepriesenen und so theuer bezahlten Mineralwasser nur für gewisse einzelne Krankheiten und Leibesgebrechen, und zwar mit vieler Vorsicht zu gebrauchen sind, und dabei immer nur auf ungewissen Erfolg gebraucht werden, daß hingegen die gemeinen, einfachen, wenig gepriesenen und wohlfeilen frischen Haus- und Hofbrunnenwasser auf alle und jede Krankheiten und Leibesgebrechen — eben darum, weil sie keine mineralischen Theilchen enthalten — ohne Gefahr und mit gewissem Erfolge gebraucht werden können.

Als Gewährsmänner für die Wahrheit dieser seiner Behauptung, die schon in der Natur der Sache gegründet ist, treten hier auf. —

a) Dr. Fr. Hoffmann, jener weltberühmte hallische Arzt, in seiner Diätetik, betitelt: Gründliche Anweisung, wie man sich vor frühem Tode und allerlei Krankheiten verwahren könne.

b) Dr. Joh. Sigm. Hahn, praktischer Arzt in Schweidniz, in seinem Unterrichte von der Heilkraft des frischen Wassers.

c) Dr. Leuthner, altbayerischer Arzt in München, in seiner Untersuchung des Gesundbrunnens zu Mariabrunn, so wie in seinen Heilungsversuchen der Milzdünste durch gemeines Wasser.

d) Dr. Hahnemann, Vater der Homöopathik — wer sollte es glauben? — in seiner vor 50 Jahren erschienenen Anleitung, alte Schäden und faule Geschwüre gründlich zu heilen. Und jezt:

e) Vincenz Prießnitz mit seiner förmlichen Wasserheilanstalt zu Gräfenberg in Oesterreich-Schlesien.

Dieß Alles findet man hier auf eine ganz neue Weise so gründlich und genügend behandelt, daß mit dem menschenfreundlichen Verfasser jeder Menschenfreund wünschen muß, daß die häufigen, so kostspieligen, und doch nur auf ungewissen Erfolg unternommenen Mineral-Badreisen immermehr beschränkt und dafür wohlfeile und auf gewissem Erfolge beruhende Brunnenwasser-Badreisen in bald zu errichtende Wasserheilanstalten verwirklicht werden mögen: wodurch überhaupt nur allein in Deutschland alljährlich mehrere Millionen Gulden erspart und mehrere tausend Todesfälle verhütet werden könnten.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das tägliche Brod.

Wenn ich mir die liebe Vorsehung vorstelle, wie sie in ihrer Allgüte jeden Morgen an ihrem Thron steht, mit einem unendlichen Brodlaib in der Hand, und sie wartet, bis alle Menschen kommen und flehen: „Unser tägliches Brod gib uns heute!" da wird mir ordentlich bange, wie sie mit uns Allen fertig werden will; denn an dem „Brod" hängen noch so viele Gegenstände, auf welche die gute Vorsehung gewiß nicht eingerichtet ist.

„Was verstehen wir verschiedenen Menschen denn unter unserm täglichen Brode?"

Da kommt ein reicher Kavalier und fleht:

„Unser tägliches Brod gib uns heute!"

Das tägliche Brod dieses Kavaliers besteht aus zehn Pferden, acht Dienern, zwanzig Hunden, eine fixe und zwei wandelnde Gemahlinnen, fünf Fasanen, sechs Flaschen Champagner und acht Duzend Austern. Soll nun die Vorsehung unter Brod das Alles verstehen?

Da kommt eine Dame und läßt sich alle vier Wochen einmal herab, die Vorsehung um das „tägliche Brod" zu bitten. Das tägliche Brod dieser Dame besteht aus einem ächten türkischen Shawl bei Tag und einem falschen bei Nacht, aus sechs großen Hüten, sechs Hauben mit ächten Blonden, einem Mann, zwei Hausfreunden, drei Kammerjungfern, einem Mops, einem Papagey, einer Loge im Theater, zwei Bechern Gefrornes, einem Becher Heißes u. s. w. Das Alles soll die Vorsehung als tägliches Brod hergeben?

Da liegt ein Mädchen auf den Knieen und fleht um das „tägliche Brod." Dieses tägliche Brod besteht in sechs Kurmachern und zwei ernstlichen Bewerbern, in einem Ball mit 20 Walzern und drei Kotillons, in glänzenden Armbändern, in Medisance und Koquetterie, in einer Boa und einem Logenplaze. Ist das auch „tägliches Brod?"

Da fleht ein Arzt um „tägliches Brod," d. h., um zwölf Nervenkranke, drei Gallenfieber-Patienten, fünf, die ein Bein gebrochen, und noch einigen Duzend, die blos katarrhalische Affektionen haben. Das ist doch ein liebliches „tägliches Brod!?"

Der Jurist fleht auch um sein „tägliches Brod," d. h., um 100 Prozesse, 50 Ehescheidungen, 30 Kriminalfälle, eine Mordthat und 6 bis 8 Raufereien. Die Vorsehung soll also auch solches „Brod" bescheeren?

Ein Redakteur bittet um „tägliches Brod." Zum täglichen Brod eines Redakteurs gehört: Krieg, Pest, Hungersnoth, Feuersbrunst, ein Maurergeselle, der vom Dache fällt, ein verhungertes Mädchen, ein in's Wasser geworfenes Kind, ein Selbstmord und 10,000 Abonnenten Auch dieses „tägliche Brod" soll die Vorsehung verleihen?

Da kommt ein Schriftsteller und bittet um „tägliches Brod;" er braucht dazu nicht weniger, als: zwei blaue und zwei schwarze Augen, einen Silberhain, zwei Rosenlauben, zehn Nachtigallen, einen verschleierten Mond, zwei Vertraute, einen Kampf, eine Pflicht, eine schwache Tugend, eine Entführung mit vier Postpferden, einen Pfarrer, einen kannibalischen Bruder und eine allgemeine Versöhnung mit obligaten Thränen. Wie soll die Vorsehung wissen, daß dieß Alles zum „täglichen Brod" gehört?

Gesezt aber auch, wir hätten schon alle unser tägliches Brod, sind wir damit zufrieden? Dann wollen wir erst noch unser „nächtliches" Brod! und das ist noch viel kostspieliger, insonders wenn man bedenkt, daß wir jezt aus der Nacht Tag machen; denn wenn wir jezt sagen; „es ist noch nicht aller Tage Abend," so meinen wir eigentlich: „es ist noch nicht aller Nächte Morgen!"

Die Kunst allein, die nach Brod geht, kann mit aufrichtigem Herzen flehen:

„Gib uns heut unser tägliches Brod!" —

Macht des Zufalls.

Ein Gewürzkrämer zu *** verlor ein geliebtes Weib, und ging mit dem Gedanken an Selbstmord um. Zu diesem Ende begab er sich eines Morgens ganz früh in seinen Keller und machte Anstalten dazu. Eben wollte er sich den Strik umlegen, als oben heftig an den Laden gepocht wird. An seine alte Gewohnheit erinnert, stieg er also wieder hinauf, ließ die Kunden ein und verrichtete sein Geschäft. Unterdessen kam auch ein schönes, junges Mädchen, die Kaffee haben wollte, und wünschte ihm gar freundlich guten Tag. Er sah sie an, verliebte sich in sie, und verlobte sich noch denselben Tag mit ihr. Drei Wochen darauf war die Hochzeit.

Traum eines Geizigen.

Es träumt Albin, er gäb ein Fest, —
Das wekt ihn auf, und er verläßt
Das Bett, — und schwört bei seiner Ehr!
„Von nun an schlaf' ich gar nicht mehr."

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 11. 14. März 1835.

Inhalt: Elegie auf den Tod des Kaisers Franz I. von Oesterreich. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Das beste Mittel, die auf Bänken freistehenden Blumen vor Frost ꝛc. zu schüzen. — Hausmärchen.

Elegie auf den Tod des Kaisers Franz I. von Oesterreich.

AVstrIae IMperatorI pIe DefVnCto,
FranCIsCo I.,
patrI TeVtonIs patrIae
reqVIes perpetVa!

Trauert, Oestreichs Völker, an dem Donaustrande,
An der Moldau, Etsch und an dem Inn;
An der Meeresküste und im Ungarlande!
Weine, deutscher Kaiserstaat, um Ihn!
Dein Monarch, den dankbar Deutschland nennet,
Hat, dich segnend, sich von dir getrennet!

Großer Kaiser, Deiner Tugend Lohn zu finden,
Hast des Körpers Hülle abgelegt;
Siegreich tratst Du aus der Erde Labyrinthen,
Hoffend, was der Gute in sich trägt.
In der Völker kläglichem Bedauern
Sehe ich um Dich zwölf Kronen trauern. *)

Gönnt dem tiefen Schmerze Linderung durch Thränen,
Edle Zweige, Habsburgs edles Blut!
Zähren dürfet Ihr der Kindesliebe gönnen;
Doch der Gram ertödte nicht den Muth,
Seines Geistes Kraft soll Euch erheben —
Seinen Staaten muß ein Kaiser leben!

Karoline, um den Gatten darfst Du weinen,
Du, die Liebe innig an Ihn band:
Habsburgs Enkel mögen sich um Dich vereinen,
Jedermann an Ihm den Vater fand;
Weinend tausend Seelen mit Dir klagen —
Millionen, ach, Dein Unglük tragen!

Doch, ach, sezet Eurer stummen Wehmuth Schranken,
Fasset Muth an Eurer Ahnen Grab!
Sammelt Euch an Franzens Gruft, um Ihm zu danken
Für Das, was Euch Vatersorge gab —
Bei des Zeitgeist's regellosem Walten
Hat den Kaiserstaat Er groß erhalten!

Deutschlands Freiheit, dir hat er in langen Kriegen
Mit des Weisen voller Zuversicht
Alles willig hingegeben, um zu siegen —
Und den Klugen täuscht die Hoffnung nicht!
Schon vernarbet sind die alten Wunden,
Einigkeit hat fest das Reich verbunden!

Seines Reiches Größe steht durch Ruhm gegründet,
Ruhig schloß Er seine Augen zu:
Holder Friede Ihm die Siegespalme windet,
Deutschlands Freiheit segnet seine Ruh':
Seine Kraft, von Feindes List umschlungen,
Hat den Lorber rühmlich sich errungen!

Und Du, Unsichtbarer, der die Völker leitet,
Der den Staaten ihre Grenzen gab,
Der den Deutschen ihren alten Ruhm bereitet,
Und den Lorber zog um Franzens Grab,
Oeffne, Er geht hoffend Dir entgegen,
Ihm den Schooß mit Deinem Vatersegen!

München, am 5. März 1835. J. Sutner.

*) Die von Ihm regierten Länder sind: 1) das Erzherzogthum Oesterreich, 2) das Herzogthum Steiermark, 3) die gefürstete Grafschaft Tirol mit Voralberg, 4) das Königreich Böhmen, 5) die Markgrafschaft Mähren, 6) das Königreich Gallizien mit Lodomirien und der Bukowina, 7) das Königreich Ungarn mit Slavonien, Sirmien und einem Theile von Croatien, 8) das Großfürstenthum Siebenbürgen, 9) die ungarischen und slavonischen Militär-Grenzländer, 10) das Königreich Dalmatien, 11) das Königreich Illyrien, und 12) das lombardisch-venezianische Königreich.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Wenn man es auf der einen Seite an unsern Vorfahren tadelt, daß sie zu viel Aufmerksamkeit, Emsigkeit und Fleiß auf die An- und Fortpflanzungen von Försten und Waldungen hingewendet haben, so kann man es mit gleichem Rechte an unsern Zeitgenossen rügen, daß sie dagegen zu viel Gleichgiltigkeit und Kälte, Lauigkeit und Versäumniß in diesem Fache offenbaren, was die Nachkommen einst bitter bedauern und empfindlich fühlen werden. Um in der Sache ein entsprechendes, die Zukunft mehr sicherndes Verfahren und eine Art beruhigendes Aequiliber herzustellen, so möchte es, da jede Holzgattung eine eigene Anbau- und seinerzeitig anpassende Fällungs-Periode erheischt, wohl sehr nüzlich seyn, wenn unsere landwirthschaftlichen Vereinsblätter und andere derlei Zeitschriften über diesen hochwichtigen Gegenstand wenigstens zuweilen, und von Zeit zu Zeit ein leicht faßlich und belehrendes Wort, enthalten und mittheilen wollten. Fünfzehnjähriges Birkenholz z. B. ist schon ein gutes Brennholz. Man muß daher bei dem Anbaue neuer Birkenwäldchen schon auch die verhältnißmäßige Fällung desselben gleichsam im Voraus berechnen, um jederzeit fünfzehn Jahre altes Birkenholz zu haben, und nicht den ganzen Forst auf Einmal abräumen, am Wenigsten in der Art, durch welche für weitern Nachwuchs nicht die mindeste Vorsorge getroffen wird. Wenn man z. B. mit der Art bei dem lezten Tagwerk seines Birkenwaldes steht, soll schon zugleich auf dem ersten Tagwerk desselben wieder fünfzehnjährig schlagbares Holz prangen; und so verhältnißmäßig bei Buchen und andern Waldungen, und mit wohlberechneter Ausscheidung des Brenn- und Bauholzes, des Selbstbedarfes und des möglichen Verkaufes u. dergl.

Eine wahrhaft goldene Regel, die an der Hausthüre jedes Landmannes eingeäzt stehen sollte, ist folgende:

„Je mehr Futter, desto mehr Vieh;
Je mehr Vieh, desto mehr Dünger;
Je mehr Dünger, desto mehr Körner;
Je mehr Körner, desto mehr Geld."

Und die landwirthschaftlichen Vereine haben die edle Bestimmung, dieser Lehre und Regel durch Unterweisungen überall segnenden Eingang zu verschaffen.

Wir haben Kreis-Forst-, Kreis-Bau-Inspektoren u. dgl., mit denen ihnen gleichmäßig vom Staate aus besoldeten und zur Beihilfe angeordneten Subaltern-Dienstes-Individuen; und wir finden diese Anordnungen wichtig und nüzlich. — Warum gebricht es uns aber in einem größtentheils agronomischen Staate, wie unser Vaterland Bayern ist, an landwirthschaftlichen Kreis-Inspektoren und an einer General-Direktion der bayerischen Landwirthschaft, wovon anno 1827 in der Bauern-Zeitung unter dem Titel: landwirthschaftliche Reminiszenz, und auf eine Art und Weise die Sprache war, der in Hinsicht der Sparsamkeit für die Zweke der Staatsverwaltung und der Zwekmäßigkeit wohl so manche Verbesserung, aber wenige Einwendungen entgegen stehen werden. Stünde nur einmal, wie Andere meinen, unser General-Komité des landwirthschaftlichen Vereins als eine förmliche Ministerial-Direktion des Innern da; das Uebrige würde sich dann schon von selbst und auch in Beziehung auf die praktische Gartenbau-Gesellschaft in Frauendorf, wovon auch einige Mitglieder dieser Direktion beigeordnet werden müßten, geben. Auch im Gebiete der Landwirthschaft ist die Alterthumsforschung nicht so sehr in historischer zwar, wohl aber in rationeller und vorzüglich praktischer Hinsicht von unverkennbar hohem Werthe. Staatsregirungen selbst und Privaten könnten mitunter bedeutende Geld-Summen ersparen, die sie auf mühsam und kostspielig zu erwerbende, so betitelt neue Entdekungen, Erfindungen u. dgl. ausgeben, während sie dieselben in den Werken der Alten, in vergessenen Zeitschriften ꝛc. spottwohlfeil auffinden und dort heraus sammeln lassen könnten. Dießfalls wäre uns ein Boisserée auch ein eben so erwünschter, als wichtiger Mann.

Gefragt wird auch zuweilen, warum die landwirthschaftlichen Vereine keine eigenen Sektionen für das Fach der Thierheilkunde bisher gebildet

haben? Mahnend steht der Jahrgang 1834 — zur Seite, heißt es. Schnelle Hilfe, oder wenigstens augenblicklicher guter Rath wären dießfalls eine wahre Wohlthat. Man meint, man hätte inzwischen wenigstens vorbereitend, und einleitend Alles sammeln sollen, was in verschiedenen Werken und Zeitschriften der Vorzeit ꝛc. hierüber kund gegeben wurde, um im Falle eigenen Bedarfs und unter Beiziehung wohlgeübter Thierärzte und praktischer Oekonomen nützlich zur Seite stehen zu können. Heuer z. B. und seit vorigem Jahre soll in einigen Gegenden Deutschlands besonders die Maul-Seuche unter dem Rindviehe verderblich wüthen. Im b. Landboten wurden wir kürzlich auf ein Werk, aus der Feder eines praktischen Thierarztes geflossen, dießfalls sachdienlich aufmerksam gemacht; und die Landesregirung von Salzburg erließ hierunterm 10. Juni 1809 im dort erschienenen Intelligenz-Blatte eine allgemeine Bekanntmachung. Wer suchet, der findet, und wer anklopfet, dem wird aufgethan.

Sieht man unsern Landmann, oder sein Weib, oder einen Landkarner, wie sie mühevoll und keuchend die Produkte ihres Schweißes und Fleisses in die Städte hineinschleppen, so erregt dieser Anblik ordentlich eine Art Mitleides und Bedauerns, und man fragt sich selbst, warum man denn nicht auch bei uns die weit leichter zu dirigirenden Schubkarren der Chinesen einführt? Die Neuheit dieses Fuhrwerkes würde freilich anfänglich selbst manches Lächeln veranlassen, aber die später anerkannt werdende Nüzlichkeit und Zwekmäßigkeit desselben jeden Hohn und Spott verdrängen, und diese Art Fuhrwerkes würde gewiß zur leichtern Fortschaffung der Waaren allgemeiner werden, wenn nur ein vorurtheilsfreier und unternehmender Landmann, oder Karner einmal damit den Anfang machen wollte, und geduldig die Klüglinge und Weisen in ihrer Einbildung so lange über sich, als den vermeinten Karren lachen ließe, bis sie gerade durch seine, aber nur supponirte Narrheit klüger gemacht worden wären. — Die chinesischen Schubkarren sehen übrigens beiläufig so aus: sie sind nemlich alle mit einem kleinen Maste und einem Segel von 5 bis 6 Schuh hoch, und 3 bis 4 Fuß breit versehen, und segeln mit günstigem Winde wie eine Schiffsflotte dahin. Ueberdieß haben sie den Vorzug, daß die ganze Last blos auf dem Rade ruht, so daß der Karner wenig oder nichts zu tragen hat. Das Rad ist hoch und die eisernen Spillen laufen in messingenen Büchsen leicht und beweglich herum; auch geschieht der Schub wegen der Höhe des Rades horizontal. —

Diese Bürger- und Bauernzeitung hat in Nro. 6 h. Js. auch Etwas vom Biere gesprochen. Da aus Brauhäusern und Branntwein-Brennereien so Manches für die Zweke der Viehfütterung ꝛc. abgegeben wird, und da es also in dieser nicht unwichtigen Beziehung wohl darauf ankommt, wie und ob zwekmäßig das Bier oder der Branntwein fabrizirt werden, und da darin die Alten ganz besonders erfahren gewesen seyn sollen, so wird man mir es nicht ungütig aufnehmen, wenn ich aus diesem Gukkasten auch eine Berufung und in dieser zweifachen Hinsicht auf den Rath des berühmten Colerus, und auf die Vorschläge des Herrn Wolf Helmhard von Hohberg in seinem österreichischen Haus- und Wirthschaftsbuche ꝛc. ganz leicht weg durchbliken lasse.

Von Jeher war es schon der weise Grundsaz der Regirungen, vom Staate aus auf die Erziehung und besonders sittliche und auch intellektuelle Erbesserung des Volkes dadurch einzuwirken, indem man vorzüglich bei Gelegenheit heimisch gewordener Volksfeste Alles aufbot und in anpassende Anwendung brachte, was früher schädlich wirkende Vorurtheile, Rohheit der Sitten u. dgl. vermindern, aufheben und für jegliche Zukunft entfernt halten konnte. — In Bayern feiert man seit der so segnend wirkenden Regirung Ludwigs wieder alle Jahre am 1. Mai das sogenannte Maifest, woran Jung und Alt mit gleich ungetheilter Freude herzlichen Antheil nimmt. Möchte sich nicht auch bei dieser Gelegenheit eine Art Anhaltspunktes für die Meliorirung landwirthschaftlicher, oder Gartenbau-Zweke ꝛc. ermitteln lassen?

In den ersten Jahren ihrer Begründung war die churfürstliche Akademie der Wissenschaften zu München äußerst thätig und bereitwillig, der Land-

wirthschaft aufhelfend, beizustehen, wie dieses ihre Sammlungen v. J. 1760 an beweisen, wovon noch so Manches auch für unsere heutigen Tage passen und herausgehoben werden dürfte. Unter andern wurde von derselben auch eine von ihr edirt wordene Preisfrage über die Ursachen periodisch fließender Quellen und die Verbesserung moosigter Gründe auch wirklich anno 1764 mit dem Preise gekrönt. Der Preisträger war P. Vital Mösl, ein Benediktiner. — Verdiente dieser Gegenstand nicht eine ersprießliche Recherche, da man nun so viel schreibt, spricht, oder wenigstens über und von neuen Kolonien 2c. wünschet? Manche mitunter wichtige, oder wohlthätige Verordnung wird von so mancher Regirung mit der edelmüthigsten Absicht heimlich, oder öffentlich für die Zweke der Landwirthschaft erlassen und verbreitet, ohne daß man sich weiters mehr um deren Vollzug, deren Erfolg, oder um die ihr allenfalls im Wege stehenden Hindernisse 2c. bekümmert. — Wäre es bei solchen Gelegenheiten nicht nüzlich, die Unterbehörden zugleich zu beauftragen, von Zeit zu Zeit hierüber, wenigstens durch die zur Mitwirkung verbundenen landwirthschaftlichen, oder Garten-Vereine mittelbar Berichte u. s. w. zu erstatten? Eines Gärtnerliedes und eines Liedes über zwekmäßige Obstbaumpflanzung erinnere ich mich auch noch, welche ich anno 1809, wenn ich nicht irre, im Salzburger-Intelligenz-Blatte, gelesen habe. Durch die Dichtkunst auf eine populäre und leichtfaßliche, und zugleich nüzlichfördernde Art auf den schlichten Landmann einzuwirken, der, wie bekannt, viel auf Gesang und Lieder hält, aber dadurch schon leider auch manches Gift erhielt, möchte eine würdige Bestimmung eines Volksdichters seyn. So dachte ich damals schon, und ich wünsche, daß diese Idee Eingang und Theilnahme finden möge! — (Auch unser so schäzbares Fräulein Fürst 2c. hat in der von ihr bearbeiteten Marianne Strüf, ein nicht genug zu empfehlendes Buch, und zwar in der 2. Lieferung Seite 125 dem Unterrichte über Gartenbeschäftigung ein artiges Gedicht vorausgeschikt.) Nüzlich ist es denn doch, wenn man sich schon vom Anbeginne seiner politischen Laufbahn daran gewöhnt, auf Alles aufmerksam zu seyn; und ich empfehle dieses jedem jungen Manne, besonders den angehenden Amtsgehilfen und Skribenten, Praktikanten 2c. bei äußern, oder innern Aemtern. Am Ende erfreut man sich seines praktischen Vorrathes und Schazes, womit man sogar noch Andern zuweilen dienen kann. So machte ich es wenigstens zu Schleißheim, wo ich anno 1806 bis 1809 die ersten Grundlagen landwirthschaftlicher Vorkenntnisse und Vorbildungen mir eigen machte, und wo es mir auch gelang, dem allerhöchst königlichen Hause und meinem Vaterlande einen Schaz von mehrern Millionen Gulden zu erhalten, was nach meinem Tode die Redaktion dieser Zeitschrift und jene des Münchner-Tagblattes gütigst nachweisen werden. (Vide Bürger- und Bauernzeitung v. J. 1834 Nro. 4.) Hält man sich aber zugleich nach dem Rathe der würdigen Verfasserin der Marianne Strüf auch ein Tagebuch, dann hat man doch in den Tagen der Vergessenheit 2c. Trost und Ruhe. — Doch nun wieder zu einem andern Gegenstand, der den verehrlichen Lesern vielleicht mehr Interesse gewährt.

Hat man zuweilen Gelegenheit, mit alten erfahrnen Männern, welche früher Reisen machten, Rüksprache zu pflegen, so hört man nur ein übereinstimmendes Lob über die Bauart u. s. w. des Getreidekastens zu Straßburg, welcher 131 Schritte lang, und sieben Böden hoch übereinander gebaut seyn soll. Hiervon, wie auch von den Getreidegruben war aber schon im vorigen Jahre in dieser Zeitschrift die Rede. Da aber tiefer sehende Oekonomen auch den hohen Werth der Scheunen und Tennen nicht aus dem Auge verlieren, ja, dieselben vielmehr als eine Art unerläßlicher Voranstalt zur Gülle-Gewinnung gleichsam betrachten, so wolle man mir es nicht, da ich hierüber weitwendiger zu schreiben, wegen meiner beständigen Kränklichkeit leider, außer Stand gesezt bin, ungütig aufnehmen, wenn ich mich sowohl in dieser Beziehung, als wie auch in Hinsicht des Getreide-Einerntens, des Dreschens und der Kornböden 2c. auf Das berufe, was hierüber der gründliche und erfahrne Colerus, ein Plinius

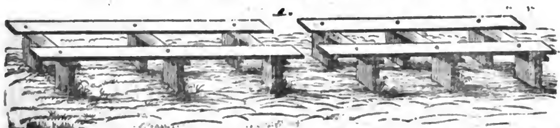
lib. 8, Cap. 30; Conrad Heres. lib. 1 pag. 136 und 140; ein Constant. lib. 2, C. 20; Columel lib. 2, C. 20; Pallad. lib. 1, C. 36; Cato de re rust. Cap. 19 u. 129; Petr. de Crescent. lib. 3, Cap. 12; Conrad Heres. de re rust. lib. 1, pag. 137; ein Varro lib. 1, Cap. 20 u. 53 u. s. a. vom Coler zitirte, und bewährte Männer lehren.

Vielleicht gibt dieses Scherflein Veranlassung zu mancherlei künftigen Segnungen unsers Vaterlandes, gewürdiget der Gnade, Theilnahme und Benüzung von Seite einsichtsvoller Patrioten!

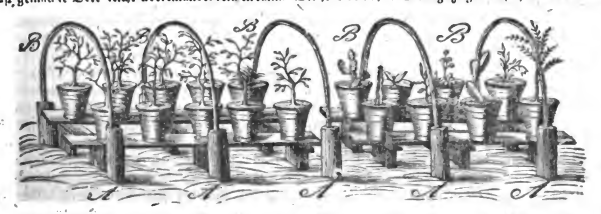
Das beste Mittel, wie die auf Bänken freistehenden Blumen und Topfbäume in ihrer Blütezeit vor dem Reif, Hagel, vor Sonnenregen und kalten Winden auf die schnellste und einfachste Art geschüzt werden können.

Blumen und Topfbäume, welche in einer oder in mehreren Reihen auf Stellagen oder Bänken in den Gärten stehen, kann man in der Blütezeit vor schädlichem Reif, Hagel, Sonnenregen und kalten Winden auf eine ganz einfache Art, ohne sonderliche Mühe und Kosten, schüzen, so daß Eine Person in einer Viertelstunde, ohne Hilfe einer zweiten sie leicht bedeken kann, womit sonst in grossen Gärten oft mehrere Gehilfen beschäftiget werden müssen, was zumal im Frühjahre, wo ohnedem die Geschäfte sich häufen, meist sehr ungelegen ist. Wir geben hier zur Ansicht

die leere Stellage oder Bank für die Töpfe.

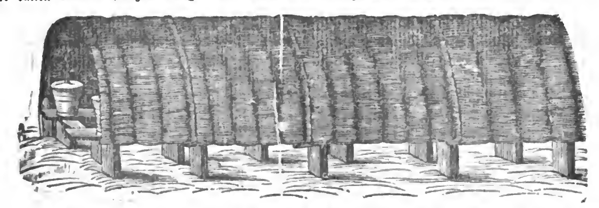


Nun schlägt man A A auf beiden Seiten einen 4 Schuh hohen Pflok neben der Bank in die Erde, und an denselben bindet man mit einem Band oder einer starken Schnur einen Faßreif B von einem A bis zum andern A auf den erstbemeldeten Pflok fest an, und so fort, so lange die Stellagen oder Bänke dauern, und dieß auf beiden Seiten nur so weit auseinander, daß die von Stroh oder von Bast gemachte Deke leicht übereinander reichen kann. Die so bereifte Stellage zeigt nachstehende Abbildung.



Nun legt man die Deken, wenn man sie brauchen will, gleich über die Geschirre auf den Faßreif, und damit der Wind, wenn er allenfalls etwas stark kommen sollte, sie nicht wegnehmen kann, knüpft man sie mit einer Schnur auf beiden A links und rechts auf den Pflok. So haben

die unter solchem Dache stehenden blühenden Bäume und Blumen eine vor Sonnenregen, Reif, Hagel und kalten Winden schüzende Lage und Ruhestatt nach folgender Gestalt:



Wenn die rauhe, schädliche Zeit vorüber ist, kann man diese Deke wieder an einem beliebigen Orte zum künftigen Gebrauche aufbewahren.

Hausmärchen.

Die kluge Else.

Es war ein Mann, der hatte eine Tochter, die hieß die kluge Else. Als sie nun erwachsen war, sprach der Vater: „wir wollen sie heirathen lassen.“ „Ja,“ sagte die Mutter, „wenn nur einer käme, der sie haben wollte.“ Endlich kam von weither Einer, der hieß Hans, und hielt um sie an, unter der Bedingung, daß die kluge Else auch recht gescheidt wäre. „O,“ sprach der Vater, „die hat Zwirn im Kopf,“ und die Mutter sagte: „ach, die sieht den Wind auf der Gasse laufen und hört die Fliegen husten.“ „Ja,“ sprach der Hans, „wenn sie nicht recht gescheidt ist, so nehm' ich sie nicht.“ Als sie nun zu Tisch saßen und gegessen hatten, sprach die Mutter: „Else, geh' in den Keller und hol' Bier.“ Da nahm die Else den Krug von der Wand, ging in den Keller und klappte unterwegs brav mit dem Dekel, damit ihr die Zeit ja nicht lang würde. Als sie unten war, holte sie ein Stühlchen und stellte es vor's Faß, damit sie sich nicht zu büken brauchte, und ihrem Rüken etwa nicht weh thäte und unverhofften Schaden nähme. Dann that sie die Kanne vor sich und drehte den Hahn auf, und während der Zeit, daß das Bier hinein lief, wollte sie doch ihre Augen nicht müßig lassen, und sah oben an die Wand hinauf und erblikte nach vielem Hin- und Herschauen eine Kreuzhake gerade über sich, welche die Maurer da aus Versehen hatten steken lassen. Da fing die kluge Else an, zu weinen, und sprach: „wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß, und wir schiken das Kind in den Keller, daß es hier soll Bier zapfen, so fällt ihm die Kreuzhake auf den Kopf und schlägt's todt!“

Da blieb sie sizen, und weinte aus Jammer über das bevorstehende Unglük. Die oben saßen, warteten auf den Trunk, aber die kluge Else kam immer nicht. Da sprach die Frau zur Magd: „geh' doch hinunter in den Keller, und sieh', wo die Else bleibt.“ Die Magd ging, und fand sie vor dem Faß sizend und laut schreiend. „Else, was weinst du? fragte die Magd. „Ach,“ antwortete sie, „soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fällt ihm vielleicht die Kreuzhake auf den Kopf und schlägt's todt.“ Da sprach die Magd: „was haben wir für eine kluge Else!“ sezte sich zu ihr, und fing auch an, über das Unglük zu weinen. Ueber eine Weile, als die Magd nicht wieder kam, und die droben durstig nach dem Trunk waren, sprach der Mann zum Knecht: „geh' doch hinunter in den Keller, und sieh', wo die Else und die Magd bleibt.“

Der Knecht ging hinab, da saß die kluge Else und die Magd, und weinten beide zusammen; da fragte er: was weint ihr denn?" „Ach," sprach die Else, „soll ich nicht weinen! wenn ich den Hans kriege, und wir kriegen ein Kind, und das ist groß und soll hier Trinken zapfen, so fält ihm die Kreuzhake auf den Kopf und schlägt's todt." Da sprach der Knecht: „was haben wir für eine kluge Else!" sezte sich zu ihr, und fing auch an, laut zu heulen. Oben warteten sie auf den Knecht; als er aber immer nicht kam, sprach der Mann zur Frau: „geh' doch hinunter in den Keller, und sieh', wo die Else bleibt." Die Frau ging hinab, und fand alle drei in Wehklagen, und fragte nach der Ursache; da erzählte ihr die Else auch, daß ihr zukünftiges Kind wohl würde von der Kreuzhake todtgeschlagen werden, wenn es erst groß wäre und Bier zapfen sollte, und die Kreuzhake fiele herab. Da sprach die Mutter gleichfalls: „ach, was haben wir für eine kluge Else!" sezte sich hin, und weinte mit. Der Mann oben wartete auch ein Weilchen; als aber seine Frau nicht wieder kam, und sein Durst immer stärker ward, sprach er: „ich muß nur selber in den Keller geh'n und sehen, wo die Else bleibt." Als er aber in den Keller kam, und alle da bei einander saßen und weinten, und er die Ursache hörte, daß das Kind der Else Schuld wäre, das sie vielleicht einmal zur Welt brächte, und von der Kreuzhake könnte todtgeschlagen werden, wenn es gerade zur Zeit, wo sie herab fiele, darunter säße, Bier zu zapfen, da rief er: „was für eine kluge Else!" sezte sich, und weinte auch mit. Der Bräutigam blieb lange oben allein; da Niemand wieder kommen wollte, dachte er, sie werden unten auf dich warten, du mußt auch hingehen und sehen, was sie vorhaben. Als er hinab kam, saßen da fünfe, und schrieen und jammerten ganz erbärmlich, einer immer besser als der andere. „Ei, was für ein Unglük ist denn geschehen? fragte er. Ach, lieber Hans," sprach die Else, „wenn wir einander heirathen, und wir haben ein Kind, und es ist groß, und wir schiken's vielleicht hierher Trinken zu zapfen, da kann ihm ja die Kreuzhake, die da oben ist steken geblieben, wenn sie herabfallen sollte, den Kopf zerschlagen, daß es liegen bleibt: sollen wir da nicht weinen?" „Nun," sprach Hans, „mehr Verstand ist nicht nöthig; weil du so eine kluge Else bist, so will ich dich haben," pakte sie bei der Hand, und nahm sie mit hinauf, und hielt Hochzeit mit ihr.

Als sie der Hans eine Weil hatte, sprach er: „Frau, ich will ausgehen arbeiten, und uns Geld verdienen, geh' du in's Feld und schneid' das Korn, daß wir Brod haben." „Ja, mein lieber Hans, das will ich thun." Nachdem der Hans fort war, kochte sie sich einen guten Brei, und nahm ihn mit in's Feld. Als sie vor den Aker kam, sprach sie zu sich selbst: „was thu' ich? schneid' ich eh'r, oder eß ich eh'r? hei: ich will erst essen!" Nun aß sie ihren Topf mit Brei aus, und als sie dik satt war, sprach sie wieder: „was thu' ich? schneid' ich eh'r, oder schlaf' ich eh'r? hei! ich will erst schlafen!" Da legte sie sich in's Korn und schlief ein. Der Hans war längst zu Haus, aber die Else wollte nicht kommen; da sprach er: „was hab' ich für eine kluge Else, die ist so fleißig, daß sie nicht einmal nach Haus kommt und ißt!" Als sie aber noch immer ausblieb und es Abend ward, ging der Hans hinaus und wollte sehen, was sie geschnitten hätte; aber es war nichts geschnitten, sondern sie lag im Korn und schlief. Da eilte Hans geschwind heim, und holte ein Vogel-Garn mit kleinen Schellen, und hängte es um sie herum, und sie schlief noch immer fort. Dann lief er heim sezte sich auf seinen Stuhl und schloß die Hausthüre zu. Endlich erwachte die kluge Else, wie es schon ganz dunkel war, und als sie aufstand, rappelte es um sie herum, bei jedem Schritt, den sie that. Da erschrak sie, und ward irre, ob sie auch wirklich die kluge Else wäre, und sprach: „bin ich's, oder bin ich's nicht?" Sie wußte aber nicht, was sie darauf antworten sollte, und stand eine Zeitlang zweifelhaft; endlich dachte sie: „ich will nach Haus gehen und fragen, ob ich's bin, oder nicht, die werden's ja wissen." Da lief sie vor ihre Hausthüre, die war verschlossen; also klopfte sie an das Fenster und rief: „Hans, ist die Else drinnen?" „Ja," antwortete der Hans, „sie ist drinnen." Da war sie erschroken, und sprach: „Ach Gott! dann bin ich's nicht!" und ging vor eine andere Thür; aber als die Leute das Klingeln der Schellen hörten, wollten sie nicht aufmachen, und so ging's ihr überall; da lief sie fort zum Dorf hinaus.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die frommen Schriftsteller unserer Zeit.

(Ein Versuch in Saphirs Manier.)

Unsere Tage scheinen recht boshaft, sonst würden nicht so Viele schreiben von Gott, Gerechtigkeit, schlechter Welt und Gefahr; aber bös sind unsere Tage gar nicht, und die Herren meinen es auch nicht böse, drum werden sie nie gut werden. Warum sie so schreien und predigen, das hat zwei, nur zwei ganz unbedeutende Ursachen, und eine kleine Ursache kann natürtich keine großen Vertheidiger, und nichts heißende Vertheidiger können als Ursache einer andern Ursache, als Casus obliqui, keine grose Wirkung hervorbringen. Sie können eigentlich nichts hervorbringen; denn es war schon Alles da, und was sie erst hervorgebracht zu haben in tiefster Ehrfurcht mit Worten gestehen, sind Worte, die sie etwa Andern nachgesaget haben. Drum sagen sie auch unserer Zeit etwas nach, und dazu haben sie nicht mehr Recht, als ich; denn es ist ihr und mein Gesaid ein Gesuid, und dieß stammt von Sagen. Sie sagen unsern Tagen, damit man sich ihrer noch erinnern möchte. etwas nach, und dieses Etwas ist nichts Gutes, weil wir Alles besser verstehen, als die Alten; deswegen streitet man auch nicht, und an Thaten edler Art ist unsere Zeit reich, und der Reiche kann nie bös seyn, sonst wären auch manche Reiche bös. Man wird sich aber ihrer nicht erinnern, sondern unsere Nachkommen, welche minder klüger und reicher seyn werden, als wir, werden sagen, wir wären rechte Narren und hätten uns umsonst geplagt; und das ist gar kein schöner Trost, wenn es auch gerecht ist: denn die Gerechtigkeit ist manchmal sehr untröstlich, ja sehr untröstlich, und doch gerecht. Sie wollen ferner bessern, und das ist wieder gut und nicht gut zugleich; gut, weil wir uns gerne dazu verstehen, Gutes anzunehmen, wenn es mehr als ein Neujahrswunsch ist, und denn es kostet auch mehr; es ist aber nicht gut, seinem Nächsten Uebles nachzureden; unsere Nächste ist ja die Zeit, und unser Nächster der Tod, und nach dem Tode, sagt man, soll es gar strenge hergehen, wenn wir noch so hoffend hingehen; denn das Erlöseuns hat dann Feierabend und es beginnt ein Feiermorgen, länger als allerschönst ausstaffirte Vademekum. — Ich rathe daher wohlmeinend diesen Heeren Herren, abzusteten; es hilft ja eigentlich doch nichts. — Auf Erden wehen verschiedene Winde, und Winde bezeichnen immer etwas Flüchtiges, Vergängliches, und kein Mensch soll sich um nichts plagen. Leget die Hände in den Schooß; Gott sorgt für die Lilien, Brennesseln und Spulwümer und mancher von meinen spizfindigen Lesern muß ja nicht glauben, daß ich ihn meine, oder glaube, daß ich nichts von Dem glaube, was er jezt nicht glaubt. Die Jahreszeiten hat Gott ausgetheilt, und Gott ist mehr, als du, und du, und er, und ich — als alle Menschen zusammen, und Gott ist gut, und ich glaube es, wie andere, und gut. Er läßt also leben und sterben, und gibt einem Jeden Verstand zu denken, und Muth zu handeln, und Worte zu sprechen, und Federn läßt er den verleumdeten Gänsen wachsen, daß man schreibe und Uebles nachsage. Ich für meine Person sage nicht nach, ich sage nur vor, und unterscheide mich sehr von den Nachsagenden; ich bin das Gegentheil und doch nicht entgegen, und ein Gegner und doch nich bös, nicht boshaft und nicht reich, nicht klug, also auch nicht untröstlich und nicht gerecht. Ich lebe, wenn man mich auch nicht leben läßt, und laße Niemanden leben, weil mein Hoch nichts ist, als ein Wunsch. Ich laße sterben, wer sterben mag; aber meinetwegen mag Alles ewig leben; es mögen die Leute böse Tage annehmen, ich mache mir gute und wünsche noch bessere; ich wünsche neue Tage, und weiß, daß auch die alten gut waren, und wenn Sie es erlauben, so wünsche ich auch eine gute Nacht, denn es wird jezt eben auf einen Augenblik dunkel, um ausruhen zu können rc. —

Ph. P.

Glaubens-Bekenntniß.

Vater! wie redlich
Glaub' ich an Dich.
Vater! wie fröhlich
Machest du mich,
Wann ich auf Dich vertrau'
Und Deine Güte schau,
Vater! o Vater! wie glüklich bin ich!

Vater! ich glaube,
Daß Du mich schufst.
Ich kleb' am Staube,
Bis Du mich rufst.
Aber ich liebe Dich,
Vater, doch inniglich,
Und dank es, Vater! Dir, daß Du mich schufst.

Vater! ich glaube,
Daß Du mich führst,
Mich schon im Staube
Göttlich regirst.
Ich übe meine Pflicht
In voller Zuversicht:
Daß Du mich, Vater, verlassen nie wirst.

Vater! bekennen
Muß meine Brust:
Vater Dich nennen,
Ist höchste Lust.
Vater! durch Dich beglükt
Rufe ich lustentzükt:
Weise, o Vater! ist, was Du nur thust.

Vater! ich glaube,
Daß Du mir einst,
Wie hier als Vater,
Als Richter erscheinst.
Wie macht der Glaube so
Traulich und kindlich froh:
Daß Du einst, Vater! dich mit mir vereinst.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 k., R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 12. 21. März 1835.

Es ist sehr möglich.

Der kürzlich verstorbene Staatsrath Stryk führte fast bei jeder Gelegenheit die angenommene, ihm zur Gewöhnheit gewordene Redensart im Munde: Es ist sehr möglich. Nicht selten lief sie sogar in seine amtlichen Vorträge mit unter, die er über Verwaltungsgegenstände dem Landesherrn schriftlich im Kreise der übrigen Amtsgenossen und der Minister machte. Dann gab es, auch bei den allerernsthaftesten Anlässen, ein stilles Lächeln, wie ein Lächeln bei des Nachbars Schwächen zu seyn pflegt. Das konnte nicht fehlen. Gewisse Leute sehen des Nachbars Schwächen mit stets verjüngtem Vergnügen.

Inzwischen war und blieb der Staatsrath Stryk ein angesehener, hochachtbarer Mann. Die nacheinander folgenden Landesfürsten schätzten ihn, und zogen ihn immer wieder hervor, weil er mit seinen Kenntnissen, mit seiner Gewandtheit in Geschäften wesentliche Dienste leisten konnte. Jedermann gab zu, er sey ein gelehrter Mann, ein Mann von Takt, wie man ihn wegen der ihm eigenen Menschenkenntniß nannte, die er so richtig anzuwenden wußte. Ja, man hielt ihn für gelehrter, als er war, für klüger, als er war; selbst gute Köpfe hatten nicht nur Ehrfurcht und Achtung für ihn, sondern sogar eine gewisse Scheu, weil sie Denen nicht recht trauen, die klüger sind, als sie. Und doch war der Staatsrath Stryk ein grundredlicher, offener, gewissenhafter Mann, dem man nichts Böses nachsagen konnte. Aber eben daß man das nicht konnte, galt wieder als Beweis seiner Erzfeinheit, und als triftiger Grund, sich vor dem Manne in Acht zu nehmen. Der Glaube an seine Klugheit ging so weit, daß man ihn allgemein für den weitsehendsten Politiker, für einen wahren Propheten hielt. Und an dem Allen war seine sprichwörtliche Redensart schuld: Es ist sehr möglich!

Es wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn, folgende Beiträge zur Charakteristik dieses in der Geschichte seines Vaterlandes merkwürdigen Mannes zu erhalten. Wir verdanken sie seinen nächsten Verwandten. Zum Theil gab er sie selber in einer Art Tagebuch, das er in frühern Jahren fleißig unterhielt. Das Wichtigste bleibt immer sein Sprichwort, das er überall anbrachte: Es ist sehr möglich!

Denn wenn es ihm zuweilen, ihm selbst unerwartet, entfuhr, sprach er es doch nie gedankenlos. Oft veranlaßte es ihn, wenn es ihm einmal entschlüpft war, den Folgen davon weiter nachzuforschen, und es berichtigte oder bestimmte dann seine Ansichten der Dinge und leitete dem zufolge seine Handlungsweise. Das Sprichwort übte also über seine Denkart, über sein Thun und Lassen und über den Gang seiner Schicksale einen großen, entscheidenden Einfluß. Wer sollte dieß glauben? Gerade von einem Manne von Verstand und Einsicht glauben? Und doch war es sehr möglich.

Er selbst wußte dieß von sich wohl. Dennoch blieb er nicht nur seinen vier Wörtern getreu, sondern wollte sogar in vollem Ernst, daß sich sein einziger Sohn dieselben angewöhnen sollte. Der junge Mann, der, wie es junge Leute zu haben pflegen, sich gern einbildete, in mancherlei Dingen besser zu sehen, als der alte Herr, fand solche Zumuthung etwas sonderbar.

„Ihnen verzeiht man die kleine Eigenheit gern, lieber Vater," sagte er, „aber an mir würde

12

man sie lächerlich finden, weil sie offenbare Nachäffung und eine recht absichtlich und freiwillig angenommene Redensart wäre."

„Das ist sehr möglich, lieber Friz!" versezte der Staatsrath: „Aber was ist daran gelegen, wenn solch ein Paar Wörter dir Ruhe, Gleichmuth, Besonnenheit und Lebensglük geben? Der Gewinn ist zu groß. Und willst du das Wort nicht laut sagen, aus Furcht vor den Spöttern, so beschwör' ich dich, denke es wenigstens bei jeder Gelegenheit für dich im Stillen."

„Aber, Väterchen, wozu das? Ihre Vorliebe für die Redensart geht doch beinahe zu weit, wie es mir vorkommt."

„Kind, ich habe für die Redensart nicht so viel Vorliebe, als für dich; darum wünsche ich sie, und mit ihr meine Seelenruhe, mein inneres Glük, auf dich zu vererben. Glaube doch nicht, daß mein Sprichwort mir ganz zufällig zur Gewohnheit geworden sey. Nein, es war ursprünglich eine recht absichtliche und freiwillig angenommene Redensart. Ich verdanke ihr aber Alles, was ich bin und habe.

„Was bewog Sie denn, diese Eigenheit anzunehmen?"

„Das Unglük meiner Jugend und die Verzweiflung. Und nur durch diese elenden Wörter richtete ich mich wieder empor und ward meiner selbst Meister. Deine Großeltern waren herrliche, gottesfürchtige Personen; großes Vermögen aber besaßen sie nicht. Was ich von ihnen erbte, reichte zur Noth hin, daß ich meine Lehrzeit auf der hohen Schule anständig zubringen konnte, und noch einige Jahre darüber hinaus zu leben hatte. Ich war ein junger unverdorbener Mensch, hatte brav gelernt, und war beinahe zu gut, weil ich nur unter den Urbildern des Höchsten und Edelsten lebte. Das brachte mir viel Unheil; denn ich verkannte die Welt, und glaubte sie, je nach Umständen, bald nur von lauter Engeln, bald von lauter Teufeln bevölkert."

„Das begegnet mir wohl, wider Willen, auch jezt noch!" sagte Friz.

„Das ist sehr möglich," antwortete der Staatsrath, „denn ein junger Mensch, der nicht in diesen Irrthum verfällt, hat entweder nie ein ganz reines oder kein warmes Herz gehabt. Man muß einmal da hindurch. — Nun weiter. Ich mußte lange unentgeltlich in den Dikasterien arbeiten, ehe ich einen Titel und endlich ein Aemtlein mit magerm Gehalt empfing. Das ist so der Lauf der Dinge. Ich wußte es voraus. Man durfte nicht wissen, daß ich arm sey; sonst hätte ich bei Hohen und Niedern weit weniger Achtung genossen, als ich verdiente. Ich war also beständig äußerst sauber gekleidet, was man damals galant hieß, jezt elegant. Ich wohnte in schönen Zimmern; ich erschien in den vornehmsten Gesellschaften. Ich scheute mich sogar nicht, von Zeit zu Zeit kleine Lustpartieen mitzumachen, die etwas Geld kosteten. Dabei war ich ohne Schulden, und das wollte von jungen Herren meines Alters und Standes viel sagen. Ich stellte mich überall wohlhabender, als ich war. Und das Alles bewirkte ich mit wenigem Gelde. Niemand wußte, daß ich das ganze Jahr hindurch elender lebte, als ein Baugefangener. Salz und Brod und Wasser nebst Milch war meine beständige Kost. Bei allen dem war ich sehr glüklich, weil mein Herz vollen Genuß hatte, nicht nur im Bewußtseyn erfüllter Pflichten oder in jugendlichen Hoffnungen von einer goldenen Zukunft, sondern auch sonst noch. Ich war überall willkommen und geliebt. Die Weiber hatten mich gern. Unter den Männern war ich wohl gelitten. Allein von allen Männern hatte ich nur einen einzigen auserwählten, geprüften Freund, einen Advokaten Schneemüller. Wir Beide waren Ein Herz und Eine Seele. Schon auf der Hochschule hatte er sich in einem Duell für mich beinahe aufgeopfert. Er war in Noth und Weh bewährt. — Von allen Frauenzimmern galt mir nur Eines über alle. Es war die Tochter des Generals van Tyten. Sie hieß Philippine. Ich liebte sie Jahre lang schweigend; liebte, ohne zu wissen, wie ich liebte. Es war beinahe nur stumme Abgötterei; aber mein ganzes Leben ward durch diese Liebe geheiligt. Niemand erfuhr den Zustand meines Innern; ich wagte Keinem davon zu sprechen. Denn was dem Gemüth das Allerheiligste ist, wird durch

den Laut des Wortes, auch des reinsten, entweiht. Daher spricht Niemand gern einem Andern von seiner Liebe, und Niemand gern im gesellschaftlichen Leben von seiner innersten Religion."

„Auch Ihrem Freunde vertrauten Sie Sich nicht?"

„Nein, auch ihm nicht; schon deßwegen nicht, weil ich in meiner Dürftigkeit, in meiner Amtslosigkeit, in meiner Bürgerlichkeit gar nicht an die reiche, hochgeborne Generalstochter ernstlich denken durfte. Hingegen erfuhr ich von Schneemüller zuerst, was ich nie geglaubt hätte, daß man allgemein sage, ich sey Philippinens Günstling; sie liebe mich mit romanhafter Schwärmerei; es habe deßwegen zwischen ihr und ihrer Mutter sogar schon kleine Auftritte gegeben. Was ich Schneemüllern nicht glaubte, davon war ich ein halbes Jahr nachher überzeugt, als Zufälle Philippinen und mich enger zusammenführten und endlich unser beiderseitiges Geheimniß entsiegelten. Natürlich, wir schworen uns ewige Liebe, und lieber den Tod, als Untreue zu ertragen. Von nun an war ich im Himmel. — Um diese Zeit strömten auch von Außen alle Gunstbezeugungen Fortunens über mich zusammen. Ich ward Hofkammerath der verwittweten Herzogin, und genoß einen mäßigen, doch anständigen Gehalt. Die Kluft zwischen meiner und Philippinens Hand war nicht mehr unausfüllbar. Der General brauchte mich und ward traulicher, und seine Frau hatte gegen Philippinens Schwärmereien keine so häufigen Einwendungen mehr zu machen. Bald nachher fiel mir aus Batavia eine bedeutende Erbschaft von einem dort verstorbenen Vetter zu. Die Gelder waren in Amsterdam, nach geschehener Legitimation, zu erheben. Ich war beinahe ein Millionär geworden. Ich war selig, nicht des Geldes, sondern Philippinens wegen. Gerade damals warb ein hübscher junger Mann, ein Graf, ein Favorit unsers damaligen Landesherrn, um ihre Liebe. Sie spöttelte dazu. Sie küßte meine kleinen, eifersüchtigen Besorgnisse hinweg. Sie selbst forderte mich nun auf, um ihre Hand anzuhalten bei den Eltern. Das war mir natürlich ein schweres Stük Arbeit. Doch machte ich Anstalt. Zugleich sollte ich, wegen des Erbes, nach Amsterdam. Das fiel mir sehr ungelegen, theils weil ich mich ohne Todeskrankheit nicht auf so lange Zeit von Philippinen trennen zu können glaubte: theils weil sie selber gegen meine persönliche Hinreise sprach, theils auch, weil mir der junge Graf gar zu reich, zu hübsch, zu zudringlich vorkam. Wir wurden endlich einig, und Freund Schneemüller reis'te mit allen obrigkeitlichen Papieren, Zeugnissen und nöthigen Vollmachten versehen, nach Amsterdam."

„Sie haben mir," sagte Friz, „doch noch nie von diesem Ihren Freund gesprochen."

„Kann seyn," erwiederte der Staatsrath: „das erklärt sich von selbst. Es vergingen Wochen und Tage. Mein Freund und Mandatarius schrieb nie. Ich bestürmte ihn mit Briefen. Ich kam sogleich auf den Gedanken, er sey krank, sehr krank. Die Freundschaft überwand die Liebe; ich reis'te nach Amsterdam. Philippine war bei meiner Abreise außer sich vor Schmerz. Sie sank, als ich von ihr ging, ihrer Mutter ohnmächtig in den Arm. — Auf der ganzen Reise fragte ich Schneemüllern nach. Ich fand seinen Namen in allen Postbüchern. Ich kam nach Amsterdam. Er war da gewesen. Er hatte das Testament und die Summen in Wechseln erhoben, einige Wechsel sogleich zu Geld gemacht, andere gegen Banknoten ausgetauscht, andere gegen andere Wechsel. Ihn selbst fand ich nirgends. Das kam mir sonderbar vor. Endlich erfuhr ich mit Erstaunen, ein Mann von seiner Gestalt habe sich auf ein amerikanisches Schiff begeben, schon vor zwei Monaten, also bald nach Bezug der Erbschaft. Ich rief immer: es ist nicht möglich! Allein ich erhielt bestimmte Gewißheit. Da war's möglich. Mein Freund, mein bester Freund hatte mich betrogen."

„Abscheulich!" rief Friz.

„Ich reis'te zurük, mit zerrissenem Herzen. Wohl hätte ich das Geld verschmerzt, aber die Treulosigkeit meines Herzensfreundes konnte ich nicht verschmerzen. Er raubte mir das Vertrauen und den Glauben an die Menschheit. Als ich in unserer Stadt angekommen war, wäre ich gern sogleich zum General van Tyten, zu Philippinen geflogen, die vorläufig das Unglük zwar schon aus

einem Briefe von mir erfahren hatten. Doch es war zu spät Abends. Mein Hauswirth begrüßte mich freundlich. „Was gibt's denn Neues bei uns?" fragte ich. — „Nicht sonderlich viel. Daß das Fräulein van Tyten vor vier Wochen vermählt ist, wissen Sie! sagte er. — „Nicht möglich! Nicht möglich! Vermählt? was? die Tochter des Generals van Tyten? mit wem? mit dem Grafen? — was? nicht möglich!" rief ich. — „Allerdings!" erwiederte er, und erzählte mir ganz ruhig alle Umstände haarklein, woraus erhellte, daß meine Philippine sich gar nicht gesträubt habe, dem hübschen, reichen, am Hofe sehr bedeutenden Grafen die Hand zu geben, sobald er darum angehalten hatte. Und dieß mochte kurz nach dem Empfang des Briefes geschehen seyn, welchen ich dem General aus Amsterdam von Schneemüllers Schurkerei geschrieben hatte. Ich glaubte aber an das Geschwäz meines Hauswirths nicht, und rief immer: es ist unmöglich! Ich glaubte die ganze Nacht nicht daran, wohl aber den folgenden Morgen; denn da vernahm ich von allen Seiten und vom General selbst die Bestätigung."

„Abscheulich, abscheulich!" rief Friz, und drükte die Hand fest auf sein Herz, als wollte er es vor dem Zerspringen bewahren.

Der alte Staatsrath sagte: „Nun ja, so rief ich auch. Nun so von allen Seiten und so betrogen, — nun glaubte ich an nichts mehr fest auf Erden, an die Liebe keines Mädchens, an den Schwur keines Mannes, an die Dauer keines Schiksals. Was mir unmöglich geschienen, war geschehen. Nun hielt ich auch das Unglaublichste für möglich, nur nicht, daß der Mensch und sein Loos beständig sey. Und wenn man mir auch das Unwahrscheinlichste sagte, antwortete ich: Es ist sehr möglich! — In den vier Worten lag das System meiner gesammten Lebensweisheit von da an. Ich nahm es mir vor, nur immer die Worte bei jedem Anlaß zu wiederholen. Ich fand darin Trost in der Tiefe meines Elends. Diese Worte bewahrten mich vor Verzweiflung. Ich lernte, daß ich auf nichts mehr zählen sollte, als auf mich selbst. Kannst du, dachte ich manchmal, kannst du denn noch jemals auf Erden froh werden? — Es ist sehr möglich! war dann mein Refrain, und er bestätigte sich. Seitdem behielt ich ihn bei. Die größte Huld des Glükes berauschte mich nicht mehr; ich dachte an die Vergänglichkeit und das Unglük, und sagte: Es ist sehr möglich. Ich hatte seitdem keine größere Freude, als an dem Tage, lieber Friz, da du geboren wurdest. Aber ich mäßigte mein Entzüken mit dem Gedanken: du könntest mir durch den Tod entrissen oder ein ungerathenes Kind werden. Da sagte ich: es ist sehr möglich! und ward nüchtern und auf alles Böse gefaßt."

„Gott sey Dank, Väterchen," rief Friz, es ist beides nicht eingetroffen."

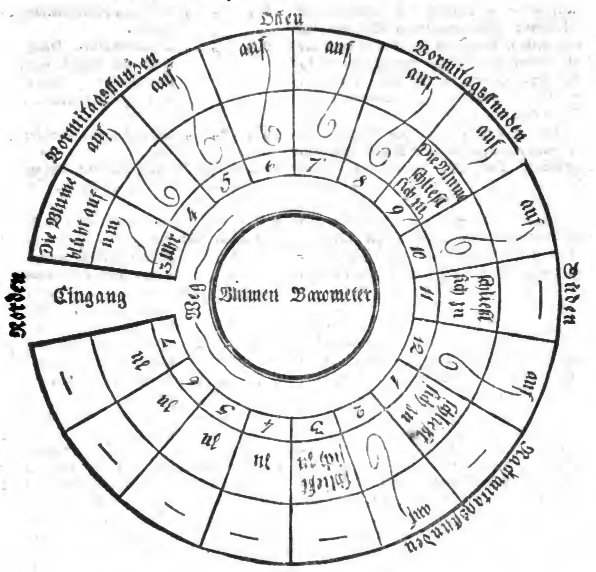
„Gleichviel, mein Sohn, aber es war sehr möglich. Seit ich mein Sprichwort habe, nehme ich jede angenehme Stunde, wie ein Geschenk des Himmels, ohne es für bleibend zu halten, und überrascht mich kein Uebel mehr, denn ich bin darauf gefaßt, und weiß, es hört endlich auf. Es ist Alles sehr möglich. Darum rathe ich dir, eigne dir diese Idee an. Sie muß sich aber durch beständigen Gebrauch in dein ganzes Wesen auflösen, sich gleichsam in deinem ganzen Nervenbau verknorpeln — sonst frommt sie nichts, und du bleibst charakterlos."

Wir Menschen alle," fuhr der Staatsrath fort, „werden bei unsern wichtigsten und unwichtigsten Begebenheiten und Handlungen von einer in dem Augenblik erst schnell aufsteigenden, oft uns selbst fast unbewußten Idee geleitet. Sie ist dann des Augenbliks und der Umstände flüchtiges Erzeugniß, und zwar so sehr, daß man sich hintennach oft nicht einmal Rechenschaft geben kann, warum man eigentlich im entscheidenden Moment gerade so, und nicht anders handelte. Unwissende glauben an göttliche oder satanische Inspiration. Daher können auch nur äußerst wenige Menschen dafür gut stehen, wie sie allenfalls unter diesen oder jenen Verhältnissen handeln würden. Sie können es nicht; denn beim Heransturz des Verhängnisses sind sie meistens ihrer selbst nicht mächtig, wie behert, wie berauscht, weil ihrem Geiste alle Festigkeit, ich möchte sagen, das starke Knochengeripp, die fixe Idee der höchsten

Lebensweisheit, der starke Christussinn, das Verachten des Irdischen und seines Spiels, das Hinschauen auf das Ewigwahre, Ewiggute fehlt. — Um sich solches eigen zu machen, muß man ein sehr einfaches Mittel, irgend einen überall anzubringenden Weidspruch, wählen. Stehe es dann und wann auch nicht wohl an: ei nun, was schadet's? Genug, wenn uns das Wahrste und Erhabenste zur bloßen Gewohnheit wird, das heißt, zur andern Natur, aber nicht zur thierischen gedankenlosen, sondern zur vollbewußten. Das gibt Stärke, das gibt Stetigkeit. Darum folge meinem Rath! Es ist dir sehr möglich."

(Schluß folgt.)

Die Blumen-Uhr oder der Blumen-Barometer.



Erklärung.

Der große Naturforscher Linné hatte beobachtet, daß die Pflanzen ebenso, wie die Thiere einem gewissen Schlafe, d. h., einer gewissen Ruhe ihrer äußern vegetabilischen Thätigkeit unterworfen

sind, und diesen Beobachtungen verdanken wir die interessante Erfindung einer Blumenuhr, welche früher schon G. F. Rosenthal in seiner Anti-Pandora bekannt machte, und die wir auch hier unsern Lesern vorzeigen wollen, in der Voraussezung, daß sie nicht allen Blumenfreunden bekannt seyn dürfte.

Der oben erwähnte Schlaf der Pflanzen ist am Deutlichsten zu bemerken an ihren Blüten oder Blumen, welche im Zustande des Wachens ihre meist kelchartig zusammengestellten Blättchen aus einander breiten, d. h., sich öffnen, aber wenn der Schlaf eintritt, sie enger zusammenziehen, d. h., sich schließen. Jeder, der mit Blumen umgeht, hat gewiß schon dieß bemerkt; die meisten schliessen sich, sobald die Sonne den Horizont verläßt, und öffnen sich wieder, wenn jene Lebensgeberin ihre wärmenden Strahlen über Fluren und Gärten verbreitet. Doch öffnen und schließen sich nicht alle Blumen zu ein und derselben Zeit, sondern Viele beobachten gleichsam genau gewisse Stunden des Tages, bekümmern sich dabei auch nicht um die Witterung, ob diese freundlich oder trübe sey, und diese geben sonach allein zuverläßige Stundenzeiger ab. Darauf gründet sich nun die sogenannte Blumenuhr, die in den Augen des denkenden Naturfreundes vielleicht doch etwas mehr ist, als eine bloße Spielerei.

Man dürfte sich nur die Stunden merken, in welchen die weiter unten zu nennenden Blumen sich öffnen oder schließen, so würde schon dieß einigermaßen zureichen, das gesuchte Vergnügen zu finden; doch weit angenehmer wird es seyn, wenn man sich in seinem Garten ein besonderes Beetchen eigens zu diesem Zweke bestimmt. Am Besten thut man, wenn man dieß nach obigem Schema in Form eines Rundels bewerkstelligt; dieses theilt man in 18 gleiche Theile ein, von denen der eine zum Eingang dient, und die übrigen mit den besondern Pflanzen besezt werden; vor jede Abtheilung schreibt man auf ein Stäbchen die Stundenzahl mit dem Bemerken, ob sich die dahinter stehende Pflanzenblüte in dieser Stunde schließt oder öffnet. Die hiezu tauglichen Pflanzen aber wollen wir der Reihe nach hersezen.

Vormittag um

3 Uhr öffnet sich die Blüte vom: gelben Boksbart.
4 „ „ „ Dachgrundfeste.
5 „ „ „ Löwenzahn und Alpengrundfeste.
6 „ „ „ Wiesenferkleinskraut und rothe Grundfeste.
7 „ „ „ Breitblättriges Habichtskraut, Silber-Gänsedistel, gem. Gartensalat, weiße Zaunblume.
8 „ „ „ Rauchhaar, Ferkleinskraut, bärtige Ficoide.
9 „ „ „ Dukatenröschen, Gauchheil mit rother Bl. Sproß, wilde Nelke. (Zugleich schließt sich die Blüte vom gelben Boksbart um diese Stunde wieder.)
10 „ „ „ Purpurfarbiges Sandkraut, Eis-Ficoide.
11 „ schließt sich die Blüte von: Alpengrundfeste.
12 „ öffnet sich: glatte Gänsedistel.

Nachmittag um

1 Uhr schließt sich: Sproß, wilde Nelke.
2 „ öffnet sich: breitblättr. Habichtskraut, rauhhaarene Ferkleinskraut, Lungen-Kraut, bärtige Ficoide.
3 „ schließt sich: Purpurf. Sandkraut, gemeine Akerringelblume, zungenförmige Ficoide.
4 „ „ „ rothes Habichtskraut. Eisficoide, und weiße Zaunblume.
5 „ „ „ Wiesenferkleinskraut.
6 „ „ „ weiße Seerose.
7 „ „ „ siberische Mohne mit glattem Stamme.

Hier sind nur solche Pflanzen gewählt, welche leicht und überall zu haben sind; doch wird es dem Beobachter nicht schwer fallen, viele andere zu diesem Gebrauche aufzufinden.

Der Blumenbarometer, den man am Füglichsten wieder ebenfalls als ein kleines Rundel in der Mitte der Blumenuhr anlegen könnte, würde etwa aus folgenden Pflanzen bestehen.

1) Der sogenannte Vogelmeyer oder Hühnerdarm; dieses Pflänzchen richtet bei heiterm Wetter des Morgens gegen 9 Uhr seine kleinen Blüm,

chen in die Höhe, entfaltet die Blätter und bleibt bis gegen Mittag wachend; wenn aber Regen-Wetter bevorsteht, so geschieht dieß nicht, und die Blümchen bleiben geschlossen.

2) Die afrikanische Ringelblume öffnet ihre Blume gewöhnlich früh zwischen 6 und 7 Uhr, und schließt sie Abends gegen 4 Uhr; auf diese Weise verspricht sie gutes Wetter; bleibt die Blume aber noch nach 7 Uhr geschlossen, so zeigt dieß an, daß es denselben Tag noch vor Einbruch der Nacht regnen wird.

3) Der ganzblättrige Hasenkohl zieht regelmäßig Abends seine Blumenblätter zusammen, und schläft die ganze Nacht; wenn er dieß nicht thut, sondern Nachts seine Blüte offen läßt, so hat man am folgenden Tag trübes Regenwetter zu erwarten.

4) Die sogenannte Wunderblume oder Jalappe schläft bei gutem Wetter den ganzen Tag, und öffnet ihre Blüte erst gegen Abend; bei nassem oder trüben Wetter aber bleibt sie den ganzen Tag über wachend.

Auch hier wird der Liebhaber noch Manches selbst finden, was zur Vervollständigung beiträgt, und ich schließe deßhalb mit dem Wunsche, daß irgend ein Gartenliebhaber bei einem Versuche dieser Angabe eins jener Vergnügen finden möge, welches Mutter Natur ihren Lieblingen aus ihrem Blüten-Füllhorn so reichlich spendet.

Dr. Porsch.

Sechs kleine Fragen.

1) In der Natur herrscht grosse Verschiedenheit. Wäre es nicht möglich, neue Vogelgeschlechter an Farbe durch Kunst hervorzubringen? Bekanntlich haben Liebe und Brut dieser Thiere mit andern Geschöpfen Aehnlichkeit, und keine Liebe ist wohl ohne Phantasie und Blindheit. Wie, wenn man nun von zwei Geschlechts gleichen Vögeln in Männchen und Weibchen durch Farben änderte; sollte es ohne Einfluß seyn? Der Versuch wäre zu wagen.

2) Manche Töne der Menschen und Thiere in Tiefe und Höhe, in Freude und Affekt scheinen eine bestimmte Bedeutung als Grad zu haben, und nicht allein auf Gehör und Nachahmung gegründet zu seyn; warum fallen sie, oder steigen sie wieder hier und da, und welche Gründe walten dabei ob?

3) Das im Neumonde Gesäete scheint wirklich öfter zu glüken, als das beim abnehmenden Monde Gebaute und diese Behauptung wird zwar unter den Aberglauben versezt, ist aber noch nicht so ganz, and durch Beiziehung solcher Gewerbe, welche den Mond benüzen, z. B. der Lebküchner u. a., widerlegt worden. Wie weit hätte man gefehlt, wenn man den Grund davon in das Licht sezte? Licht und Wärme sind zwei Haupterfordernisse der Vegetabilien. Nun kann aber das zunehmende Mondenlicht und sein Verhältniß zu den übrigen Gestirnen allerdings einen Einfluß auf das sich nun eben entwikelnde und mehr gereizte Gewächs haben. Ist nicht dem also, so muß wohl ein anderer Grund versteckt liegen!

4) Durch den Wechsel der Nahrung erhält man sicher auch manche Vögel länger, als bisher, bei der immer gleichen Kost; oder nicht?

5) Sind alle jene Sträucher und Stauden, die wir in den naturhistorischen Werken angeführt finden, wahre Sträucher und Stauden, da doch manche zugleich als Bäume vorkommen, z. B. Hollunder, Schlehestaude, Weißdorn u. a., oder hat unsere Kunst erst die Bäume aus diesen gebildet; und inwieferne kann man dieß auch noch von den Blumen sagen, und von welchen?

6) Welche Merkmale muß eine junge, gute und frische Blumenzwiebel haben, und welche Arten sind die kenntlichsten bei allen Wachsthums-Variationen?

Luzeus N.

Die Klauengeschwulst zu vertreiben.

Diese ist eine Entzündung der Klauenspalte, wovon das Vieh zu hinken genöthiget wird. Nasse Jahre und sumpfige Oerter sind die veranlassende Ursache. Man bindet schwarze zerstoßene Wald-Schneken mit etwas Kochsalz vermischt, oder geschabten Spek mit Salz vermischt, in Lappen auf die kranke Stelle.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Oekonomisches Quodlibet.

(Von L. R.)

1) Zur Wohlhabenheit führen vier Stüke den Landmann. I. Erfahrung, d. i., er muß in seiner Jugend beobachtet und verständige Dienstboten haben. II. Verständigkeit, d. i., Fähigkeit durch Jugendbildung, die gemachten und vernommenen Verbesserungen oder Erfindungen allseitig benüzen und anwenden zu können. III. Arbeitsliebe, weil ohne Fleiß und genaue Leitung und Aufsicht kein Gedeihen zu hoffen ist. IV. Gottesfurcht in Handel und Wandel, denn an Gottes Segen ist Alles gelegen.

2) Es wäre für den Kühstall eben so vortheilhaft, wenn darin oder vielmehr nahe daran die Mägde ihre Betten hätten, wie das Ueblichere der Knechte bei den Pferden. Unglük in Kälberzeit, Diebstahl u. dgl. würde verhindert, und die Gesundheit wird bei guter Anordnung nicht im Geringsten leiden. Dabei haben aber die Hausherren wohl zu sorgen, daß durch Absonderung des Gesindes von der eigentlichen Wohnung den Nachtschwärmern und der Unzucht nicht Plaz gemacht werde.

3) Ein Haupterforderniß einer Ortschaft und eigentlich eines jeden Hauses ist eine ergiebige Quelle reinen Wassers. Auf dem Lande ist das Wasser gewöhnliches Getränk, und auch die Thiere ziehen reines (nicht eiskaltes) Wasser vor, in welchem nicht Unflath u. dgl. den Appetit hindern.

4) Den Kornwurm verhindert oder vertreibt man, wenn man starkriechenden Kien in den Getreidehaufen stekt, oder mit einem Gemisch von Salz und Eichenasche (auf den Scheffel eine Hand voll) vermengt und umschüttet; am Besten aber wirkt der durch Hopfengeruch bestärkte Boden, worauf das Getreide geschüttet wird. Auch andere Mittel, welche man gegen Kleidermotten gebraucht, können mit Erfolg angewendet werden. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man nichts gegen Gesundheit ꝛc. Laufendes applizire.

5) Einige Beispiele des Fruchtwechsels mit Beibehaltung der Brache wegen Mangel an Dünger: Haber, Brache, Gerste oder Weizen, Dinkel, Wiken, Korn — Weizen, Dinkel, Erbsen, Korn, Haber, Brache — Haber, Brache, Dinkel, Wiken — Korn, Haber, Brache, Gerste, Weizen, Dinkel, Wiken — Weizen, Wiken, Dinkel, Korn, Brache, Gerste, Weizen, Erbsen. —

6) Die Theile des Pfluges sind: Sohlschiene, Pflugschaar, Polzen, Riegel, Strichbrett, Grengel, Kriechsäule, Pflugsterz, Sech, Pfluggestell, Grenzelwiede, Stößl, Reute, Pflugachse, Wage, Pflugwetter, Haupt, Ohren, u. a. Die Egge hat: Balken, Eggenschienen, Zinken, Kloben, Ortscheit ꝛc.

7) Auf die richtige Abnahme des Obstes kommt sehr viel an, wenn man die Früchte länger aufbewahren will; zu frühe Lese zeugt Falten und Faulen; Ueberreife zerstört das eigentliche Fleisch und gibt scharfen Saft, welcher bald in üblen Geruch übergeht.

8) Das beste Erdreich für den Rosmarin ist das, welches aus gleichviel Theilen von Sand, gutgefaulten Rindermist, Holzerde und Taubenmist besteht. Man hat die Erfahrung, daß in kurzer Zeit kleine Zweige, bei solcher sogleich in etwas weite und hohe Töpfe gesezt, sich sehr stark bewurzelt und ausgebreitet haben.

9) Majoran ist vor Michäli auszunehmen.

10) Weinberge anzulegen kann keine Sache der Willkür seyn. Der Mißwachs ist gewöhnlich bedeutender auf den Wohlstand einwirkend, als der einer andern Frucht. — Der Boden muß erforscht, die Höhe bemessen, die Sorte wohlerwogen, die Region berüksichtigt, die Umgegend betrachtet werden. Hierüber ist schon in frühern Jahrgängen weitläufig gesprochen worden.

11) Die Bäume, welche die rauheste Rinde haben, sind zum Versezen die besten.

12) Merkwürdig auf die lezten Waldbrände ist folgende Stelle eines Reliquiums von einem sehr alten Buche über Holzungen. Sie lautet: „Oftmalen trägt's sich zu, daß sich die Wälder selber anzünden, und wegbrennen; das kann davon herkommen, wann ein grosser Wind ist, und die Zweige an den Bäumen aneinander rühren, und sich reiben, so zündet sich das Holz an und wird brennend, und gehet also ein ganzer Wald weg, so man ihm nicht in der Zeit vorkommt, und etliche Holz niederfällt, daß der Brand nicht weiter kommen kann."

13) Will ein Landwirth immer gutes Gespann haben, so muß er immer auf junge, gute Nachzucht sehen, um gegen Unglük sogleich ersezen zu können; denn selbstgezogene Pferde sind die besten. Uebrigens muß man das Pferd innerlich und äußerlich besichtigen so viel möglich, da sie auf den Verkauf sehr fälschlich zubereitet zu werden pflegen. Gute Zeichen sind feine Haare, spize kurze Ohren, eng gegen die Baken, viele Haare auf dem Kopfe, dicker langer Hals, wenn es widersteht, sobald man's am Schwanze zieht, langer Schwanz, breite Brust, Stolz im Gang und in der Haltung, erhabene Augen, guter Huf, bei gelindem Tritt, gleichmäßiger Gang, Freßlust, starke Hüften, Gehorsam, Gelenkigkeit, gute Zähne, schöne Mähne ꝛc.

14) Ist ein Rind verwundet, so zerstosse man Pappeln und bestreiche die Wunde damit. —

15) Schafe treibe man auf Stoppelfelder, auf harte Anger, wo viel Klee hervorkommt und derselbe nicht von Letten und Regengüssen gestört wird, und wo junge Gesträuche sind, — nicht aber auf verschlämmten Boden. — Das Alter der Schafe ist auch zu unterscheiden.

16) Die Darmgicht der Schafe heilt man mit gedörrten Zwiebeln, Haselwurz und Salz; haben Schafe das Fieber, so lasse man ihnen hinter den Ohren zur Ader; gegen die Flechten an den Mäulern wegen zu frühen Austreibens gebrauche man den einzureibenden und mit Salz gemischten Ysop.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 13. 28. März 1835.

Es ist sehr möglich.
(Schluß.)

Mit der Stärke und Stetigkeit des Gemüths hatte es beim Staatsrath Stryk seine volle Richtigkeit; inzwischen zog ihm sein Sprichwort doch zuweilen auch manchen Verdruß zu, was wenigstens andern Leuten wohl Verdruß gewesen wäre. Aber ihn focht nichts leicht an.

Zum Beispiel war er eines Tages in der Ministerialversammlung, welcher der Kurfürst beiwohnte. Es war zur Zeit des französischen Revolutionstaumels. Man sprach nach aufgehobener Sizung noch von den neuesten Vorfällen in Paris, in Lyon, in Straßburg; sprach von der ungeheuern Verwandlung der französischen Nation, von der ehemaligen Abgötterei, die sie mit ihren Königen getrieben, und von ihrer nunmehrigen Freudetrunkenheit beim Sturz des Thrones.

„Das ist das schändlichste Volk auf Gottes Erdboden!" rief der Kurfürst: „Kein anderes Volk könnte das. Denk' ich an meine Unterthanen — nie, des bin ich gewiß, werden sie von solchem Schwindel ergriffen werden, nie vor einem Andern kniebeugen. Was meinen Sie, Stryk?"

Der Staatsrath hatte in dem Augenblik an etwas Anderes gedacht, die Worte seines Herrn nur halb gehört, und zukte verlegen die Achseln, indem er nach seiner Gewohnheit sagte: „Es ist doch sehr möglich!"

Der Kurfürst stuzte. „Wie verstehen Sie das?" rief er: „Glauben Sie, es könnte je ein Augenblik kommen, da meine Unterthanen froh seyn könnten, mich verloren zu haben?"

„Es ist sehr möglich!" sagte Stryk mit Besonnenheit: „Man kann nichts voraus wissen. Niemand ist unzuverlässiger, als ein Volk; denn das Volk besteht aus Menschen, von denen sich jeder selbst mehr liebt, als den Fürsten. Eine neue Ordnung der Dinge bringt neue Hoffnungen; und immer sind Hoffnungen verführerischer, als der Besiz eines Gutes selber. So sehr Ew. kurfürstliche Durchlaucht auch von allen Ihren Unterthanen geliebt werden, und so sehr Sie die Liebe derselben verdienen: doch wollte ich nicht schwören, daß nicht, bei verwandelten Umständen, dieß Volk alle Wohlthaten vergessen, und zu Ehren einer Republik oder eines andern Herrn Freuden-Feste und Illuminationen anstellen, die kurfürstlichen Wappen abreißen und beschimpfen könnte. O ja, es ist sehr möglich."

„Sie sind nicht gescheut!" versezte der Kurfürst heftig und wandte ihm den Rüken. Stryk fiel in Ungnade. Jedermann sagte damals: Stryk ist ein Narr.

Einige Jahre nachher drangen die Franzosen glüklich über den Rhein. Der Kurfürst mit seinem Hofstaat flüchtete. Man jauchzte Freiheit und Gleichheit hinter ihm her, stellte Freudenfeste und Illuminationen an und riß die kurfürstlichen Wappen ab.

Stryk, als ein kenntnißvoller, brauchbarer Mann, fand auch unter der neuen Ordnung der Dinge seine Anstellung, und um so mehr, da bekannt genug war, weßwegen er beim vertriebenen Landesherrn in Ungnade gefallen war. Man betrachtete ihn gewissermaßen als ein rührendes Schlachtopfer des fürstlichen Despotismus. Das Neue befestigte sich und Stryk trug durch seine Thätigkeit und Geschäftskunde dazu nicht wenig bei.

Ungeachtet seines natürlichen Feuers ließ er sich doch nie zur politischen Schwärmerei hinreißen.

Er hielt es auch nie mit einer Partei; das mußte ihn jeder Partei verdächtig machen. Die Jakobiner hießen ihn einen verkappten Royalisten; die Royalisten hießen ihn einen verkappten Jakobiner. Er lachte zu beiden Titeln und that seine Pflicht.

Eines Tages kam ein Regirungskommissär in das Departement, dem man, wie sich von selbst versteht, die größten Ehrenbezeugungen erwies. Jeder drängte sich zu demselben; Jeder suchte sich bei ihm einige Wichtigkeit zu geben. Mitunter fehlte es auch nicht an Leuten, die über den braven Stryk und die Zweideutigkeit seiner republikanischen Gesinnungen ihr dienstwilliges Wörtchen an Mann brachten. Der Kommissär, da er einst mit Stryk in großer, glänzender Gesellschaft zusammentraf, wo mancher feurige Toast auf die Freiheit der Welt, auf die Rechte der Völker, auf die Siege der Republik angebracht worden war, wandte sich auch zu Stryk. „Ich wundere mich nur,“ sagte er, „daß die Könige es noch wagen, wider uns zu streiten. Denn sie beschleunigen damit nur ihren eigenen Sturz. Die Revolution macht die Runde um die Welt. Was hoffen denn die Leute? Bilden sie sich ein, die große Nation mit den Waffen zu beugen und die Bourbonen zurükzuführen? — Die Thoren! Eher würde ganz Europa untergehen. Was meinen Sie, Bürger: ist es einem vernünftigen Manne nur gedenkbar, daß in Frankreich jemals wieder ein Thron aufgebauet werde?“

„Unwahrscheinlich allerdings,“ sagte Stryk, „aber es ist sehr möglich.“

„Was? sehr möglich?“ schrie der Kommissär mit donnernder Stimme, daß die ganze Gesellschaft zusammenfuhr: „Wer schon an der Dauer der Freiheit zweifelt, hat sie nicht geliebt. Es thut mir leid, daß einer der ersten Beamten solche Gesinnungen nährt. Wie können Sie Sich auch nur entschuldigen?“

„Entschuldigen?“ sagte Stryk ganz ruhig: „Es ist sehr möglich. Das freie Athen gewöhnte sich erst an einen Perikles, dann an einen König von Macedonien. Rom hatte erst Triumvirate, dann einen Cäsar und zulezt Neronen. England tödtete seinen König, hatte einen Cromwell, hintennach wieder Könige.

„Was wollen Sie mit ihren Römern, Athenern und Engländern?“ rief der Kommissär: „Was wollen Sie mit diesen elenden, charakterlosen Völkern, die der Ketten werth waren? Sie werden sie doch nicht mit den Franzosen in Vergleich sezen? Aber ich verzeihe Ihnen Ihre schiefe Ansicht. Sie sind kein geborner Franzose.“

Es war jedoch dem Kommissär mit dem Verzeihen kein besonderer Ernst; denn Stryk verlor bald darauf seine Stelle. Er mußte sich sogar gefallen lassen, wegen verdächtiger Reden in Verhaft und peinliche Untersuchungen zu gerathen.

Einige Jahre nachher ward Buonaparte erster Konsul, erst für zehn Jahre, dann für Lebenszeit, dann Kaiser und König. Stryk ward gleich Anfangs wegen seiner Einsicht, Rechtschaffenheit, und weil er von jeher zu Denen gehört hatte, die man die Gemäßigten nannte, wieder in Amt und Würden eingesezt. Von dieser Zeit an genoß er in seinem Kreise höhere Achtung, als je. So Manches, was er zuvor gesagt hatte, war erfüllt. Man hielt ihn für einen politischen Fernseher.

Napoleon verwandelte die Welt und verschenkte Kronen. Auch Stryk ward der Diener einer dieser Kronen und genoß die größten Ehren. Nun war kein Mensch mehr Republikaner. Jeder kroch vor dem neuen Herrscher. Ja, Niemand wollte jemals zu den Republikanern gehört haben, sondern Jeglicher behauptete, von dem Schwindel, der einst Alle befallen hatte, frei geblieben zu seyn. Man rechnete es zur bittersten Schande, nicht allezeit gut königlich gedacht zu haben.

„Ich finde darin keine Schande,“ sagte Stryk, als sich einst darüber zwischen seinen besten Freunden Vorwürfe und Wortwechsel erhoben: „ich glaube, ihr Alle habt, da der Schnupfen umging, davon befallen werden können. Und kommt ähnliche Witterung wieder, könnet ihr auch den Schnupfen noch einmal bekommen. Es ist sehr möglich.“

„Wie? Halten Sie uns Alle für so schwache, arme Sünder?“ riefen sie insgesammt: „Wahrlich, ich für meine Person,“ sezte Jeder hinzu,

„lasse mich nicht so leicht von dem moralischen Modefieber besiegen!“

„Das fällt mir,“ sagte Stryk, „immer aus Addisons Zuschauer der Sultan von Egypten ein. Dieser Sultan that sich etwas darauf zu gut, ein starker Geist zu seyn. Nichts war ihm lächerlicher, als was der Koran von des Propheten Muhamed überirdischer Reise erzählt. Laut der Sure des Korans ward der Prophet nemlich, da er eines Morgens im Bette lag, vom Engel Gabriel durch Paradis und Hölle und alle sieben Himmel geführt; er hörte, er sah da Alles, was vorging, hielt mit Gott neunzigtausend Unterredungen, und das Alles in so kurzer Zeit, daß der Prophet sein Bett noch warm fand, da ihn der Engel Gabriel wieder hineinlegte, ja, daß das Wasser eines Kruges, den er bei Anfang der Himmelfahrt vor seinem Bett umgestossen hatte, noch nicht einmal ganz ausgeflossen war. — Es spöttelte der Sultan eines Tages über diese Geschichte auch in Gegenwart eines türkischen Heiligen, der im Rufe stand, Wunder verrichten zu können. Dieser nahm es auf sich, den Sultan von seinem Unglauben zu heilen, wenn er thun wolle, was ihm geboten würde. Der Sultan nahm den Mönch beim Wort. Der Heilige führte den Herrn der Gläubigen zu einer Kufe, die bis an den Rand voll Wasser war. Der ganze Hofstaat war zugegen, und umringte neugierig die Kufe. Der Mönch gebot dem Fürsten, den ganzen Kopf ins Wasser zu tauchen und augenbliklich wieder herauszuziehen. Der Sultan that es. Kaum aber hatte er den Kopf im Wasser, sah er sich am Fuße eines Gebirges, unfern dem Meeresgestade, ganz einsam. Man denke sich sein Entsezen! Er verwünschte den Mönch und schwor, ihm den Hexen-Meisterstreich zeitlens nicht zu verzeihen. Allein was half's? Er mußte sich wohl in sein Schiksal ergeben. Zum Glük bemerkte er endlich Leute in einem Walde. Es waren Holzfäller. Mit Rath derselben kam er zu einer jenseits des Waldes gelegenen Stadt. Allein er befand sich weit von Egypten, am kaspischen Meere. Niemand kannte ihn. Er wagte nur nicht zu sagen, daß er der Sultan von Egypten wäre. Nach mancherlei Abenteuern gewann er die Gunst eines reichen Mannes und heirathete dessen schöne Tochter. Mit dieser hatte er vierzehn Kinder, nemlich sieben Knaben und sieben Mädchen. Seine Frau starb endlich, und nach mehrern Jahren kam er durch verschiedene Unglüksfälle, Krieg und Krankheit ins größte Elend. So weit kam es, daß er in den Strassen der Stadt sein Brod betteln mußte. Er weinte oft bittere Thränen, wenn er seinen gegenwärtigen betrübten Zustand mit der Pracht des ehemaligen egyptischen Palastes verglich, und hielt sein Loos für Strafe und Züchtigung des vielbewiesenen Unglaubens. Er beschloß, Buße zu thun und sich nach Mekka durchzubetteln. Er vollbrachte die Wallfahrt glüklich. Ehe er aber die heilige Stätte berührte, wollte er sich durch eine Waschung vorbereiten. Er ging zum Fluß, entkleidete sich, tauchte ganz unter und erhob sich wieder. Neues Wunder! Wie er den Kopf herauszog, stand er nicht im Fluß, sondern dicht vor der Kufe, bei seinen Höflingen und dem Mönch, der ihn geheißen hatte, den Kopf ins Wasser zu steken. Troz seines Erstaunens und seiner Freude konnte er sich doch des Grimmes gegen den Mönch nicht enthalten, der ihm den boshaften Streich gespielt und so vielen Gefahren und Leiden preisgegeben hatte. Aber das Erstaunen des Sultans stieg auf's Höchste, als er vom ganzen Hofe, dem er seine Schiksale erzählte, vernahm: er wäre gar nicht von der Kufe weggegangen, sondern habe diesen Augenblik erst den Kopf in's Wasser getaucht und eben so plözlich ihn wieder zurükgezogen.“

„Ihr Herren,“ fuhr der Staatsrath fort, „seyd wohl alle im Fall unsers Sultans von Egypten. Hätte man euch vor der Revolution vorausgesagt, was ihr alle während derselben thun würdet, ihr hättet es nicht geglaubt. Jezt habt ihr den Kopf aus der Kufe gezogen, und wollt nun nicht Wort haben, was ihr zur Zeit der Wunder dachtet, fühltet, lebtet. Sollten die ausgewanderten Bourbonen und Adelichen je wieder nach Frankreich zurükkommen, ich wette, sie halten die ganze Geschichte seit 1789 für nicht geschehen, und stehen wieder, wie der Sultan von Egypten,

fröhlich vor der Kufe und betrachten die Jammerjahre wie eine träumerische Selbsttäuschung."

Man lächelte. „Nun, nun!" sagten Einige: „der Herr Staatsrath mag in Manchem Recht haben. Aber sollte man im Ernst wohl denken, daß die armen Bourbonen je wieder zurükkommen? Das gehört nun doch in's Reich der Unmöglichkeiten."

„Hm, es ist sehr möglich!" sagt Stryk. Und in der That erlebte er auch noch diesen Umschwung der Dinge, und wie Alles wieder in's vorige Geleise der politischen Ordnung zurüktrat. Der Umschwung konnte für einen Mann von Stryks Denkart nicht gefährlich seyn, besonders da er bei dem Napoleonischen Monarchenthum zulezt abermals in Ungnade gefallen war. Man sagte: Napoleon habe von seiner politischen Sehergabe gehört. Kurz vor der Abreise des Kaisers aus Frankreich zum Feldzuge nach Rußland ging einer seiner Generale zum Staatsrath und fragte ihn beiläufig, was er vom Ausgang des Feldzuges halte? — Der alte Geschäftsmann wunderte sich über die Frage, und wollte nicht antworten. Dem General kam dieß sonderbar vor. „Ich denke, wir feiern die Weihnachten in Petersburg," sagte er, „es scheint aber, Sie fürchten von der Unternehmung schlechtes Gelingen." Der Staatsrath zukte nach seiner Gewohnheit die Achseln und versezte: Es ist sehr möglich. Das brachte ihm Schaden. Er ist ein Narr! hieß es und sein Name verschwand ganz von selbst auf der Liste der Staatsräthe. Da aber die verbündeten Mächte in Frankreich einrükten und allenthalben die Napoleonischen Schöpfungen zerstört wurden, sagte Jedermann: Stryk ist ein Prophet. Das ist immer das Schiksal der Weisern.

Seine Ungnade unter der Regirung der Anmaßer (wie nun plözlich die verbannten Kaiser und Könige illegitimer Herkunft hießen) gereichte ihm zur Gnade bei dem neuen legitimen Landes-Fürsten. Doch fehlte wenig, sein Sprichwort hätte ihn auch bei diesem wieder in übeln Ruf gebracht.

Denn als der Fürst eines Tages den Staats-Rath fühlen ließ, man halte ihn für einen Achselträger, weil er bei allen Wechseln der Regirungen immer obenan geblieben wäre, und daß er es folglich mit keiner recht treu gemeint haben möge, antwortete der alte Mann ganz troken nach seiner Gewohnheit: „Es ist sehr möglich; denn," sezte er schnell hinzu, indem er sich besann, „ich war allezeit ein treuer Staatsdiener."

„Das ist platter Widerspruch!" rief der Souverän: „Wie können Sie Sich als einen treuen Staatsdiener proklamiren, wenn Sie heut einem rechtmäßigen, morgen einem unrechtmäßigen Herrn den Hof machen?"

„Eben, weil ich mich immer befliß, kein Herrendiener, sondern ein Staatsdiener zu seyn. Unter unrechtmäßigen Herren oder übeldenkenden Herren ist es jedem redlichen Freund des Vaterlandes doppelte Pflicht, dem Staate zu helfen."

„Was Staat?" sagte der Souverän: „Ich rede von der Regirung. Können Sie die vom Staate getrennt denken?"

„Nein, allergnädigster Herr; wohl aber die regirende Person getrennt von der Regirung."

Der Souverän warf einen finstern Blik auf den Staatsrath und sagte; „Das ist Revolutions-Sprache, die jezt nicht mehr gelten soll. Merken Sie Sich das: Ich und der Staat sind dasselbe. Sie sind nicht der Diener des Staats, sondern mein Diener für den Staat."

Der Staatsrath verbeugte sich schweigend. Nach einiger Zeit ward er seines Alters wegen zwar vom Amt entlassen, aber doch mit Beibehaltung seines Gehalts.

Doch auch in seiner Abgeschiedenheit von den öffentlichen Geschäften behielt er das einmal erworbene Ansehen und besonders den Ruf eines politischen Sehers. Denn alle Staatsveränderungen hatte er lange und mit auffallender Sicherheit vorausgesagt, so daß man sich gern mit einer Art Aberglaubens an ihn wendete, um seine Meinung wegen der Zukunft zu erfahren.

Als man ihm einst über seine seltene Gabe ein Kompliment machte, konnte er sich des Lachens nicht erwehren. „Man kann," sagte er, „unter Leuten, die schlechterdings blind seyn wollen, ganz wohlfeil zur Würde eines Sehers und Weißagers gelangen. Mit gesundem Menschenverstand und

kaltem Blut reicht man weit, wenn alle Welt in leidenschaftlicher Heftigkeit wider einander rennt und sich über die Dinge, wie sie sind, verblendet."

„Könnten Sie uns nur Ihre Sehergabe mittheilen!" sagte einer seiner Bewunderer.

„Es ist sehr möglich! gab er zur Antwort: „Um in die Zukunft zu schauen, muß man rükwärts sehen, nicht vorwärts — rükwärts in die Vergangenheit! Da hängt der Prophetenspiegel. Aber unsere Minister sehen nicht gern dahin; ohnedem haben sie vom vielen Lesen der Bittschriften, Lobreden und diplomatischen Noten kurzes, verdorbenes Gesicht."

„Aber was sagen Sie von der jezigen Zeit?"

„Sie bleibt nicht, mit Allem, was in ihr ist. Gegen diese Prophezeiung läßt sich nichts einwenden!" sagte der Alte.

„Also meinen Sie, die Unruhen und Aenderungen seyen noch nicht zu Ende? Und doch ist der böse Geist unter die Ratten und Mäuse von St. Helena verbannt. Woher sollte er wiederkommen? Oder glauben Sie, er oder Seinesgleichen könne wieder erscheinen und wieder Spuk treiben?"

Der Staatsrath zukte die Achseln: „Es ist sehr möglich. Uebrigens hat der nicht die amerikanische, nicht die französische Revolution gemacht; er hat aber Das, was die Revolutionen im menschlichen Geschlecht beschleunigt, mächtig befördert, weil er, seiner Dynastie wegen, mit den abgenüztesten Hilfsmitteln dagegen kämpfte, nemlich gegen Wahrheit, Aufklärung, Freiheit, Recht, nicht nur bei den Franzosen, sondern auch bei andern Völkern. Das wekte auch die andern Völker. Nun will man wieder mit Waffengewalt, Inquisition, Tortur, Nunziaturen, diplomatischen Pfiffen, Haarbeuteln, Perüken, Spießruthenlaufen, Adels-Patenten, Ordensbändern, Staupbesen, ewigen Bündnissen, Zensurgesezen und dergleichen altlöblichen Dingen zum ewigen Frieden helfen. So geschah es schon zur Zeit Franklins und Washingtons, zur Zeit der Bastillen, zur Zeit der Davouste und Palms. Dieselben Mittel und Ursachen werden dieselben Wirkungen haben. Darauf verlaßt euch."

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Es gibt in der Weltgeschichte, oder in der besondern Geschichte einzelner Völker so herzerhebende, so anziehende Momente, daß es weise ist, sie zur Erhöhung und Vermehrung der Religiosität und Moralität zu benüzen. Sollte es nicht wenigstens klug seyn, ähnliche Begebnisse u. dgl. aus dem Gebiete der Landwirthschaft für den nemlichen und so erhabenen Zwek anzuwenden? So lange nemlich Wissenschaften und Künste, ja vielmehr, so lange Staat und Kirche sich gegenseitig freundschaftlich unterstüzend, nur die gemeinschaftlich edle Absicht haben, dadurch und nur dadurch auf die eigentliche Bestimmung der Menschheit einzuwirken, indem sie durch die Aufklärung Gott und die Religion liebenswürdig, und durch die Religion die Aufklärung schäzungswerth machen; so lange nemlich dieses das unverrükbare Streben der Wissenschaften und Künste, das unermüdete Trachten und vereinte Ziel des Staates und der Kirche, der Kirche und der Welt ist, so lange werden die Völker auch eben so glüklich, als gleich fromm, gleich edelmüthig und gleich aufgeklärt seyn. Dahin zu streben, dieses würdige Ziel zu erreichen, war einst, und besonders bei dem Bestande der Klöster — die eigene Kunst, ja, die wahre Weisheit der Bewohner dieser Klöster. Hier ein Beispiel davon, oder:

Die Kornähre,
nach dem Altfranzösischen des Jesuiten Franz Binet.

„Täglich treten wir die schönsten Wunder mit Füßen, während unsere Augen am Himmels-Gewölbe vergebens (?) nach den Spuren der Vorsehung suchen. Da wirft Jemand ein Körnchen in die schwarze verwesete Erde. Es scheint auf Immer verloren, aber die Natur nimmt es freundlich in ihren Schooß, und erwärmt und verwandelt es. Bald nachher ist es wie ein Körnchen feines Mehl, wie ein Stäubchen geronnene Milch, und plözlich erwacht es und drängt sich zusammen und schlägt ein Würzelchen in die Erde, umringt mit Fäserchen, die alle an der todten Mutter saugen, bis die neue Pflanze geboren ist. Wie ein silberner Griffel bohrt es dann in die Erde,

und hebt endlich in einer schönen Nacht das saphirblaue Köpfchen empor. Wenn nun die linden Frühlingslüfte wehen, so schießt der Halm immer höher auf, und die Natur sizt darin, ihn auszuzimmern und auszuglätten. Sie baut gleichsam vier Stokwerke, unterstüzt sie mit Bogen und Pfeilern, um die schöne Last tragen zu können. Kaum schwankt nun der schlanke Halm über der erstaunten Erde, so entwirft die Natur in seiner Krone das Wunder der Vervielfältigung. Aus einem Körnchen schafft sie hundert. Wie in einer welchen Wiege und eingehüllt in seidenen Windeln, schlafen die jungen Körnlein übereinander. So liegen sie und saugen die süße Milch der Mutter Natur, bis sie stark und muthig genug sind, an das Licht der Sonne zu treten. Nun blühen sie, es ist die Zeit ihrer Liebe. Endlich werden sie reif und bekommen ein goldenes Kleid. Aber dann ziehen auch ihre Feinde daher, die Würmchen, Müken und Vögel. Ach! wer hat nicht Feinde? Aber die gütige Natur gab den Körnern Panzer und Schild, und zog einen Wald von spizigen Lanzen um sie her. So liebt und schüzt sie die wundervolle Lebenspflanze, und schafft alljährlich durch sie eine fröhliche Auferstehung. O herrliche Vorsehung! und der Mensch sagt, er suche dich vergebens!"

Welche Betrachtungen, lieben Leser, welche Gedanken werden Sie bei diesen Prämissen ergriffen haben? — Ich wage es, die meinigen kurz und freimüthig darzulegen. Seyen wir Bayern froh, einen König zu besizen, der Weisheit und Stärke genug hat, Aufklärung mit der Religion zu verbinden, Religion zur Begleiterin und Lenkerin der Aufklärung zu erheben; und sohin auch kommende Generationen vor den wahren, oder erdichteten Gebrechen der ehemaligen Klöster zu bewahren. — Unsere Landwirthschaft vor Allem, die Wissenschaften und Künste haben dabei sohin keinen Rükschritt, die Armen aber wohl einen Vorsprung zu erwarten. Das bayerische Amortisationsgesez aus den Zeiten des anno 1777 verstorbenen Kurfürsten Max Joseph wird manche Aengstlichkeit beschwichtigen und aufheben, und sollte dieses nicht volle Beruhigung gewähren, dann genügt gewiß das österreichische Amortisations-Gesez v. J. 1340, 1526, 1771, oder das dießfallsige Edikt vom 27. Februar 1808 des Kaiser Franz, der dem Aufblühen unsers beginnenden Benediktiner-Ordens so herzlich entgegenkommend geneigt ist. — Möchte sich nur auch für diesen Zwek der neuen Klösterbegründung eine offene Stelle, und ein anpassender Artikel in den Statuten der bayerischen National- und Wechsel-Bank seiner Zeit erbliken lassen! Dadurch wird einst der „Trost" und die „Hoffnung der Kirche" — ausgedrükt von mir anno 1827 in der Bauern-Zeitung — in volle Erfüllung kommen; und wie anno 1782 der Pabst Pius VI., als er den bayerischen Boden betrat, freudig gerührt und begeistert ausrief: „Sancta bavaria!" so wird in vielleicht unvermuthet kürzerer Zukunft ein neuer Theophilus bezeugen: bei ihnen, bei diesen Bayern, wohnet die Mäßigkeit, blühet die Enthaltsamkeit; bei ihnen wird die Ehe mit Einem Weibe heilig gehalten, die Keuschheit bewahrt, die Ungerechtigkeit ausgetilget, die Gerechtigkeit gehandhabt; bei ihnen herrscht das Gesez, die Gottseligkeit in That und Leben, das Bekenntniß Gottes ertönet überall; die Wahrheit führet, die Gnade beschirmet, der Friede behütet, das heilige Wort leitet, die Weisheit belehret, das ewige Leben regiret sie, und der in ihnen als König und Herr gebietet, ist: Gott selber. (Offenb. 21.) Doch nun wieder zu einem andern Gegenstand.

Darüber sind die Meinungen getheilt, ob man dem schlichten Landmanne mit dem in dieser Zeitschrift gemeinten Heller- oder Pfennig-Magazin oder auf die Art und Weise beispringen solle, wie selbe das Redaktions-Komité für das Wochen-Blatt des polytechnischen Vereins für Bayern, und für die Gewerbetreibenden bereits öffentlich angekündiget hat. Einstimmig wünscht man aber, daß in unserm Zeitlaufe, besonders den Hausfrauen mittern und untern Ranges ein nüzlicher Rath ertheilet werden möge, wohlfeil und sparsam das Hauswesen zu führen. Da fällt mir so eben folgendes Schriftchen ein, welches anno 1807 zu Leipzig herauskam, unter dem Titel: „Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes, bei theu-

ten Zeiten wohlfeil hauszuhalten." Die damals hierüber erschienenen Rezensionen waren wenigstens äußerst empfehlend.

Soll es denn wahr seyn, daß, wie Teophrastus lib. 7 de natura rerum schreibt, wenn man Flachs in scharfer Lauge siedet, die aus Weidasche bereitet wurde, Seide daraus wird. Wenn es den Beobachtungen alter Flachs-Bauer, welche wenigstens dieselben als begründet angeben, nachgehet, so wird heuer der Flachs besonders gedeihen, weil die Eiszapfen im Winter so recht dik, und so recht lang über die Dach-Fenster und Rinnen herabhingen. — (Sonderbar, wenn es wahr ist!) — Was ich übrigens von Witterungs-Vorherbestimmungen halte, darüber habe ich mich anno 1830 im Münchner-Abend-Blatte ausgedrükt.

Warum ist es denn seit einiger Zeit gar so still über die Hagelableitung und über die Hagel-Ableiter; und warum werden nicht auch einige passende griechische Jünglinge zu den bayerischen landwirthschaftlichen Lehr-Anstalten, dann von dort zur Runkelrüben-Zuker-Fabrikation nach Obergiesing, und endlich, um dem Ganzen die Krone aufzusezen, zur Erlernung des Gartenbaues ꝛc. nach Frauendorf abgesendet?

Das Jungfern-Garn.

Es gab eine Zeit, worin der Leinwandbedarf so sehr zugenommen hatte, daß man sogar Kinder von fünf bis sieben Jahren in Anspruch nehmen mußte. Den Mädchen in solchem Alter ward es zum Gebote, innerhalb 2 Jahren — so gibt die Sage — 42 Ellen Hausleinwand zu liefern: diese Nothwendigkeit wurde zur häuslichen Pflicht erhoben, und endlich zu einer Ehrensache gemacht. Wie würden sich anno 1835 förmliche Spinn-, Strik- und Nähe-Anstalten der Nation, und in der Art unter Modifikationen geordnet und zum Besten der Armen, besonders der die Kleinkinder-Schulen, oder die v. Kurzische Centrallehr-Anstalt für krüppelhafte Kinder besuchenden ärmern Zöglinge bestimmt ausnehmen? Vielleicht erinnert diese Idee an den Vorschlag S. 466 und 471, der alten Bürger- und Bauern-Zeitung und an die endliche Kundgebung der Baumgartnerischen Papiere, Seite 369 in besagter Zeitschrift und im Münchner-Tagblatte entwikelt.

Vorzüge des schönen Geschlechts.

Nach Haller können die Frauenzimmer den Hunger länger ertragen, als die Männer; nach Plutarch sich schwerer berauschen; nach Unzer werden sie älter, und bekommen niemals ein kahles Haupt; nach De la Part haben sie die Seekrankheit schwächer; schwimmen nach Agrippa länger oben, und werden nach Plinius selten von Löwen angefallen.

Hausmärchen.

Die drei Faulen.

Ein König hatte drei Söhne, die waren ihm alle gleich lieb, und er wußte nicht, welchen er zum König nach seinem Tode bestimmen sollte. Als die Zeit kam, daß er sterben wollte, rief er sie vor sich und sprach: „liebe Kinder, ich habe Etwas bei mir bedacht, das will ich euch sagen: welcher von euch der Faulste ist, der soll nach mir König werden." Da sprach der älteste: „Vater, so gehört das Reich mir, denn ich bin so faul, wenn ich liege und will schlafen, und es fällt mir ein Tropfen in die Augen, so mag ich sie nicht zuthun, damit ich einschlafe." Der zweite sprach: „Vater, das Reich gehört mir, denn ich bin so faul, wenn ich beim Feuer sitze, mich zu wärmen, so ließ' ich mir eher die Fersen verbrennen, eh' ich die Beine zurükzöge." Der dritte sprach: „Vater, das Reich ist mein, denn ich bin so faul, sollt' ich aufgehengt werden und hätte den Strik schon um den Hals, und einer gäb' mir ein scharf Messer in die Hand, damit ich den Strik zerschneiden dürfte, so ließ' ich mich eher henken, eh' ich meine Hand aufhübe zum Strik." Wie der Vater das hörte, sprach er: „du sollst der König seyn."

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

W a h r h a f t i g k e i t.

Gott ähnliches Gebild, o Seele!
Empfange, was der Schöpfer beut,
Aus Seiner Gottheit reinsten Quelle:
Unendliche Wahrhaftigkeit.

Kein Erdenkind, das Lügen brütet,
Empfängt von Gottes klarem Licht.
Wer Schlamm in klare Quelle schüttet,
Ist fähig der Verklärung nicht.

Der Wahrheit Urlicht rein zu schauen,
Führt reine Wahrheit aus dem Grund
Der Seele hin — tritt im Vertrauen
Das Wahre in des Wahren Bund.

Kein Pünktlein, das die Seele dunkelt,
Kein unterbrochner Strahlenschein,
Kann, wenn er noch so hold oft funkelt,
Der ew'gen Wahrheit würdig seyn.

Erwäg', o Seele! e w' g e Wahrheit,
Unendlich reich an Kraft und Werth,
Umstrahlt von höchster Himmels-Klarheit,
Vom kleinsten Truge unversehrt.

Bedenk, o Mensch! bedenk' und hüte
Dich vor der Wahrheit hohem Licht
In Demuth, bete, und verstrike
Dich in das Nez des Truges nicht.

Des Truges Nez, sehr fein gesponnen,
Wird mit des Weltalls Fall zerstört;
Der Wahrheit Licht, das mehr als Sonnen
Erhellt, bleibt e w i g u n v e r s e h r t.

Willst du den Pfad des Truges wallen,
Und straucheln auf unsich'rer Bahn;
Ich strebe nach der Wahrheit Strahlen —
Zum ew'gen, hehren Ziel hinan.

M o n r a t h.

C h a r a d e.

Willst Du, daß Deine Rosen blühen,
Willst Du, daß Hunger Dich nicht quält,
So mußt Du Dich nach Dem bemühen,
Was meine Erste vor Dich hält.
Im Zweiten ruhen Kraft und Würze,
Des Weibes Hand und Fleiß es bringt,
Wohl wahr, daß Manchen es auch stürze,
Daß es mit Noth bei Armen ringt!
Will Einer Alles hören, sehen,
So mag er nach Vilshofen gehen!

B ä l t l.

L a n d g e r i c h t

A n k ü n d i g u n g.

Der b a y e r i s c h e V o l k s f r e u n d, welcher in seiner Art als das älteste Volksblatt in Bayern seit seinem 12jährigen Bestehen sich die vollkommste Zufriedenheit seiner zahlreichen Leser erworben hat, wird nun, aufgemuntert durch den ehrenden Beifall vieler Patrioten in der bisherigen Tendenz fortfahren, in seinem Inhalte das Angenehme mit dem Nüzlichen zu verbinden, und eine Zeit-Schrift liefern, welche für jeden Stand und jedes Alter willkommen erscheinen soll, und um dieselbe hiemit unter allen Klassen des Volkes möglichst zu verbreiten, und die verehrlichen Leser mit der Tendenz dieses Blattes auf einem beinahe ganz kostenfreien Wege bekannt zu machen, hat sich die Redaktion entschlossen, den bayer. **V o l k s - F r e u n d** an allen Orten des Königreiches für das kommende **V i e r t e l j a h r** dieses Semesters, nemlich vom 1. **A p r i l** bis Ende **J u n i** d. Js. als **P r o b e b l a t t** nur um die Speditionskosten, welche für den ersten Rayon in 24 kr. — zweiten Rayon in 32½ kr. — und den dritten Rayon in 37½ kr. bestehen, somit von der Redaktion g r a t i s abzulassen.

Zu diesem Zweke werden alle königl. Postämter Bestellungen annehmen, und die gute Sache befördern helfen.

Das Blatt erscheint wochentlich v i e r m a l, nemlich: **M o n t a g, M i t t w o c h, D o n n e r s t a g** und **S o n n - A b e n d**, enthält außer den interessantesten politischen Ereignissen und Kriegsbegebenheiten des Auslandes, nicht nur die wissenswerthesten Begebenheiten des Inlandes, sondern auch, alle aus dem Gebiete der Kunst, Erfindungen, Verbesserungen sowohl in landwirthschaftlicher als gewerbsamer Hinsicht kommenden Neuigkeiten, dann alle wichtigen Verordnungen aus dem k. Regirungsblatte, Anstellungen, Beförderungen im königl. Staats- und Militär-Dienste, wie auch die Sterbefälle aus diesen Klassen, der Wahrheit getreu kurz und bündig — und wird endlich auch den freundlichen Lesern Fragmente aus der Geschichte, biographische Notizen ausgezeichneter Männer, und solche moralische aus dem Leben entnommene Erzählungen und Aufsäze mitzutheilen sich bestreben, welche das Gemüth erheitern, das Herz veredeln, und überhaupt jenen **G e i s t** der **M e n s c h e n l i e b e**, der **O r d n u n g** und **R u h e** zu erhalten, und zu fördern suchen, durch welchen nur allein Völker beglükt werden können, und das Band der Eintracht und Liebe am **F e s t e s t e n** um den **K ö n i g s - T h r o n** und das **V a t e r l a n d** geschlungen werden kann.

M ü n c h e n, den 15. März 1835.

D i e R e d a k t i o n.

S t r a s s e n - B e p f l a n z u n g.

Wir erinnern bei herannahendem Frühjahre, daß in Frauendorf alle Arten Obstbäume zu Alleen an Landstrassen um die billigsten Preise vorräthig seyen; auch italienische Pappeln, Ahorne, Eschen, wilde Kastanien, Akazien, Eichen, Erlen (in sumpfige Lagen.) Eben so zur Verschönerung von Landsizen alle englische Gehölzarten, Ziersträucher, perennirende Pflanzen rc.

In Commission bei Fr. P u s t e t in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur; J. E. F ü r s t.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 14. 5. April 1835.

Konversation.

Es ist ein Unglük für unsere Konversation, daß die Tische rund und die Menschen ekig sind. Es glaubt jeder junge Herr, wenn er der Dame zur Rechten den Kuchen hinreicht, und die Dame zur Linken fragt: „Befehlen Sie Zuker?" dann hat er alles Mögliche geleistet; allgemeiner können sie das Gespräch nicht machen. Man kann gut sprechen, man kann schön sprechen, man kann leicht sprechen, das Alles ist noch das Rechte nicht; zur Zeit sprechen, darin besteht der Geist der Konversation. Man muß in der Konversation große Geister und kleine haben, so wie man im Leben Louisd'or und Silbergroschen haben muß. Ein Mensch, der im Leben nicht mit Silbergroschen und in der Konversation nicht mit kleinen Geistern umzugehen weiß, der wird nie zu Louisd'or und zu großen Geistern gelangen. Die Kunst eines guten Gesellschafters besteht nicht darin, daß er selbst spricht, sondern daß er die Andern sprechen macht. Er muß den Philosophen auf sein System bringen, die Wirthin auf ihre Wäsche, die Tochter auf ihre Lektüre, den Landmann auf den Kleebau u. s. w. Er muß nicht sowohl selbst glänzen, als Gelegenheit geben, zu glänzen.

Es gibt gewisse Menschen, die wie alte schwere Stoffe sind, sie können ihren Geist nicht bewegen, ohne daß es knistert und knittert; sie sind schwerfällig, ihr Gespräch ist nicht geschmeidig — es bricht und brökelt ab. — Die schwerste und größte Kunst besteht darin, einen Augenblik früher wegzugehen, als man überflüßig wird. Der feinste Takt ist der, welcher uns sagt: Nun mußt du bleiben, nun mußt du gehen. — Es ist nichts leichter, als eine Gesellschaft zu unterhalten, wenn man den Vorsaz hat, sich selbst nicht zu langweilen. Wenn man Frauen aus ihrer steifen Förmlichkeit herausbringen will, mache man sie nur erst lachen. Ein Frauenzimmer, das lachen muß, vergißt bald ihre angenommene Rolle; Ziererei, Verstellung, Vornehmthuerei, Alles fällt weg, wenn es lacht. Wer die Kunst besizt, eine weibliche Gesellschaft in einem Lachen zu erhalten, und dabei auf die verschiedensten Gegenstände umzuspringen, der schaut sie durch und durch; ein lachendes Frauenzimmer ist transparent. — Ein guter Spaßmacher ist selten; allein noch seltener ist es, daß der Spaßmacher sich die Achtung Derjenigen erwirbt, die er unterhält. Nur die ausgezeichnetsten Geister und die, welche stets in der großen Welt lebten, vereinigen Beides. — Wer in einer Gesellschaft nicht hier sprechen, dorthin sehen und überall hin hören kann, das ist ein Bemitleidenswerther. Ich will es dem Schatten eines Mädchens an der Wand abhören, was sie ihrer Freundin in's Ohr zischelt. — Diejenigen, die sich in Gesellschaften gegenseitig vermeiden, lieben sich — oder fürchten es, sich zu lieben. — Mit einem Wize, mit einer Anekdote, mit einem guten Einfall richtet man mehr aus, entschuldigt sich eher, macht man sich beliebter, als mit langen Reden und Betheuerungen. Man muß die Herzen und die Köpfe überrumpeln, das Belagerungssystem ist langweilig.

Der Komplimentist.

Die wahre Höflichkeit besteht so wenig in bloßen Worten, als die Mildthätigkeit; sie zeigt sich in Gedanken, Worten, Bewegungen und

Handlungen, die aus einem besonnenen Sinn für's Anständige hervorgehen, die überall gefallen und gegen kein Verhältniß anstossen, während sie der Komplimentist blos in willkürlichen, veränderlichen und unbequemen Formen der Zunge, des Aeußern und des Rükgrathes sucht. — Im Vorsale will er den Hut durchaus in einen Winkel legen, wenn man ihm gleich vorstellt, daß junge Hunde da sind. In der Thüre fängt er eine Balgerei um den Nachtritt an; er wird zurükspringen, und es nicht geschehen lassen. Willst du ein Ende haben, so pake ihn herzhaft beim Aermel, oder geh' selber zu. Wenn er in die Gesellschaft eintritt, dreht er sich mit gelenkigem Rükgrathe nicht nur allerseits gegen die ihn umstehenden Damen und Herren, sondern, wenn zum Unglük ein Schooßhund hinten an ihm hinaufspringt, kann er nicht umhin, in seiner geschäftigen Zerstreuung sich auch gegen diesen mit einem gehorsamen Diener zu wenden. Hat man ihn nach vielen Beschwörungen auf einen Stuhl niedergedrükt, so ist er bei der geringsten Wendung, die man macht, wieder in der Höhe und die Noth beginnt von Neuem. Bei der zweiten Schale dankt er unterthänig, legt das Löffelchen und noch beide Hände darauf; laß dich aber nicht irre machen, er hat noch auf ein Paar sein Absehen. Er spricht immer wie ein Brief; soll er etwas erzählen, so ermüdet er mit hundert Krümmungen, bis er zum Anfang, und mit tausenden, wenn er ja zu Ende kommt. Er bittet tausendmal um Vergebung, daß er auf der Welt ist, und in diesem Punkte hat er Recht. Er ist im Stande, beim Fenster hinaus zu spuken, damit er das Spukkästchen nicht beschmuze. Bittet man ihn, seine Dose sehen zu lassen, so reibt er sie, weil er sie in der Hand gehalten, vorher mit dem Schnupftuche ab. Um auf deine linke Seite zu kommen, macht er die wunderlichsten Kapriolen und stößt dich wohl ein Mal in die Seite, worüber er alsdann untröstlich und nicht zu stillen ist. — Eben so macht er's beim Einsteigen in den Wagen oder beim Besehen einer Zimmerreise, wo er es durch ewiges Protestiren schon oft dahin gebracht hat, daß er und die Uebrigen nichts gesehen haben. Nicht selten, wenn er die Portion, die man ihm zuerst gab, einem Andern bis zum Ekel zuerkennen wollte, hat er Suppe verschüttet, Gläser umgeworfen, Kleider beschmuzt und seinem Nachbar die heiße Brühe über die Beine gegossen. Speist man bei ihm, so nöthigt er und klagt über seine schlechte Bewirthung so lange, bis man einen Knopf nach dem andern muß springen lassen, und im vielfachen Zwange die Stunde, wo aufgestanden werden darf, herbeiseufzt. Ein anständig freimüthiger Mensch ist bei ihm ein kurioser Patron, und er begreift nicht, wo er seine Manieren her haben mag. Indessen macht er sich auch an ihn, mit doppelt süßer Miene und gewählter Rede, bis ihn Dieser mit einer wohlverdienten Derbheit stehen läßt. Nun erstirbt ihm das Wort auf der Zunge. Ein Spottvogel nimmt den Zweikampf des Komplimentirens mit ihm auf; ein Zweiter sagt unterdessen den übrigen immer die Floskel vorher, mit der er antworten wird; er aber sammelt seine Pfennige aus allen Schubladen seines Gedächtnisses zusammen, und wenn er sie endlich ausgegeben hat, bleibt er banquerott stehen, und hält sich für den übrigen Abend beschämt und gekränkten Herzens still. — Das Ernsthafte bei der Sache ist nur, daß Wohlwollen und Gefälligkeit gewöhnlich bei solchen Menschen nicht wohnen, denn die auf's Aeußere verwandte Mühe und der Schwall der Formeln hat den Kern erstikt. Er ist dein „Unterthäniger," aber mit dem Verlangten kann er nicht dienen; wegen des Nachtlagers bedauert er, daß sein Landhaus nicht eingerichtet ist, und seine Pferde, die du zur Rükfahrt in Anspruch nimmst, sind eben zum größten Unglük vernagelt.

Ueber den Zustand der Civil-Thierärzte in Bayern.

Eine Gesellschaft am Rande des Verderbens schwebender Thierärzte legte i. J. 1832 unterm 13., 14. und 15. November in den leider entschlummerten gemeinnüzigen Blättern des bayerischen Beobachters ihre Leidensgeschichte nieder.

Im ersten Absaze Nro. 318 wurden die traurige Folgen geschildert, welche Unbestimmtheit und

Zweideutigkeit des organischen Ediktes vom 1. Febr. 1810 über das ganze Veterinär-Wesen verbreitet, z. B. ein Preisgeben desselben der Willkür, der Leidenschaft, sogar der Unwissenheit, selbst der Vorstände, folglich auch in jedem Landgericht ungewisse, ungleiche Behandlung ꝛc.

Im zweiten Absaze Nro. 319 werden obige traurige Wahrheiten aus der Tages-Geschichte namentlich beleuchtet.

Im dritten Numer 320 endlich wird die Ungereimtheit dargestellt: die Stall- und Weide-Visitation, Vieh- und Fleischbeschau sogar in der Bank, dem nächsten Handwerksmann zu übertragen und die so oft wiederholte Bitte gestellt: daß die gegen alle diese Uebel, schon im Jahre 1810 versprochene Instruktion nach 24 Jahren endlich erscheinen möchte und wenigst, um eines Theils diesen unglüklichen heutigen Rest halb verhungerter Thierärzte noch zu retten, und andern Theils das allgemeine Wohl des Publikums zu retten. Es scheint: daß anno 1832 Bayerns Genius wirklich noch über die Erhaltung unserer Haus-Thiere und des Landmanns wachte, denn an mehrere Landgerichte erging auf den Grund allegirter Inserte der Befehl, „den Zustand der Thierärzte mit Vernehmung der Physikate getreulich einzuberichten und die Mittel der Abhilfe und der Verbesserung an Hand zu geben.“

Die k. Landgerichte blieben in dieser so wichtigen Angelegenheit die Antwort nicht schuldig.

Erschöpfend wurden die Gebrechen des befragten Zustandes geschildert und die Mittel der Abhilfe je nach der besten Einsicht an Hand gegeben. Allein der gute Genius schloß hierüber die Augen wieder und schlummerte auf diesen Aktenstössen (dem Depot der Leiden) seit 2 Jahren wieder ein!

Der große Plan des guten Königs (Max), die Arbeiten der ersten Patrioten, die verwendeten Staatskosten zur Emporhebung der bayerischen Veterinärwissenschaft und Viehzucht, die glükliche Auswahl der Lehrer vom ersten europäischen Rufe, die blühendsten Hoffnungen des Gedeihens der ganzen Landwirthschaft, alles dieses Edle, Ganze droht nun sich in einen morschen Cadaver aufzulösen!

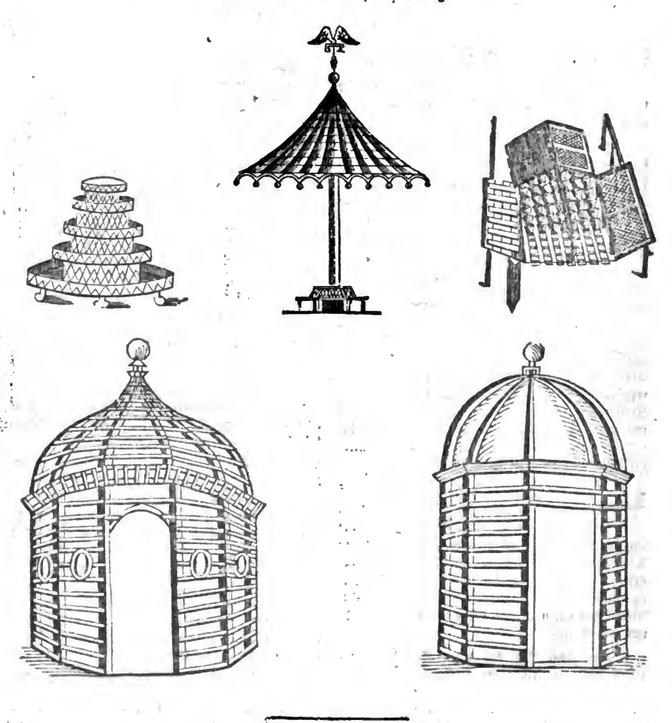
Die Desorganisation fängt sich an mit der Vernachläßigung, Verachtung und Verfolgung nicht blos der Thierärzte, sondern des ganzen Veterinär-Wesens. Dieses ist zum Spott verurtheilt, die Aerzte zu Bettlern herabgewürdigt; die Trivialität, die Pfuscherei baut sich auf ihren Ruinen Lust-Paläste und verkündet mit legitimer Insolenz: „daß alles studirte Wissen Phantom ist.“ Nach solchen glüklichen Fortschritten werden alle Wissenschaften eingeladen: an dieser Quelle Trost, Muth und Hoffnungen zu schöpfen. Einer der ältesten Bauern im Königreiche sehe ich in dem Kreis-Laufe der Zeiten und Moden nun wirklich dieselben von 1750 und 60 ꝛc. wieder kommen, wo sich der Hof, selbst der Adel und der Bürger von München in Thierkrankheiten an den Scharfrichter Martin und an den Abdeker, — auf dem Lande an die Schmiede, Abdeker und alte Weiber (im Mangel aller Thier-Arznei-Kunde) wenden mußten.

Was tröstet nun die Qualen, die Hize und Lasten des langen Tages, welche Lehrer und würdige Zöglinge übertragen, wenn leztere ohne Hilfe, mit allen Hinderungen, selbst mit Hunger und Lebens-Sorge erst kämpfend dem bittersten Schiksale Preis gegeben bleiben sollen?

Alle Wissenschaften und Künste in unserm Königreiche blühen, die nuzreichste mit der ganzen Landwirthschaft in innigster Verbindung stehende Thier-Heilkunde liegt im Staube! Nichts bleibt den Thierärzten und der ganzen Landwirthschaft zum Troste noch übrig, als sich an den Wunsch, an die Bitte so vieljähriger anzuschließen: „die k. Regirung geruhe endlich die anno 1810 gnädigst versprochene Instruktion über das Veterinär-Wesen nach dem Bedürfniß der Zeit modifiziren, verkünden und mit Nachdruk exequiren zu lassen, vorzüglich die Berichte und Vorschläge derjenigen k. Landgerichte v. J. 1832 zu berüksichtigen, welche im Jahre 1832 der allerhöchsten Absicht und dem allgemeinen Wunsche aller Patrioten am Nächsten entsprochen haben. S. s. v. A.

Modelle zu Lauben, Sizen und Blumen-Stellagen.

Dritte Lieferung.



Der fette Braten.

(Eine Heiraths-Anekdote.)

Einst hauste der Landeshauptmann von Uri, Herr Zweier von Evenbach. Sein Lebens-Spruch war: Geld, Geld und Geld, und häufte Schäze auf Schäze, und war eben so wenig, wie jeder andere gediegene Geizhals, um die Mittel verlegen. Nur in einer Beziehung sparte er die Bazen nicht, nemlich wenn es darauf ankam, die Gurgel mit köstlichem Rebensafte zu spülen und dem Magen fette Bissen zu spenden. Er war, wie oft die schmuzigsten Geizhälse, ein gewaltiger Wohlschmeker. Ein Pater war sein geheimer Rath und Zechbruder. Er war ein runder 50jähriger Wittwer, aus dessen grauen Augen und rothem Vollmondsgesichte die Behaglichkeit leuchtete.

Fräulein Mechtilde war sein einziges Kind, und mit so vielen Reizen ausgestattet, als sich die geehrten Leser versinnlichen wollen; nicht minder schön war ihre Seele. Nun gab es aber in der Nachbarschaft einen gewissen Junker, Bodo Pfyfer, schön, bieder und waker, aber arm. Die jungen Leute lernten sich kennen, und ehe man sich's versah, schlossen Beide einen festen und ewigen Bund. Eines Tages traten Beide Hand an Hand ganz zuversichtlich vor den Landeshauptmann und baten ihn, auch seinerseits den Bund zu befestigen. Dieser Vortritt verfinsterte die groben Züge des diken Gesichts des Herrn Zweier; gewaltig und grimmig rief er aus: Seyd ihr jungen Leute bei Trost? Junker Bodo ist ein Habenichts, und ich vermag meiner Tochter nicht Einen Bazen mitzugeben; pakt euch von dannen und entsagt für Immer euren tollen Wünschen und thörichten Hoffnungen. So leicht sind aber Liebeserklärungen nicht beseitigt.

Fräulein Mechtilde, sanft wie ein Lamm, hatte sich bisher als gewillige Tochter bewiesen, und des Vaters oft unausstehliche Launen geduldig ertragen. Aber jezt fiel das Fräulein — plözlich aus ihrem Charakter, der ihr zur zweiten Natur geworden zu seyn schien, sprach mit hochrother Wange und Thränen in den schönen blauen Augen: Wie, Vater! könnt Ihr es verantworten, also an einem Kinde zu handeln, das Euch nie betrübte. — Ihr seyd ein Geizhals und Schlemmer; ein Bischen Fett von Euren köstlichen Braten würde hinreichen, der einzigen Tochter Lebensglük auf Immer zu gründen, und selbst solches kleine Opfer vermag Eure schnöde Selbstsucht nicht zu bringen. „Nun, mein liebes Töchterlein! erwiederte er mit ganz absonderlich widerlicher Miene und höhnischem Lächeln: „nu, nu, also arg war es nicht gemeint. Ist Dir damit gedient, so wahr Gott meiner armen Seele helfe! sollst Du unbestritten das Fett von allen Braten Dein nennen, welche ich je verzehren werde. Sammle nur hübsch emsig das Bratenfett in Töpfe, und vermagst Du aus dem Erlöse dereinst Deinem Junker Habenichts ein Stük Landes anzukaufen, dann tritt wieder mit ihm zu mir und ich will, noch ein Mal sey es geschworen! eurer Verbindung kein Hinderniß in den Weg legen. Doch bis dahin, muß ich bitten, mich ungeschoren zu lassen. Also entschied des Landeshauptmann von Uri, und die arme Tochter mußte sich in den Willen des harten Vaters fügen.

In jener wenig preiswürdigen Zeit brach, wegen Religionsstreitigkeiten, ein Cantonkrieg aus. Man vertrieb die edelsten Familien, legte in Kerker und Banden, folterte und raubte unter dem Vorwande des Rechts Land und Güter der Angesessenen. Landeshauptmann Zweier von Evenbach ritt wohlgemuth vor dem Zuge der Truppen seines Cantons auf einem riesigen Falben; am Sattel hingen ein Paar mächtige Korbflaschen, und hinter den Kriegshaufen her wurden auf sichern Maulthieren Pater Ambros, der Schloßkaplan von Evenbach und Fräulein Mechtilde getragen. Der Pater blieb als geheimer Rath und Zechbruder dem Ritter unentbehrlich, das Fräulein verstand sich am Besten darauf, seine Lekerbissen zu bereiten, und deren gedachte der Kriegsheld im Felde keineswegs zu entbehren; vielleicht folgte das Fräulein auch nicht ungern dem Zuge, in welchem der geliebte Bodo eine Unteraufseherstelle bekleidete. Zweiers Heer war bestimmt, Rapperswyl zu entsezen. Sein Anführer hatte Posto gefaßt und sein Hauptquartier in einem Wirthshause aufgeschlagen. Wohl brummte das kriegslustige Heer im Stillen darüber,

daß sie zwischen den Feinden standen, diese aber weder vorwärts noch rükwärts angegriffen wurden; der damalige unbedingte Gehorsam sicherte dem Landeshauptmann die erwünschte Ruhe, selbst beim empfindlichsten Mangel an Lebensmitteln, nur nicht an Zweiers Tafel. Diese war im Gehelm regelmäßig nicht nur reichlich, sondern selbst leker besezt; wer aber diese so sorgsam versah, blieb vor der Hand ein Räthsel.

Eines Tages erhielt der Landeshauptmann am frühen Morgen durch einen geheimen Boten abermals einen ungemein stattlichen Kapaun. Den Vogel auf den Händen wiegend, rief Zweier mit verklärten Zügen, und indem er mit der Zunge schnalzte, aus: „Bei St. Medardus! ich verstehe mich doch auch auf dergleichen, allein solch ein fetter Braten ist mir nimmer vorgekommen; der Kapaun ist so schwer, als wäre er von Blei. Hurtig, Mechtilde, spude Dich zur Küche, denn dieser fette Braten muß heute noch unsere Tafel zieren. Das Fräulein nahm das Geflügel und entfernte sich seufzend mit demselben.

Als eine halbe Stunde später Pater Ambros an der Küche vorüber ging, hörte er aus derselben einen grellen Schrei erschallen. Der Kaplan stürzte erschroken in die Küche und sah dort die reizende Mechtildis in der weißen Schürze leichenblaß am Heerde stehen; das Fräulein hielt in den runden, kleinen zitternden Händchen den gerupften Kapaun, vor ihr aber stand eine irdene Schüssel mit vielen blinkenden Goldstüken angefüllt. Um Gott, mein Fräulein! fragte voll Erstaunen der Pater, wo kommen diese Münzen her? — Sie staken im Bauche des Kapauns, erwiederte Mechtildis mit bebender Stimme. Ei, ei, rief Ambros lächelnd, ein fetter Braten, wahrlich! nun, nun, gratulire von Herzen, Fräulein! des Bratens Fett ist Euer rechtmäßiges Eigenthum, und Ihr mögt dafür ein schönes Stük Land kaufen. Nun steht zu Eurer Verbindung mit Junker Pfyfer kein Hinderniß mehr entgegen; Ihr kennt des Vaters Schwur; ich war Euch, wie Ihr wißt, stets gewogen; so rechnet auch in diesem Falle auf meinen thätigen Beistand.

Der Wink ging nicht verloren. Als Fräulein Mechtildis Mittags mit dem fetten Braten auf blinkender Schüssel in das Gemach des Vaters trat, folgte ihr Junker Pfyfer mit einer schweren Börse, in der sich nicht minder als tausend vierhundert vollwichtige Dukaten befanden. Mein Vater! hob Mechtildis an, Bodo trägt hier das Fett dieses Bratens. Wozu der Worte mehr? Ihr kennt Eure heiligen Schwüre; segnet uns!

Der Landhauptmann von Uri erblaßte; ihm wurde plözlich klar, daß in dem Kapaun sich der Preis befunden, um den er seiner Partei die Treue gebrochen und die Rapperswyl belagernden Zürcher nicht angegriffen. Er mußte zum bösen Spiele eine gute Miene machen. Wollte Zweier den werbenden Junker nicht zum Eidam erkiesen, mußte er von ihm Verrath, und von dem Zorn seiner Partei das Schlimmste befürchten. Pater Ambros traute das Liebespaar in der St. Moirads Kapelle auf dem Etzel.

Pfyfer kaufte sich in einem andern Kanton an, lebte mit seiner geliebten Mechtildis glüklich, und von ihm stammt ein in der Schweiz noch blühendes Geschlecht ab, und sie fütterten noch in spätem Alter den trügerischen Vater mit fetten Braten. Seine Burg ward von den erbitterten Betrogenen zerstört, die Länder eingezogen, und so sein ganzes Vermögen geraubt, so daß Mechtildis kein väterliches Erbe empfing. *)

Mittel gegen die Bettwanzen.

1) Die Bettwanze ist eines der lästigsten Ungeziefer, und noch hat es nicht gelingen wollen, ein Mittel dagegen ausfindig zu machen. Selbst der dagegen empfohlene Holz-Essig, wiewohl nicht ohne merkliche Wirkung, scheint nicht gründlich zu helfen. Der Zufall hat indessen ein Mittel entdeken lassen, das wirklich unfehlbar zu seyn scheint, und dieses ist Pferdehaare, zumal im verfaul-

*) Mögen alle braven Mädchen, denen der starre Geiz des Vaters die braven Männer verscheucht, — ohne unerlaubten Trug — wie Mechtildis in den Hafen des häuslichen Glüks kommen, und sich dann als erfahrene Wirthinnen zeigen.

ten Zustande. Wo man sich bis jezt dieses Mittels bediente, die Schlupfwinkel der Wanzen, Mauer-Rizen u. s. f. mehrmals damit auspinselte und dann die Wände frisch tünchte, hat man sich eines glüklichen Erfolgs zu erfreuen gehabt. Und wie kam man auf die Entdekung dieses Mittels? Durch die Bemerkung wurde man darauf geleitet, daß nie ein Pferdknecht etwas von Wanzen zu leiden hat, nie eine, selbst hineingetragen, in einem Pferdestall aushält.

2) Man räuchert den Wohnort mit Fahrenkraut (Filix) wohl aus, auch zwei- und dreimal, wenn sich diese Gäste hervorzukriechen weigern sollten: dann kommen sie an die Wände, halten sich da auf und dorren zusammen, daß nur ihr Balg ganz dürr da hängt; die junge Brut geht aber ganz darauf.

3) Man nehme frische Bohnenblätter und befestige sie mittels Nadeln vor dem Schlafengehen auf den Kopfkissen und Bettdeken. Die Wanzen versammeln sich darunter, man liegt des Nachts in Frieden, und am Morgen nimmt man die Blätter mit den daran hängenden, wie vom Schlafe betäubten Wanzen hinweg und tödtet sie.

Mein Urtheil über Marianne Strüf.

(Aus Prag eingesendet.)

Ein wirthschaftliches Haus- und Lese-Buch für Frauen und Töchter jeden Standes. Als Seitenstük zu Simon Strüf in einem Familiengemälde dargestellt von Anna Fürst, Tochter des Verfassers von Simon Strüf. Zwei Theile.

Es fehlt zwar nicht an Werken für Mädchen und Frauen, allein keines hat es sich bisher zur Aufgabe gemacht, den Frauen und Töchtern jeden Standes ein bequemes und umfassendes Buch in die Hand zu geben, vermittelst dessen sie sich die gemeinnüzigsten Kenntnisse und neuesten Erfahrungen in der Führung der Hauswirthschaft sowohl auf dem Lande, als in der Stadt erwerben, und Aufschluß über so Vieles verschaffen können, was in Beziehung auf dieselbe ihnen zu wissen nöthig ist.

Es war ein glüklicher Gedanke der talentvollen Verfasserin, und gewiß eben so glüklich ausgeführt, wie das bereits versendete erste Heft beweist, den reifern Töchtern und Hausfrauen eine so herrliche Gabe in dem oben erwähnten Werke darzubieten. Der sittliche Ernst, der darin herrscht, die trefflichen Winke über die früheste Erziehung des Kindes, die Bemerkungen über Gatten- und Unterthansliebe u. s. w., so wie die zum Vortrage gewählte familiengeschichtliche Einkleidung und die darin herrschende dialogisirte Form gewähren eine eben so reich belehrende, als anziehende Lektüre. Wen würde z. B. die meisterhafte Schilderung des Festes, welches die Unterthanen ihrem Gutsherrn veranstalteten, ungerührt lassen? Mit einer wahren Meisterschaft weiß die geistvolle Schriftstellerin zu unterhalten und zugleich zu belehren, den Geist zu stärken, das sittliche Gefühl zu erheben, und namentlich die schöne Bestimmung der Frauen im hellsten Lichte zu zeigen, durch deren gewissenhafte Erfüllung sie sich des Lobes, wie es ihnen der unsterbliche Schiller in seinem herrlichen Liede „Würde der Frauen" spendet und dessen Anfangsworte dem Titelkupfer zur Devise dienen, würdig zeigen.

Aus dieser Ursache sollte diese Schrift in keiner Damenbibliothek fehlen.

Viel des Guten wird durch die treue Befolgung der darin aufgestellten Lehren und durch den Betrieb der daselbst in Anregung gebrachten edlen, wohlthätigen und lohnenden Beschäftigungen selbst für hochgestellte Frauen gestiftet werden und die Quelle unsäglichen Unheils versiegen, welches dadurch, daß so Viele blos in den weitern und weitesten Kreisen der menschlichen Gesellschaft das Glük suchen, und es verfehlen, bereitet wird. Wer nicht in seiner eigenen Brust und demnächst in dem Kreise seiner Familie und in der treuen Erfüllung seines Berufes das Glük findet, dem kann es kein Erdengott geben.

Möge demnach diesem Werke, dessen Verfasserin mit so viel Geist und Anmuth eine fühlbare Lüke in den Schriften dieser Art ausgefüllt und diese Aufgabe so glüklich gelöst hat, eine warme Aufnahme in allen Familien zu Theil werden. Mäyerhöffer.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Affe als Sieger.

Vor einiger Zeit kam ein Mann mit einem Bären und Affen nach Worchester und bald darnach machte ihm ein Schlächter den Vorschlag, seine Dogge, von echter Race, mit dem Bären kämpfen zu lassen; der Vorschlag ward angenommen, und der Hund griff mit Muth und Kühnheit an. Der Affe, auf der Schulter seines Herrn Zuschauer, sprang, als ihm der Kampf zu lange dauerte, dem Bären auf den Rüken, um ihm beizustehen; der Führer rief ihn indeß zurük, und die Kämpfer wurden getrennt. — „Schade," rief der Fleischer, „daß er seinen Affen zurük gerufen hat, mein Hund würde ihn zerrissen haben!" — Dieß griff die Ehre des Bärenführers an. „Wollen wir die Beiden kämpfen lassen?" erwiderte er. „Mit dem Affen? Ich wette drei Guineen gegen einen Penny, in sechs Minuten ist er tod." Die Wette wird angenommen, unter der Bedingung, daß der Affe mit einem Stoke, von einem Fuß Länge bewaffnet seyn dürfte; auf den dritten Tag bestimmte man Zeit und Ort. — Mehrere Hundert Neugierige aus der Stadt und der Umgegend hatten sich zu diesem sonderbaren Schauspiele eingefunden. Der Fleischer mit dem Hunde erschien zuerst, und schon glaubte die Versammlung, der Gegner fürchte sich, als man ihn mit seinem kleinen Kämpen erscheinen sah. Auf einem Schemel in die Mitte des Kreises ward der Affe gesezt, ein Thier von mittlerer Art, kaum ein Drittel von dem Umfang der Dogge, so daß Acht gegen Einen für die Dogge wetteten. Der Fleischer verwahrte sich noch gegen die Verbindlichkeit, den Affen zu bezahlen, wenn er getödtet würde, und als ihm dieß zugestanden, zog der Bärenführer das Stökchen von hartem Holze aus der Tasche, reichte es dem Affen, und sagte: „Nimm Jakob, schau da unten den Hund, sieh dich vor, mein Jung." — Der Fleischer hatte indeß alle Mühe, seinen Hund zurük zu halten, mit einem Male ließ er ihn los: „Verschling mir das," rief er ihm zu. Kaum stürzt sich ein Tiger so wüthend auf seine Beute, wie der Hund auf seinen Gegner. Aber mit bewunderungswürdiger Gewandtheit machte der Affe einen Luftsprung; statt von ihr gepakt zu werden, saß er auf der Dogge, klammerte sich mit den Zähnen und der linken Hand so fest an deren Hals und Ohren, daß er nicht gebissen werden konnte, und zerprügelte, mit dem Stäbchen in der Rechten, die Schnauze des armen Thieres dermaßen, daß es laut heulte. Nach wenigen Minuten schon bat der Fleischer um Gnade für seinen Hund, der so zerprügelt und krank war, daß ihn sein Herr vom Kampfplaz tragen mußte. Die Wette ward bezahlt und der Spott der Versammlung folgte dem Flüchtlinge.

Ein Buchbinder in Weimar sagte zu Jean Paul: Ihre werthen Herren Schriften haben mir große Freude gemacht!

Ein Musikus sagte zu C. M. v. Weber: Ich habe mit unendlichem Wohlgefallen Ihre hochwohlgeborne Euryanthe mit angehört.

Das politische Orchester der Zeit.

Die ganze Welt ist ein Orchester,
Und d'rin die Instrumenten wir,
Die Harmonie ist ihre Schwester,
Dieß sagt schon jeder Dorfbordler.

Doch jezt in unsern klugen Tagen,
In unsrer aufgeklärten Zeit,
Da läßt sich noch was And'res sagen,
Und singen also weit und breit:

Die ganze Zeit ist ein Orchester,
In keinem Tempo mehr exakt;
Die Dissonanz ist ihre Schwester,
Und Alles spielet ohne Takt.

Der Russe streicht und dirigirt
Die Kontrabäße laut und grell,
Und fein dazu accompagnirt
Das preußische Violoncell.

Der Franke bläst, nach alter Sitte,
Die Baß-Posaun' im Zeitgeschmak;
Die erste Geige spielt der Britte;
Der Deutsche seinen Dudelsak.

Die andern spielen, wie sie sollen;
Und wer nicht spielen kann, pausirt;
Die Mächt'gen aber, wie sie wollen,
Und Mästro Rothschild dirigirt.

So greift nun Jeder seine Noten
Bei dieser Kazen-Tanzmusik;
Und Alles spielt mit Händ und Pfoten
Das alte Thema: Politik! —

Die Diplomatik: siciliano;
Ad libitum die Despotie:
Und bald im Forte, bald piano
Die schlaue Aristokratie.

Das juste Milieu spielt ritardando;
Der Lib'ralismus sans accord;
Und nur des Dichters Wiz scherzando
Auf seiner Leyer fort und fort.

Die Jesuiten präludiren;
Audace bläst das Militär;
Die Freiheit und das Recht pausiren,
Und Alle spielen kreuz und quer.

Die großen Herr'n stets obligato
Im tollen Rondo unsr'er Zeit;
Die kleinen machen pizzicato
In ihrer Fingerfertigkeit.

Und Jeder geigt das Lied Kabale,
Und variirts auf seine Art;
Doch Keiner denket an's Finale,
Und spielt nur für die Gegenwart.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 15. 12. April 1835.

Inhalt: Der Frühling — Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Kleebaues rc. — Unmaßgeblichster Vorschlag zu einem landwirthschaftlichen Verein rc. — Gegen das Uebelriechen des Mundes.

Der Frühling.

(Nach Claudius: „Der Winter ist ein rechter Mann rc.")

Der Frühling ist ein werther Gast,
Wird jubelnd stets empfangen;
Auch fiel er Niemand je zur Last,
Stillt sehnendes Verlangen.

Willkommen ist er Alt und Jung,
Stets freudig aufgenommen;
Wer sehnend hofft auf Besserung,
Mit ihm sieht er sie kommen.

Wie theilt er reichlich Gaben aus,
Hier Blumen und dort Kräuter,
Und lokt auf Feld und Flur hinaus
Die faulen Bärenhäuter.

Es wekt der Lerche Frühgesang
Den frohen Landmann wieder,
Und überall tönt Wonneklang
Vom Blütenbaum hernieder.

Du, Städter, dort auf weichem Flaum,
Entbehrest diese Wonne,
Hat dich aus schwerem Morgentraum
Erwekt die Mittagsonne.

Des Sonnenaufgangs Pracht kannst du
Für Geld dir lassen malen;
Doch mußt du deine Morgenruh',
Dem Arzte auch bezahlen.

Der Balsamhauch der Frühlingsluft,
Für dich geht er verloren;
Frühzeitig bettet sich die Gruft,
Der Hoch- und Wohlgeboren.

Dort spielen muntre Knaben Ball,
Hoch steiget auf der Drache,
Und Röschen fragt den Wiederhall,
Ob Liebe glüklich mache.

Die Lämmer drängen sich hervor
Aus ihrer Winterklause,
Verfolgen blökend, wie im Chor,
Den Pfad zum Lenzesschmause.

Seht, wie der Greis am Stabe schleicht,
Zu sonnen sich ein Weilchen; —
Er bükt sich, pflükt er dort vielleicht
Für sich das lezte Veilchen?

Doch, Philomele, lange schon,
Läßt du hier auf dich warten —
Verscheuchte dich des Nachbars Sohn,
Wohl gar aus meinem Garten?

Der Bösewicht! verleidet er
Dir, hier dein Nest zu bauen,
So treff' des Himmels Straf' ihn schwer,
Soll nie ein Liebchen schauen.

Und nun, Herr Lenz! das sag' ich hier,
Will er mir ganz gefallen,
So rük' er künftig ins Quartier
Nicht ohne Nachtigallen.

Sonst hab' ich ihn in meinem Sinn
Das Leztemal besungen;
Denn ohne sie, die Sängerin,
Nenn' ich ihn nicht gelungen.

C. A. L. v. Neubern.

Bemerkungen über die Nothwendigkeit des Kleebaues und anderer zur Fütterung tauglicher Erzeugnisse:

und in welcher Proportion der Klee anzubauen sey, daß ein Bauersmann einen seinem Gute angemessenen Viehstand Sommer und Winter ernähren könne.

(Aus einer uralten Handschrift.)

„Marmor wählten die Menschen, das Andenken der Verewigten bei der Nachwelt zu erhalten. Der wahrhaft große Mann hat aber der Denkmäler, die über kurz oder lang selbst in Staub übergehen, nicht vonnöthen. Er errichtet sich noch im Leben ein Denkmal in den Herzen seiner Mitmenschen durch Wohlthaten, die sein Andenken bleibend machen, und durch Jahrhunderte im Segen erhalten. Ein Denkmal der zweiten Art ists, das sich der in Gott ruhende wohlgeborne Herr Rath und Oberammann Felder in Salmansweiler oder Salem in unsern Herzen baute. Seine Verdienste sind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, hier noch derselben zu erwähnen. Er ist der Verfasser dieses Aufsazes, den er die lezten Tage noch mit eigner Hand niederschrieb, und den wir nun wörtlich, so viel es thunlich ist, mittheilen. Er ist ein redender Beweis seiner Einsicht sowohl, als seines edlen Herzens.“

§. I.

Wenn man sich um ein Zeitalter von 25 Jahren zurük denket, und den Ertrag des Akerbaues jener Zeiten mit dem Ertrage der unsern in Vergleichung zieht, wird man wohl staunen, daß eine so sichtliche Verbesserung in einem so kurzen Zeit-Raume habe bewirkt werden können. Nur ists Schade, daß dieser verbesserte Zustand noch nicht allgemein zu sehen ist. Er findet sich nur in einzelnen Streken Schwabens, dort nemlich, wo die Landesherrschaften zuerst die Hindernisse des Feldbaues aus dem Wege geräumet und die Unterthanen, manchmal wider den Willen eines oder des andern Kurzsichtigen – Eigensinnigen, zum Fleiße, und vortheilhafterer Kultur und Benüzung ihrer Grundstüke angewiesen, und durch weise Verordnungen betrieben haben.

Unter die vorzüglichsten Hindernisse gehörten das Wildpret aller Arten — die Viehhütungen der Gesammtheerden auf Allmenden, Brach- und Stoppelöschen — der Zu- und Mittrieb fremder Gemeinden und Höfe, und endlich die verschiedenen Conventionen, die zu Abänderung dieser Verhältnisse nothwendig waren.

Viele Herrschaften waren so glüklich, alle diese Hindernisse zu heben und dem Landmanne freie Hand zu verschaffen, sein Gut nach seinen besten Einsichten zu benüzen. Die Anfangs im Kleinen versuchten Verbesserungen gelangen nach Wunsch, und der fleißigere Bauer bekam Kraft und Lust, wichtigere Aenderungen zu treffen.

§. II.

Obwohl nun diese glüklichen Verhältnisse hergestellt waren, fand man doch auf Seite der Bauern, oder doch bei nicht wenigen, noch die größten Hindernisse. Mancher konnte sich in die neue Lage der Dinge nicht finden, hing fest an seinem gewohnten Schlendrian, und ließ sichs nicht in Kopf bringen, daß in dem Feld-, Wiesen-, Reb- und Obstbaue noch Etwas übrig sey, das er lernen könnte. Vielen warens, und sind es leider! noch, der auf- oder niedergehende Mond, die Finsternisse, der Krebs und Steinbok, oder noch abergläubischere Bemerkungen, wonach sie sich und ihr ganzes Haus-Wesen, das Akern, Säen und Schneiden einrichteten.

Mangel also der nöthigen Vorkenntnisse machte bei allen gehobenen Hindernissen den Fortgang des bessern Feldbaues sehr langsam. Vorzüglich ist der größte Theil der Bauersleute in diesen drei wesentlichen Punkten nicht hinlänglich unterrichtet:

1. In der Erforderniß des proportionirten Viehstandes zu seinem Gute.

2. Wie er zum Unterhalte dieses Viehstandes das erforderliche Futter erzeuge; und da hiebei vor Allem der Kleebau zur Hand genommen werden muß, so weiß der Bauer selten:

3. In welcher Proportion dieser zu bauen, oder auf welche Art der Kleebau zum höchst nüzlichen Ertrage könne gebracht werden.

Ueber diese Punkte nun ein Licht zu geben, ist meine Absicht. Ich seze aber zwei Bedingnisse voraus, daß nemlich das Gut nicht Rebbau, sondern Bauerngut ist, und dann, daß alles Vieh im Stalle gefüttert und erhalten werde. Denn ohne Stallfütterung läßt sich die beste Kultur aller Güter schlechterdings nicht denken.

§. III.

Proportion des Viehstandes zum Hofgut, dann des zu erzeugenden Kleefutters zum Viehstande.

Ehe wir dieß Verhältniß dem Auge darstellen, wollen wir noch einige Bemerkungen vorausschiken. Als:

1. Sezen wir voraus, daß alle Felder eines Bauerngutes brauchbar sind, und sowohl mit Früchten, als Futter angepflanzt werden können.

2. Wird für richtig angenommen, daß ein dem Hofgute angemessener Wiesmachs sich bei dem Gut befinde, woraus das Winterfutter erhoben werden kann.

3. Daß sich Niemand vorstelle, daß die nachstehende Berechnung sogleich im ersten Jahre zur Wirklichkeit gebracht werden könne: sondern

4. soll der Bauer nur gleich anfangen, daraufhin seine Sache einzurichten, und dann wird er vielleicht früher noch damit zu Stande kommen, als ers selbst glaubte.

5. Muß nicht nur mit dem Klee- und Futter-Bau sogleich der Anfang gemacht werden, sondern die Verbesserung der Wiesen muß vorausgehen.

6. Nach den Fortschritten des Futterbaues muß auch das Vieh in dem Stalle sobald möglich durch eigne Zucht vermehrt werden.

7. Sollte der Wiesmachs schlecht, und die Felder von Natur auch nicht gut seyn, dann muß sich die entworfene Proportion auch mindern.

Ganzes Hofgut.		Oeschentlich.		Zum Kleebau zu verwenden.		Zugstüke.	Milchkühe.	Aufzöglinge.
Jauchert.	Ruthen.	Jauchert.	Ruthen.	Jauchert.	Ruthen.	Stüke.	Stüke.	Stüke.
3	—	1	—	—	160	—	1	1
6	—	2	—	—	320	1	2	1
9	—	3	—	1	—	1	2	2
12	—	4	—	1	160	2	2	3
15	—	5	—	1	320	3	3	3
18	—	6	—	2	—	3	3	4
21	—	7	—	2	160	4	3	5
24	—	8	—	2	320	4	4	5
27	—	9	—	3	—	4	5	6
30	—	10	—	3	160	4	6	7
33	—	11	—	3	320	4	6	8
36	—	12	—	4	—	5	7	8
39	—	13	—	4	160	5	7	9
42	—	14	—	4	320	6	8	9
45	—	15	—	5	—	7	8	10
48	—	16	—	5	160	7	8	11
51	—	17	—	5	320	8	8	12
54	—	18	—	6	—	9	9	12
57	—	19	—	6	160	10	9	12
60	—	20	—	6	320	10	10	13
63	—	21	—	7	—	10	11	14
66	—	22	—	7	160	10	11	15
69	—	23	—	7	320	10	12	15
72	—	24	—	8	—	10	12	18

Dieß ist nun die richtige Proportion des Viehstandes zum Gut, durch welchen er den zureichenden Dung für seine Felder und Wiesen reichlich erhalten kann.

In der dritten Reihe ist die Jauchert-Anzahl enthalten, wie viel Jauchert Klee in dem Brachösch zu bauen seyen, um den in der 5ten, 6ten und 7ten Reihe bemerkten Viehstand den ganzen Sommer durch im Stalle erhalten zu können, welches jedesmal ein Drittel des Brachösches abwirft. Auf jede Jauchart Klee sind 5 Stüke Vieh — groß und kleines — zur Fütterung angewiesen.

Hiedurch ist der zweite und dritte Punkt erledigt, worin die Proportion des Kleebaues zum Viehstande begriffen ist.

§. IV.

Auf welche Art kann der Kleebau auf den höchst möglichsten Ertrag gebracht werden?

Die Beantwortung dieser Frage macht den wichtigsten Punkt aus.

Von dem klug eingerichteten Kleebau hängt das vollkommene Wohl aller Haushaltungszweige ab; und ohne diesen fällt Alles aus der hauswirthschaftlichen Proportion, und muß sich nothwendig ein Fehler ergeben. Jeder demnach, der für seinen Nuzen bedacht ist, soll folgende Stüke genau befolgen:

1. Muß sämmtliches Vieh im Stalle gefüttert, niemal aber auf die Weide, am Allerwenigsten auf Wiesen getrieben werden. Denn auf der Weide geht viel Dung verloren; die Wiesen und deren Abzugsgräben werden verlöchert; die Wasen ausgerissen; die Abzugsgräben eingetreten; die jungen Bäume abgefiket; die weitern Produkte in der Brach und Stoppeln, als: Klee, Oelsamen, Rüben, Erdäpfel und dergleichen mehr können bei dem Austriebe niemal so gesichert werden, daß sie nicht Schaden leiden. Andere Unfüge, die das Austreiben herbeizieht, übergehe ich hierorts geflissentlich.

2. Muß der Bauer jeden von seinen drei Oeschen in drei gleiche Theile abtheilen, und zu einem jeden gutes, mittleres und schlechtes Feld ziehen. Ferner muß er in jedem Oesche schon auf wenigst sechs Jahre bestimmen, auf welches Drittel er Klee — auf welches Drittel Oelsamen, Rüben, Erdäpfel, Bodenkohlraben, Gelbrüben rc. anbauen, und welches Drittel er in jedem Jahre den Sommer durch brach lassen, und ordentlich nach seinen Arten zur Vertilgung des Unkrautes bauen wolle. Dieses muß darum aufs Sorgfältigste beobachtet werden, damit in jeder Zelg mit den Früchten könne abgeändert werden. Denn nur alle 6 Jahre, und wo möglich nur alle 9 Jahre, soll Klee auf den nemlichen Aker kommen.

3. Weiter wird erfordert, daß jene Aeker, worauf der Klee im Sommerösch gesäet werden soll, schon in der Brach gut gedüngt, tief und schmalfurchig gebauet werden. Wäre dieses Drittel mit Korn oder Roggen besäet worden, so müßten diese Aeker fleißig ausgejätet werden, damit das Unkraut in diesem Antheil auch im künftigen Sommerösch nicht aufkommen könne.

4. Alle Aeker, welche zum Klee fürs künftige Jahr bestimmt sind, müssen im Herbste zuvor zwei Mal gepflügt werden. Denn der Klee fordert unausbleiblich drei Arten, wenn er ganz gedeihen soll. Bei dem Winterroggen und der Wintergerste leidet dieses eine Ausnahme, wenn Klee in dem Frühjahr hinein gesäet wird, weil diese nur zwei Mal im Spätjahr gepflügt werden können.

5. In jene Früchte wird der Kleesame am Vortheilhaftesten gebaut, welche im Sommer recht bald vom Felde gebracht werden. Denn dadurch bekömmt der Klee zeitlich Luft und Sonne.

6. Die Zeit zur Aussaat des Kleesamens ist der Frühling, sobald man Hafer säen kann, wenn nur einmal die Felder von der Winternässe getroknet sind. Denn der Klee kann so viel Kälte ertragen, als der Hafer; die Frühsaat kömmt leichter auf und kann auf den Herbst zeitlicher benüzt werden.

7. Den Sommer durch wird der alte einjährige Klee benüzt und soviel möglich grün in dem Stalle gefüttert. Doch muß man ihn nicht zu alt, noch zu zäh werden lassen, sondern, wenn man zu viel hat, wird er füglicher gemähet, gedörret und zum Winterfutter gelegt.

8. Dieser ein- oder nun zweijährige Klee muß nicht länger, als bis Ende Augusts benüzt werden, und wenn noch einiger vorhanden seyn sollte, der zum Abmähen groß genug wäre, so kann er auf Einmal abgemäht, gedörrt und zum Winterfutter geschlagen werden.

9. Im Anfange des Septembers ist der in den Roggen und Wintergerste gesäete Klee schon haubar, und kann den Herbst durch zum Gemeinfüttern benüzt werden. Mittlerweile kommt auch der Sommergersten- und Hafer-Klee nach, welches wieder für alles Vieh genugsames Futter verschaffet.

10. Bei dem Kleebau muß man das Gypsen nicht vergessen; denn für den Klee gibt es keine bessere Dunges-Art. Der Kleeaker kann gleich bei der Aussaat, ferner nach abgenommenen Früchten in die Stoppeln, zeitlich im Frühjahre des zweiten Jahres, und endlich nach jedem Kleehiebe mit Gyps bestreuet werden. Doch muß jedesmal auf Thau- oder Regenwetter gesehen werden, damit der Gyps nicht brenne.

Wer seinen Klee zwei Mal gypset, thut genug: die beste Zeit dazu ist das Frühjahr und Spätjahr.

§. V.

Nachdem wir nun wissen, in welchem Verhältnisse der Kleebau mit dem Viehstande stehen muß, bietet sich eine andere, nicht minder wichtige Frage dar: „Wie man sich einen recht guten Klee-Samen verschaffen könne?"

Sorgsame Bauerleute kaufen den Samen von Händlern, wobei sie aber ihre Sache gar nicht gut machen. Sie erhalten um ein theures Geld schlechten, öfter im Ofen ausgedorrten, oder durch mehrere Jahre schon veralteten, und folglich zum frischen und gleichen Aufkeimen untauglichen Samen. In Betreff des Kleesamens muß ein kluger Haaswirth auf Folgendes halten:

1. Man baue sich den Kleesamen in zureichender Menge selbst an.

2. Sehr zeitlich im Frühjahre müssen die Klee-Aeker besichtiget werden. Dann wird derjenige Aker zum Kleesamen ausgewählt, auf welchem der Klee nicht dicht in einander gewachsen, sondern, wo er etwas dünn und läufig aussieht, bei diesem kann die Sonne und die Luft durch die Pflanzen durch auf den Boden dringen. Dieser Umstand trägt dazu bei, daß sich die Kleepflanze mehr bestaude, mehrere Kolben und stärkere Samenkörner einbringe.

Indessen scheint die Meinung irrig zu seyn, daß gerade die schlechtesten Kleeäker zum Samen bestimmt werden sollen, weil sie mehr Samen, als der mastige Klee abwerfen.

Ich will zwar zugeben, daß der Same, nach der Menge genommen, auf schlechten Aekern ergiebiger seyn möge; doch werden die Körner nie so vollkommen, daß sie mit Nuzen zum Samen gebraucht werden können. Das Mittel ist auch hier, wie in allen Stüken, das Beste. Man bestimme einen solchen Aker zum Samen, der dünn genug ist, daß man nicht sorgen müsse, daß der Klee falle, und vielen tauben Samen abwerfe, aber doch so gut und mastig, daß er noch aufrecht bleibe und einen vollkommenen Samen bringe, wenn es auch etwas weniger ausgeben sollte. Der Getreidsamen, welcher von gefallenen, oder von magern, spizigen Aehren kömmt, taugt nichts; eben das gilt vom Kleesamen.

3. Wenn nun ein Kleeaker zum Samen ausersehen ist, so muß selber Ausgangs Mai, oder gleich Anfangs Juni, und zwar auf Einmal, nicht stükweise, abgemähet werden, damit er sodann in der Mitte des Augusts die Blumen- und Samenzeitigung bringen könne.

4. Bei der Zeitigung des Samens muß man auf die meisten Blumen, und weder auf die ersten, noch die lezten sehen. Wenn der Blumen-Kolbe braun und der Same in derselben schwefelgelb sich zeigt, so ist der Same zeitig. Bei guter Witterung wird sodann das Samenheu abgemäht, gut getroknet und gedörrt, dann in die Scheuer geführt und der Same abgedroschen.

Die abgedroschenen Kolben werden in Säke gefaßt und auf eine luftige Bühne aufgeschüttet, wo sie den Winter über einige Male umgeschlagen werden, daß kein Schimmel anseze.

5. Man hat nicht zu befürchten, daß der Same den Winter über auf der Laube, oder Bühne Schaden leide; im Gegentheile wird er frisch und gesund erhalten. Zu Ende des Hornungs, oder Anfangs März wird dieser Same, ohne ihn in dem Ofen, oder Stube zu dörren, fleißig gedroschen, gesäubert und zum Säen aufbewahrt.

Diese Verfahrungsart kostet zwar viele Mühe, wenn der Klee ungedörrt gedroschen wird; aber

ein Pfund auf diese Art erhobener Same bringt mehr Nuzen, als zwei Pfunde des beim Ofen gedörrten Klees. Denn der bei einem künstlichen Feuer gedörrte Kleesame verliert nothwendig viel von seiner Keimkraft; und wenn er auch auf dem Felde aufgeht, bleibt er doch mager, matt und braucht längere Zeit, als ein fetter, frischer Same. Es ist somit besser mit Muth an das Geschäft zu gehen, und den Klee ungedörrt, obschon mit grösserer Mühe, auszudreschen.

6. Sollten einige aus Abgang der Arbeitsleute, oder der Zeit, das Dreschen unmöglich vornehmen können, so bleibt noch ein Mittel übrig, guten, frischen Samen zu erhalten. Man bringt den in der Spreu befindlichen Samen in die Mühle, und läßt denselben gerben. Die ersparte Arbeit, die dann der Bauer auf andere Gegenstände verwenden kann, halten ihn des Lohnes wegen, den er dem Müller bezahlt, hinlänglich schadlos.

7. Hat man nun auf die Art, wie bisher ist gezeigt worden, einen gesunden, kraftvollen Samen erhalten, so werden von demselben auf einige Jauchert 14 Pfund erfordert; auf schlechtern Aekern aber 16—18 Pfund. Auf alle Fälle aber ist es besser und nüzlicher, den Klee eher dik, als dünn zu säen; denn das Futter bleibt zarter und der Kleeaker leidet nicht sobald durch anhaltende Trokne, welche der gefährlichste Feind des Klees ist.

§. VI.

Die Erhaltung des verhältnißmäßigen Viehstandes erfordert Mittel, das Vieh auch dann gut gefüttert zu erhalten, wann der Klee aus was immer für einer Ursache entweder zum Theil, oder ganz fehlen sollte. Denn keine Pflanze, somit auch der Klee nicht, ist so hart und kräftig, daß sie nicht zerstörendem Unglüke ausgesezt wäre. Gut ists, wenn man Unglüksfälle voraussieht, wenn sie doch kommen sollen; noch besser, wenn man schon voraus um die Mittel umsieht, das kommende Unglük erträglicher zu machen. Auch in dieser Hinsicht nichts ermangeln zu lassen, merke ein jeder Hauswirth folgende Regeln:

1. Muß ein jeder Haushälter darauf bedacht seyn, daß er immer einen kleinen Vorrath von Futter sich erspare und hinterlege, der allein für Unglüksfälle zur Aushilfe bestimmt ist.

2. Zeitlich im Frühjahre muß jeder Bauer alle seine Kleeäker besichtigen, ob sie nicht durch Winterkälte, Nässe und Eis stark gelitten haben, oder sehr verdünnt worden seyen; ob sich nicht hie und da leere Pläze zeigen. In leztern Falle müssen diese leeren Pläze aufgehakt und sogleich mit frischem Klee besäet werden.

3. Sollte der Schaden von größerer Bedeutung seyn, so thut jeder Bauer sehr gut, wenn er in ein schon im Spätjahre gestürztes Feld, zeitlich im Frühjahre eine, oder zwei Jauchert mit Klee, aber nicht mit Früchten vermengt, ansäet und gleich auf die Saat gypset. Auf diese Art erhält er auf Jakobi schon einen schönen haubaren Klee, der ihm den erlittenen Schaden minder empfindlich macht.

4. Wäre der eine oder andere Aker durch den Winter gar zu arg beschädigt worden, so ists am Besten, man bricht ihn frisch um und besäet ihn mit Erbsen, Bohnen, Wiken oder derlei Futterzeuge. Denn ein schlecht bestellter Kleeaker bringt viel Unkraut und verursacht der künftigen Ernte großen Schaden.

5. Ferner ists bei einem vorgesehenen kargen Kleejahre sehr nüzlich, wenn man auch etwas mehr Rüben, Erdäpfel und anderes Wurzelwerk zur Fütterung angepflanzet. Auch kann man noch in dem Frühjahre den Gärten und Wiesen etwa mit kurzem Mist, mit Dunglache, Gyps oder dergl. etwas mehr zu Gute thun, um die Futtererzeugnisse auch in dieser Hinsicht in etwas zu vermehren. Ein kluger, thätiger Landwirth weiß Alles zu benüzen, und einem trägen, unverständigen mögen etwa wohl schon diese Winke zuviel seyn.

§. VII.

Nun glaube ich die wichtigsten Punkte des Kleebaues erörtert zu haben, daß nichts Bedeutendes mehr übrigen sollte.

Im Anfange ist gezeigt worden, daß alle Hindernisse, den Feldbau auf den höchsten Grad zu bringen, gehoben seyen; daß auch etwelche Landwirthe diese günstige Ereignisse schon benüzt und in bessere Umstände versezt haben, aber doch noch

nicht alle. Es wäre demnach zu wünschen, daß auch die Leztern ihre Vorurtheile ablegen möchten, als könnten sie nichts Besseres mehr lernen, als was sie bisher gesehen und von ihren Eltern gelernet hätten; oder die ganze Wissenschaft eines guten Bauermannes bestünde in der Kenntniß der eiteln, nichts bedeutenden Kalenderzeichen. Aber vorzüglich wäre zu wünschen, daß junge Männer und Bauern sich in dem Klee- und Wiesenbau genau unterrichteten; daß sie zuerst Versuche im Kleinen anstelleten, andere vernünftige Hauswirthe, die ihre Sachen schon länger zu ihrem häuslichen Vortheile umgetrieben haben, um Rath fragten, oder sich nur pünktlich an die vorstehenden Anweisungen hielten, sie würden dabei gewiß nicht irre gehen.

Unmaßgeblichster Vorschlag zu einem landwirthschaftlichen Verein

für die Zweke der Düngervermehrung, der Kompostdünger-Bereitung und der allgemeinen Dünger-Verbreitung.

(Nach bekannter Punktir-Manier entworfen.)

1. Für Eingangs erwähnte Zweke bildet sich im Königreiche Bayern ein Zentral-, und in jedem Kreise ein, oder mehrere mit dem Zentral-Vereine verbundene besondere Vereine, die es sich auch noch zur vorzüglichen Bedingniß sezen, Alles, was bereits über diesen Gegenstand bekannt wurde, oder noch veröffentlich werden wird, vorzüglich aber die wahrhaft klassische Abhandlung des Herrn Staatsrathes v. Hazzi über den Dünger rein praktisch durchzuführen.

2. Mitglieder dieser Vereine können alle Landwirthe, alle Gartenbesizer und alle Freunde der Landwirthschaft und des Gartenbaues werden.

3. Der geringste Beitrag eines Mitgliedes besteht in monatlichen 6 kr.; höher kann derselbe nach eigenem Belieben und Kräften gestellt werden von Seite der beitreten Wollenden.

4. Diese Vereine werden als Sektionen der bereits in Bayern bestehenden landwirthschaftlichen und Gartenbau-Vereine konstituirt, zwar für sich selbst bestehend, aber immer sowohl vor, als nach ihrer Errichtung unter kontrollirender Beachtung dieser Sozietäten rc. gestellt.

5. Eben erwähnte schon bestehende Vereine geben daher cumulativ die Iniativen zur Herstellung und zum Fortbestand der sich zu bildenden und in Frage stehenden gesellschaftlichen Verbindungen.

6. Es wird die Möglichkeit eruirt, wenigstens an wirkliche Mitglieder der entstehenden und gemeinten Vereine, den Dünger-Bedarf um geringeren, als gewöhnlichen Verkaufspreis (wo nicht auch in einzelnen Fällen — unentgeltlich) abzugeben.

7. Alle zwei bis drei Jahre werden Geld-Prämien für Diejenigen bestimmt und an dieselben ausbezahlt, welche entweder selbst den meisten Dünger bei den neuen vorgemeinten Vereinen aufkauften, oder wenigstens dessen Aufkauf veranlaßten.

8. Diese neuen Vereine bestreben sich auch, nach Thunlichkeit und Möglichkeit auf die Kultur öder Pläze, auf die Bildung neuer Kolonien, auf den Runkelrüben-Bau rc. einzuwirken, ohne sich zu überspannen, und sich an eine gleichsam gebotene Zahl der Jahre und Verhältnisse zu halten.

9. Jedes neu eintretende Mitglied zu fraglichen Vereinen stimmt der Verbindlichkeit bei, sich wenigstens vor 6 oder 8 Jahren von selben nicht wieder trennen zu wollen.

10. Da der Verdienste höchstes — in einem größtentheils agronomischen Staate — nur, und unwidersprechlich in dem um die Landwirthschaft erworbenen wahren Verdienste besteht, so treffen die bereits in unserm Vaterlande bestehenden landwirthschaftlichen und Gartenbau-Sozietäten die einzuleitende Sorgfalt, daß es, und bevor die gemeinten neuen Vereine ins wirkliche Leben treten, jedem Vaterlandsfreunde zum lohnenden Vergnügen gemacht wird, auch vorerst und zuvor, und zwar innerhalb eines peremtorischen Termines, hierüber sein berathendes Scherflein von sich und abgeben zu können. Solvo meliori!

Gegen das Uebelriechen des Mundes.

Erdbeerwasser, Ochsenzungenwasser, auch Brunellenwasser getrunken vertreibt das Uebelriechen des Mundes, es sey von der Leber oder dem Zahnfleische.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Kranz der Häuslichkeit.
(Meine Bräutigamsfahrt.)

Ein finst'rer Geist ging durch mein Haus,
Ich selbst mit Grillen ein und aus.
Verspottend jene bunte Seifenblase —
Die magische Laterne, Welt, genannt,
War, Freunde, mir — wahrhaftig ich nicht spaße,
Fast nur dem Hörensagen nach bekannt.
Und warum konnt's nicht anders seyn? —
Warum — je nun — ich stand allein —
Ein Sak voll Geld — ein Hund — ein Mensch in hohen Jahren,
Den Noth in meinen Dienst getrieben,
Das — zählt' ich Abends sie — das waren —
Sie All', die Häupter meiner Lieben,
Um beſſ're nun zu zieh'n in Herz und Haus,
Ging ich, war das nicht klug? auf Brautschau aus.
Die mir zuerst in's Auge stach —
Bei Gott! 's war ein completter Engel,
Und, also — ohne Mängel —
Der schlich ich täglich so von weitem nach,
Denn täglich ging in einem großen Haus
Zur selben Zeit der Engel ein und aus.
Schon wollt' ich um sie frei'n — ihr thun der Liebe Schwur —
Da — gute Götter, Dank! — durch Zufall ich erfuhr,
Das große Haus, das täglich sie
Besuchte, sey — die Kunst-Akademie.
„Ein Engel magst du seyn — mein Engel wirst du nie —
Die Sort' ist mir bekannt — die hat das Bilderfieber,
Lieb nur ist ihr der Mann — Palett' und Pinsel lieber!"
Sprach ich zu mir und schlich den nächsten Tag,
Gemüthlich einem andern Engel nach —
Der schwebt' — Gang kann man solch ein Geh'n nicht nennen —
Ich denk' ich soll für Liebe gleich verbrennen —
Der schwebt vorüber mir, ein Röllchen in der Hand,
Den Blik bald erdwärts, bald dem Himmel zugewandt,
Sanft trälernd — ach! 's klang euch wie Zauberflötchen —
Di tanti palpiti, — verfehlend nicht ein Nötchen —
— „Hold Kind! wohin?" —
„Zur Sing-Akademie" —
So magst ein Engel seyn — mein Engel wirst du nie —
Die Sort' ist mir bekannt — die hat's Rossini-fieber,
Lieb nur ist ihr der Mann — 's Pianofort' ihr lieber, —
Sprach ich zu mir und schlich den nächsten Tag
Gemüthlich einem andern Engel nach,
Der dort am Murmelquell, ein Bild der Unschuld, saß
Und Stunden lang, bald schrieb, bald las —
's mußt' eine sau're Arbeit seyn;
Denn Engelchen schlief endlich ein.
Husch! flog ich zu dem allerliebsten Wesen,
Zu seh'n, was es geschrieben und gelesen. —
Geschrieben — lieber Gott! in's Taschenbüchlein war
Ein Rudel ganz erbärmlicher Gedichte —
Gelesen — eine wäss'rige Geschichte. —
„Du baust mir" — dacht ich — „nicht den Hausaltar,
Bei Verseschmieden und Romangedanken,
Da möcht' er wohl, kaum aufgebaut, schon wanken."
Der Ballsaal ist so eine Art Bazar,
Der Jungfrau'n Werth und Reize auszulegen —
Drum, nach so manchen sauern Wegen,
Die auf der glatten Bräut'gambahn
Ich Aermster ohn' Erfolg gethan,
Sprach ich dort ein und was — was fand ich da? —
Jungfrau'n in Glorien — doch ohne Gloria. —
Theater-Gözendienerinnen,
Tanzfliegen und Klatschköniginnen,
Schmachtwürmchen, Zier- und andere Puppen —
Natürlich in den bunten Gruppen
Auch manche Maid von hohem Werth, —
Doch, wer solch Kleinod auch begehrt,
In Terpsichorens Irrgewinden,
Wie schwer hält's da, es aufzufinden.
Drum, des Brautschau'ns satt, die Stirn in Falten
Ob Amors tollem Schabernak,
Ließ Werber nach dem neuesten Geschmak
Nun über Herz und Haus das Fatum walten —
Und das hat endlich ihm — ein höchst prosaisch Wesen
Zum Eh'gespann erlesen. —
Denkt euch mein Loos! — wie würdet ihr es tragen —
Mein Weib singt, spielt und malt und dichtet — nicht —
Kennt die neun Schwestern nur vom Hörensagen —
Legt auf die Bretterwelt kein sonderlich Gewicht —
Und spielt nur täglich auf dem Haustheater
Die trok'ne Rolle einer alma Mater —
Ist das nicht die complette Gans? —
Und der sie wählt, ein dummer Hans? —
Ihr nikt, und doch, ich will's euch nur gestehen,
Warum sollt auch die Wahrheit ich umgehen —
Dank ich dem Fatum herzlich für die Gans —
Denn sie nur flicht mir täglich einen Kranz —
Der nicht in jeder Frauenhand gedeiht —
Den Kranz der stillen Häuslichkeit. —

Stalbödhm.

Das Wort erklärte Hänschen dergestalt: Das Wort verräth Härte, es muß von was Großem kommen, es ist ein Flikwort aus zwei widersprechenden Theilen; es ist undeutsch, wie mancher nicht unentgeltliche Beweis. Was wird erst noch Hans ausstudiren?

Charade.

Mein Erstes läßt an den Altären steh'n,
Und wird nur mit der Erde untergeh'n.
Wer Landshut sah, wird bei dem Zweiten,
Nicht ungerührt vorüberschreiten.
Das Ganze, wechselseitig nah,
Gewiß mit Stundenzeigern da.

[illegible]

• l.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 16. 19. April 1835.

Inhalt: Friedrich von Pettau 2c. — Ueber die bisherige Feldeintheilung und wie sie verbessert werden könnte. — Karrikaturen der Menschheit.

Friedrich von Pettau

oder die Stiftung von Großsonntag im Jahre 1222.

(Von Professor J. A. Suppantschitsch.)

Noch waren unter Habsburgs mächt'gem Schilde
Die schönen Lande Oest'reichs nicht vereint;
Oft tobte blut'ger Krieg durch die Gefilde,
Und wann der Stern des Friedens kaum erscheint,
Sieht wieder über allen Ländergrenzen
Den Kriegskometen blutig man erglänzen!

Des Babenbergers Leupold weises Walten
Gab manchen Segen unserer Steyermark,
Den Frieden wollt' er und das Recht erhalten,
Der tapfre Fürst, so klug als fromm und stark.
Doch nahten oft die leichtberitt'nen Schaaren
Der kühnen krieggeübten Magyaren.

Sie stürmten oft an Pettaus alte Mauern,
In Flammen rauchte manche Hütte auf;
Man sah die Gegend oft verwüstet trauern,
Es hemmte nichts der Starken Siegeslauf.
Denn gegen sie war jeder Kampf verloren,
Und ihr Besieger schien noch nicht geboren.

Da schaute oft von seiner Veste Zinnen
Herr Friedrich von Pettau schwermuthsvoll;
Er sah den jungen Frühling wieder grünen,
Sah, wie am Zweig die zarte Knospe schwoll,
Mit tausend Blumen sich bedekt' die Erde,
Sah, wie im Thale hüpft' die munt're Heerde.

Doch seinen Sinn umdüstern bange Sorgen,
Er fürchtet neues Elend für das Land;
Beklommen kehrt er seinen Blik gen Morgen
Hin, wo auf ferner Hügel sanftem Rand,
Von mildem Lenzensschimmer überflossen,
Natur ihr reiches Füllhorn ausgegossen!

Wer weis, ob nicht ein neues Heer noch heute
Sich zur Verwüstung feindlich naht?
Ob nicht der kühne Feind sich seine Beute
Gar holet aus der unbewehrten Stadt?
Zwar nie hat Friedrich einem Feind gezittert,
Nichts seine Heldenseele je erschüttert;

Jedoch, er steht allein im wilden Sturme!
Was ist gen Tausende des Einen Muth?
Es nagt im Herzen ihm, gleich einem Wurme,
Der ewig frißt, und nimmer, nimmer ruht!
Er könnt' sich nicht im Grabe ruhig betten,
Gelängs ihm nicht, die Gegend zu erretten!

Da fühlt er eines Strahles mildes Zittern
Vom Himmel durch die bange Seele glüh'n,
Und Boten schikt er zu den deutschen Rittern,
Sie mögen ihm zur schleun'gen Hilfe zieh'n,
Um mit dem Schwert' in sieggewohnten Händen
Langwieriger Verwüstung Gräul zu enden. —

Der Ordensmeister hat es kaum vernommen,
So brach er auf mit seiner Heldenschaar.
Charfreitags sind gen Pettau sie gekommen —
Kaum wurde Friedrich ihres Zugs gewahr,
So sprengt' er über pfadelosen Wegen
Auf hohem Roß dem Ritterheer entgegen.

„Seyd tausendmal willkommen, fromme Schaaren!“
So ruft er, schüttelnd fest des Meisters Hand.
„Willkommen uns, ihr Felsen in Gefahren!
O kommt und rettet mir das schöne Land,
Das Gott als einen Garten hat erschaffen,
Eh' der Verwüstung Gräul es blutig trafen!“ —

Und sieh, die Bürger nah'n in langen Zügen,
Mit Ehrfurcht grüssend ihrer Retter Heer;
Man sieht sie zu des Meisters Füssen liegen,
Und weiße Fähnlein flattern rings umher!
Die Ritter grüßt das Läuten aller Gloken
Und durch die Stadt tobt jauchzendes Frohloken!

Die Ritter ziehen in der Kirche Hallen,
Sie legen da den Schmuk der Rüstung ab,
Und seht: sofort sie auf die Kniee fallen,
Und weinend beten sie an Christi Grab,
Und troz Ermüdung, troz der weiten Reise,
Nimmt heut' kein Ritter weder Trank noch Speise!

Und als der große Sonntag war gekommen,
Da eilten Boten ängstlich hin und her;
Der Feinde Nah'n hat man bei Nacht vernommen,
Schnell sammelt sich das deutsche Ordensheer,
Der Tag ist's ja, an dem der Herr erstanden
Aus finst'rer Grabesnacht und Todesbanden!

Herr Friederich an ihrer Spize reitet,
Und führt sie durch die heit're Ebne hin;
Wie sich das Flachfeld weit und weiter breitet,
Da seh'n den Feind sie von den Hügeln zieh'n;
Im Morgenstrahle glänzen tausend Klingen:
„Heut', oder nie muß uns der Sieg gelingen!“

Wie schwere Wetterwolken sich begegnen,
So stürzt ein Heer aufs andere sich los!
Da sieht man Schwerterhieb' und Pfeile regnen,
Zum Grabe öffnet sich der Erde Schooß,
Es ist, als rief am Auferstehungsfeste
Der Tod sich seine tausend blut'gen Gäste!

Und wie der Leu dem Leuen nimmer weichet,
Bis endlich einer todt darnieder sinkt,
So sieht man hier, als weit das Auge reichet,
Wie Schild an Schild und Kling' an Klinge blinkt!
Und wie's auch wogt, und wie die Heere wanken,
Doch Keiner weicht, als an des Todes Schranken!

Jezt flattern hoch die deutschen Kreuzesfahnen!
Jezt weicht nach tapferm Kampf der Ugris Heer!
Die Pfade werden all' zu blut'gen Bahnen,
Es röcheln Tausende so bang und schwer!
Der heiße lange Streit, er ist entschieden,
Er gab der Gegend langen, langen Frieden!

Da kniet Herr Friederich zur Erde nieder,
Sein Blik verklärt sich jezt so froh, so rein!
„Gebt eure Fahne mir, ihr deutschen Brüder!
In diesem Boden pflanz' ich sie hinein,
Ihr habt ihn heut' den Feinden abgenommen,
Er bleib' dem Orden ewig unbenommen!“

„Am großen Sonntag war die Schlacht gefochten,
Drum heiße diese Gegend immer so!
Der Herr hat uns den Siegeskranz geflochten,
Der kühne Feind auf immerdar entfloh!
Die Landschaft, schwer erkämpft durch Blut u. Wunden,
Bleib' ewig doch mit Steyermark verbunden!“ —

Herr Friedrich sprachs. Es ging mit Helm u. Schilde
Zwar längst sein Stamm schon in der Väter Grab;
Doch über jene freundlichen Gefilde
Herrscht noch der Orden, dem sie Friedrich gab!
So, Freunde, seht ihr noch Großsonntag prangen,
In seiner Kirche Kreuzesfahnen hangen. —

Ueber die bisherige Feldeintheilung und wie sie verbessert werden könnte. *).

Zuerst erlaube ich mir, ein Bild von dem Zustande zu entwerfen, worin sich die Aeker eines Feldes befinden, das nicht gehörig und zwekmäßig eingetheilt ist. Es sind der Ortschaften, in deren Gemarkungen sich dergleichen Felder befinden, in unserem deutschen Vaterlande noch viele Tausende. Obgleich nun jedem Landmanne die große Unordnung der bisherigen Feldeintheilung hinlänglich bekannt ist, so ist es doch nicht überflüßig, ja, zum Zweke dieser Abhandlung nothwendig, die vielen Mängel zusammenzustellen, die daraus hervorgehen und der Landwirthschaft hinderlich sind. Hat man sich hernach, man darf es dreist sagen, von der großen Unordnung der bisherigen Feldeintheilung hinlänglich überzeugt, dann

*) Veranlaßt durch die Preisaufgaben (Seite 2, Ziffer 9) der Weinheimer Abtheilung des landwirthschaftlichen Vereins im Unter-Rheinkreise für das Jahr 1834. Siehe zugleich die gekrönte Preisschrift für Güter-Arrondirung sammt der Geschichte der Kultur und Landwirthschaft von Deutschland. Vom Staatsrath v. Hazzi. München 1818 bei Fleischmann.

folgt darauf ein Vorschlag, wie ein solcher Mangel verbessert und dem Uebelstande überhaupt abgeholfen werden könnte.

Die Beleuchtung des praktischen Nuzens dieses Vorschlages würde aber allein nichts nüzen, weil die Landwirthe, ungewiß darüber, welche Aeker sie bei der neuen Eintheilung der Felder statt ihrer alten erhielten, wohl nicht so leicht ihre Einwilligung zu einer so bedeutenden Veränderung geben würden. Darum sollten deßhalb auch Beweise gegeben werden, daß wirklich schon Felder nicht unbedeutender Gemarkungen anders eingetheilt wurden, und daß deren Besizer, damit höchst zufrieden, sich nicht mehr die vorige Lage der alten Aeker zurükwünschten, weil sie erkennen, welcher Nuzen es für die Landwirthschaft ist, wenn ein Feld ordentlich und zwekmäßig eingetheilt ist. Darüber wird nun möglichst kurz — denn der Raum dieser Blätter erlaubt keine umständlichere Abhandlung — Folgendes vorgetragen werden.

Es begebe sich Jemand, er mag ein Landmann seyn oder nicht, in die zu seinem Wohn-Orte gehörige Feldflur, so wird es ihm nicht entgehen, in welcher Unordnung die Aeker des Feldes liegen; untersucht er die Lage des Feldes näher, so wird auch seine Verwunderung steigen; denn er trifft lange und kurze, gerade und krumme Aeker, Anwender (Einwender, Schlüsselstüke u. s. w., oftmals in einem kleinen Raume von 30 bis 40 Morgen beisammen an, zu welchen sämmtlichen Feldstüken nicht einmal ein Weg führt, woraus folgt, daß, wenn die Feldbesizer auf ihre Aeker wollen, sie über andere Aeker gehen oder fahren müssen. Betrachtet man nun diesen großen Uebel-Stand, der sich leider in den meisten Ortsgemarkungen vorfindet, erwägt man, welcher Schaden dadurch jedes Jahr an Gewächsen entsteht, daß die Begüterten in ihrer Bauart gehemmt sind, weil sie wegen Mangel an Wegen zu ihren Gütern sich nach der Bauart Anderer richten müssen (z. B. im Fruchtfelde müssen Früchte gebaut werden ꝛc.), ferner wie Menschen und Thiere geplagt sind, wenn wegen Mangel an Wegen bei ungünstiger Witterung oft lange Streken gebauten Bodens überfahren werden müssen, um auf ein bestimmtes Feldstük zu kommen, und wie ermüdend und zeitraubend jene Aeker zu pflügen sind, die eine unregelmäßige Gestalt haben; wie unzählig viele Streitigkeiten unter den Begüterten wegen verübten Schadens — der doch eigentlich nicht zu verhüten ist — entstehen, und daher eine Feldpolizei nicht ausgeübt werden kann, so ist zu verwundern, daß in unsern Tagen, wo so viele Verbesserungen aller Art Statt finden, wo selbst die Landeskultur eine so große Vollkommenheit erreicht hat, es sich Niemand, oder nur sehr Wenige angelegen seyn lassen, eine bessere Eintheilung der Felder zu erwirken. Vielleicht hält man diesen Gegenstand, der doch in der That für den Landmann sehr nüzlich ist, in der Ausführung für weit schwieriger, als er ist. Wer wird mir, so denken die meisten Güterbesizer, für meine guten Aeker, die ich jezt besize, andere Aeker von derselben Güte verschaffen? werde ich nicht mit den neuen Aekern in eine ganz andere, weniger gute Lage versezt werden? oder werde ich gerade wieder mein Ruthenmaß bekommen, das ich nun besize? u. s. w. Dergleichen Fragen sind es meistens, die geschehen; aber die Folge wird zeigen, daß schon Verbesserungen dieser Art gemacht wurden, und daß man sich die alten Aeker um keinen Preis mehr zuükwünscht.

Da nun aus dem Bisherigen die Unzwekmäßigkeit eines unordentlich eingetheilten Feldes klar hervorgeht, und der Schaden desselben für den Landmann zu deutlich in die Augen springt, so soll nun der Beweis geführt werden, wie man die Eintheilung eines Feldes verbessern könnte, so zwar, daß jeder Aker auf einen Weg ziehe, und also jeder Begüterte nach Gutdünken bauen kann, was und wann er will, der übrigen vielen Vortheile dabei nicht zu gedenken.

In dem Unter-Rheinkreise Badens, in den Gemarkungen von Reilingen, Schwezingen, Sekenheim und Wieblingen, sind solche Feldveränderungen bereits geschehen. Wer daher ein Freund vom Nüzlichen ist, und sich in der Nähe dieser Ortschaften befindet, der sehe diese Feldeintheilungen ein, oder lasse sich die Flurkarten davon zeigen, und er wird überall die schönste Ordnung, die zwekmäßigste Eintheilung und die größte Zufrie-

16*

denheit bei den Begüterten antreffen. Er wird aber auch in sich jene Ortsvorstände und andere Männer preisen, die sich durch keine Schwierigkeiten abschreken ließen, sondern ihr vorgestektes Ziel beharrlich zu erreichen suchten, und auch wirklich erreichten. Denn wahrlich, es ist keine geringe Aufgabe, die Begüterten einer Gemeinde so zu lenken und ihnen den Nuzen begreiflich zu machen, daß sie endlich ihre Einwilligung zu einer andern Feldeintheilung geben.

So würde denn faktisch der Beweis geführt, daß man hinsichtlich der Bebauung der Felder wirklich etwas weit Besseres machen kann, wenn man nur will. Es mögen aber im Großherzogthume Baden noch mehrere Felder eingetheilt worden seyn, was ich aber, wie die der obengenannten Gemeinden bis jezt nicht weiß. In diesem Falle würde es rathsam seyn, die Namen solcher Orte, und wie viel Morgen Feld nach obenbeschriebener Art in jedem derselben besser eingetheilt wurden, in diesem Blatte zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, damit andere Gemeinden mehr aufgemuntert würden, einem so nüzlichen Beispiele zu folgen.

Da die Vermessung und neue Eintheilung der Felder zu Reilingen und Seckenheim durch mich geschah, und mir die Vortheile, welcher sich die Begüterten nun zu erfreuen haben, wohl bekannt sind, so wird es nicht unzwekmäßig seyn, etwas Näheres davon zu erwähnen, damit man die Ueberzeugung gewinne, wie leicht ein solches Verfahren auszuführen sey, und wie sehr es zu wünschen wäre, daß andere Gemeinden, deren Felder noch nicht zwekmäßig eingetheilt sind, diesem rühmlichen Beispiele folgen würden. — Der erste Gedanke einer bessern Feldeintheilung erwachte bei mir etwa im Jahre 1802, als ich noch bei meinem Lehrer war, und ich Gelegenheit hatte, die vielen unordentlichen, in ihrer Gestalt verschiedenartigen Aeker mehrerer Felder zu betrachten. Nun suchte ich in Gedanken die Schwierigkeiten auf, die einem solchen Unternehmen in den Weg kommen könnten, und es fiel mir nicht schwer, einzusehen, daß von Seite des Geometers wohl keine Schwierigkeiten möglich wären; „desto mehr aber, dachte ich weiter, würden sich solche ergeben, wenn die Begüterten ihre Einwilligung zu einem so nüzlichen Unternehmen versagen wollten. Um also ein solches doch in Ausführung zu bringen, müßte man besonders die Begüterten dazu zu vermögen suchen." Ich nahm mir daher vor, wenn ich einmal als praktischer Geometer angestellt sey, mich mit vernünftigen Männern einer Gemeinde darüber zu berathen und Versuche dieser Art anzustellen. Dieses konnte nun auch i. J. 1809 zu Reilingen, bei der Renovirung des Feldes vor dem Ort, welches ich in dieser Hinsicht als meine Pflanzschule betrachte, und i. J. 1811 bei der Renovirung des kleinen und Herdtenfeldes allda geschehen.

Bei diesen beiden Renovationen, von denen ich späterhin die Lagerbücher und Flurpläne ausfertigte, kam ich auf den Gedanken, Gewannen im Felde zu reguliren, sie fertig zu machen, mit Steinen zu begrenzen, und dann erst solche mit so viel Aeker auszufüllen, als hineingingen. Der Versuch gelang, und fiel zur allgemeinen Zufriedenheit der Begüterten aus, so daß sie das Herdtenfeld, weil es zunächst am Orte liegt, nur ihren Garten nannten. Dabei unterstüzte mich der thätige Ortsvorstand, Hr. Vogt Eichhorn, und mehrere brave Gemeindeglieder, welche die übrigen Begüterten aufzumuntern suchten, ihre Einwilligung zu einem so nüzlichen Unternehmen zu geben, wodurch meine Arbeit sehr erleichtert wurde.

Zwölf Jahre später, nemlich im Frühjahre 1823, war ich zu Seckenheim so glüklich, dieses Verfahren in einem noch weit höheren Grade in Ausführung zu bringen, so daß nicht nur die Gemeinde daselbst ihre volle Zufriedenheit darüber ausdrükte, sondern auch diese Feldeintheilung in der Folge von mehreren Orten Deutschlands als für die Landeskultur höchst nüzlich anerkannt wurde.

Der zu vermessen gewesene Felddistrikt, genannt Mallau, enthielt 229 Morgen (den Morgen zu 160 Nürnberger Quadratruthen gerechnet), und war in 95 Gewannen eingetheilt, worin sich 590 Aeker befanden. Man kann sich also leicht einen Begriff machen, wie unordentlich dieses Feld in Ansehung seiner inneren Eintheilung mag beschaffen gewesen seyn, in welchem sich nur Ein Weg befand, der an etwa 20 Aekern vorbeizog,

so daß die 540 anderen Aeker an keinen Weg grenzten. Die Begüterten derselben konnten also nicht auf ihr Eigenthum kommen, ohne über anderes Gut zu fahren, welches nach der Lage der Aeker in Kreuz und Quere geschehen mußte. Dabei wurden natürlich sehr viele Gewächse verdorben, welches Anlaß zu unzähligen Streitigkeiten gab. Ferner befanden sich 72 Anwender in diesem Felde. Jeder Landmann weiß wohl, wie geringschäzend solche Aeker in einem Felde sind, zumal in diesem, wo sich eine so große Anzahl derselben befand. Dann waren sehr viele krumme Aeker und Schlüsselstüke und eine noch größere Menge, die an ihren Enden eine beträchtliche ungleiche Breite besassen, wodurch das Pflügen und Eggen sehr erschwerend und zeitraubend war. Auch war jeder Begüterte in seiner Bauart gehemmt, so daß z. B. Keiner seine Aeker mit Klee oder sonst mit einer Gattung von Gewächsen anbauen durfte, wenn die neben- und um ihn liegenden Aeker mit Getreide besäet waren. Alles Dieses gab Anlaß, daß die Begüterten sich entschlossen, eine andere Eintheilung dieses Feldes vorzunehmen, so daß jeder Aker auf den Weg zieht und gerade ist; daß jeder Aker sich, wo möglich, nicht zu weit aus seiner alten Lage entferne; endlich, daß alle Anwender weggeschafft werden sollen. Ich bekam den Auftrag, dieses Feld nach den gegebenen Bedingungen einzutheilen. Anfänglich schien es mir, solche nicht alle erfüllen zu können, besonders jene neuen Aeker beiläufig wieder in die Lage des alten Akers zu bringen. Doch es gelang Alles, und zur größten Zufriedenheit aller Betheiligten.

Bei der ganzen Ausführung fand ich nicht nur an dem unermüdlichen Ortsvorstand, Herrn Vogt Körner und an mehreren wakern Gemeindegliedern eine kräftige Stüze, sondern es halfen auch — als die Eintheilung des Feldes einmal begonnen hatte — alle Begüterten, wo sie nur konnten, so daß es eine Lust zu arbeiten war, und ich dieses Geschäft als das angenehmste betrachte, welches ich je gemacht habe.

Die Vortheile für die Gutsbesizer waren nun, daß aus 95 nur 9 Gewannen gemacht wurden, worin jeder Aker auf einen Weg zieht, und an seinen beiden Enden eine gleiche Breite hat, wodurch das Pflügen sehr erleichtert ist. Es sind keine Anwender und keine krummen Aeker 2c. mehr im Felde. Es konnten mehrere Aeker eines Gutsbesizers, wenn er es verlangte, in ein Stük gebracht werden, und es erhielt — was bei so vielen Veränderungen, die in diesem Felde vorgingen, fast unmöglich gewesen zu seyn schien — beinahe jeder Besizer in seinem andern Aker wieder etwas von seinem vorigen Gut, oder wurde wenigstens nicht weit davon entfernt. Dieses Verfahren scheint meines Erachtens von größter Wichtigkeit zu seyn; denn wenn man bei einer vorzunehmenden neuen Feldeintheilung den Begüterten schon zum Voraus versprechen kann, daß sie wieder etwas von ihrem alten Aker erhalten, oder nicht weit davon entfernt würden, und ausserdem noch andere Vortheile zu erwarten haben, die sie jezt entbehren müssen, so finden sie sich eher geneigt, ihre Einwilligung zu einer bessern Eintheilung der Felder zu geben.

Als Beweis, wie sehr auch Diejenigen, die sich früher zur Ausführung dieses wichtigen Unternehmens nicht verstehen wollten, mit der neuen Feldeintheilung ihre Gesinnungen, zum Vortheil derselben, ganz umgeändert haben, mag folgendes Beispiel dienen: Einer dieser Gegner konnte kaum abwarten, bis seine Aeker abgestekt waren. Er nahm sie sogleich in Augenschein, wobei er sich folgendermassen äusserte: „Nein, ich weiß nicht, was ich von dieser Renovation denken soll. Da sind so viele neue Wege angelegt worden, welche vorher nicht waren. Die Gemeinde hat noch so viele Aeker bekommen, und jeder Aker ist größer geworden, als er früher war. Nein, das ist mir zu rund; ich kann's nicht begreifen, wie das zu machen war.“

Daß den Begüterten die neuen Aeker grösser schienen, wie die früheren, mag vielleicht der Grund darin liegen, weil die krummen und ungestalteten Aeker lange nicht das Ansehen eines geraden Akers haben, und daß mehrere kleine unansehnliche Stüke, die bei der neuen Eintheilung zusammen kamen, nachher einen schönen, geradelaufenden Aker bildeten.

Wenn also solche hartnäkige Gegner zufrieden gestellt wurden, so läßt sich denken, daß die übrigen Begüterten, welche anfänglich dieser vorzunehmenden Eintheilung ihre Zustimmung gaben, noch weit zufriedener waren. Darum, theure Landleute! glaubt meinen Worten, daß ich's gewiß herzlich gut mit Euch meine, wenn ich Euch zu einer bessern Feldeintheilung, die leichter auszuführen ist, als man sich's vorstellt, aufzumuntern suche. Betrachtet die Unordnung in Euern Feldern, und den großen Schaden, der alljährlich daraus entspringt; betrachtet im Grunde nur Eure beschränkte Bauart in mancher Hinsicht, und vergleichet all' Dieses mit jenen Vortheilen, welche jene Gemeinden auf ewige Zeiten fortgenießen, deren Felder zwekmäßiger eingetheilt sind, so werdet Ihr Euch gewiß auch zu einer solchen nüzlichen Umwandlung verstehen wollen.

Da die Seckenheimer Begüterten, wo sie mich nur sahen, mir ihre größte Zufriedenheit über die gelungene Arbeit bezeugten, und mir dafür dankten, ich mich auch hinlänglich von dem grossen Nuzen einer bessern Feldeintheilung für die Landwirthschaft im Allgemeinen überzeugt fand, so kam ich auf den Gedanken, eine Abhandlung von der ganzen Verfahrungsart darüber zu schreiben, und dieser eine Abbildung der vorigen Lage der Aeker und der jezigen beizufügen, um den großen Unterschied zwischen beiden desto besser übersehen zu können. Der Zwek ebengenannter Abhandlung sollte seyn, zu zeigen, daß auch in allen Feldern, wo man nur will, eine ähnliche Eintheilung getroffen werden könnte. Und um diese Abhandlung noch gemeinnüziger zu machen, hatte Herr Vogt **Körner** die Güte, im Eingang jene Wege zu bezeichnen, die eingeschlagen wurden, um die Gemeinde allmählich zu einer bessern Feldeintheilung zu vermögen, ein Verfahren, das jedem Landmanne nicht nur belehrend, sondern auch sehr interessant seyn wird. Diese Abhandlung erschien im Druk zu Heidelberg bei Universitätsbuchhändler **Groos** 1825. 1 fl. 6 kr. rhein.

Daß ich mich nun nicht getäuscht hatte, in derselben etwas Nüzliches zu stiften, geht daraus hervor, weil solche, vom hohen Ministerium begünstigt, von vier landwirthschaftlichen Vereinen in Baden, Bayern, Oesterreich und Württember und in öffentlichen Blättern ꝛc. für nüzlich, und die Feldeintheilung zu Seckenheim für sehr nachahmungswürdig gehalten wurde.

Möge man nun den bisher gemachten Vorschlag als einen solchen ansehen, der einzig den Zwek haben soll, dem Landmanne die beschwerliche Bauart seiner Felder zu erleichtern. Möge man erkennen, daß in Ansehung einer bessern Feld-Eintheilung noch sehr wenig gethan ist, und daß man zu solcher mit leichter Mühe gelangen kann, wenn die Begüterten einer Gemeinde nur vereinten Willen zeigen. Möge man endlich einsehen, daß, so wie eine bessere Eintheilung der Felder in obengenannten vier Orten gelungen ist, wo nun ein beständiger, unberechenbarer Gewinn eingeerntet wird, sie auch anderwärts gelingen könnte und gelingen müßte. Würde man dann dieses Beispiel nicht allein für nachahmungswürdig finden, sondern selbst an das Werk schreiten, um sich alle diese Vortheile zu verschaffen, dann wäre ich für mein bisheriges mehrjähriges Bemühen, eine bessere Feldeintheilung ins Leben zu bringen, hinlänglich belohnt.

Heidelberg. **Bürger.**

Karrikaturen der Menschheit.

Der Kritiker.

Wer entweder mit Dingen, welche geschaffen; oder mit Gesezen, welche nothwendig; oder mit Werken, welche freiwillig; oder mit Vorzüglichem und Allgemeinem nicht zufrieden ist, aber in dem Positiven das Subjekt erblikt und selbst weit hinter dem Objekte seiner gelben oder schwarzen Zange aus Neid und Rache tadelhaft wird — verdient, seines Namens Zänker, Kritiker zu heissen. Ihre Anzahl geht ins Unermeßliche, wenn wir die Söhne der Unzufriedenheit mit einzählen.

Wir zählen hier zwei Dialoge und drei schriftliche Auszüge aus kollegialischer Freundeskommunikation auf, und überlassen ausführlichere Daten umfassenderen Blättern.

I.

Stoffel. Was haben Sie hier für eine Scharteke, Florian?

Florian. Es ist ein Werk von Westenrieder.

St. Kenn' ihn schon, den Sprecher. Mag ihn nicht haben, er hat gar nichts Gutes in sich.

Fl. Mir gefällt sein Styl und seine Redlichkeit nicht übel.

St. O pfui! Der geht so oft über den Monatstag hinaus (und der ist doch wichtig, besonders bei guten Werken), und ist nicht einmal korrekt genug. Auch soll er oft unrichtig seyn. Zwar bin ich kein Finsterling; aber was brauchen Volk und Damen solche Sachen zu wissen. Kaput 15 hätte er schöner noch in 14 gemischt, und 16 getheilt. Seine Sachen . . . .

II.

Abraham. Schon wieder eine neue Zeitschrift?

Isaak. Ja, eine vielversprechende. Ich glaube, ein solches Werk fehlt noch allerdings unserer hebräischen Literatur. Gelehrte Männer arbeiten daran, und die Mittel dazu sind gegeben. Gott Jehovah segne es.

Abr. Sind Sie von Sinnen, Herr? Da erwarten Sie nichts Gutes. Nehmen Sie nur die Leseart S. 5; dort sollte statt Vav ein Schwa stehen, und das Exegesiren hat dem Redakteur nicht im Geringsten geglükt. Respekt für den Verleger. Aber der Inhalt ist rein aus unserer akademischen Eselsbrüke entlehnt, und nach zwei Jahren, ich schwöre es, fehlt es an Abnehmern. Die Idee, welche ich schon längst dem Konsul Simplizius freundschaftlich mitgetheilt habe, ist nicht neu. Das Folium paßt auch nicht. Sündtheuer; schade um die Einfassung —

III.

— — — Ihre Rezension in der Jenaer Literatur-Zeitung gefällt mir ganz. Aber noch zur urban. Recht heraus mit dem Tone, wozu Sie der Mann sind. Sie übersehen Manches cum venia. Es fehlt der Anakoluth, einmal das §, ein Register, eine lichte Darstellung &c. Schon im Auslande auflegen, welche Kompromiß! Das heißt das Preßgesez umgehen. Ex usu habe ich längst erfahren, daß ein moderner Schriftsteller für Pädagogik durchaus schlechte, id est. nach Quintilian seichte und falsche Grundsäze verbreite. Man kann wohl zugeben, daß es sich begüterte Leser anschaffen zum Würmerraube; aber die herrschende Kirche sollte protestiren. Ich erwarte Ihr Urtheil mit eingehender Post, und bleibe &c.

IV.

Wenn Sie meiner neulichen Widerlegung nicht glauben, so hören Sie nur geduldig an. Ist ja einleuchtend. Es heißt: „Ohne Oberhaupt kann kein großer Verein von Menschen bestehen" S. 501 §. 58. Daraus schließt der Verfasser, Hr. Siemuth, daß es Geseze geben müsse. Ist das auch Logik? Nein, da hat a Sankta Clara anders dozirt. Ich habe 2 Burgen gekannt, wo es kein Oberhaupt (ich hatte freilich Mühe) gab, wohl aber Ordnung, Glük, Fleiß, Ruhe und Andacht. Ergo ist kein Oberhaupt nöthig. Ich finde das Wort „Verein" unpassend. Besser wäre Gesellschaft, oder Klubb. Ich aber hätte gesagt „Zusammenrottung", weil sich die Menschen suchen müssen, wie etwa Jünglinge und Mädchen. Daß es Geseze geben muß, ist nicht wahr. Wo hatte man sie denn vor Erschaffung der Menschen? Sebens den Irrthum? Und fehlt noch, ob kriminalisch, juridisch, philosophisch, oder wie ich dächte, humanistisch (human ist abgedroschen) . . .

V.

— — — weil ich endlich die 10 Nächte meines Hierseyns nur diese Fabeln las, so konnte ich sie sammt den von Blaske entworfenen Kupfern recht erforschen. Die Fabel von der Müke hat keinen Eindruk gemacht; das Horn ist zu hart; und doch ist in der Vorrede: „sie werden nicht ohne Eindruk bleiben". Die Anlage ist zu neu. Gellert ist unübertrefflich; und Zschokke, welcher überhaupt kein zulässiger Stylist ist, hat daher keine Anwendung. Der Esel ist zu dumm gemacht, da er ja auch bei uns hübsche Rollen spielt. Nur mit der 15. Fabel S. 97 „der Kalbskopf" bin ich zufrieden, weil sie die Freigeister auszischt, und der ungleiche Versbau ist sehr passend &c.

Höret, ihr Schnitter, es schlägt ja schon drei;
Munter erwacht das Geschrei.
Alles ist loker, und tadelt sich froh —
Machet ihr Schnitter es immerhin so.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Charfreitag.
(Nach dem Italienischen des Mansoni.)

Ihr, die ihr vorm künftigen Zorne erbebet,
Der schwer und verhängnißvoll über euch schwebet:
O eilet — gleich solchen die zagen und trauern,
Weil plözlich ihr Urtheil ertönte der Schaar —
Hinan zu des Tempels geheiligten Mauern;
Es schweigen die Gloken, die Kirche, sie zaget;
Wie trauernd die Braut um den Bräutigam klaget,
So kleidet sie schwarz den verwais'ten Altar.

Kein heil'ges Geheimniß wird heute gefeiert,
Wo, unter dem Schatten des Brodes verschleiert,
Das lebende Opfer, das liebend versöhnet
Auf mystischen Wegen zu uns derab steigt.
Die Hymnen verstummen; nur Klaggesang tönet,
Den einstens Jesajas in Thränen gesungen,
Als mächtig von göttlicher Trauer durchdrungen,
Das Herz ihm zerflössen, von Schmerzen gebeugt.

O Seher von Juda, wem gelten die Klagen?
Wer ist's, den der ewige Herrscher geschlagen,
Der ähnlich der Pflanze, dem Erdreich entschnitten
Verdroknet, vom Quelle des Lebens verbannt?
Der Schwache, der Hohnes in Fülle gelitten,
Und dem mit dem Schleier das Antliz sie deken,
Als schlüg' ihn der Himmel mit jeglichen Schreken,
Wer ist es, der Sterblichen Lezter genannt?

Er ist's, der Gerechte, von Sündern durchstochen;
Doch leidet er schweigend, was nie Er verbrochen;
Es legte der Herr auf die Scheitel des Hehren
Die Schulden von Allen, die sonst Er verstieß!
Der Heilige ist es, der König der Ehren,
Der sterbende Samson, der mächtig in Thaten,
Sein Israel rettet, und — die Ihn verrathen, —
Der treulosen Braut noch des Hauptes Schmuk ließ.

Er thront über Sphären auf göttlichem Throne,
Doch ward Er zu Adams wahrhaftigem Sohne,
Und weigert Sich nicht, mit den Brüdern auf Erden
Die traurige Erbschaft zu theilen in Huld.
Er suchet sich Schmach nur und Seelenbeschwerden,
Will bittere Aengsten des Todes empfinden,
Und Schreken, die Folgen von Schuld und von Sünden,
Er, welcher doch nimmermehr kannte die Schuld.

Sieh, unerhört bleibet die Bitte der Demuth;
Vom Vater verlassen, erseufzt Er in Wehmuth
Und duldet, o Schrekniß! die frevle Umarmung
Des treulosen Freundes, der — führend den Troß,
Der Dunkelheit gleichet, die, sonder Erbarmung,
Den Menschen erdolchet in meuchelndem Grimme,
Und, kalt zu des Blutes rachschreiender Stimme,
Nur sieht, daß unschuldiges Blut sie vergoß.

O Wahnsinn der Bösen, die frevelnd es wagen,
Das göttliche Antliz mit Fäusten zu schlagen,
Das — ganz in unendliche Liebe versunken, —
Die Söhne des Himmels zu schauen erglühn!
Des Weines begehrt, wer bereits davon trunken;
So wird durch Verbrechen ihr Haß auch erbittert;
Die Lust an der Schuld, die vor Grausamkeit zittert,
Sie reißt zu noch größern Verbrechen sie hin.

Doch wer war wohl Jener, den, lechzend nach Blute
— Als schuldig, doch schweigend, der gräuliche Jude
Gezogen zu fremdem, unheil'gem Gerichte,
Dem Opferlamm ähnlich, geführt zum Altar?
Nicht wußt' es der Römer vom stolzen Gesichte,
Doch gab in des Wahnsinns gewaltigem Brüten,
Der Schwache vor Ungunst sich sicher zu hüten,
Den Wölfen das Lamm, das unschuldige dar.

Empor stieg zum Himmel, versammelt in Trauer,
Ein gräulich Gebet; es verh[illegible]ten vor Schauer
Ihr heiliges Antlitz die himmlischen Mächte;
Der Ewige sprach: Was ihr wollt, sey erfüllt!
Und siehe, noch fährt von Geschlecht zu Geschlechte,
Das Blut, das die Väter im Fluch auf sich riefen,
Fortfährt es auf elende Enkel zu triefen;
Und schwer trifft es Alle, das immerdar quillt.

Schon senket, vollendend sein heiliges Leiden,
Der Dulder das heilige Haupt, zu verscheiden,
Und rufet zum Himmel mit mächtiger Stimme;
Schon ist mit dem Athem die Stimme verhallt:
Da drohet den Mördern mit schreklichem Grimme,
Noch frech auf dem Berge in Jubel vereinet,
Des Ewigen Zorn der gewaltig erscheinet;
Die göttliche Rache trifft schreklich und bald.

O Vater! des blutenden Opferlamms wegen
Verwandle Dein schreklicher Zorn sich in Segen.
Du Mildester! wandle zum Guten und Frommen
Der blinden Bethörten unsinniges Schrei'n.
Doch willst Du, Sein Blut soll noch über sie kommen:
Laß mild es als Regen zur Reinigung fallen;
Wir irrten ja Alle; den Irrthum von Allen;
Dieß heilige Blut, es wusch sühnend ihn rein.

Betrübteste Mutter, die schmerzlich verlassen,
Doch standhaft, am Kreuz du Ihn sahest erblassen,
O bitte, du Königin trauernder Herzen!
Daß einst wir Ihn schau'n in der Herrlichkeit Sein!
Erflehe, daß alle und jegliche Schmerzen,
Mit welchen die Welt die Erlöseten peinigt,
Den Schmerzen des göttlichen Sohnes vereinigt,
Ein Unterpfand ewiger Freude uns seyn.

J. P. Silbert.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 17. 26. April 1835.

Die Arferstehung des HErrn.

Die Auferstehung des HErrn ist das höchste Triumphfest des HErrn und Seiner Kirche; sie ist der Schlußstein des ganzen heiligen Felsengebäudes; denn Seine göttliche Auferstehung verbürgt Sein göttliches Wort, daß die Pforten der Hölle sie nimmermehr überwältigen werden. Alles liegt demnach daran, diese hochherrliche Auferstehung, die unsern Glauben so mächtig kräftiget, in ihrem vollen Glanze zu kennen. Denn laut wiederholt der Weltapostel: „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube vergeblich.“ Ist also Christus auferstanden, so ist unser Glaube fest gegründet, und alle Lästerzungen müssen verstummen.

Die Auferstehung des HErrn ist also ein Ereigniß, wie keines der früher verflossenen Jahrhunderte je aufzuweisen hatte, und daß in keinem der darauf folgenden wieder gesehen ward. Dieses Ereigniß drängte, seiner höchsten Wichtigkeit wegen, zu Zeit als es geschah, alle Juden sowohl als Heiden zur sorgfältigsten Untersuchung; denn nimmermehr konnte eine Thatsache dieser Art aufs Wort hin geglaubt werden, da sie die ungeheuersten Folgen nach sich zog. Zerstört wurden im Namen des auferstandenen JEsus alle Religionen der Erde, aufgelöst ward die Synagoge; es zerfielen die Götzengebilde; es galt der Streit jeglichem Laster und Irrthum, jeglichen Vorurtheilen und Leidenschaften. War die Auferstehung JEsu gewiß, so standen die Juden offenbar als GOttesmörder da; und überwiesen waren die Heiden der höchst erstaunlichen Thorheit, daß sie verstorbene Menschen zu Göttern erhoben hatten. Die schrecklichste Blutschuld lastete auf dem Juden; denn vergossen hatte er das Blut des Gerechten; ermordet den verheißenen Messias, die Erwartung der Völker; und vollendet war die Blindheit der Heiden. Wo vereinten sich je so wichtige Gründe, die Augen über dieß unerhörte Ereigniß zu öffnen?

Wo ist indessen eine Thatsache zu finden, die auf so viele und so unumstößliche Zeugnisse sich stützt? Vor Allem spricht hier das Zeugniß der Feinde des HErrn, Seiner Mörder; dann das Zeugniß Seiner Freunde und Jünger; endlich das Zeugniß des menschlichen Geschlechtes, das sich unterwarf und Seiner Lehre folgte.

Hinsichtlich des ersten dieser Zeugnisse hatten die Seher verkündet, es würde der Heilige der Heiligen die Verwesung nicht schauen, und der gewaltige Isajas weißagte, als er den freiwilligen Opfertod des Messias verkündete, zugleich auch: „Sein Grabmahl wird hochherrlich seyn!“ Was ist aber ein hochherrliches Grabmahl, wenn nicht eine leere Gruft? — Ja, der HErr selbst hatte sich feierlich erklärt, Er würde am dritten Tage auferstehen; eine so bestimmte Vorherverkündigung aber konnte ohne das höchste Wunder GOttes nicht in Erfüllung gehen, und nur durch Ihn vollbracht werden, der die Auferstehung und das Leben ist, dem der Tod wie das Nichts gehorcht. Auch hatte Er sich mitten unter Seinen Feinden ausgesprochen, und gar wohl hatten diese Ihn verstanden. Denn bot Er ihnen nicht dadurch gleichsam öffentlich Troz, und forderte sie zu den vorsichtigsten Maßregeln auf? Wer der öffentlichen Gewalt seine Plane voraussagt, fordert der sie nicht dadurch selbst auf, alle Mittel anzuwenden, solche zu verhüten?

Auch vergassen die Fürsten der Priester dieser Vorherverkündigung keines Weges. Sie gingen hin zu Pilatus und sprachen: „Wir wissen, daß

der Verführer in seinem Leben gesagt hat, er würde am dritten Tage nach seinem Tode auferstehen. Befiehl also, daß man das Grab bewache, auf daß nicht etwa bei Nacht seine Jünger kommen und seinen Leib hinwegnehmen, und dann das Gerücht verbreiten, er sey von den Todten erstanden, und der lezte Irrthum ärger werde, denn der erste." Wer kann hier der Verwunderung sich erwehren, wie die ewige Vorsehung die Arglist der Bosheit vereitelt? Wie sie selbst die Anschläge der Bösen zu ihren erhabenen Zweken führt? — Hätte Pilatus den Priesterfürsten geglaubt und, ihnen zu gefallen, das Grab des HErrn selbst bewachen lassen, so hätte man, da er an ihrem Hasse gegen den Sohn GOttes nicht Antheil nahm, ihn wenigstens der Nachlässigkeit beschuldigen können. Es ließ demnach die heilige Vorsehung zu, daß dieser Mann, der als römischer Staathalter regirte, den Mördern des hocherlauchten Todten selbst die Befugniß ertheilte, Sein Grab bewachen zu lassen, auf daß die Bosheit verstummte oder nichts hervorbringen konnte, daß die gesunde Vernunft nicht offenbar beleidigte. — „Gehet hin, sprach Pilatus, und thut nach euerm besten Wissen."

Man kann sich denken, daß Leute, die von so wüthigem Hasse gegen den Gesalbten GOttes glühten, die mit solcher Gier über dieß schuldlose Opferlamm hierfielen, das selbst nach Seinem Tode ihnen noch furchtbar war, gewiß nichts unterliessen, die sichersten Anstalten zu treffen. — Wirklich thaten sie Alles, was menschliche Vorsicht nur nur ersinnen kann; sie wählten die tapfersten und treuesten Söldner, empfahlen ihnen die äusserste Wachsamkeit, und es kam ja nur auf einen Tag und zwei Nächte an; genau also auf so viel Zeit als erforderlich war, daß die Weißagung des Sehers in Erfüllung ginge, der verkündet hatte, der Heilige der Heiligen würde die Verwesung nicht schauen.

Allein was vermögen Menschen, wenn sie sich ermessen, gegen GOtt selbst sich aufzulehnen? Wahrlich nichts, als daß sie gegen ihren Willen Seine eigenen Absichten fördern. — Der dritte Tag erschien, und sieh, die Erde erbebt, Engel schweben vom Himmel herab, der HErr geht glorreich aus dem Grabe hervor; die erschrokenen Wächter ergreifen zitternd die Flucht und erzählen das unerhörte Ereigniß zu Jerusalem. — Wer schildert die Verwirrung, die peinliche Verlegenheit der Feinde des HErrn? Was werden sie wohl beginnen? Strenge sollten sie vor Allem die Wache bestrafen, die so sorglos gewesen war. Was thun sie aber? „Sie geben ihnen Geld, damit sie aussagen, daß in der Nacht, während sie schliefen, die Jünger gekommen wären und den Leib ihres Meisters davon getragen hätten." — Also stüzt die Leidenschaft sich auf schwankendes Rohr; Alles scheint ihr gut, und nichts ist so albern und abgeschmakt, das ihr nicht ein unüberwindliches Bollwerk gegen die drängende Wahrheit bedünkte. — Wie wäre es den Aposteln je in den Sinn gekommen, den Anschlag auf diesen erdichteten Raub zu fassen? Glaubten sie wirklich an die GOttheit Christi, so bedurfte ja ein GOtt ihrer schwachen Hilfe nicht; glaubten sie aber nicht daran, was fruchtet ihnen dann sein todter Leichnam? Nur einen traurigen Zeugen hätten sie daran gehabt, der ihnen deutlich bewiesen hätte, wie trüglich und getäuscht ihre Hoffnungen waren.

Doch gesezt, sie hätten diesen tollen Anschlag wirklich gefaßt, wo sollten die Schüchternen und Furchtsamen den Muth hernehmen, ihn auszuführen? Der Eifrigste und Muthigste aus ihnen hatte vor der schwachen Magd gezittert; und sie Alle hätten es mit einer Schaar bewaffneter Kriegsknechte aufgenommen? — Ja, aber diese Wächter schliefen? Nicht ein Einziger aus ihnen war wach? — Nicht ein Einziger! — Hatten sie denn nicht wenigsten Eine Schildwache ausgestellt? — auch diese Vorsicht hatte sie unterlassen! — Und kein Einziger aus ihnen Allen wäre über den Lärm munter geworden, den eine Schaar andringender Menschen in der tiefen Stille der Nacht nothwendig erregen muß? Alle Siegel hätten sie vom Grabmahle gewaltsam herabgenommen, einen schweren Felsstein ausgehoben und fortgewälzt, sich einen Eingang in die Gruft zu bahnen, und dieß Alles hätte geschehen können, ohne daß auch nur Einer der Wächter im Mindesten in seinem Schlafe

wäre gestört worden? — Das heißt fürwahr ein tiefer Schlaf, ein Todesschlaf, und dabei zugleich auch ein sehr bequemer und anhaltender Schlaf, denn er läßt den Aposteln alle nöthige Zeit, die Linnen alle nach einander loszuwinden, die den Leichnam des HErrn umwikelten, ihn von hundert Pfunden Spezereien zu lösen, die angewandt waren, ihn einzubalsamiren, das Schweißtuch und jene Linnen in Ordnung zusammen zu legen und endlich den Leichnam ruhig und bequem fortzutragen. Und dieß Alles geschah, ohne daß ein einziger Kriegesknecht darüber erwachte? Alle schliefen diese ganze lange Zeit hindurch sammt und sonders? —

Diese Söldner sind also fürwahr Zeugen einer sonderbaren Art; sie bezeugen, was sie, nach ihrem eigenen Geständnisse nicht wissen konnten, da nach ihrer eigenen Aussage Alles vorging, während sie schliefen! — Ziehet ab, ihr blinden und unbesonnenen Juden, spricht der heilige Augustinus; ihr selbst schlafet wohl, da ihr so unverschämt seyd, schlafende Zeugen anzuhören. Denn schliefen sie, was sahen sie da? Und sahen sie nichts, wovon sind sie denn Zeugen?

Verdient ja das Zeugniß dieser Wächter einigen Glauben, so ist dieß gewiß nicht hinsichtlich Dessen, was während ihres angeblichen Schlafes vorging und sie also nicht wissen konnten; wohl aber hinsichtlich Dessen, was sie ihrer Versicherung zu Folge, bei ihrem Erwachen gesehen haben, als sie vollkommen zu sich gekommen waren; nemlich, daß das Grab des HErrn offen und leer stand. — Also wird die Arglist betrogen, die menschliche Klugheit beschämt und hilft, selbst gegen ihren Willen, den Triumph der Wahrheit befördern. Alles, was die unerschöpfliche Bosheit der Juden ersann, die Glorie der Auferstehung des HErrn zu verdunkeln, diente nur dazu, sie selbst zu beschämen und dieß große Ereigniß in seinem vollen und unbezweifelbaren Glanze zu zeigen. Diese blinden Feinde fielen also in ihr eigenes Nez, und gaben durch die Maßregeln ihrer Vorsicht uns Waffen gegen sich selbst in die Hände, sie um so sicherer zu beschämen. Ihr Haß, der sich auf allerlei Weise zu helfen suchte, verfiel gerade auf ein Mittel, das wir selbst hätten wünschen können, die Auferstehung Christi ausser Zweifel zu sezen; denn durch dieß Zeugniß der Feinde des HErrn strahlt Seine hochherrliche Auferstehung im Glanze der Wahrheit, wie kein einziges welthistorisches Ereigniß. Eine Thatsache muß als erwiesen angesehen werden, wenn selbst der wüthigste Haß, der äusserste Neid, solche zu läugnen keine andern als schlafende Zeugen hat. Ein Ereigniß, dem nur schlafende Zeugen widersprechen, ist wahrlich unantastbar. — Was aber sollen wir für Zeugen anführen? Ein Wort genügte uns und nicht weiter dürfte man uns fragen. Schlafenden Zeugen stellen wir ermordete Zeugen entgegen.

Das Zeugniß der Jünger des HErrn ist nicht minder entscheidend; und dieß Zeugniß ist ebenfalls ganz neuer Art, da sie nichts weniger als geneigt waren, daran zu glauben. Der schmähliche und so unerwartete Tod ihres Meisters hatte äusserste Bestürzung und Schreken über sie gebracht. Ihre natürliche Schwäche und Furchtsamkeit war nicht nur weit entfernt, den Kriegesknechten sich zu widersezen; sie verbargen sich sogar vor den Juden und mieden jegliches Menschen Blik. Man kann sie nicht nur keiner Leichtgläubigkeit beschuldigen; sie verfielen sogar in den entgegengesezten Fehler. Die heiligen Frauen glaubten nicht an das Wort des HErrn, der Seine Auferstehung ihnen vorausgesagt hatte, was sogar die Pharisäer nicht vergessen hatten. In aller Frühe machten sie sich auf und wandelten mit Spezereien zum Grabmahle des Heilandes. Wozu Spezereien? Sollten sie nicht vielmehr dem Ueberwinder des Todes mit Oelzweigen und Siegespalmen entgegengehen? Indessen lohnt Christus dennoch ihre treue Liebe und erscheint ihnen; und sie eilen und künden den Aposteln, was sie gesehen haben.

Doch diese halten alle sehr ernsten Worte der frommen Frauen für eitel Träumereien. Kaum machte auch die Erzählung der beiden Jünger von Emmaus einigen Eindruk auf sie; sie erstaunten zwar, aber sie waren nicht überzeugt. Und Gott ließ das zu, damit alle künftigen Jahrhunderte sähen, daß die Apostel keineswegs glaubten, ohne daß sie überzeugt waren, und daß sie nur der

offenbaren Wahrheit sich fügten. Menschen wie die Apostel wollten nur ihren eigenen Augen trauen. Auch läßt der HErr zu ihrer Schwäche sich herab und erscheint mitten unter ihnen. Allein da erfaßt sie Schreken, und sie schweben zwischen Hoffnung und der Furcht getäuscht zu werden, und halten in ihrer Verwirrung ihren Meister für ein Gespenst. Er läßt sie Seine Wundmale berühren; und noch zweifeln sie. Da richtet der HErr sich nach ihrem Mißtrauen und fragt sie: Habet ihr etwas zu essen? Sie reichten Ihm eine Honigwabe und ein Stük gebratenen Fisches. Und JEsus speist mit ihnen; erinnert sie an Alles, was im Geseze, in den Propheten und in den Psalmen von ihm geschrieben steht; und sie glauben. Thomas jedoch ist dieß erste Mal nicht unter den Aposteln, als der HErr ihnen erscheint, und bleibt ungläubig troz der einstimmigen Erzählung aller Uebrigen; ja er spricht seinen Unglauben entschieden aus. Feierlich versicherte er, er werde nimmermehr an die Auferstehung des Meisters glauben, wofern er nicht die Wundmale der Nägel schaue und seine Hand in Seine Seite lege. Und sieh, JEsus erscheint eigens ihm zu Liebe, und der Apostel ruft aus: „Mein HErr und mein GOtt"! — Ist nicht dieser Unglaube des Apostels eine Stüze unseres Glaubens? — Noch als JEsus gen Himmel fuhr, verwies Er ihnen ihre Langsamkeit und ihren Hartsinn, zu glauben. Ein Heilmittel war dieß, das Er gegen unsere albernen Zweifel bereitet hatte. O des glükseligen Unglaubens, rufen die Väter aus, der zu dem Glauben aller Jahrhunderte wirkte!

Und vierzig Tage hindurch erscheint JEsus Seinen Aposteln, und als Er ihnen zum lezten Male erschien, waren gegen fünfhundert Jünger versammelt. Wer nach allem Diesem noch zweifelt, muß, wenn er sich zu glauben weigert, aller Vernunft entsagt haben.

Wirklich athmen auch nach so wiederholten Erscheinungen, die Apostel zu heroischem Muthe auf, und kühn erschallt ihre Stimme mitten in Jerusalem; und zwar richten sie ihre Rede nicht an das Volk, sondern an die Aeltesten Israels, an die Mörder des HErrn, und sie erklären, daß Christus von den Todten auferstanden ist; daß sie ihn gesehen, gehört haben, und hierüber nicht schweigen können. Was thun aber die Pharisäer? Sie ergreifen die Apostel, bedrohen und lassen sie mit Ruthen streichen, verbieten ihnen auch, nicht weiter von der Sache zu reden, hüten sich aber troz ihrer grimmigen Wuth sorgfältig, von der Entwendung seines Leichnams zu sprechen. Der Redner Tertullus, der seine ganze Beredsamkeit gegen die Apostel aufbot, geht mit eben dieser Behutsamkeit vor; woraus offenbar erhellt, daß die Pharisäer die Fabel von der Entwendung des Leibes Christi unter dem Volke hatten verbreiten lassen, ohne selbst daran zu glauben, da sie bei keiner Gelegenheit es wagten, dieser Entwendung zu erwähnen.

Eine feierliche Versammlung wird berufen, wobei alle Meister in Israel, Pharisäer, Sadducäer und Andere erscheinen; die Apostel werden vorgeführt und ohne Scheu sprechen sie sich aus: „Der GOtt unserer Väter hat JEsus, den Gesalbten von den Todten erwekt, Ihn den ihr ans Kreuz geschlagen und ermordet habet." Eine ganze Versammlung wird hier des Gottes-Mordes beschuldigt. Die Gewalt liegt in ihren Händen, und sie vertheidigt sich nicht. Gesteht sie nicht dadurch selbst ihr Unrecht und ihre Beschämung?

Doch gehen wir weiter in diesem Zeugen-Verhör; vernehmen wir zumal ihre lezten Worte, und sehen wir, ob nicht Foltern und Martern wenigstens Einige aus ihnen dahin vermögen, daß daß sie ihre Aussage widerrufen. — Nein; auch nicht ein Einziger aus ihnen widerruft. Alle, ohne Ausnahme führen sogar im Tode dieselbe Sprache und legen dasselbe Zeugniß ab; „C h r i s t u s i s t v o n d e n T o d t e n e r s t a n d e n." Mit Freuden steigen alle Apostel ins Grab, dadurch zu versichern, daß Christus glorreich aus demselben hervorgegangen sey. Alle liefen einem gewissen Tode entgegen, dem sie früher mit großer Aengstlichkeit ausgewichen waren. Sonach steht denn mein Glaube fest; und ich weiß nicht, wie ein Mensch, der der Vernunft nicht entsagt hat, noch einen Augenblik ansteht, zu glauben; denn hier

hören wir keine schlafenden, sondern solche Zeugen, die Blut und Leben für ihre Aussage ließen. —

Sieht der Ungläubige, daß es ihm nicht möglich wird, die Jünger des HErrn der Leichtgläubigkeit zu zeihen, so wird er sie, als Dessen Freunde und Jünger, wahrscheinlich der Lüge zeihen wollen. Nicht möglich wäre es jedoch, unrichtiger zu schließen. Wohl fühlte dieß der Welt-Apostel; deßwegen sprach er mit Zuversicht: „Glaubet ihr denn, daß wir es wagten als falsche Zeugen gegen GOtt aufzutreten, und ein Verbrechen auf uns zu laden, das auch sonst auf Erden uns Verfolgung und Leiden brächte? Wäre Christus nicht von den Todten auferstanden, und wir verkündeten Seine Auferstehung, so hätten wir nichts zu hoffen, wohl aber in Zeit und Ewigkeit alles zu fürchten; denn nichts Geringeres als den Fluch GOttes und der Menschen würden wir auf uns laden." Nie zeugte sich ein falscher Zeuge dieser Art, noch wird auch je ein solcher gefunden werden. Hatte nicht Christus Seinen Aposteln vorausgesagt, es würde Haß, Schmach, Verfolgung und Tod unter allerlei Gestalten ihr Antheil auf Erden seyn?

Wir wollen einmal den Fall sezen, die Apostel wären als falsche Zeugen aufgetreten und hätten die Auferstehung des HErrn geprediget, da dieser doch nicht erstanden wäre. Was hätten sie in diesem Falle gewonnen? Brachten sie nicht die Hölle wider sich auf, deren Dienst sie zerstörten? die Nationen der Erde, denen sie ihre Gözengebilde hinwegnahmen? den Himmel, gegen den sie falsches Zeugniß gaben? Wann aber haben je die boshaftesten Menschen irgend Böses gethan, ohne eine Absicht auf Gewinn dabei zu haben? Ungeheuern Gefahren und Verfolgungen gaben also in diesem Falle die Apostel sich Preis, mit Schmach und Martern war ihre Laufbahn besäet; Alles erhob sich wider sie, und keinen andern Gewinn hätten sie dabei gefunden, als jeden Tag in langsamen Foltern zu sterben, bis endlich ein martervoller Tod ihrem höchst unglükseligen Leben ein Ende gemacht hätte, das nur ein Vorspiel von den Strafen der ewigen Verdammniß gewesen wäre.

Das dritte Zeugniß ist das Zeugniß, das die Welt der Auferstehung Christi durch ihre Unterwerfung gab. Ein großer Streit erhob sich zwischen Zeugen der Auferstehung Christi und ihren, jüdischen sowohl als heidnischen, Widersprechern. Das menschliche Geschlecht stand als Schiedsrichter da, und zwar als ein Richter, dem eben so sehr daran gelegen war, ein solches Ereigniß nicht zu glauben, als den Aposteln selbst hätte daran gelegen seyn müssen, solches nicht zu verkündigen, wofern es nicht wahr gewesen wäre. Wendet man ein: die Apostel waren einfache Menschen, die man ohne sonderliche Mühe täuschen konnte; so wollen wir dieß für den Augenblik zugeben; wie aber war es ihnen dann möglich, ganze Völker zu betrügen? Sagt man dagegen, die Apostel waren so schlau, daß sie ganze Völker betrügen konnten, so frage ich dagegen: wenn sie so listig waren, wie konnten sie zugleich auch so albern und einfältig seyn, sich selbst betrügen zu lassen?

Wem wird es nicht klar, daß eben in der Einfalt der Apostel die ganze Kraft ihrer Zeugenschaft bestand? diese einfachen Menschen erzählten ein so unglaubliches Ereigniß mit aller Unbefangenheit der Einfalt, trugen es ohne Wortprunk, ohne den Schmuk einer hinreissenden Beredsamkeit vor; und sieh da, weise und hochgelehrte Männer verließen ihre Religion und glaubten an das Wunder der Auferstehung Christi, das von den einfachsten Menschen auf so einfache Weise vorgetragen ward.

Zwei Dinge sind hinsichtlich der Auferstehung des HErrn an sich unglaublich, spricht der heilige Augustinus. Es ist unglaulich, daß Christus auferstanden sey; und es ist unglaublich, daß die ganze Erde eine so unglaubliche Sache glaubte. Das erste dieser Dinge glaubst du nicht, doch siehst du das zweite. Die Auferstehung Christi wird nun auf der ganzen Erde geglaubt; ist sie aber nicht glaublich, wie glaubte sie denn die ganze Erde? — Wenn eine große Anzahl durch ihren Rang, ihre Talente und ihr Ansehen in der Welt ausgezeichneter Männer als Zeugen einer solchen Thatsache aufgetreten wäre, so wäre es minder erstaunlich, daß die Welt ihrem Zeugnisse sich gefügt hätte; hat aber die Welt, wie sie es denn

wirklich gethan hat, dem Zeugnisse einer geringen Anzahl einfacher Menschen von niedrigem Stande, ohne alle Bildung und Wissenschaft, sich ergeben, wie kann man dem Zeugnisse der ganzen Erde noch widerstehen?

Der heilige Chrysostomus sucht den Beweis der Auferstehung des HErrn nicht in der Redekunst, sondern in der Tiefe des menschlichen Herzens, und folgert daraus einen Schluß, der das Zeugniß der Apostel mit unüberwindlicher Kraft begründet. Denken wir uns, spricht er, einen Menschen, der alle Arten Verdienste in sich vereinige; ist er einmal begraben, so weihen wir seinem Andenken eine Thräne; bald aber geht dann die lebhafteste Theilnahme in Gleichgiltigkeit über. Verhält sich nun die menschliche Schwäche und Wandelbarkeit also gegen Menschen, die sie am Innigsten geliebt haben, wie weit leichter vergessen sie, nach seinem Tode, eines Menschen, den sie schon bei seinem Leben verlassen, geflohen, verläugnet haben; zumal wenn sie für ihn leiden sollen und ihm keinen andern Beweis ihrer Liebe geben können, als daß sie ihm das Theuerste, was sie auf Erden haben, ja das Leben selbst opfern?

Hatten etwa die Apostel eine andere Natur als die übrigen Menschen? — Wahrlich, Christus konnte in Seinem Leiden sagen: „Ich suchte zu meiner Rechten Jene, die sonst mich umgaben; meine Verwandten und Freunde, Alle haben mich verlassen!“ — Doch sieh, kurze Zeit hernach ist Christus ihnen nicht mehr jener Mensch, den Petrus verläugnet hatte; er ist der GOtt, vor dem alle Kniee im Himmel, auf Erden und in der Hölle sich beugen müssen; der allerhöchste Richter der Lebendigen und der Todten. — Und dieß sind die nemlichen Schafe, die der Tod des Hirten zerstreut hatte; abermal versammelt sind sie und zeigen sich mit unüberwindlicher Löwenkraft.

Die Apostel theilten die Welt unter sich, in der Absicht, daß alle Menschen ihrem HErrn und Meister die Huldigung brächten, die Seiner GOttheit gebührt; und bei der Allkraft ihrer Verkündigung empfanden die Herzen das tiefe Gefühl der Anbetung, die GOtt allein gebührt. — Fragt man, wie die Apostel so plözlich in andere Menschen umgewandelt wurden? — Christus hatte sie in einem Kleinmuth verlassen, der Alles befürchtet. Woher kam ihnen jener Eifer, den nichts zu erschreken vermochte? — Sie sahen ein größeres Wunder als Alle, von denen sie bisher Augen-Zeugen gewesen waren: sie sahen den gekreuzigten JEsus, der in himmlischer Herrlichkeit von den Todten auferstanden war.

Etwas zum Besten der Kirche und des Staates; oder Etwas aus meinem Leben.

Durchdrungen vom tiefen Schmerze über den Tod des Herrn Herzogs von Leuchtenberg, August, K. H.; betrachtend mit flehendem Blike die über Portugal schwer schwebende Hand des Herrn, und festhaltend die königlichen Worte Ludwigs: „Das größte Fest sey das, welches dem Wohle des Volkes frommet“, begab ich mich am zweiten Tage der heurigen hochheiligen Charwoche vorerst in die so betitelte schmerzhafte Kapelle bei München, und von dort auf den nahen Gottes-Aker, um in Gott und in Jesum Christum versammelt, meinem müden Geiste eine heilige Ruhe zu verschaffen. — Nachdenkend und dankbarst verehrend die unsäglichen Leiden und den bittern Tod unsers Erlösers, erglimmte in dem Innersten der Seele ein mein Herz beruhigender Trost: daß der bluttriefende Brautring, wovon anno 1827 in der Bauernzeitung S. 354 die Rede war, bereits auf bayerischen Gefilden schwebe, und — verbindend Kirche und Staat — thätig lebe!

Ich hatte Mühe, mich von diesen schwärmenden und schwärmerischen Ideen, die der troknen Vernunft und dem kalten Verstande nicht zusagen, loszuwinden; denn mein geistiger Vaterblik war nach meinem Sohne Ferdinand in Augsburg (!—:) und nach meiner Gattin, und nach meinen übrigen ferne von mir lebenden Kindern — mit sehnender Herzlichkeit — gerichtet!! — Aber bald erstarkte mich wieder die Gnade des Allmächtigen, und ich fühlte Freude darin, schon anno 1821 im Betreffe der Baumgartner'schen Papiere, im bayerischen National-Blatte

die Wahrheit und Gerechtigkeit des Herrn kund gegeben zu haben, nach 2. Kor. 4.

Ich begab mich nun mit dem Muthe eines beruhigten katholischen Christen meiner einsamen stillen Wohnung zu; da traf aber nun, — ich ich weiß nicht, ob durch Gott gelenkt, oder durch einen Zufall, mein eben nicht gewöhnlicher Heimkehrungsweg über den sogenannten Anger, wo die bürgerlichen Tändler meiner Vaterstadt, brave Herren und Frauen, verschiedene Verkaufs-Gegenstände feilbieten. — Gerne mustere ich daselbst den Vorrath alter Bücher nach, und erkaufe mir dort zuweilen selbst irgend eine Piece, deren Preis eben meinen sonstigen Verhältnissen entspricht. — Aber welch einen Schaz (nach Matth. 13. 44.) habe ich dießmal gefunden! — Ich will ihn nicht verbergen. —

Ich kaufte mir nemlich heute den 14. April 1835 folgendes Buch um 30 kr.: „Lebensregeln für die Jugend". Von einem Jugendfreunde. (Augsburg, bei den Gebrüdern Veith, Buchhändlern, 1792, 1793 et 1794) 4 Bändchen, wogegen das erste von der wahren Gottesliebe, das zweite von der aufrichtigen Nächstenliebe, das dritte von der geistlichen, und endlich das vierte Bändchen von der politischen Vorsicht handelt. Auf einem eingeschlossenen weißen Blatte stand sogar der würdige Name des frühern Besizers dieses vortrefflichen Werkes mit Folgendem: „Ex Libr. Fr. Placidi Reuser, Ord. S. P. Ben. in Weihenstephan".

Gar eine schöne Abhandlung über das Mitleid der Armen findet man im 2. Bändchen dieses Buches S. 211; und ich kann, um nicht zu ermüden, nur das ganze Werk selbst besonders Denjenigen empfehlen mit den Worten 5. Moses Kap. 32 V. 29, welchen die Vorsehung Mittel an die Hand gegeben hat, wenigstens die künftige Jugend zu bewahren!

Altersbestimmung einiger Thiere.

Der Steinadler	über	80	Jahre
Der Rabe	gegen	100	—
Der Papagei	über	70	—
Der Falke	über	150	Jahre.
Der Pfau	gegen	20	—
Der Stiegliz	gegen	18	—
Die Amsel	über	18	—
Der Zeisig	über	12	—
Der Löwe	über	30	—
Das Kameel	über	80	—
Der Elephant	gegen	200	—
Das Pferd	gegen	36	—
Der Stier	über	15	—
Der Hirsch	über	24	—
Der Fuchs	über	8	—
Das Schwein	über	15	—
Der Esel	gegen	20	—
Der Hund	über	18	—
Die Ziege	über	7	—
Das Schaf	gegen	9	—

(In Frauendorf ist ein noch rüstiges Mutterschaf mit 15 Jahren.)

Ueber diesen steht der Mensch, dessen Leben man auf 30 Jahre rechnet, davon die Ruhe abgerechnet! Wie schwach erscheint er; und ist ihr Herr und einem höhern ewigen Leben bestimmt.

L. N.

Mittel bei Verrenkungen in Gelenken des Viehes.

Bei Verrenkungen im Buge oder andern Gelenken, reibt man Morgens und Abends Kien-Oel und Ziegelmehl mit Nachdruk ein. Das leztere dient nur zu einem mechanischen Mittel, die Schweißlöcher der Haut zu öffnen, damit das erstere besser eindringen könne.

Dem Sterzwurme abzuhelfen.

Der Sterzwurm ist eine Frühlingskrankheit, wobei dem Rindviehe ein Stük vom Schwanze abfällt. Man schlizt die Spize des Schwanzes mit einem Messer, doch nur längs der Haut auf, so eitert sich die Wunde heil. Das Uebel entsteht von der Winternässe des Stalles, und fängt sich von der Spize der Schwanzrippe an, davon sich ein Gelenk nach dem andern ablöset.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

A r m u t h.

Freund! der du die Noth und Klagen
 Armer stets zu lindern säumst,
Und von lauter goldnen Tagen,
 Prunk und Menschen Ehre träumst.
Kehre ein in eine Hütte,
 Die mein Pinsel treulich malt,
Ob dir nicht beim ersten Schritte
 Schauder durch die Seele wallt.

Thüre öffne dich! und Jammer
 Tritt entgegen diesem Blik,
Welcher hier in deiner Kammer
 Träumte lauter Lust und Glük,
Schauderst du? und willst zurüke?
 Ekelt dir? Wie, wankest du?
Kehrtest dem gehofften Glüke
 Gerne blinde Augen zu?

Die gebräunte Wand vom Rauche
 Und der nakte Stuhl daran,
Rauche Betten zum Gebrauche,
 Und als Licht ein Fakelspahn,
Mattes Glütlein in dem Ofen,
 Wo die Mutter zitternd spinnt —
Daß sie, unter Furcht und Hoffen,
 Nahrung für den Tag gewinnt.

Kindlein nagen an dem Knochen,
 Der vom Tisch des Prassers fällt,
Den als Abfall von dem Kochen
 Manche Köchin aufbehält,
Und ihn nicht den Hunden reichte:
 Weil des Stophels Kinder Noth
Mehr doch noch ihr Herz erweichte,
 Gab den Hunden sie nur Brod.

Die Kartoffel — Lekerbissen —
 Steh'n im Schüßlein auf der Bank,
Die der Vater soll geniessen,
 Der dort liegt im Bette krank.
Und der Arzt gab ihm ein Gläschen
 Arznei — ach — die Mutter weint:
Leer ist schon das Vorraths-Kästchen,
 Die zehn Groschen weg, wie's scheint.

Großer Gott! Du Allerbarmer!
 Bist du nicht auch Vater hier!
Scheint es, daß ich doch — ich Armer,
 Ganz verlassen bin von dir!
Ruft der Vater in die Zähre,
 Und die Kinder lallen drein:
„Vater! Mutter! höre, höre!
 G'hört dieß Brötlein hier nicht mein?"

Freund! der du die Noth und Klagen
 Armer stets zu lindern säumst,
Und von lauter goldnen Tagen,
 Prunk und Menschen-Ehre träumst,
Kehre ein in diese Hütte,
 Die mein Pinsel treu gemalt,
Ob dir nicht beim ersten Tritte
 Schauder durch die Seele wallt.

Solche Szenen kannst du finden
 Immerdar — kein Paradis
Wird sich deinem Aug' verkünden,
 Das du träumst. Nicht klar und süß —
Fliessen alle Lebensströme:
 Trüb wälzt sich des Armen Fluß
Ueber Schlamm und Schiksals-Dämme;
 Nicht durch Gold und Wollgenuß.

B o n r a t h.

B e k a n n t m a c h u n g.

Das Anwesen des Georg K r o m p a ß, Wirth zu M a d, wird auf Anrufen eines Hypothekar-Gläubigers öffentlich verkauft, und zum Verkaufe in der Landgerichts-Kanzlei auf

d e n 30. M a i u m 9 U h r M o r g e n s

Commission angesezt.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Zahlungsfähige Käufer werden hiezu eingeladen.

Signat. 30. März 1835.

K ö n i g l. b a y r. L a n d g e r i c h t V i l s h o f e n.

D e s c h.

B e k a n n t m a c h u n g.

Das sämmtliche Anwesen des Bräuers Anton S a i l e r in H o f k i r c h e n, mit dem dazu gehörigen Braurechte, und der zur Brauerei nothwendigen Einrichtung, dann den sämmtlichen Wohn-, Brau- und Oekonomie-Gebäuden, mit den vorhandenen Gärten, Hopfen-Anlagen, Feld-, Wies- und Holz-Gründen, für eine Summe von 11,961 fl. gerichtlich geschäzt, wird im Exekutionswege öffentlich zum Verkaufe ausgeboten, und zwar

D i e n s t a g d e n 30. J u n i d. J s. u m 10 U h r M o r g e n s

in hiesiger Landgerichts-Kanzlei.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Die nähern Kaufsbedingungen werden am Verkaufs-Tage bekannt gemacht.

Signat. 9. April 1835.

K ö n i g l. b a y r. L a n d g e r i c h t V i l s h o f e n.

D e s c h.

In Commission bei Fr. P u s t e t in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 18. 3. Mai 1835.

Von der Vertilgung der Maikäfer.

Unter den vielen Mitteln über die Vertilgung der Maikäfer, welche theils im Obstbaumfreund, theils in der Gartenzeitung aufgenommen worden sind, verdiente gewiß auch folgender Aufsaz, (entnommen aus einem Buche, welches über die Haus und Landwirthschaft handelt, dessen Titelblatt aber fehlt) sein Pläzchen.

Der Maikäfer (Scarabaeus Melolontha Linné) verursacht als fliegendes Insekt den blühenden Bäumen, und als Larve der Kornsaat in den Feldern und den Gartengewächsen wie auch den Wurzeln junger Bäume ungemein großen Schaden.

Viele Oekonomen wissen nicht einmal, daß der weiße dike Wurm mit den starken Freßzangen, den der Landmann Glime, Engerling nennt, und den der Pflug oft ins Taglicht bringt, die Larve des Maikäfers sey, und daß sie, wenn sie ein Paar solcher Engerlinge tödten, in denselben eine zahlreiche künftige Brut von Maikäfern vernichten.

In der That ist nichts mehr zu beklagen, als daß sich die Oekonomie um die Naturgeschichte der Insekten, die ihnen den meisten Schaden thun, am Wenigsten bekümmern, da sie doch eben aus ihrer Naturgeschichte die Mittel, ihnen beizukommen, lernen sollten. Denn was hilft es, wenn sie auch in einem Monat Mai ganze Fäßer voll Maikäfer vertilgen, und nicht an die Larve denken, die ihnen vier Jahre lang in der Erde, den größten Schaden gethan und das Aufgehen einiger tausend Mezen Korn gehindert haben.

Ueberdieß ist das nicht die einzige Generation, die sie in diesem Maimonat vertilgen. Es ist nur die, deren Rekruten-Korps vor 5 Frühjahren zuerst aus den Eiern kam. Also folgen auf diese im künftigen Frühjahre wieder andere, zu denen die Mannschaften jezt noch im Hinterhalt der Erde liegen, und sich mit Abfressen der Getreidewurzeln beschäftigen.

Verdient das in Ansehung der Oekonomie keine Aufmerksamkeit? Es gibt fast kein Insekt, welches als Larve und Insekt so vielen und als Larve einige Jahre hindurch so langen Schaden thäten.

Lassen sie uns einmal eine Generation von Maikäfern in ihrer Fortpflanzung und Lebensart als Larve und Insekt begleiten, und zugleich darüber nachdenken, ob es nicht möglich sey, jährlich einige Mittel zu ihrer Vertilgung, wenigstens doch zu ihrer Verminderung, anzuwenden.

Es sind über die Sache verschiedene Schriften, sogar gekrönte Preisschriften, herausgekommen, und die Larve sowohl als die Maikäfer wirthschaften noch immer in unsern Aekern, Gärten und Wäldern wie zuvor. Woher mag das kommen? Meines Erachtens scheint man sich mehr um die Naturgeschichte des Insekts bekümmert, als solche gehörig mit der Oekonomie verbunden, und daraus die Mittel zu ihrer Vertilgung entlehnt zu haben.

Der Maikäfer kommt im Mai aus der Erde hervor, und es sieht possirlich genug aus, wenn man ihn aus den Gartenbeeten oft halb aus der Erde hervorragen sieht. Er bleibt bis zu Ende des Julius, wofern die Witterung günstig ist; dann aber stirbt und verschwindet er auf Einmal gänzlich. Dieß Verschwinden geschieht aber öfters schon im Mai, wenn dieser noch außerordentlich kalt ist und besonders starke Nachtfröste einfallen.

In dieser Zeit, wenn sich der Maikäfer zur

Abreise fertig macht, legen die Weibchen eine große Menge Eier auf dem Felde, in den Wiesen, in den Gärten, in die Erde, besonders in den Mist des Rindviehes und der Pferde. Am Häufigsten findet man sie in den Brachäkern und im troknen ruhig liegenden Lande; denn der Larve ist nichts so zuwider als die Feuchtigkeit. Daher man sicher rechnen kann, daß das 4te oder 5te Frühjahr nach einem sehr kalten, feuchten, regnigten Mai des vorhergegangenen 4ten oder 5ten Frühjahres, wenig Brut bringen werde; denn sie hat wegen der Nässe nicht aufkommen können. — Wir murren oft über einen kalten und regnigten Mai und sehen nicht ein, daß uns dadurch blos in Absicht der Maikäferbrut, nach 5 Jahren, viele tausend Mezen Getreide erspart werden. So wird uns das nach 5 Jahren Wohlthat, was wir vor 5 Jahren als Strafe fürchteten! Wie kurzsichtig ist doch der Mensch! Wie, wenn die göttliche Vorsehung nicht unser Vormund wäre?

Aus den Eiern kommen die jungen Larven, welche gewöhnlich 4 Jahre unter der Erde bleiben und sich blos von Wurzeln nähren. Ihre Farbe ist weißgelblich. Sie zeigen sich stets in einen krummen Zirkel, daß der Kopf zwischen den Beinen liegt. Dieser hat vorn einen braunen hornartigen Schild, damit er bei dem Wühlen in der Erde nicht verlezt werde. Mit den Freßzangen kann diese Larve starke Wurzeln abbeißen. Wenn sie ihre Größe erreicht haben und sich bald verpuppen wollen, sind sie 15—18 Linien, also auf anderthalb Zoll lang und Fingers dik.

Diese Larve zehrt vom Frühlinge bis zum Herbst in der Erde. In der ersten und zweiten Jahreszeit stekt sie kaum ½ Zoll tief unter der Erde. Sollten sich das die Oekonomen nicht merken? Die Natur hat ihnen in diesem Umstand selbst ein Mittel angewiesen, ihnen leicht beizukommen. Beim Anfange des Winters geht sie tiefer, und bei strenger und lange anhaltender Kälte gräbt sie sich wohl 10—12 Zoll tief, auch wohl noch tiefer ein, so tief nemlich die Kälte in den Erdboden dringt. So wie ihr dieser auf den Leib geht, so fliehet sie tiefer. Sobald sie nachläßt, rükt die Larve wieder vor, und wenn der Erdboden im Frühjahre ganz frei von Frost ist, so kommt sie der Oberfläche näher und fängt ihre Verwüstungen aufs Neue an.

Das Schlimmste ist, daß sie sich mit den Wurzeln der Herbstsaat nicht begnügen läßt, sondern auch alle Arten des im Frühjahre erst gesäeten Getreides wegfrißt und so der Oekonomie doppelten Schaden zufügt. Was kann der Oekonom nun machen, wenn er sie einmal in seinen Saatfeldern hat? Dann sind alle Anstalten, alle Mittel vergebens. Ehe man die Felder bestellt und zur Einsaat zubereitet, sollte man sie zu vertilgen suchen.

Dieß nicht allein. Diese Larve ist auch ein erklärter Gartenfeind, weil sie der jungen Obstbäume besonders in den angelegten Pflanzschulen nicht verschont. Sie wird im Frühjahre durch den reichlichsten Saft, der alsdann in die Wurzel tritt, dahin gelokt.

Wie groß endlich der Schaden sey, wenn im Mai die Maikäferarmeen alle Bäume, Heken und Sträucher belagern, wird Jedermann aus der Erfahrung wissen. Wie sieht es in manchem Eichenwalde aus, wenn das Frühjahr diesen Laub-Verderbern recht günstig gewesen ist?

Nun zu den Vertilgungsmitteln der Maikäfer selbst.

Die Vertilgungsmittel der Maikäfer sind nicht von einerlei Art. Anders müssen die Mittel zur Vertilgung der Larve, anders zur Vertilgung des fliegenden vollkommenen Insekts oder des Maikäfers selbst seyn.

Was die ersten betrifft, so sind diejenigen für die sichersten zu halten, welche ihren Zwek am Leichtesten und Bequemsten erreichen und die Larve in ihrer Oekonomie, ohne viele Umstände, gänzlich vernichten. Da sie, wie oben gesagt wurde, im April und Mai, im September und Oktober kaum einen ½ Zoll tief unter der Erde stekt; so ist sie auch durch dieses Pflügen am Leichtesten herauszubringen. Die Erfahrung lehrt es, und die Natur weiset selbst darauf. Der Pflug bringt um diese Zeit viele Hunderte heraus. Die Raub-Vögel lösen sie ab; aber der Knecht geht ganz gelassen hinter dem Pfluge her und sieht sich nicht

nach Dem weiter um, was hinter ihm vorgeht. Sein Herr bekümmert sich eben so wenig darum. Wenn er einige außerordentliche Kosten anwenden soll, wovon er den Nuzen erst in der Zukunft erwarten muß, so ist er taub und gleichgiltig.

Es könnte dieses ein ergiebiger Nahrungszweig der Armenkasse jeden Ortes werden, wenn die armen Kinder und überhaupt so viele müssige Strassenläufer angehalten würden, in diesen Jahres-Zeiten hinter dem Pfluge herzugehen und die ans Tagelicht gebrachten Glimen aufzusammeln. Es könnte bei dieser Gelegenheit manches andere schädliche Wurzelinsekt, das dem Getreide Schaden thut, mit vertilgt werden.

Nach dem Pflügen müßte sogleich eine Umakerung mit einer schweren Egge erfolgen, welche die zurükgebliebenen Larven herausbringen würde, worauf dann die ganze Sammlung verbrannt werden könnte. Geschähe dieses einstimmig auf allen Nachbarschaften mit absichtlichem Fleiße, in jedem Frühjahre und Herbst: man würde die Vortheile dann bald wahrnehmen. Allein damit ist es noch nicht ausgemacht. Der größte Feind kommt im Mai in unzählbaren Armeen. Auf diese müßte jeden Orts ein Generalsturm geschehen. Werden diese getilgt, so ist man viele Jahre vor ihrer Brut sicher. Denn die, von so vielen tausend Weibchen in die Erde gelegten Millionen Eier, müssen die zahlreichste Nachkommenschaft bringen.

Der Sturm muß gleich angehen, sobald die vollendeten Käfer aus der Erde kommen. Wegen ihrer Gefräßigkeit werfen sie sich gleich schaarenweise auf die jungen Pflanzen, Heken und Bäume. Hier müßte wieder die Armenkasse ihre Leute ausschiken, sie zu sammeln und wenn die Oekonomen kleine Prämien für müssige Leute aussezen wollten, so würden sie dafür große Prozente gewinnen.

Die beste Zeit, die Käfer anzugreifen, ist früh beim Aufgang der Sonne. Die Natur hat hier wieder Winke über Winke gegeben; denn von der nächtlichen Kälte sind sie noch ganz betäubt und wegen des starken Thaues getrauen sie sich nicht, die Flügel zu entfalten. Man kann sie bei Tausenden abschütteln, auf einen Haufen bringen und verbrennen. Eine andere eben so schikliche Zeit ist die wärmste Mittagsstunde, in welcher sie sich zu begatten pflegen. Dieß Geschäft dauert sehr lange, und oft einige Tage, wo sie dann so ermattet sind, daß sie bei der geringsten Erschütterung der Bäume herunterfallen und gesammelt werden können.

Verschiedene Oekonomen pflegen ihre Hühner hinter dem Pfluge hergehen zu lassen, welche sich von den Engerlingen ordentlich mästen sollen. Hanf ins Land gesäet, vertreibt die Larven, weil alle Insekten dieses Kraut zu fliehen pflegen. Sehr gut wäre es auch, wenn die Oekonomen und Gärtner den Mist nicht eher auf das Land und in die Gärten brächten, als bis er völlig verfault wäre. Dann sind auch schon die Mai-Käfer getödtet. Der frische Mist aber müßte vor dem Winter ausgeführt und gleich untergepflügt werden.

Wenn die Hühner bei einem reichen Mai-Käferfraß viel stärker legen sollten, so wäre es ja auch ein Vortheil, sie damit zu füttern. Und wie viele würden nicht durch die Hühner in Dörfern und Städten vertilgt werden?

Pfarr S.....heim. J. P.

Ueber Empfindelei an empfindsame Seelen.

„Wir finden unter den edlen und ungebildeten Ständen keinen ausgebreiteteren Fehler, als den der Empfindelei oder die Neigung der Seele, etwas Unwichtiges in Wichtigkeit überzutragen und auf sich in der negativen oder bösen Seite anzuwenden, welches sehr gefährlich ist."

Ueber diesen Eingang nun einige Erklärungen laut werden zu lassen, sey mir gütigst erlaubt; denn Krankheiten sind immer um so gefährlicher, je akuter und verstekter sie sind, und Geist und Körper zugleich affiziren, was bei der Empfindelei besonders der Fall ist.

Empfindelei ist eine Neigung der Seele. — diese Neigung wurde der Seele beigebracht — durch unrichtige Erziehung. Dazu rechne ich Alles, was auf die Seele, so lange sie noch nicht fest steht in Charakterwürde menschlicher Pflichten, Einfluß

hat. Die Erziehung erstrekt sich daher oft bis zum 30. oder 40. Lebensjahre, und manchmal wohl auch weiter, bis man mit dem Tyrolerschnappen hört. Die Erzieher sind Ammen, Väter, Umgebung, Bücher, Welt, Amt. Dadurch bildet sich die Seele, und wer immer Lob hört, sich hierauf träumen läßt, er sey Jupiter, während er blos Stier ist, und auch noch durch Zufälliges Eitelkeiten ausüben darf — der hat in seiner Seele den ewigen schreklichen Hang, zu empfindeln. Weh Dem! Denn er ist für Lebensruhe, Ehre in den Augen Bescheidener, für Größe, indem er nicht mehr „Marschall vorwärts" hört und für viele andere erfreuliche Dinge verloren; ja, was noch mehr ist, er wird seine Söhne und alle Jene auch dazu verleiten, mit seiner lasterhaften Schönheit einimpfen und der Verführung so die mächtige Pforte leichten Einganges öffnen. Es sey ferne von mir, Gefühl für Edles, z. B. Ehre, Gott, Vaterland u. s. w. tadeln zu wollen; nein, ich lobe vielmehr Alle, welchen das Glük dieß Gefühl gegönnt hat, verachte aber alle jene eitlen Dinger, welche in ihrer Empfindelei beständig aufbrausen, und einem Hafen mit siedendem Wasser gleichen, welches immer Wellen wirft, verdunstet, vertroknet oder zerspringt, und da gibt es nur Rettung im Erlöschen des Feuers, obwohl es nur Wasser ist.

Empfindelei nimmt Unwichtiges von wichtiger böser Seite. — Ich war einmal in einer Gesellschaft, und theilte Tabak aus, gab aber nach der Nähe und schoß dadurch in den Augen eines Empfindelnden einen gewaltigen Bok. Ich dachte, es liegt wenig daran, wer unter gleichen Leuten zuerst zugriffe; er aber meinte, der Tabak seines Griffes hätte schon nicht mehr die Essenz der frühern Prisen, und ließ es mir durch einen Gänsekiel entsezlich fühlen. So geht es überall; und wer könnte sich vor solchen Narren genug hüten, da diese lose Neigung auch in Hütten Kolonieen angelegt hat, und bei Leuten, welche gebildet seyn wollen? Der empfindelnde Gärtner wir zulezt noch wollen, daß die Rosen ihm den ersten Geruch spenden, die Georginen ihm beim Vorübergehen jederzeit Komplimente schneiden, und dann erst ein Fremder oder Bescheidener zum Handkusse kommen dürfen. Der empfindelnde Schiffmann wird auch noch das Seil abschneiden, da es auf des Unterknechtes Kraft sich eher vom Felsen losschwang, als durch seine von Empfindelei verwündete Herrenhand. Der empfindelnde Lehrer wird eine schlechte Note eintragen, weil sein Herr Adspirant, wie er sich hämisch zu äussern beliebt, den Hut nicht bis unter die Kniebeuge beim Morgengrusse geschoben hat. Und doch ist daran kein böses Haar. Vielmehr fände sich ein besserer Mensch veranlaßt, für Korrektur, Hilfe, Ruhe rc. schönstens zu danken; und ich wüßte wahrhaft nicht, wie ein Empfindelnder anders noch zu retten wäre, als durch Kälte. Er sieht, was nicht ist, und übersieht, was er sehen soll. Er zeigt schon dadurch, daß er in Bezug auf Lebensweisheit und Güte weit unter dem sogenannten Pöbel stehe, wenn er auch nochmal vorbringen möchte, daß er viel gelesen, gut studirt, schön gedichtet habe rc. Ich muß wahrhaft bekennen, die Empfindelnden sind den Menschen die gefährlichsten Geschöpfe; sie sind ihre Kreuziger, ihre boshaften Narren, ihre gelehrten Verleumder, ihre unruhigen Rathgeber, ihre dienstwilligen Zerstörer. Ach! und gibt ihrer so viele! —

Empfindelnde schaden sich selbst. — Empfindelei, ein Stiefkind des Neides, untergräbt nicht nur die schäzenswerthe Gesundheit, den heitern Sinn; die zufriedene Laune, das großartige Gefühl, den redlichen Eifer, das sichere Urtheilen und viele andere schöne, nüzliche und nothwendige Prädikate eines deutschen Gemüthes in Recht und Liebe; sondern macht auch eine üble Meinung in Anderm, und arges Blut, und Verdacht, und Kälte, und Geringschäzung, und Genugthuung und Absonderung, und noch mehr. Ja! wer möchte auch einen Empfindelnden lieben, beschüzen und ehren können? Wer möchte ihn bedauern, wenn er eigensinnig an seinem Glüke sich versündiget? Wer möchte ihn aus der Mitte des Stromes mit sichtbarer Gefahr retten, in den er sich stolzirend geworfen? Wer hätte die Augurgabe, seine Pläne von Weitem zu beobachten, die er ränkevoll schon längst geschmiedet hat? Nur rathen kann man

ihm wohlmeinend, was auch hier geschah, eines theuern Freundes wegen. Es geschah öffentlich, weil die Empfindelei sich in zahllosen Menschen verbreitet und wahrlich sehr gefährlich ist. —

Wir wissen Alle, daß das Gute nicht oft genug gesagt, gewünscht und die Ablegung des Unvollkommenen nie zu oft angerathen werden kann. Dieß mögen besonders Jene beherzigen, welche auf Andere besondern Einfluß zu haben glauben.

Ueber die Verschönerung der Dörfer.

Die Verschönerung der Dörfer dürfte, zumal in einem Zeitalter, worin so beträchtliche Summen an prunkende Gebäude, an verschiedene Anlagen — an Alles, was schön und nüzlich ist, verwendet werden, einen nicht unwesentlichen Theil der Landwirthschaft ausmachen.

Der Landmann watet noch immer auf kothigen, durch Pfüzen unterbrochenen Wegen seinen Wohn- und Wirthschaftsgebäuden zu, und in manchem Dorfe schattet kein grünender Baum, unter welchem der Müde ruhen, und des Sonntags sich mit den Seinigen und den Nachbarn erholen könnte.

Verschönerte ländliche Gebäude können zwar nicht gefordert werden. Denn dieß hängt nur allein von dem individuellen Wohlstande der Bewohner und dem verbesserten Geschmake der Handwerksleute ab; aber die Verschönerung des Allgemeinen, des innern Raumes der Dörfer und ihrer nächsten Umgebungen ist stets ohne große Anstrengung und bedeutende Opfer möglich. Die Natur selbst hat an den meisten Orten vorgearbeitet, und man dürfte ihr nur durch einige Kunst zu Hilfe kommen, um die Existenz des so nüzlichen Theils der Menschheit zum Angenehmen zu erheben.

Diese Verschönerungen beruhen auf der Verbesserung der Dorfwege und dem geschmakvollen Anpflanzen von Fruchtbäumen und Sträuchern.

In Gegenden, wo Kies in einer geringen Tiefe gefunden wird, (und die nicht selten sind) findet die landartige Herstellung der Wege leicht Anwendung. Man dürfte die Fahrwege und Fußsteige mit diesem Material erhöhen, zu ihren Seiten, wo es nöthig ist, Gräben anlegen, und einen oder mehrere Wasserbehälter, um das etwa aus nahen Quellen fliesende, die Wege zerstörende Wasser aufzufangen, ausgraben lassen. Diese Behälter können oft bei einer Feuersgefahr von ausgezeichnetem Nuzen seyn, und zugleich zum Tränken des Viehes dienen. Endlich dürfte man dem Landmanne die Verunreinigung der Dorfwege durch die aus den Stallungen fließende Jauche untersagen.

Das geschmakvolle Anpflanzen dürfte in vielen Dörfern deßhalb anwendbar seyn, weil in ihnen nicht selten breite Strassen und freie Pläze vorhanden sind. Aller innere freie Raum dieser Dörfer könnte dann in Rasenpläze umstaltet, und diese wo möglich nur mit Obstbäumen bepflanzt werden. Diese Obstbäume könnten durch Heken von fruchttragenden Sträuchern vor dem Anfalle geschüzt und auf diese Art die traurigsten Ortschaften durch Zustandbringung einer Art von kleinen englischen Gartenanlagen in einen angenehmen, lachenden Wohnplaz umwandelt werden; besonders, wenn die löblichen Ortsobrigkeiten, die Seelsorger und Schullehrer darauf Einfluß nehmen, die allenfalls sich ergebenden Hindernisse zu beseitigen trachten, und jeden Familienvater auffordern würden, bei den wichtigen Ereignissen in seiner Familie, z. B. bei Kindtaufen, irgend einen Frucht tragenden Baum oder Strauch in diese Anlagen zu pflanzen und dessen Pflege zu übernehmen.

Endlich würde abgesehen von der Verschönerung dem Landmanne unvermerkt die Liebe zum Obstbaue eingeflößt und überdieß noch der Vortheil herbeigeführt werden, daß einst durch den Verkauf des Grases und der Früchte der Gemeinde, oder allenfalls dem Ortsarmeninstitute eine nicht geringe Einnahmsquelle eröffnet werden könnte.

R. Mäyerhöffer.

Allgemeine Säze und Einfälle.

Die Welt hat nicht mehr Traurigkeit, als womit sie von andern Seiten überschüttet wird.

Der Mensch erträgt nicht so viel Bitterkeit

durch das harte Schiksal selbst, als durch die Art und Weise, wie er das Schiksal auf seine Schulter legt.

Es gibt gewisse Menschen, die bei einer halben Maß Bier Majestäts-Beleidiger werden, aber bei einer Maß Wein die getreuesten Fürsten-Freunde.

Wenn ein ganzes Volk von Bedrangnissen verschiedener Art heimgesucht und geplagt wird; dann sollen Regenten Götter seyn.

Regirungen können nicht alle Uebel abwenden, verhüten und heilen; genug geschieht, wenn die Zahl der Unzufriedenen nicht vermehrt wird.

Jene häusliche Erziehung, welche frevelnd und hohnlächelnd dem religiösen und moralischen Schulunterrichte widerspricht, zerstört in den Kindern alles Vertrauen und alle Tugend, und gräbt der Nation eine heimliche Grube.

Am Altare steht der Priester, am Throne der Regent; und doch können sich beide, wenn sie nur wollen, gar leicht die Hand zum wahren Segen des Volkes reichen.

In dem irrigen Begriffe über und von der ächten Zufriedenheit, liegt der Grund der Unfriedenheit Einzelner und ganzer Völkerschaften.

Eine Aufklärung, die in das Heiligthum der Religion und Kirche hinein wizelt und krittelt, bereitet Regirern und Regirten eine irdische Hölle.

Seit 60 Jahr bejammerte man die so betitelte Dummheit der Völker; und jezt beweint man die zu vorschnell gewordene Aufklärung.

Leichter umsegelt man eine ganze Welt, als man Völker beglüket.

Wenn der moralische und religiöse Spiegel der Großen der Erde dunkle Fleken ersehen läßt, dann erblikt man, unter dem gemeinen Volke besonders, nur Ruß.

Mit großer und lohnender Wißbegierde ist man auf meteorologische Sammlungen und Beobachtungen u. dgl. bedacht, aber die wichtigsten — die historischen — werden versäumt.

Ein Volk ohne Religion gleicht einem wunderschönen Palaste ohne Dach.

Unsere heutigen Revolutions- und Faktions-Männer ähneln mit ihrem Patriotismus und mit ihrer vorgeblichen Beglükungssucht den herzlosesten und unersättlichsten Wucherern.

Seitdem so Viele daran arbeiten, Alles beglüken zu wollen, hat das wahre Glük Urlaub genommen.

Wir kennen zwar die so vortreffliche Erziehungs-Methode der Jesuiten: aber wir scheuen die Jesuiten selbst; — warum aber eigentlich? — Diese Frage gründlich zu beantworten, hat noch Keinem gelungen, und wird auch Keinem gelingen. — Man lobt gar oft das Werk, aber von dem Meister will man nichts hören und wissen, ohne sich eigentlich und mit reinem Gewissen darüber äussern zu können.

Jezt leben wir in einer Zeit und Art geistig-babylonischen Thurmbaues; — kaum versteht Einer den Andern mehr; weil uns die Sprache der Kirche nicht mehr verständlich erklingen will.

Sonst hieß es: das Leben ist ein Traum, und man schlummerte ruhig und Niemand störend dabei. — Jezt erscheint aber das Leben nicht mit heiligem Ernste, sondern als Werk beunruhigender Phantasie — und Alles störend.

Wenn Schüler Weisheit predigen und lehren wollen, dann unterliegen die wahren und ächten Lehrer dem blutenden Schmerze, und ein solches Volk geht über kurz oder lang, aber endlich gewiß, unter.

Wer wahre Freiheit kennen lernen und üben will, der suche sie in den Gesezen der Religion und Vernunft.

Dort, wo menschliche Weisheit gleichsam überstrozet, findet man meistens auch eine große Leere des Herzens, wenig oder gar keine Empfänglichkeit für das Reingöttliche.

Der Ahnen-Stolz unserer Vorfahren bestand in der Religion; die Hoffart unserer Zeit im wilden Sinnengenusse, der das Auge bei Zeiten mit Blindheit für das Himmlische schlägt.

Ohne Würdigung wahrer Verdienste erbleicht und weicht die Tugend von Einzelnen und ganzen Völkerschaften, besonders in einer Zeit, wo man ungestört dem Erhabensten Unterdrükung, Verfolgung, Hohn und Spott entgegensezen kann. Gott selbst hat der Tugend jenseits Lohn vorbehalten.

Das Fleisch sonderlich im Sommer lang zu erhalten.

Eine bewährte Art in der heißen Sommer-Zeit das Fleisch acht bis vierzehn Tage ohne Fäulniß zu erhalten ist diese: Daß man dasselbe in abgenommene saure Milch legt, und diese den ersten Tag zweimal, hernach aber täglich abgießt und erneuert. Es ziehet selbige das Blut aus, und macht das Fleisch mürbe, läßt ihm aber seinen natürlichen Geschmak, auch sogar in der Brühe, wenn es vor dem Kochen wohl in frischem Wasser abgewaschen worden. Ja wann es schon einigermassen angelaufen ist, benimmt ihn die Milch solches wieder, wenn sie auch nur eine Nacht darüber stehet.

Noch länger erhält sich das Fleisch, wenn man dasselbe in Zuker einmacht. Man darf hierzu nur Moscowode oder den gröbsten Hutzuker, ja sogar Syrup, den eingekochten Saft von Möhren, von Most, oder von den Stengeln des türkischen Weizens nehmen. Der Zuker und die gedachten Säfte führen ein weniger fressendes Salz, als das gemeine Küchensalz bei sich, überziehen das Fleisch mit einem Balsam und verschließen die Poros desselben, daß also die Luft weder von aussen hinein wirken, noch die im Innern verschlossene herausgehen, und eine Gährung verursachen kann. Diese Art des Einmachens ist eben nicht verschwenderisch, denn man kann das Wasser, womit das Fleisch abgespület und die Bökelbrühe, wieder sieden, und die Süßigkeit zu einem Syrup machen, der abermals zum Einmachen des Fleisches, oder bei dem Destilliren des Aquavits gebraucht werden kann. Wenn man das Fleisch, welches nicht sogleich verbraucht werden soll, bei heissen Tagen mit dem bekannten Salatkraute Dragun, reibt, so werden die Schmeißfliegen von demselben abgehalten.

Auch erhält sich das Fleisch lange gut, wenn es mit Lachen, Knoblauch oder frischen Brennnesseln umwikelt, oder in ein leinenes Tuch geschlagen, und entweder in trokenen Sand oder in Hirsenkörner eingepakt wird. Der Sand oder die Hirse kann in einem Kasten in eine trokene, luftige und kühle Kammer gesezt werden. Noch ist es eine nicht zu verwerfende Art der Konservation des Fleisches, wenn man es gleich nach dem Einschlachten im Winter derb durchfrieren läßt, und alsdann zwischen Stroh im Kasten pakt, die man an Orte stellt, wo weder Stubenwärme noch gelinde Witterung das Aufthauen des Fleisches veranlassen könnte. Ein Stük Fleisch muß bei dieser Erhaltungsart das andere nicht unmittelbar berühren, welches auch bei dem Aufhängen in Kellern oder auf den Boden wohl zu beobachten ist, weil dadurch sowohl, als auch wenn das Fleisch im Hängen oder Liegen in freier Luft, mit einer Seite an einer Wand u. dgl. anstößt, demselben ein übler Nebengeschmak mitgetheilet wird.

Mittel wider das Rükenblut beim Viehe.

Dieses stellet sich sowohl im Stalle als auf der Weide ein. Die Zufälle dabei sind geschwollner Leib, Stöhnen, schwerer Athem, Steifigkeit und Verstopfung. Das schleunigste Mittel ist eine Oeffnung der Halsader; worauf es sich oft auf der Stelle erholt. Erfolgt noch keine Oeffnung des Leibes, so hilft ein Klystir von Tabaksrauch oder aus Dekokt von Tabak bestehend. Den Schafen schneidet man unter diesem Zufalle die Ader unter dem Auge mit einem scharfen Messer durch.

Mittel wider den weißen Kälbermist.

Dieser ist eine gemeine Krankheit der säugenden Kälber. Sie giebt sich durch dünn, kleibrigen und stinkenden weißlichten Ferg zu erkennen, und besteht eigentlich in einer Milchruhr. Häufige aber ungesunde scharfe Milch ist die Ursache davon, daß die Verdauung verdorben, und die Eingeweide verschleimt und angegriffen werden, das beste Mittel ist, daß jedem Stüke etliche Löffel voll Leinöl und ½ Loth Tormentillpulver etlichemal eingegossen wird. Eine dike wollene Deke um den Leib gebunden, und trokene Streu, muß darneben dem Vieh verschafft werden.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnitzeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Greise und Greislein.

Wer ist jezt ein netter Greis?
Der mit zwanzig Jahren weiß,
Wie ein Schimmel strahlt.
Wie die Mod' sich heben kann:
Jezt ist man mit fünfzehn Mann,
Und mit zwanzig alt.

Sonst erreichte man den Raum
Noch mit sechzig Jahren kaum,
Der zum Greise zählt;
Jezt heißt's: „Ei, schon zwanzig Jahr'
Und kein einzig' graues Haar,
Du hast keine Welt.

Graue Haare sind die Tracht,
Daß man hübsch hat mitgemacht
Bei der Freuden Wahl:
Und da macht die heut'ge Welt
Fleißig mit, denn sieh, man zählt
Greise ohne Zahl.

Ei, es sind ja gar so schön
Greise Haare anzusehn
Bei dem Jünglingsmann.
Vornher eines Mädchens Kinn
Ohne Bart, und hinten hin
Eselshaare dran.

Und zum grauen Esels-Kleid
Ziert den Jüngling uns'rer Zeit
Pfeif' und Stok gar sehr.
Was den Greis sonst nur gestüzt,
Was sein mattes Blut erhizt,
Ist jezt Jünglings-Ehr'.

Sonsten war ein greises Haar
Ehrenvoll, denn sieh, es war
Zeichen der Natur,
Daß der Mann hat abgeblüht,
Daß des Lebens Kraft entflieht,
Langes Wirkens Spur.

Jezo ist ein greiser Kopf
Mode, jeder trägt den Schopf
Grau, mit Schwarz schattirt.
Sohn und Vater, Großpapa
Sizen gleich gepudert da,
Nach der Mod' frisirt.

Drum ist's in der Mode jezt,
Daß man Greise nicht mehr schäzt,
Jeder ist ja Greis.
Wenn auch Greisen-Klugheit fehlt,
Wenn man auch kaum zwanzig zählt,
Ist der Kopf doch weiß.

Boneath.

Bekanntmachung.

Das Anwesen des Georg Krompaß, Wirth zu Mad, wird auf Anrufen eines Hypothekar-Gläubigers öffentlich verkauft, und zum Verkaufe in der Landgerichts-Kanzlei auf

den 30. Mai um 9 Uhr Morgens

Commission angesezt.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Zahlungsfähige Käufer werden hiezu eingeladen.

Signat. 30. März 1835.

Königl. bayr. Landgericht Vilshofen.

Desch.

Bekanntmachung.

Das sämmtliche Anwesen des Bräuers Anton Sailer in Hofkirchen, mit dem dazu gehörigen Braurechte, und der zur Brauerei nothwendigen Einrichtung, dann den sämmtlichen Wohn-, Brau- und Oekonomie-Gebäuden, mit den vorhandenen Gärten, Hopfen-Anlagen, Feld-, Wies- und Holz-Gründen, für eine Summe von 11,961 fl. gerichtlich geschäzt, wird im Exekutionswege öffentlich zum Verkaufe ausgeboten, und zwar

Dienstag den 30. Juni d. Js. um 10 Uhr Morgens

in hiesiger Landgerichts-Kanzlei.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Die nähern Kaufsbedingungen werden am Verkaufs-Tage bekannt gemacht.

Signat. 9. April 1835.

Königl. bayr. Landgericht Vilshofen.

Desch.

Badankündigung.

Das Heilbad Adelholzen bei Traunstein wird in diesem Jahre nebst der Ziegen-Molkenkur mit dem Beginnen des Monats Mai wieder eröffnet.

Es können nunmehr mit hiesigen Heilquellen auch Eisen-, Schlaken-, Soolen- und Mutter-Laugen-Bäder verbunden werden, welch leztere bereits schon seit mehreren Jahren auf Anleitung des verdienstvollen k. Landgerichts-Physikus Herrn Dr. Hell mit dem glüklichsten Erfolge angewendet wurden.

Adelholzen, am 30. April 1835.

Fr. de Paula Sailer,
Badinhaber.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 19. 10. Mai 1835.

Die kalte Wasserkur.

Es ist eine längst anerkannte, überall tausendfach erprobte und immer und ewig erneuerte Erfahrung, daß wir von Vielen etwas, vom Ganzen und im Ganzen nichts wissen. Daher ist auch namentlich die Arzneikunst nichts weiter, als ein ewiges Stümpern an der Natur. Der eine Arzt kurirt so, der andere anders, der dritte wieder anders; und ist man unparteiisch genug, so sieht man, daß die Aerzte im Grunde nur rathen, aber nichts gewiß wissen. Bei diesem Rathen, Probiren, bei diesen ewigen Zufälligkeiten, Versuchen und Räthseln aber gewinnt weder die Menschheit noch die Wissenschaft etwas, sondern nur der Arzt. Der Arzt hört Anatomie, zergliedert den todten Körper, in welchem die Nerven keinen Reiz, die Muskeln keine Kraft, das Blut keinen Lauf mehr hat; gibt allen Theilen, die er sieht und nicht sieht, lateinische oder griechische Benennungen, präparirt und secirt, als wolle er die innersten Geheimnisse der Natur ergründen, und wenn's d'rauf und d'ran kommt, so hat er eine Masse Vokabeln in den Kopf gepfropft, die ihm zu nichts weiter helfen, als daß er allerdings weiß, wie dem Kranken eben nicht der Bauch wehe thut, wenn ihn der Kopf schmerzt. Der geschikteste, d. h., der in seinem Probiren glüklichste Arzt hat doch wahrhaftig nichts weiter gethan, als Symptome beobachtet, Symptome der Krankheit und Symptome der Kur, und hat wahrscheinlich auch gefunden, daß das eine Mittel dem Einen schadet, dem Andern nüzt, kurz, daß seine Kunst kein exaktes Resultat irgend einer gründlichen und auf volle Wahrheit gebauten Wissenschaft, sondern das abstrahirte Prinzip aus tausend glüklichen oder unglüklichen Versuchen ist, welches also, wie wir Alle wissen, ein Ding ohne Kopf, oder ein Kopf ohne Leib, oder ein Leib ohne Füsse seyn kann, also wohl etwas, aber im Grunde doch nichts.

Die sogenannte Arzneiwissenschaft, heiße sie Allopathie, Homöopathie, oder in Italien Stimulatrie, oder wie immer, ist demnach nichts mehr und nichts weniger, als eine ewige Versuchmacherei, die vielleicht oft mehr Menschen die Gesundheit geraubt, als gegeben hat. Der Arzt probirt; gelingt ihm die Kur, so probirt er öfter.

Wenn also das Gesundwerden nichts weiter, als das Resultat des ärztlichen Probirens ist, so kann ja der Laie auch probiren, und hat er ein Mittel gefunden, bei dessen Anwendung die Kur gelungen ist, warum sollte dieses Mittel nicht auch probat seyn?

Auf diese Weise behaupte ich:

„Wer sich an jedem Morgen vom Fuß bis zum Kopf und vom Kopf bis zum Fuß mit frischem erst vom Brunnen geholten Wasser wäscht, tüchtig abreibt und hinlänglich abtroknet, der wird gewiß immer und ewig eine reine Haut haben, er wird gehörig ausdünsten, seine Muskeln und Nerven werden erstarken, kurz, ein solcher Mensch wird vorläufig von Außen recht und vollkommen gesund seyn."

Ich behaupte weiter:

„Wer am Morgen vor oder nach dem Waschen mit frischem Brunnenwasser eben solches nüchtern trinkt, Anfangs wenig, nach und nach mehr, und wer vor und nach dem Essen ein Gläschen frischen Wassers zu sich nimmt; wer endlich am Abend nach dem Genusse einiger Gläser, wohl auch Mäßchen — je nach Umständen und Gewohnheit — guten Biers oder Weins

einige derbe Portionen frischen Wassers vor dem Schlafengehen zu sich nimmt, der behält reine Eingeweide, bekommt immer frische Säfte und erhält ein blühendes Aussehen, eine frohe, heitere Stimmung des Geistes, kurz, ein solcher Mensch ist gesund und bleibt gesund."

Endlich:

„Jene Kinder, die von Geburt an mit der natürlichsten Kost, nemlich guter Mutter- oder aus Mangel derselben mit guter und wo möglich ein und derselben Kuh kommenden Kuhmilch, mit Wasser vermischt, aber mit durchaus nichts Anderm, genährt, täglich, Anfangs mit lauem, endlich mit ganz kaltem Brunnenwasser zwei- bis dreimal abgewaschen und vom Kopf bis zu den Füssen damit tüchtig eingerieben werden: solche Kinder sind gesund und wachsen zur Freude ihrer Eltern wie ächte Naturmenschen heran, sind heiter und fröhlich, können die freie Luft bei jeder Witterung vertragen, entwikeln kräftige Talente, kurz, aus solchen Kindern werden tüchtige, jedem Staate nüzliche und friedliche Bürger."

Warum die frische Wasserkur solche glänzende und von keinem Sterblichen zu läugnende Wirkungen hat, will ich nicht untersuchen; daß sie aber gewiß und unbedingt, ja ohne alle Ausnahme, die besten und durch kein anderes Mittel auf solche Art erreichbaren guten Folgen behauptet, kann Jeder versuchen; und würde die frische Wasserkur von allen Bürgern eines Staates angewendet, so gäbe es lauter gesunde und darum auch lauter gute Menschen; es gäbe keine Revolutionen oder sonstige politische Erschütterungen; die Köpfe würden freier, nüchterner und vernünftiger; der Bedürfnisse würden weniger werden, und die Noth endlich ganz verschwinden; wir bekämen eine auf's Blühendste heranwachsende Generation, von Blattern und Cholera wüßten wir nichts; denn es ist wahr, daß der innere und äußere Gebrauch des frischen Wassers die Menschen gesund erhält, und wer gesund ist, kann nicht zugleich auch krank seyn.

Alle Hautkrankheiten würden verschwinden, das frische Wasser würde alle innern Säfte des Körpers erfrischen und reinigen; die Augen würden klarer werden und die Seele heiterer; unsere nur durch erhöhten innern Reiz entstehenden Leidenschaften würden verstummen und wir erlebten ein hohes, ein natürliches Alter, erzeugten gesunde Kinder und hätten doch einmal einen wahren, einen schönen und ruhigen Genuß des uns von Gott verliehenen Lebens.

Jezt sterben die Menschen in der Regel in den vierziger oder fünfziger Jahren, wo wir beim Gebrauch des kalten Wassers neunzig und hundert und darüber erreichen könnten. Jezt sterben in der Regel die Hälfte der Gebornen, weil sie theils mit krankhaften Stoffen zur Welt kommen, theils, wenn sie auch gesund sind, durch allerlei falsche Behandlungen, naturwidrige Nährung ꝛc. vor der Zeit umgebracht werden, welken, wie die Pflanze ohne Sonne und Thau. Alle diese dem Menschengeschlecht und seiner höhern Bestimmung zuwider laufenden Abnormitäten oder Auswüchse würden verschwinden.

Die Aerzte bekämen freilich auch weniger zu thun; aber sind denn die Aerzte nur deßwegen auf der Welt, um von den Gebrechen des Menschen-Geschlechts zu leben? Die Apotheker würden freilich auch weniger Nahrung haben. Gut, es thut mir sehr leid; aber so weit mag ich die christliche Nächstenliebe doch nicht treiben, daß ich krank werde, damit ein Anderer von mir leben kann.

Der kalte Wassergebrauch ist keine Charlatanerie, keine Quaksalberei; dazu braucht man keine Chemie — sondern einen großen Schwamm und zwei gesunde Hände, und wenn die wohlfeilste Arznei zwei Kreuzer kostet, so kostet das frische Wasser gar nichts. Solche Hausapotheken sind bei jedem Brunnen zu haben.

Was helfen alle unsere Pathieen! Frisches Wasser, sonst gar nichts, und wer's nicht glaubt, der probir's! Das Wasser hat noch Niemanden umgebracht, außer es ist einer drin ertrunken.

Das Wasser ist das wahre und einzig richtige Lebensprinzip. Dixi.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Denkt man sich so recht mit gründlich wissenschaftlicher und historischer Forschung in die Zei-

ten und Verhältnisse der ersten sowohl, als auch unserer heutigen Missionäre, die der Völkerbekehrung willen alle Bürden und Leiden der heiligen Aposteln freudig ertrugen, und noch erdulden — hinein, so wird man daraus auch für die Wissenschaften und Künste — und vorzüglich für die Landwirthschaft — so manch wichtige und beachtungswürdige Tendenz, segnend für jegliches Vaterland, heilsam und Heil bringend ableiten können. Sind, vorzüglich die deutschen Staaten, einmal in einem erfreulich glüklichen Zustande ihrer Finanzen, hat Handel und Gewerbe, Kunst und Industrie durch Begünstigungen verschiedener Art einen vortheilhaften Aufschwung im Innern erhalten, dann wird es auch an einer geistigen und großen Bewegung nach Aussen seiner Zeit nicht fehlen; und die — sogar von manchen Katholiken zur Stunde wenigstens belächelte römische Propaganda — wird dann, vielleicht von allen Seiten, sogar Geld-Unterstüzungrn für eben so heilige als gemeinüzlich-wohlthätige Zweke empfangen. Nur mehr Einigung zwischen Kirche und Staat, nur mehr Einigung zwischen Staat und Kirche, dieses allein kann alle Völker der Erde erretten; und auch in wissenschaftlicher u. a. Beziehung das neue Jerusalem — nach Offenb. 21. — herab ziehen! Der Geist des Spottes und des Wizes ist kein Geist der göttlichen Wahrheit, kein Geist der Liebe, und kein Geist des göttlichen Lichtes, welcher Geist des Himmels Herzen stärken und erquiken, den Verstand und die Vernunft zugleich erleuchten und mit höhern Schwingungen in jeder wissenschaftlichen Beziehung begnadigen und beglüken will! Der Geist der Demuth ist aber zugleich der Geist der wahren Weisheit; und so lange unsere Schein- oder wahren Gelehrten nicht dem Geiste der christlichen Demuth folgend, Alles gerne aufnehmen und prüfen, was auch nicht aus dem Kabinete ihrer Mitgenossen, aus Sälen der Akademieen und Universitäten, oder aus der Garderobe gestikter Krägen und Ordens-Insiguien 2c. herausschimmert: so lange wird auch die Wissenschaft, z. B. jene der Landwirthschaft u. s. w. jene Segnungen nicht verbreiten, an deren Heil auch, wie billig, der Geringste im Staate, durch den auch besolbet die Gelehrten leben, theilnehmen soll. Anders war es z. B. in Bayern zu den Zeiten des Klösterbestandes daselbst, und zu den Zeiten der Jesuiten, welch leztere man dortmals die geübtesten Geheimnißlehrer der Natur nannte. Vorerst und primitiv waren die Klöster die Begründer der Landeskultur, und neuer zwekmässiger Kolonieen, zu deren Ausbreitung sie auch das Institut der Eremiten nüzlich und wichtig hielten, und welche Eremiten auch unsern Tagen unter passenden Richtungen von Seite der Kirche und des Staates, noch immer gut anstehen würden. — Gab es in den gemeinten Zeiten irgend ein, auch nur nüzlich scheinendes Scherflein im Gebiete der Physik und Chemie, oder sonst auf dem Wege der Naturforschung 2c., und kam es von wem immer, so wurden in den Klöstern darüber heimliche Versuche, Experimente u. s. w. angestellt, und deren Resultate, wenn es der Mühe lohnte, zum Segen des Vaterlandes bekannt gemacht und verbreitet. Auch der Mittheiler solcher Dingerchen, war er, wer er wolle, wurde nach Kräften und Würde beachtet nach 1 Kor. 9, 9 et 10; — Verdienste und verdiente Männer mehrten sich daher. Das war das segnende Kunststük der Klöster und der Jesuiten; eine wahre Weisheit des Himmels und der Erde zugleich, auf welcher aber auch Gottes Gnade sichtbar ruhte! Vielleicht gelingt der neuen bayer. National- und Wechselbank unter anpassenden Modifikationen, eine Nebenkasse für die Zweke der Wiederbegründung der Klöster, und dadurch ein großer Segen für Wissenschaften und Künste, für unser Vaterland! Doch um nicht zu ermüden, oder gar zu belästigen, nun wieder zu etwas Anderm.

Empfänglich, so heißt es auch zuweilen, sollte man doch vor Allem die Landjugend, für die Zweke der Landwirthschaft, des Gartenbaues, der Obst-Baumzucht 2c. machen; und da empfehlen denn Einige, um Herz und Geist zugleich zu nähren, und um Religion als Lenkerin der Aufklärung praktisch gleichsam einzuführen, den ehemaligen Inhaltsgeist der „Kinderakademie" oder die „Kinder-Zeitung", wovon, wie ich mich erinnere, anno 1781 das vierte Bändchen erschien. Wenn nun in dieser Kinderzeitschrift, von Zeit zu Zeit, ich

saze von Zeit zu Zeit, auch die Lebensgeschichte eines, besonders um die Landwirthschaft verdient gewordenen Heiligen, erzählt würde; könnte es schaden, wenn Weisheit und Jugend zugleich dadurch erstarket würden? — Besonders unter den Benediktinern, wie das Werk „Heiliges Benediktiner Jahr v. J. 1710 u. s. w." nachweiset, gab es um die Landwirthschaft hochverdiente und einsichtsvolle Männer, deren Wirken und Tugenden gleich nachahmungswürdig sind. Die Delikatesse erfordert aber eine kluge Auswahl (s. z. B. im eben zitirten Werke und in dem Leben des heiligen Walderich ganz unten im 3. Theile S. 58) um nach dem Winke Buchfellners in seiner Legende der Heiligen — nur zu nüzen. Sapienti pauca.

Sollte man, wenn in Bayern einmal wieder Klöster entstehen, und sich verbreiten, nicht auch daran denken, der Experimental-Physik und Experimental-Chemie, in so ferne daraus wahrhaft Nüzliches für die Landwirthschaft und für die Gewerbe wirklich entspießen kann, darin solche Hörsäle zu eröffnen, die, besonders auf dem platten Lande, für jegliches Publikum zugänglich, und aber auch verständlich wären? — Man sollte es nicht glauben, wie viele verborgene Anlagen, und oft nur leise entwikelnde Fähigkeiten hie und da in dem schlichten Landmanne verhüllet liegen. — Oder gilt es wenigstens zuweilen nicht, was Newton von Offenbarungen und Weißagungen, von Propheten und Prophezeiungen sagt?: „Die Offenbarung und jede Weißagung (sohin, nach meiner Meinung, auch jede irdische Wissenschaft) ist nicht darum gegeben, die Allwissenheit des Auslegers, sondern die Allwissenheit Gottes der Welt kund zu machen!" —

Ob nun Gott dazu bald einen Gelehrten oder Ungelehrten, bald einen Priester oder Laien begeistert, das ist seine Sache, und darf uns nicht im Geringsten inkomodiren.

Noch bündiger drükte sich einmal die Zeitschrift „der graue Mann" über diesen wichtigen, und wie es scheint, zeitgemässenen Gegenstand mit Folgendem aus: „Gott wählt zu seinen Werkzeugen gar oft arme und unwissende Leute, denen alle Mittel und Gelegenheiten mangelten, sich Kenntnisse zu erwerben. In diesen Leuten entwikelt sodann Er durch Seine weise Vorsehung in den Lebensbegebnissen nach und nach Triebe, die sie weiter führen; und damit sie sich nichts darauf einbilden, umzäunt Er sie mit Prüfungen und Läuterungen aller Art, und wenn Er sie für tüchtig hält, gibt Er ihnen Gelegenheit, zu wirken. Selbst Christus dankte seinem Vater dafür, daß ihm solche Unmündige zugewiesen worden seyen. Matth. 11, 25. Daß aber ein solcher gewöhnlich der Verachtung der Schriftgelehrten und Pharisäer seiner Zeit sehr ausgesezt ist, muß ihn nicht irren." (1 Peter 4, 16; 1 Kor. 1, V. 27 u. 28) Credite Roberto experto!

Duobus certantibus tertius gaudet. — So spricht der Lateiner. Herzlich wünsche ich wenigstens, daß der freundliche Streit im bayr. Land-Boten, ob die Wegübersteher ihre Passage zu Fuß oder zu Pferd machen sollen? so recht zu Gunsten der Landwirthschaft und des Handels von Seite unserer Regirung geschlichtet, und dabei die Aufsammlung des Strassenkothes für Zweke der Düngervermehrung berüksichtigt werden möge. — Wenn die Herren Landräthe einmal auch diesen Gegenstand in Berathung ziehen, so werden sie auch gewiß nicht das wichtige Institut der Thier-Aerzte, besonders auf dem platten Lande — und die endliche Errichtung, wenigstens Einer Garten-Bauschule, ausser Acht lassen. Ist eine gezwungene Umlage in lezterer Beziehung nothwendig, so könnte gar leicht durch Prämien einem freiwilligen Surplus entgegen gekommen werden. — (Vor einigen Jahren stand übrigens ein vortrefflicher Aufsaz zu Gunsten der Thier-Aerzte, sohin auch zum Vortheile der Landwirthschaft und des Vaterlandes selbst, im Conversations-Blatte des bayr. Beobachters.)

Gar zu schweigend, so spricht man auch zuweilen, verhält sich manche Akademie der Wissenschaften in Beziehung auf die Landwirthschaft; und man bedauert es dabei, daß auch so manche Universität mit ihren dießfallsigen Preisfragen gleichsam stumm geworden ist. — Das Warum hievon — verstehe ich nicht. — —

Der ewige Jude.

In jener Zeit, als unser HErr in göttlicher Demuth noch ein verborgenes Leben führte, und in der armen Zimmermanns-Werkstätte arbeitete, trat eines Abends ein Jude ein, Arbeit bei Ihm zu bestellen; und da er sah, wie sehr der Holdselige von der Last des Tages ermüdet war, fragte er Ihn, warum Er ein so mühsames Handwerk zu Seinem Erwerb gewählt habe. Der Heiland aber sprach zu Ihm: Ich arbeite nicht um Meinetwillen, sondern ich bin gekommen, euere Arbeiten durch die Meinigen zu heiligen und euch ein Beispiel zu geben, daß ihr thuet, wie Ich gethan habe; denn Ich, der Ich die Vögel des Firmamentes nähre und die Sonne, den Mond und die Sterne, den Himmel und die Erde schuf, habe eine Erquikung, die ihr nicht kennet. — Der Jude sah Ihn sehr verwundert an und sprach: Ein grosser Thor wäre wohl, wer Dir das glaubte. — Ich versichere dich gleichwohl, daß nicht Thoren, sondern daß Kaiser und Könige, ja, daß die größten Weltweisen und Gelehrten, nicht nur in Asien, sondern in allen Welttheilen es glauben werden; ja, anbeten wird die ganze bewohnte Erde Mich als ihren GOtt und HErrn. — Wie soll denn das zugehen? und wie darfst Du je hoffen, einen so ungeheuern Plan auszuführen? Denn ein vernünftiger Mann muß nicht blos etwas in den Tag hinein wollen, er muß auch die Mittel wohl berechnen. Hast Du Leute und alle nothwendigen Mittel hierzu? Und woher nimmst Du Kriegesheere und Vorräthe, auf so weit ausgreifende Eroberungen auszugehen? Unermeßliche Schäze brauchtest Du ja, wenn Du alle Menschen mit Geld bestechen wolltest. — Alles Dessen bedarf Ich nicht; Ich will dieß einzig durch Meine Jünger ausrichten, die Ich überdieß aus der ärmsten Menschenklasse erwählen werde, und von denen Einer der vorzüglichsten Verkünder Meines Gesezes, Namens Paulus, sein Brod im Schweiße des Angesichtes bei Leuten seines eigenen Handwerks verdienen muß, damit er zu leben habe, wenn er Mein Gesez verkündet. Die übrigen sind noch ärmer und besizen nichts, außer einigen schlechten Fischernezen. — Das müssen also sehr tapfere, unternehmende, kriegerische Männer, gleich Herkules und Alexander seyn, daß sie es wagen, so großen Gefahren entgegen zu gehen, so mühsamen Arbeiten sich hinzugeben, Städte und Länder zu erobern, den augenscheinlichen Tod zu verachten, sich durch ganze mit Speer und Lanzen bewaffnete Kriegesheere durchzuhauen, Felsen zu zerspalten und Berge zu ebnen. — Gar nicht; umgekehrt vielmehr werden sie sehr feige und furchtsam seyn, und davon laufen. Ja, es wird die Zeit kommen, wo sie sogar Mich, ihren Meister, schändlich im Stiche lassen werden, wenn es Meinem Leben gilt; und der Kühnste und Eifrigste aus ihnen, Petrus genannt, ist so feige, daß er bei der Stimme einer bloßen Magd zittern und schwören wird, er kenne Mich nicht. — So sind sie vielleicht in großer Anzahl? Haben etwa mehrere Monarchen im Sinne, einen Bund zu schließen und Dich zum obersten Feldherrn zu erwählen, und geben Dir fünf bis sechs Mal hundert tausend Mann mit, die auf zehn Jahre besoldet sind, damit der Mangel an Muth durch ihre große Anzahl ersezt werde? — O nein; Ich gedenke höchstens zwölf bis dreizehn zu erwählen. — Ja, dieß wird aber ein Ausbund von Rednern und Weisen seyn, gleich Plato, Aristoteles, Demosthenes und andern großen Männern dieser Art, die durch glänzenden Wiz, durch die unwiderstehliche Gewalt ihrer Beredsamkeit und durch das Gewicht ihrer Gründe, jeden Willen an sich reißen und Dir unterwerfen werden? — Nichts weniger als dieß. Es sollen zwölf rohe, unwissende, unhöfliche, ungelehrte Fischer seyn, beinahe eben so stumm als ihre Fische. Und, es kurz zu sagen, Ich will, daß Meine Jünger ohne Adel und Macht, ohne Ansehen und Wissenschaft, ohne Gewalt und Beredsamkeit, ohne Waffen und Zwang, ohne List und Reichthum, die ganze Erde, und zwar in kurzer Zeit, Meiner Gewalt unterwerfen, allen Gözendienst zerstören, und Mir, als dem wahren GOtt, an allen Orten Tempel und Altäre errichten lassen. — So willst Du vielleicht kraft Deines Gesezes große Freiheit ertheilen, aller Sittenlosigkeit das Thor öffnen, alle Laster begünstigen, und die Menschen lehren, daß Alles ihnen erlaubt

sey, wornach immer sie gelüstet; daß sie jeder sinnlichen Lust ungescheut folgen dürfen, daß die Wollust und Weichlichkeit das höchste Gut ist, und willst sie durch die Lokspeise dieser Freiheit an Dich ziehen? — Durchaus nicht! Alle Freuden und Lüste, die Ich ihnen antragen will, sollen darin bestehen: daß sie jegliche Begierde ihrer Sinnlichkeit bekämpfen, ihre Triebe und ihr Fleisch abtödten; ja, eröffnen werde Ich ihnen, daß, wer immer zu Mir kommt und nicht Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern, Reichthümern, ja sogar seinem eigenen Leben entsagt, Mein Jünger nicht seyn kann. — Nun, das ist doch fürwahr der tollsinnigste Gedanke, der je in das Herz eines Menschen kam; ein Plan, der in Ewigkeit nicht ausführbar ist. Denn sag' mir nur, wie und auf welche Weise wolltest Du, daß diese zwölf armen Fischer und angeblichen Welteroberer, ohne Gold und Silber, ohne Macht und Wissenschaft, ohne Waffen und Gewalt, ohne Gelehrtheit, Beredsamkeit und große Verheißungen Dir alle Völker unterwerfen? — Das sollen sie dadurch thun, daß sie vor der Welt sich erniedrigen; sich allen Schimpf und Spott anthun lassen; die schreklichsten Foltern ausstehen; ein höchst armes und strenges Leben führen und auf die schmerzlichste und schändlichste Weise unter Henkershänden sterben. — Armer Mensch, wie bist Du von Sinnen gekommen? Wie willst Du durch die verkehrtesten Mittel zum Ziele kommen? Wie durch Schmach zur Ehre, durch Armuth zu Reichthum, durch Erniedrigung zu Größe, durch schändlichen Tod zu Unsterblichkeit? Wie vermagst Du es, die Macht durch Schwäche, die Weisheit durch Thorheit, die Wissenschaft durch Unwissenheit, den Sieg durch Demüthigungen zu bezwingen, und Alles, was auf Erden groß, mächtig und unbezwingbar ist, durch beinahe nichts zu besiegen? Wer hat je etwas Widersinnigeres gehört? — Gleichwohl wirst du deß Zeuge seyn und nicht vergehen, bis dieß Alles buchstäblich in Erfüllung gegangen und Mein Reich auf der ganzen Erde begründet seyn wird, das bis ans Ende aller Zeiten besteht. — Der Jude schüttelte das Haupt und sprach: Du bist der größte Thor, den die Erde trägt; schrie einige Jahre darauf: „kreuzige Ihn, kreuzige Ihn!" Und sieh, nun wandelt er bereits länger denn achtzehn Jahrhunderte irrend und dienend unter allen Völkern umher, und sieht mit Augen, wie Alles, was der HErr JEsus gesprochen, genau in Erfüllung ging.

Werth der Ameisen als Hausmittel.

Der säuerliche Geruch, wenn man an den in einen Ameisenhaufen gestekten Stok riecht, erquiket und stärket die Lebensgeister. Die großen Ameisen, mit Salz zu einer Salbe gerieben, vertreiben die Sommersprossen. Ein Haufen mit Ameisen und Eiern in einen Sak gethan, warmes Wasser darüber gegossen und gebadet, ist sehr heilsam in der Gicht, Gliederlähmung und bei Schlagflüssen, da es die Nerven ungemein stärket. Man bereitet aus ihnen Oel, indem man die Ameisen in einem Glaskolben sammelt, eine hinlängliche Quantät Baumöl darauf gießt, das Glas aufs Beste verschließt und es so 40 Tage lang an die heiße Sonne sezt. Dieses Oel dient trefflich zur Stärkung schwacher und trüber Augen, welche man damit bestreicht. Einen Liquor erhält man von ihnen, wenn man die Ameisen, oder ihre Eier, in ein Medizinglas thut, selbiges verstopft, in einen Brodteig einschlägt und diesen in einem Bakofen mit andern Broden baken läßt, wo dann die Ameisen und Eier in einen Liquor verwandelt werden. Diesen läßt man durch ein reines Tuch laufen und verwahrt ihn wohl. Er leistet vorzügliche Dienste bei Augenbeschwerden, durch Waschen mit demselben.

Kartoffeln vortheilhaft zu pflanzen.

Um die Zeit, wo keine starken Fröste mehr zu befürchten sind, werden die zur Pflanzung bestimmten Kartoffeln, auf ein gutes lokeres Gartenland ausgestreut und mit 2—3 Zoll hoch Erde bedekt. Die ausgestreuten Kartoffeln nehmen keinen großen Raum ein, denn sie können nahe, nur nicht ganz dicht, an einander liegen. In der Mitte Juni, auch acht Tage früher oder später,

je nachdem die Witterung ist, werden die alsdann schon 1 Fuß hohen Pflanzen ein wenig sorgfältig ausgehoben, der Mutterpflanze abgerissen und jeder einzelne Zweig auf ein gut zubereitetes Akerland in Reihen zwei Fuß weit aus einander, gepflanzt. Nach etwa 14 Tagen werden die Pflanzen nur einmal behäufelt und sobald sie blühen, werden alle Blüten abgebrochen. — Auf diese Weise spart man die Aussaat ganz; denn man kann die Mutterkartoffeln, nachdem man die Pflanzen abgenommen, noch zu Viehfutter benüzen, auch werden die Kartoffeln gemeiniglich noch einmal so groß, als die auf gewöhnliche Art gepflanzten.

Verfahren, um von wenig Kartoffeln auf einem kleinen Pläzchen eine reiche Ernte zu machen.

Man macht eine vierekige Grube, ungefähr eine halbe Klafter tief, unten und oben gleich weit, von beliebiger Größe, belegt den Grund 1 Fuß hoch mit guter Gartenerde und legt auf diese die Kartoffeln, eine an die andere, so daß sie den ganzen Grund einnehmen. Nun bedekt man sie mit guter Erde, die mit völlig verfaultem Dünger vermischt wird, und wartet ab, bis sie aufgehen. Ist dieses geschehen, so bedekt man die hervorgekommenen Pflänzchen abermals mit Erde und wartet wieder, bis sie auch diese Erdschicht durchdrungen haben, um dann eine neue Lage Erde darauf zu häufen. So fährt man fort, bis die Grube wieder völlig ausgefüllt ist, und überläßt die Pflanzung der Natur, bis zur Erntezeit, nur muß man sie bei trokener Witterung stark begießen. Der Ertrag übersteigt oft dergestalt alle Erwartung, daß die Grube von unten bis oben schichtweise mit Kartoffeln und Erde angefüllt ist, und eine mittelmässige Pflanzung dieser Art oft ganze Fuhren liefert.

Oekonomischer Nuzen des Buchweizens.

1) Der Buchweizen wird an manchen Orten der Bienen halber, welche dahin gestellt sehr viel Honig gewinnen, stark angebaut. Bemerkenswerth ist es bei dieser Pflanze aber, daß in deren Blüten, wenn die Mittage warm sind und der Südwind vorherrschend ist, besonders viel Honig sich befindet, während bei Ost- und Nordwinden wenig oder gar kein Honig in den Behältern der Blüte ist.

2) Er verhindert den Queken das Wachsthum, daß der Aker, wenn man ihn dann wieder mit Korn besäet, ganz rein ist, weil er, vermöge seiner Blätter, die dem Gedeihen des Unkrautes nöthige Einwirkung der Luft und Sonne erschwert, wie er denn auch überhaupt neues und unkultivirtes Land in einem Jahre mürbe, loker und tragbar macht.

3) Dient er auch als Düngungsmittel, wenn man ihn in seiner Blüte mit der Walze niederwalzet und unterakert.

4) Kann man Pferde sehr bald fett machen, wenn man Brod von Buchweizen bäkt und sie damit füttert.

Sein anderweitiger Nuzen, als Speise und Nahrungsmittel, ist hinlänglich bekannt.

Medizinischer Gebrauch des Eisens.

Eisenwasser (Aqua ferrata) entsteht, wenn man Eisen im Feuer wohl glüht und zu wiederholtenmalen im Wasser ablöscht. Es hat eine anhaltende, den Durchfall stillende Kraft.

Eisenspäne werden als Hausmittel gebraucht:

1) wider die Spulwürmer, mit einer gleichen Quantität Rhabarber vermischt.

2) In der Bleichsucht und Aufgedunsenheit des Körpers.

3) Bei Schwäche des Magens und der Gedärme, insonderheit hypochondrischer und hysterischer Personen.

4) In langwierigen Durchfällen.

Die Dosis ist 2, 4—10 Gran für Kinder, und 15—30 Gran für Erwachsene. Um es besser einzunehmen, macht man es mit Honig zu Pillen oder Latwerge. Täglich wird eine oder zwei Portionen genommen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Herzog August von Leuchtenbergs Scheidegruß.

In treuer Liebe trug den Kranz der Myrte
Ich her in dieses ferne fremde Land,
Und in der Jugend bräutlich schöner Zierde
Reicht eine Königin mir ihre Hand.
Wie war mein Herz für jede Freude offen,
Mit heisser Sehnsucht trug das weite Meer
Mich und mein stilles wonnevolles Hoffen
Zu Dir, Maria, nur zu Dir hieher. —

Gern wollte ich mit Dir die Sorgen theilen
Um den erkämpften heimatlichen Herd,
Es sollt' fortan kein Feind an selbem weilen,
Dein Vaterland war auch mir lieb und werth.
Es zu beschirmen war mein heisses Streben;
In meines eignen grossen Vaters Ruhm,
Wollt' ich für Dich und Deine Krone leben,
Und für Dein Recht und für Dein Eigenthum.

Im Buch des Herrn war anders es geschrieben,
Kaum, daß die Braut, die holde, mich empfing,
Kaum, daß die Welt gewußt, wie wir uns lieben,
War dieser Arm, der liebend sie umfing,
War dieses Herz erstarret und erstorben
In meiner Jugend schönster Wonnezeit,
Die Blüte hat ein fremder Frost verdorben
Nach kurzer Dauer einer Seligkeit. —

So lebe wohl, Maria, Du mein Leben,
Senk' mich in Deiner Väter kalte Gruft,
Einst wirst Du mir doch wieder d rt gegeben,
Wohin mich jezt ein höh'rer Herrscher ruft.
Ach, könnt' ich nur der Mutter Thränen stillen,
Erstarken nun ihr tiefverleztes Herz,
Daß sie, ergeben in des Höchsten Willen,
Nicht unterliege unnennbarem Schmerz!

Des weiten Meeres flüchtig schnelle Wogen,
Die leise zu der theuren Heimat zieh'n,
Aus der ich erst zum Hochzeitstanz gezogen,
Sie tragen meinen lezten Gruß nach hin.
Verdorret ist die schöne Myrtenkrone,
Die Blüten fielen schnell und schmerzlich ab,
Die Liebe starb in ihrer ersten Wonne,
Und warf nun die Cypresse auf mein Grab. —

Was willst du, Welt, mit allen deinen Freuden,
Was bringst du schnödes Erdenglük wohl mit?
Es ist gescheh'n — nun bin ich mit euch beiden,
Mit all der süßen Hoffnung bin ich quitt.
Die Liebe nur trag ich in jene Welten,
Wo mein verklärter Vater nun mich schaut;
Dort will ich Dir, Maria! dort vergelten,
Wie Du auf Deinen August hier vertraut!

In treuer Liebe trug den Kranz der Myrte
Ich her in dieses ferne fremde Land,
Nun blüht für mich, als meine lezte Zierde,
Ein Blümchen, das gepflükt von Deiner Hand.
O send' es schnell zum fernen Isarstrande,
Maria! übe diese lezte Pflicht,
Am Schönsten blüht im lieben Bayerlande
Mein Lieblingsblümchen, das „Vergißmeinnicht.“ —

Ulrich v. Destouches.

Bekanntmachung.

Das Anwesen des Georg Krompaß, Wirth zu Mab, wird auf Anrufen eines Hypothekar-Gläubigers öffentlich verkauft, und zum Verkaufe in der Landgerichts-Kanzlei auf

den 30. Mai um 9 Uhr Morgens

Commission angesezt.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Zahlungsfähige Käufer werden hiezu eingeladen.

Signat. 30. März 1835.

Königl. bayr. Landgericht Vilshofen.

Desch.

Bekanntmachung.

Das sämmtliche Anwesen des Bräuers Anton Seiler in Hofkirchen, mit dem dazu gehörigen Braurechte, und der zur Brauerei nothwendigen Einrichtung, dann den sämmtlichen Wohn-, Bräu- und Oekonomie-Gebäuden, mit den vorhandenen Gärten, Hopfen-Anlagen, Feld-, Wies- und Holz-Gründen, für eine Summe von 11,961 fl. gerichtlich geschäzt, wird im Exekutionswege öffentlich zum Verkaufe ausgeboten, und zwar

Dienstag den 30. Juni d. Js. um 10 Uhr Morgens

in hiesiger Landgerichts-Kanzlei.

Der Hinschlag geschieht nach §. 64 des Hypotheken-Gesezes.

Die nähern Kaufsbedingungen werden am Verkaufs-Tage bekannt gemacht.

Signat. 9. April 1835.

Königl. bayr. Landgericht Vilshofen.

Desch.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 20. 17. Mai 1835.

Inhalt: Zeitbilder. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Mittheilung beachtungswerther Erfahrungen über einige ökonomische Gegenstände. — Die sieben weltlichen Haupttugenden.

Zeitbilder.

(Von J. S.)

(Fortsetzung.)

V. Der Staatskanzler Fürst von Metternich.

„Des Kaisers Willen in Allen suche ich handelnd zu folgen:
Der Salbung göttliche Kraft ruhet gesegnet darauf!“

VI. Graf v. M***.

„Ich überlebte der Illuminaten blendende Sonne!
Daß sie nur ein Irrlicht war, zeigt die Erfahrung jezt mir.“

VII. Lord Wellington, als Premierminister.

Am 15. Dezember 1834.

Der reichbelorberte Feldherr und edeldenkende Staatsmann —
Wie wird er bestehen zur Zeit, wo noch ein Talleyrand lebt?

VIII. Mina.

Als er aus England nach Spanien kam, und das Kommando der Liberalen übernahm.
Am 20. Dezember 1834.

„Ich suche den mir gebührenden hänfenen Halsschmuk Quiroga's:
Mit diesem belohnt allein Spanien voll mein Verdienst!“

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Nachdem die so schäzbare Verfasserin der Marianne Strüf uns in der 3ten Lieferung dieses gediegenen Werkes mit dem Schluße über den Küchen- und Blumengarten u. s. a. auf eine sehr befriedigende Art belehret und erfreuet hatte, gibt die Würdige eigenen erhabenen Gefühlen in dem Gedichte: die Jungfrau — erquikend freien Lauf und führt bald darauf die Jungfrau in den hausmütterlichen Zirkel ein, indem unser allverehrtes Fräulein Fürst am 49. Kap. u. s. w. wichtige und wahrhaft gemeinnüzliche Lehren für eine Hauswirthin über die Zucht, Pflege und Benüzung der Hausthiere mittheilet, und damit einen angenehm und wohlgefällig belehrenden Vortrag — das Eigenthümliche dieser zart weiblich gelehrten Feder — verbindet. Die Seite 261 wegen der „Nonne“ eingeschaltet wordene Bemerkung zeuget nach Offenb. 14, 3—5 von dem Geiste eines ächt christkatholischen Gemüthes, und beurkundet die Seite 251 in dieser 3. Lieferung schon früher vorgetragenen königlichen Worte Ludwigs in Uebereinstimmung mit dem hohen Liede Kap.

5, V. 9, und Matth. 19, 12. Der Wahrheit getreu und ohne Schmeichelei sage ich, daß man sich von einer Lieferung zur andern der Marianne Strüf sehnet, und allgemein diesem wahrhaft klassischen Werke mit dem über dasselbe Seite 111 in dieser Zeitschrift gefällt wordenen gerechten Urtheile eine warme Aufnahme in allen Familien herzlichst wünschet! — Hat uns der würdige Vater mit seinem Simon Strüf eine unverwelkbare Krone seiner Verdienste dargereicht, so bietet nun den flechtenden Loberkranz der Dankbarkeit, um die müden Schläfe des guten Vaters von der würdigen Tochter gewunden, Anna Fürst, in ihrer Marianne Strüf der Mit- und Nachwelt dar!

Jedermann spricht mit wärmstem Danke von der großen Wohlthat, welche sich auch für die Zweke der Landwirthschaft durch die Vermehrung und Verbreitung der Gewerbeschulen allmählig entwikelt; man wünschte dabei nur, daß, wenigstens in Beziehung der mit der Landwirthschaft zunächst verwandten Gewerbe, es einmal auch möglich gemacht werden könnte, sowohl Gewerbe-, als landwirthschaftliche Schulen den Bewohnern des platten Landes näher zu rüken; und man tröstet sich einstweilen mit der Hoffnung, daß diese Idee mit dem Aufblühen und mit der Vermehrung der Klöster in Bayern gewiß auch alsdann Eingang und Würdigung finden werde; denn gar Alles durch die Herren Landräthe und durch das ihnen zustehende Recht zur Bestimmung der Lokal- und Kreis-Umlagen gleichsam erzwingen zu wollen, kann, wie man patriotisch meint, nicht in dem so gütig geregelten Willen und in der Weisheit unserer Regirung selbst gegründet seyn, die es gewiß nur in der offenkundigen Tendenz ihrer Huld so gemeint wissen will, daß neue Kreis- oder Lokal-Umlagen erst dann beantraget werden sollten, wenn die ältern erloschen und die damit beabsichtigt wordenen Zweke vollkommen erreicht worden sind. —

In Würzburg entstand erst kürzlich ein Verein zur Beförderung des Weinbaues. Könnten wir nicht auch, besonders in und für Altbayern, einen ähnlichen Verein zur Beförderung des Akerbaues im Allgemeinen, der Düngerbereitung ꝛc., der Bienen- und Schafzucht, der Gartenschulen, der Runkelrüben-Zukerfabrikation ꝛc. im Besondern wohlthätigst wirkend in nachahmende Anwendung und Wirksamkeit bringen?! —

Vor ein Paar Jahren erschien eine von der k. b. Akademie der Wissenschaften geprüft und anempfohlen wordene Schrift über Bliz- und Hagelableiter, worin unter Anderm auch darauf aufmerksam gemacht wurde, Schiffe, Reise- und Frachtwägen ꝛc. mit ersterm zu versehen. — Aber wie es scheint, blieb auch diese Anregung ohne Erfolg. Sonst bemerkte man wenigstens an den Hüten, an den Rok- oder an den längern Mäntelkrägen der zu Fuß Reisenden, oder an den Reisewägen und an den Pferden selbst mitunter Deken und Ueberzüge von Wachsleinwand, was man in frühern Zeiten um so mehr, und wie man dortmals meinte, daher um so begründeter für eine Art Blizableiter hielt, weil nemlich Einige die Bemerkung gemacht haben wollten (ist es wohl wahr?), daß Besizer von vielen Bienenstöken und von Wachsbleichen von den traurigen Folgen der durch Blizstrahl entstehenden Unheile größtentheils bewahret blieben. Um diese Meinung und Angabe der Vorzeit in Beziehung auf Benüzung der Wachsleinwand durch wirkliche Fakta zu erhärten, so berufe ich mich auf Nro. 6 der Kinderzeitung vom 7. Mai 1781 (viertes Bändchen, Seite 84—86). Wie verhält sich die Kraft des Blizstrahles, wenn derselbe auf mit vielen Pechstoff versehene Bäume hernieder fährt? Hierüber ließe sich gar leicht ein, so zu sagen, häusliches Experiment anstellen. Ich bin durch folgenden Zufall zur vorstehenden Frage veranlaßt worden: ich warf nemlich vor einigen Tagen eine sogenannte Schaitte (Abfall vom gehauenen Zimmermannsholze) in meinen Ofen. Diese Schaitte war groß, und durch und durch, und über, in und außer sich, gleichsam vom Harz und Pech durchdrungen, überschwemmt und geschwängert. Kaum war diese Schaitte vom Feuer berührt, so schwamm dieses Feuer, blaufärbig, wie auf einem Bächlein, auf dem zerflossenen Peche dahin, ohne, heißt das, augenbliklich die Schaitte selbst sogleich ergriffen und entzündet zu haben; ich legte hierauf zur

Rechten und Linken dieser großen Schaitte kleinere zwei derlei, und das Feuer flog, gleichsam einen Entzündungsstoff suchend, vom Peche weg, auf selbe hin, auf welche Art und Weise erst die große Schaitte selbst in vollen Brand gerieth. Daß übrigens die Wirkungen des materiellen Feuers von jenen des Blizstrahles verschieden sind, weiß ich, Gott Lob, selbst; aber leider! besize ich keine Elektrisir-Maschine, oder sonstig physikalische, oder chemische Apparate. —

(Siehe Seite 369, 402, 499 der alten, und Seite 306 Nro. 40 der neuen Bürger- und Bauern-Zeitung.) Ganz buntschekig sollen zu den Zeiten der Klöster manchmal die Zeitungen und und Zeitschriften, welche in selbe hineinkamen, ausgesehen haben, weil jeder der wissenschaftlich gebildeten Bewohner derselben Dasjenige verschiedenfärbig bezeichnete, was ihn eben und für sein Fach ansprach. Aber dabei allein blieb es nicht stehen; jeder dieser würdigen Herren machte es sich auch gleichsam zur Pflicht, ja! es gehörte gleichsam zum Ordensgelübde, wie jezt zu dem Eide eines vom Staate aus besoldeten Gelehrten, die marquirten Stellen näher zu betrachten, zu beleuchten und zu erläutern. Daher so viel Segen für die Landwirthschaft, für Wissenschaften und Künste hieraus entsprossen ist. Ein Gelehrter muß der nüzlich belehrende Vater für die Unmündigen, er muß der dankbare Segenbringer für seine vaterländische Heimat seyn! —

Nach der Meinung Einiger soll Bacchus der erste Erfinder des Weines gewesen seyn, wogegen aber wieder Andere einwenden, daß Bacchus lange erst nach Noas Zeiten gelebt habe, dagegen Noa daher, selbst nach Genesis 1, Kap. 9, V. 20 als der erste Akersmann und Weinbauer erscheint. Andere gehen in der Sache und in dem Beweise für Noa noch weiter; sie sagen nemlich, von dem hebräischen Worte Jain (zu deutsch Wein) wäre das Wort Janus, welchen sie für Noa halten, weil nemlich dieser Noa die erste Welt vor der Sündfluth, und die zweite Welt nach der Sünd-Fluth gesehen hat, und weil Janus deßwegen mit zwei Angesichten gemalen wird, entsprungen. — Da es aber in unsern Tagen wichtigere Dinge gibt, als die Veranlassungen zu gelehrten Streiten und Spizfindigkeiten, woraus am Ende für keinen Theil ein wahrer Nuzen entspringt, so wolle lieber über den Weinbau selbst Dasjenige nachgelesen werden, was das **Calendarium perpetuum Joannis Coleri** v. J. 1627 zu vernehmen gibt; wenigstens hat mir daselbst die ehemalige Chur-Brandenburgische Weinmeister-Ordnung u. s. a. wohl, und hin und wieder, auch für unsere Zeiten noch passend, gefallen. — Weil es zu Zeiten eines Colerus noch keine Thierärzte gab, denen man heut zu Tage auch mehr Aufmerksamkeit, Sicherheit ihrer Subsistenz und mehr Würdigung angedeihen lassen dürfte, so war es von diesem würdigen Manne gewiß sehr verdienstvoll durchgedacht, in eben zitirtem Werke und dort, wo Er z. B. von der Pferdezucht, von den Ochsen, Kühen, Kälbern, von den Schafen, Ziegen, von den Schweinen, von dem Federvieh u. s. w. spricht, alle Autoren der Vorzeit und seiner Zeit allegirt zu haben, welche auch von den Krankheiten der Haus- und Nuzthiere und von der Behandlung derselben 2c. schrieben. Vielleicht würde so Manches noch für die Gegenwart und Zukunft hiervon passen, besonders alsdann, wenn man sich in dießfalls drohenden Momenten bei den Alten auch mitunter Rathes erholen wollte. Ich für meinen Theil wage nur zur Zeit, wo vom Auslande her Gefahren der Art drohen, die einzige und zugleich unmaßgeblichste Anfrage: ob der Handel mit den sogenannten ungarischen Saitlingen nicht eben gerade jezt mehr polizeiliche Aufmerksamkeit verdienen dürfte?

Verschiedene andere Anfragen gibt es jezt auch zuweilen; so z. B. fragen Einige, ob von der in Nro. 2 des Gesez- und Verordnungs-Blattes Sachsens enthaltene Gesinde-Ordnung nicht auch irgend Etwas für andere deutsche Staaten anwendbar seyn möchte? Andere zeigen eine Art edler Neugierde, und fragen daher mit gefühlter Menschenliebe, ob wir Bayern bei Gelegenheit der Industrie-Ausstellung am 12. Oktober 1835 nicht auch, wenigstens kleine Scherfleins, aus der v. Kurzischen Lehranstalt für krüppelhafte Kinder erbliken werden; und diese edlen Patrioten wünschen dabei dieser Anstalt alle Segnung und Theilnah-

me, wie sich z. B. das Taubstummen-Institut zu Bamberg derselben, wovon ich sub Nro. 31 des bayerischen Landboten Seite 130 h. Js. redete, vorzüglich von Seite der hohen Geistlichkeit, so erhebend und so nachahmungswürdig zu erfreuen hat. Wieder Andere, welche den Zweken der Landwirthschaft näher rüken, stellen die Frage auf, ob die im heurigen bayerischen National-Kalender enthaltene Abhandlung von der Sonne und den zwölf himmlischen Zeichen (dem Thierkreise) nicht einer gründlichern Forschung irgend eines Gelehrten selbst würdig erachtet werden dürfte, um Vorurtheile und Aberglaube, in Beziehung auf Akerbau und Gartenbau, wohl von der Grundhaltigkeit praktischer Wahrheit, Forschung und begründeter Erfahrung und so recht gemeinnüzlich wirkend zu unterscheiden. Und bei dieser Gelegenheit kömmt Einigen auch die Anfrage in Kopf, ob die im Wolf Helmhards von Hohberg österreichischen Haus- und Wirthschaftsbuche v. J. 1745 beschriebene und abgezeichnete Säemaschine S. 124—126 nicht einer weitern Beachtung werth seyn möchte? — Zulezt fragen Andere endlich gar noch, warum sich die Frauendorfer-Küchen- und Blumensämereien u. dgl. nicht auch in München, wenigstens einer Kommissions-Niederlage, erfreuen?

Vermuthet wird auch zuweilen, daß es von wohlthätig rükwirkenden Folgen für die Landwirthschaft u. s. w. gleichsam nothwendig werden müßte, wenn die Gelehrten einmal belieben wollten, darüber gründliche Forschungen anzustellen, warum der Bliz im Allgemeinen auf den Seen und Meeren im Gegenhalte des Festlandes verhältnißmäßig weit weniger Schaden anrichte; und ob die Ursache hievon in der Struktur der Schiffe, in der Verwahrungs-Art derselben gegen Blizbeschädigungen, oder in der Art ihrer Befrachtung und Ladung, oder sonst wo liege?

Kömmt es einmal wirklich dahin, daß griechische und für dieses Fach geneigte Jünglinge auf Besuche in bayerische landwirthschaftliche Lehr-Anstalten u. s. w. abgeordnet werden, dann sollte man ihnen, wie man meint, bei ihrer Heimkehr auch wohl ausgebildete Zöglinge dieser Institute als Mentoren für das dortige Kolonieen-Fach mitgeben. (Ist diese Idee nüzlich und auch ausführbar?)

Lonicer, dessen in Nro. 4 dieser Zeitschrift vorigen Jahres Erwähnung geschah, macht in seinem Kräuterbuche v. J. 1582 S. 41 folgenden hier wörtlich kommenden Vorschlag, worüber besser unterrichtete Pomologen allein absprechen können: „Weichselkirschen, Kriechen ohne Kerne.“ „„Wann das Bäumlin eines Fingers dik ist, so spalte es im Mayen biß auf die Wurzel, zeuch das Mark zu beiden seiten mit einem Eyselin heraus, und bind es wiederumb fest zusammen, bestreichs mit Kühkaat. Ueber ein jahr wann es wider wächst, so impff es uf einander jung Bäumlein seines Geschlechtes, das noch keine Frucht getragen hat, so bringt es Obs ohne Kern.““

Mittheilung beachtungswerther Erfahrungen über einige ökonomische Gegenstände.

1. Wirksames Mittel, um gute Ernten auf unbedüngten Aekern zu erzielen.

Zur Erreichung dieser Absicht begieße man den Samen mit fetter Düngerlake, schausle ihn dabei gehörig um, und säe denselben, nachdem er gut durchgezogen und aufgequollen ist, aus. Wird die Düngerlake mit einer kleinen Quantität Salpeter vermischt (4—5 Loth auf den Eimer), so beweist sie sich noch wirksamer. Dieses Mittel habe ich mit dem besten Erfolge bei Roggen und Erbsen auf ungedüngten, scharfen und hüglichen Aekern versucht.

2. Von dem Anbau der Kartoffeln mit Erbsen.

In der Gegend von Magdeburg pflegt man, um dem Aker doppelte Ernten abzugewinnen, nicht selten Kartoffeln mit Erbsen, jedoch nicht hochrankende, viel Plaz bedürfende, das Behäufeln erschwerende Sorten zu erbauen, wobei die Erbsen in die Zwischenräume der nicht weiter, wie gewöhnlich, von einander entfernt gelegten Kartoffeln dünn gesäet, und hierauf wie jene mit Boden bedekt werden. Das Kraut der Kartoffeln dient den Erbsen zur Anklammerung ihrer

Ranken. So wird, auf diese einfache, nachahmungswerthe Weise verfahren, der beabsichtigte Zwek vollkommen erreicht. Die Kartoffeln liefern keine mindern Erträge, mit, als ohne Erbsen, und die Erbsen keine minder, mit, als ohne Kartoffeln erbaut, und der Raum, den diese Vegetabilien einnehmen, ist nicht größer, als der, welcher sonst dem Anbau der Kartoffeln allein gewidmet wird.

Nach meinen Erfahrungen können auch mit dem besten Erfolge Sonnenrosen zwischen Kartoffeln gebaut, und um diese Bohnen oder Erbsen gelegt werden; doch muß das Steken der Sonnenrosenkörner schon bei der Legung der Kartoffeln, und in den gehörigen Entfernungen erfolgen: denn wird es später vollzogen, so erstikt das Kraut der Kartoffeln die aufkeimenden Pflanzen, oder veranlaßt doch sehr nachtheilige Einflüße auf ihre Vegetation.

2. Erprobtes Verfahren, in Schöbern aufzubewahrende Kartoffeln gegen das Erfrieren und Anfaulen zu schüzen.

Die Aufbewahrung der Kartoffeln in Schöbern, um sie gegen die nachtheiligen Einwirkungen des Frostes zu sichern, ist bekannt und sehr gebräuchlich: doch wird diese Absicht nicht selten wegen eines mangelhaften Verfahrens bei Sezung derselben höchst unvollkommen erreicht, indem ein Theil der Kartoffeln nur zu häufig, wenn das Frühjahr erscheint, und dieselben benüzt werden sollen, theils erfroren, theils angefault zum Vorschein kommen. Zur Begegnung solcher Nachtheile möge folgende Anweisung dienen:

In die Mitte des zur Anlegung eines beabsichtigten, möglichst fehlerfreien Kartoffel-Schobers bestimmten Plazes, schlage man einen Pfahl, umbinde ihn hierauf, von oben bis unten auf die Erde reichend, mit Weizen- oder Roggen-Stroh, und breite um denselben, als Unterlage der Kartoffeln, eine gute Schicht solchen Strohes aus, errichte auf dieser einen geschlossenen Kranz von Stroh aus einer der gedachten Arten, dessen Stärke dem eines starken Dachschaubes gleichkommt, unter welchem jedoch das aufgebreitete Stroh zu allen Seiten ¾ Ellen vorspringt, befestige ihn sodann nach Verhältniß seiner Größe mit 4 oder 6 Pfählchen, die von oben herab auf die innere Seite sich neigend eingeschlagen werden, aber einige Zoll über den Kranz hervorragen müßen, und schöbere nun innerhalb desselben die bestimmte Anzahl der Kartoffeln, jedoch nur so hoch auf, daß der, wie schon gesagt, gut mit Stroh umwundene Pfahl eine reichliche Elle über dieselben hinweggeht, damit den Kartoffeln hinlänglicher Raum zu der ihnen dienlichen Ausdünstung bleibt. Hierauf wird dieser Schober um und um, von oben bis auf den Kranz, mit Weizen- oder Roggenstroh gut zugedekt, das unter dem Kranz befindliche hervorragende Stroh nun herauf um denselben geschlagen, und ringsherum mit Strohsäulen an die gedachten Pfählchen befestigt. Jezt erhält dieser Schober eine Bedekung strohigen Pferd- oder Rindviehdüngers, der eine zweite von Erdboden folgt, welche aber mindestens 9 Zoll stark seyn muß. In dieser Verfaßung bleibt er so lange unberührt stehen, bis die Erdboden-Bedekung 4 bis 5 starke Fröste erhalten hat, worauf dieselbe zum Beschluß des Schobers wieder eine starke Bedekung von Pferd- oder Rindvieh-Dünger bekommt.

Durch die Bekleidung des Pfahls mit Stroh wird bewirkt, daß das an dem Pfahl bei naßer Witterung herabrinnende Waßer die von dem Stroh geschüzten Kartoffeln nicht berühren und ihnen keinen Nachtheil zuziehen kann, welches sonst, ohne dieses Verfahren zu beobachten, eine in kurzer Zeit sich stark verbreitende Fäulniß zur Folge haben würde. Die gefrorne Erdboden-Bedekung der Kartoffeln bei auf beschriebene Weise errichteten Schöbern erhält sie kühl, wehrt einer unzeitigen Keime hervorlokender Wärme, und die unterhalb derselben über das Stroh so wie außerhalb geschlagene starke Düngerschicht schüzt dieselben gegen Frost.

Kohlrüben und Unterrüben mit Ausnahme derer, welche zum Samen bestimmt sind, ist es nicht räthlich, in Schöbern aufzuschichten, wo sie holzig werden, sondern es ist besser, sie auf luftigen, dem Frost ausgesezten Böden aufzubewahren, der ihnen dann nicht nur keinen Nachtheil

bringt, sondern vielmehr dazu dient, sie milder und schmakhafter zu machen.

4. Von einer noch andern neuen Aufbewahrungs-Art der Kartoffeln, um besonders das Auskeimen derselben zu verhindern, und sie geraume Zeit hindurch vollkommen gut zu erhalten.

Ein besonderer Zufall, so wird aus Annaberg in Sachsen berichtet, hat zu der Entdekung geführt, daß Kartoffeln, in frostfreien Behältnissen untergebracht, auf gröblich zerstossene und gleichmässig verbreitete Holzkohlen geschüttet, bei Eintritt des Frühjahres, wo sie sonst auszukeimen pflegen, keine Spur von Keimen zeigen, und gekocht so wohlschmekend, wie ganz frisch aus der Erde genommene sind.

Dieses höchst einfache und mit wenig Kosten verbundene Verfahren verdiente zur Erzielung der daraus hervorgehenden gerühmten Vortheile wohl nachgeahmt zu werden! Bei hohen Aufschichtungen von Kartoffeln dürfte es jedoch noch räthlich seyn, schichtenweise Ueberstreuungen gröblich zerstossener Holzkohlen in Anwendung zu bringen.

Rimptsch in N. Schlesien, den 1. Mai 1835.

Baron v. Kottwitz,
Prem. Lieutenant a. D. und Mitglied mehrerer Industrie-Vereine

---

Die sieben weltlichen Haupttugenden.

(Aus der Chronik von Abrenhausen).

Wer möchte nicht erlauben,
Die Tugendreich' zu seyn?
Gewiß, von unsern Lesern
Wird keiner es gesteh'n.

I. Die Gutheit. Seht sie, wie arm und verlassen! Es heißt gleich: Was habe ich von seiner Gutheit, die brauch ich nicht; schön politisch soll er seyn, soll sich bestreben, daß er Welt bekommt. Ein guter Ton und kluge Verbindung ist die Quintessenz des Lebens! Daher man stets ruft: Ein guter Ding, Narr, Lapp, Mann; und, wenn es Gott will, auch ein guter Esel. Ist die Gutheit nicht recht arm? Nur an großen Leuten, die ein schönes Anwesen haben, rühmt man oft die Gutheit, um die Bosheit zu versteken. Kein Mensch fragt, wie er gut werden soll; und der Vater sagt: Sohn! studire fleißig, id est, werde politisch, mit der Gutheit werden wir uns schon abfinden. Darum ist die Gutheit auch eine wahre irdische Tugend, d. h., eine Tugend, welche auf Erden höchst selten gefunden und gesucht wurde, und alles Seltene und Gute, wie die Gutheit, heißt man ja Tugend. Daher der Virtuos, bei welchem es uns jedoch auffällt, weil er bei seiner Tugendhaftigkeit recht viel Bosheit besizen kann. — Ach! du arme Gutheit, wenn du noch stirbst, dann ist nimmer zu leben!

II. Die Trägheit. Alles ist wohl vertheilt, die Trägheit an allen Eken, selbst in der Natur. Der Schüler muß zum Reden und Lernen, der Soldat zum Exerziren und Pariren, der Doktor zum Kuriren gezwungen werden. Freilich mit dem Unterschiede, daß A. durch den Stok und B. durch Geld gezwungen wird, das Herz manchmal durch Liebe, manchmal durch zwei und drei solche Dinge. Was wäre es aber auf dieser Erde ohne Trägheit? Ein Elend. Keine Arbeit, kein Verdienst, kein Streit und kein Friede, kein Versuchen und kein Lernen, kein Gerücht und keine Verleumder, kein Aberglaube und keine Spenden, keine Neuigkeit und keine Zeitung. Da säße der Paul im Bette, bis er erstikte, der Peter im Koche bis zum Hals, der Vinzenz im Schnee bis an das Wams, das Kind immer im Mutterleibe, ja, der Soldat würde den Ladstok nicht ziehen, nicht schießen, sein Kommandant nicht sakramentiren. — Wahrhaftig, die Trägheit ist eine gute Tugend, sie veranlaßt das Leben; sie ruft hervor, erst durch sie erwacht das gesellige Leben, da es ohne Trägheit kein süßes und bitteres Leben gäbe.

III. Steifheit. Grüß Gott, Mamsell und steifer Herr! Ich bin nicht steif, ruft Minchen, mein Schnürleib ist gar nicht steif, mein Ton auch nicht, mein Gang noch weniger. Wie machen es denn Andere! Muß ja doch mich so à Tagston bequemen. Ich bins gar nicht, ruft Georg. Mein Kravat ist das leichteste von der Welt, ich trage nur das Mieder meiner Geliebten, meine Glanzstiefel hat der verdammte Schuhmacher so steif gemacht; gar nichts, auch nicht das Geringste von einer Steifheit. — Was doch die Welt für ein Judizium gibt. Steif muß Alles seyn, recht steif

und gestärkt vom Kopf bis zum Fuße hinab. Wird man nicht allenfalls dazu ermahnt? D'rum nur Steifheit.

IV. Die Narrheit. Diese Welthaupttugend macht die meiste Epoche auf Erden. Von Jeher hat man der Narrheit geopfert, und in diesen Tagen hat man noch nicht aufhören können, sie zu verehren. Am Wenigsten gab man ihr in wirklicher Münze, mehr in Scheinen. Wer möchte die Narrheiten alle aufzählen. Man findet sie in den Stuben der Gelehrten, in dem Herzen der Liebe, in den Gesezbüchern, auf dem Rezepte der Homöo-, Allo- und Aquäpathie, auf den Feldzügen, in der Lottorie, im Tanze, in der Mode und selbst Sprache, im Umgange, in der Titulatur ꝛc. Es heißt heut zu Tage oft nichts anders, als der Narrheit huldigen, wenn man studirt, polemisirt, ordinirt, Predigt hört, gewissenhaft ist u. s. w. Alles närrisch, wie das alte schöne Lied heißt, das ein Hauptnarr umänderte, weil er sich in der Travestie weniger getroffen fühlte und es in seiner Narrheit für Weisheit hielt, auf Reimen Leimen sezen zu können. Gewiß würde Sokrates sagen, daß wir Narren sind, wenn er unsere Kappen, unsere Grundsäze der Ehre, unsere Zerstörungen des Lebens sähe — aber genug, mir winken noch drei andere Schwestern und die heilige Schrift verbietet es unter schwerer Strafe, Einen einen Narren zu schelten. Zur Genugthuung unterschreibe ich, daß ich auch einer bin —

V. Die Lustbarkeit, eine große Welttugend. Uebt sie, wie der Zeitungsschreiber, Schriftsteller, Poet, Krankentröster, Kindervater, Wizbold, Uebermüthige u. a. Singt, tanzt, springt, schäkert, spielt, lacht, seyd leichtsinnig, frevelt mit allem Ehrwürdigen, laßt Herzen bluten; verstopft euer Herz, Ohr und eure Lippen der Klage, Bitte und Gerechtigkeit; verharret auf Härte und Parteilichkeit; nennt euch Freund in Feindeshülle, Lamm im Wolfspelze, Viper im Fischpanzer und treibt es so fort bis zu jener einfachen Grube! Denn ihr übt ja eine schöne Welttugend, was rechts Edels, ihr sucht Lustbarkeit.

VI. Billigkeit. Kauft ein, ruft der Krämer, bin recht billig; sperrt ihn ewig ein, sagt der Richter, ich will billig Urtheil fällen; um 10,000 fl. habe ich ihn nur übervortheilt, aus Billigkeit; es wäre erlaubt, alle Feinde erschießen zu lassen, spricht ein Eisenfresser, aber ich will billig seyn, und warten, bis ich sie habe; billig könnte ich von jedem Rezepte 36 kr. verlangen, ruft der Arzt, und der Dichter: Es ist billig, mein Manuskript nicht herzuschenken. Alles und überall ist man billig und vor lauter Billigkeit kann es noch so weit kommen, daß wir unbillig werden müssen, um nicht verhungern zu dürfen. Eine billige Zensur, ein billiges Vermächtniß, eine billige Kritik, ein billiges Sümmchen, eine billige Musterung. O Billigkeit über Billigkeit! Viel Glük auf die Reise —

VII. Die Entsezlichkeit, eine jezige Welt-Tugend. Alles ist gleich entsezlich, das Gute, wie das Böse. Er ist entsezlich gut, reich, geschikt, dumm, arm, unglüklich ꝛc., hört man, so daß es wahrhaft entsezlich ist. Lauter Uebermaß.

Diese sind es, von denen allein Heil zu erwarten steht, deren Macht so groß, deren Anzahl so klein ist; die uns so sehr beleben und uns Alle tödten werden; denen wir so sehr schmeicheln, und die uns so sehr hassen; die uns Glük versprechen, da sie uns doch längst schon unglüklich machten; die sich ganz demüthig der Mode nähern, weil sie uns sonst nicht täuschen könnten; die unsere Herzen sättigen, um mit dem Kopfe davon laufen zu können; die so niedlich hernieder bitten sich ließen, um desto länger hausen zu dürfen. Umfasset sie mit freundlichem Arme, mit Treue und Ehrfurcht. Sie werden Euer Heil gründen, und noch mehr Verehrung ernten, als wir jezt sagten. Sie sind ja Welttugenden!

Anmerkung. Am Rande steht von I „anno 708," von III. „geschrieben im vorigen Jahrhundert." Ist wohl an dieser Glosse wenig gelegen — Schade, daß man die Chronik nicht damals gefunden hatte. Die Schrift ist auch recht hart zu lesen.

E. G. D.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Das Ehrgefühl.

Kind! lerne tanzen, lerne singen,
Zum Beten ist's zu früh;
Du brauchst ja Welt zu allen Dingen,
Nicht leicht erwirbt man sie.
Mit meinem Rath' kömmst du zum Ziel,
Man hat ja doch kein Ehrgefühl.

Sohn! ehre deinen offnen Frieden,
Und hoffe still nach Lust;
Man braucht der Helfer wohl hienieden,
Kein Mensch schaut auf die Brust.
Mit solchem Rath' erlangst du viel,
Es ist ja wohl nur Ehrgefühl.

O Bruder, sey ein frommer Sprecher
Von deinem Landesgott';
Nenn' ihn den Vater, Richter, Rächer,
Und Alles noch zur Noth —
Vertraue mir, es ist blos Spiel,
Mir rieth stets gut dieß Ehrgefühl.

So sprechen viele, viele Zungen,
Um einen kleinen Sieg;
Und noch ist nicht der Sturm gelungen,
Noch tobt der wilde Krieg.
Und Jeder schreit im Kampfgewühl:
Auch ich befolg mein Ehrgefühl.

Ich auch, mein Freund, hab' in dem Leibe
Ein Stük von Ehr', und Blut;
Auch ich bin Mensch aus einem Weibe,
Auch ich wünsch' mir mein Gut —
Doch lügen ist im Teufelspfühl',
Im edlen Herzen — Ehrgefühl.

E. G. D.

Rezensionen.

1 **Die schlechte Zeit.**
Die Zeit ist schlecht, wenn man nicht thut,
Was vor dem Finsterling nicht gut.

2. **Das nüzliche Buch.**
Das Büchlein hat den besten Sinn,
Es steht ja auch für mich was d'rin.

3. **Die Mode.**
Zwei, drei — der Narren spielen Tand —
Pariser-Mode! Viel Verstand!!

4. **Patriot.**
Recht ehrlich; nur Schade,
Daß er auch heimlich manchmal spricht:
Mich und das Vaterland vergeß' ich nicht.

5. **Das Christenthum.**
O süßer Name; bittere Stunden
Hat Heuchelei um dich gewunden.

L. N.

Höchst nüzliche Erfindungen
für
Gutsbesizer, Akerbürger, Landbebauer, so wie überhaupt für jeden Landwirthschaft treibenden Geschäftsmann.

Ein wohlhabender, aufgeklärter deutscher Gutsbesizer hat durch mehrjährige unermüdete, praktisch erprobte Versuche folgende höchst nüzliche Erfindungen gemacht, welche derselbe in einer gedrukten Schrift (nebst dazu gehörigen fein gezeichneten Abbildungen), der Gemeinnüzigkeit wegen, für den äusserst geringen Preis eines vollwichtigen holländischen Dukaten, allen oben Genannten hiemit empfiehlt, als:

1) Wie man einen Morgen von 180 rhein. Quadrat-Ruthen oder 25,920 Quadratfuß oder 24,197 franzöſ. Quadratfuß des unergiebigsten Akers, so wie überhaupt das allerschlechteste, unfruchtbarste Sandland in Zeit von wenigen Tagen mit der bisher gewöhnlichen Anzahl von Menschen und Vieh, folglich auch ohne neuen Kosten — und zwar ganz kunstlos — so fruchtbar machen kann, daß man schon im ersten Jahre von einem Scheffel Aussaat (Winter- oder Sommerfrüchte) zwanzig, und auf mittelmäßigen und ganz guten Aekern dreißig bis fünfzig Scheffel einernten — mithin auch eine verhältnißmäßige Quantität des schönsten Strohes mehr, so wie zur zweiten Frucht eine sehr reichliche Hafererente sicher erwarten kann.

2) Alles unfruchtbare und ganz wüste Sandland in die schönsten fruchtbarsten Wiesen, welche im ersten Jahre schon zwei bis drei reichliche Heuernten gewähren, durch eine ganz einfache Behandlung umzuwandeln.

3) Wie man sich in allen Ländern und Gegenden auf eine sehr leichte Art, mit ganz wenigen Kosten, ein Düngungsmittel zu Feldern, Wiesen und Gärten für jeden Boden verschaffen kann, und wovon ein einziges Fuder mehr Wirkung thut, als zwanzig Fuder des besten gewöhnlichen Düngers.

4) Ein ganz untrügliches Mittel gegen Futtermangel in trokenen Jahren.

5) Jeden Aker durch eine ganz simple, sich leicht anzuschaffende Maschine, ohne alle Beihilfe des Zugviehs, auf die geschwindeste und beste Art zu bestellen.

6) Beschreibung einer sehr wohlfeilen, äusserst einfachen und wirksamen Dreschmaschine. Diese Maschine ist unter allen bisher erfundenen die einfachste und wirksamste. — Jeder nur einigermaßen mittelmäßig mechanische Kopf kann sie selbst verfertigen.

Da diese Schrift, mit mehreren dazu gehörigen Abbildungen, weder in den Buchhandel kommt, noch durch denselben bezogen werden kann, so hat man deßhalb einzig und allein, und zwar Auswärtige in postfreien Briefen, sich zu wenden:

An das landwirthschaftl. Commissionscomptoir am Schulterblatt zu Hamburg.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 21. 24. Mai 1835.

Inhalt: Inneres Leben einer frommen Dichterin. — Landwirthschaftlicher Guckkasten. — Ueber einige politische und andere Grundsäze aus der Vergangenheit in Bezug auf die Gegenwart. — Der Traum.

Inneres Leben einer frommen Dichterin.

(Eine Biographie.)

Aus, Aussen, Aussenseite sind von In, Innen und Inhalt wie Schale von Ei unterschieden. Aeusserliches Leben also ist offenbar nicht innerliches Leben; ersteres ist die Rinde, lezteres der Kern. Denn im Innern sizt der Schelm und gukt heraus, und sieht wie in einer Camera obscura die Reihe bunter und vorüberfliehender Erscheinungen an; und wirken auch diese auf ihn, und er auf sie ein, so sind sie doch nicht sein werthestes Ich, das im Innern stekt, folglich auch nicht sein innerliches Leben. Wendet man hierauf ein, sein innerliches Leben spiegle sich ja auch im Ausserlichen ab und werde für Andere ebenfalls zur anschaulichen Erscheinung; mithin sey äusserliches Leben mit dem innerlichen so wesentlich Eins als Leib und Seele, so dient hierauf zur Antwort, daß dieß allerdings so wäre, wenn der Mensch als ein Ganzes fortbestanden hätte; seit er aber mit sich selbst entzweit ward, zerfiel er in Ja und Nein, in Seyn und Schein — oder in den innerlichen und äusserlichen Menschen; und zwar präsentirt lezterer oft eine imposante Aussenseite und hat Alles vollauf, indeß der erste jämmerlich verkrüppelt im Innern darbt; und umgekehrt; nichts von den Wölfen im Schafshabit zu erwähnen, und von der vielfältigen Verkennung, selbst unter den Guten, die zuweilen bis an die Grenzlinien des Hasses geht, und gewiß nicht Statt fände, wenn das innerliche mit dem äusserlichen Leben Eins und Dasselbe wäre. Es tritt nemlich das Zarte und Geistige, also das eigentliche innerlich Innerliche selten in die äusserliche Anschauung; und träte es auch öfter, so würde es doch nur von sehr Wenigen aufgefaßt, da nur sehr Wenige selbst zart und geistig sind, und die gehörige Spähkraft, Uebung und Erfahrung haben. Anders also sieht es gewöhnlich draussen, anders drinnen aus; und können, ja müssen wir leider oft wider Willen sehen, was draussen vorgeht, so bleibt doch das Inwendige uns ein Geheimniß, es sey denn, man zeige es unserm innerlichen Sinne.

Genau so spricht auch unsere fromme Dichterin in folgenden Worten: Wir sind hier von äusserlichen Gegenständen umgeben, die uns nur ihre Oberfläche zeigen, wie der Baum nur seine Rinde zeigt, ohne daß wir seine innerliche Vegetation erspähen können; denn nur einen geringen Theil seiner selbst gibt der innerliche Mensch der äusserlichen Anschauung preis. Wer wäre auch wohl zugleich Original, Maler und Gemälde seines eigenen Herzens, ohne dabei Farben aufzutragen, die von der Eigenliebe gerieben wurden? Gleichwohl wären derlei Porträte von ungemeinem Nuzen; wir fänden darin so manchen Zug unserer eigenen Aehnlichkeit; würden, was sehr Wenige sind, aufrichtig gegen uns selbst, und trösteten einander gegenseitig über unsere erkannte Armseligkeit.

Wer ist denn aber diese Dichterin? Ist sie eine Inländerin oder eine Fremde? In welchem Jahrhundert ward sie geboren, oder lebt sie etwa noch? Wie heißt sie? Und was hat sie Großes gethan, daß wir uns für sie interessiren sollen? — Auf alle diese Fragen haben wir vor der Hand nur die Antwort, daß solche sammt und sonders das äusserliche Leben angehen; wir uns aber blos zur Schilderung ihres innerlichen Lebens anheischig gemacht haben. Hinsichtlich des Großen aber, daß sie etwa gethan hätte, sind wir der Meinung Jener, die dafür halten, der äusser-

liche Mensch thue überhaupt wenig Großes, und die sogenannten glänzenden Thaten ständen, wenn alle erlogenen Zierrathen davon abgestreift sind, mit Ausnahme sehr weniger, kleinwinzig da; und es sey eigentlich nur der innerliche, von der Gnade geweihte Mensch, der Großthaten übe, die nie verklingen, ob sie auch in diesem Leben der äusserlichen Anschauung sich selten oder nie offenbaren. Und was vollends ihren Namen, Stand ꝛc. betrifft, so glauben wir allerdings der etwanigen Neugier, die nicht blos das Ei, sondern auch die Schale dazu verlangt, — wiewohl sie leztere am Ende hinwegwirft, wäre sie auch noch so bunt bemalt, — um der Höflichkeit willen, schuldig zu seyn, dessen zu erwähnen; wollen aber, und zwar blos ihr zu Liebe, damit noch hinter dem Berge halten, weil wir im Gewöhnlichen, aus Innerlichem und Aeusserlichem gemischten Leben, oft mit nicht geringem Aerger bemerkt haben, wie mancher innerliche Kernmensch die Gesellschaft höchlich interessirte, so lange dessen Name, Stand, Charakter, Verhältnisse ꝛc. im Dunkel des Geheimnisses verhüllt lagen; und wie nach dessen Enthüllung, je nachdem die Hülle selbst pauvre oder noble war, das Lied entweder mit einem unangenehm frappirten So! — Nur! — Hm! ein Ende hatte, oder nach einem überraschten Was tausend! — die Saiten noch höher gespannt wurden; ob auch der Lezte höchstens zum Sekund zu gebrauchen war, der Andere aber den Prim als Meister spielte.

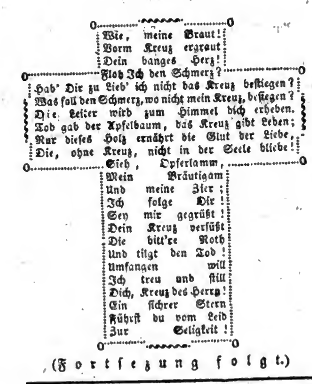
Damit aber Niemand auf den Gedanken gerathe, als wollten wir hier blos Spuk treiben, und als wäre unsere Dichterin selbst erdichtet, und ihre Stimme nur der Wiederhall eines hohlen Felsen; tritt sie zu unserer Rechtfertigung selbst auf, und kehrt mit einem von Glanz verklärten Gesichte, gleich Moyses, der vom Berge kommt, aus einer heiligen Stätte zurük, wo sie eine vollendete, das heißt, eine innerliche Erziehung erhalten hat. Schüchtern und in glükseliger Unwissenheit über viele Dinge tritt sie in die (große?) Welt; und die Welt mißfällt ihr; mit Widerwillen besucht sie fremde Gesellschaften; denn es ekeln die Dinge sie an, die sie dort hört. Aber sieh da, sie besucht abermal und abermal, und ihr Strahlenglanz beginnt zu erbleichen und erlischt allmählig ganz. Der Abscheu vor den ungewohnten Grundsäzen verliert sich, und schon hören wir sie: Man hat mir im Kloster die Welt doch zu grell geschildert; auf diese Weise würde ja kein Mensch selig, und Gott hat ja doch die Menschen nicht erschaffen, sie zu verdammen! Bald, bald hat sie eine ziemliche Streke auf dem breiten Wege zurükgelegt, der zum Verderben führt, und plözlich steht sie am Rande des Abgrundes und sieht ihn nicht. Eben so wenig sieht sie auch die unsichtbare Hand, die sie schnell ergreift und ihr schlummerndes Herz berührt, das plözlich aus seinem Taumel erwacht. Und sie erschrikt, und — lenkt mit schnellen Schritten um. Da aber diese barmherzige Hand die Kinder ihrer Erbarmung gerne krönet, sie aber nicht früher krönen kann, bevor sie nicht rechtmässig gestritten, bereitet sie ihr Kämpfe ohne Zahl, und führt sie abwechselnd durch dornige Steppen und freundliche Gefilde auf den Weg des Lebens.

Und damit es ihr in den trokenen Gegenden dieses langen Weges, im heißen Sommer nicht an Wasser, und im Winter, (der in dem Lande innerlicher Führungen nicht minder nothwendig als der Sommer ist,) nicht an Früchten gebreche, gräbt sie sich Cisternen, und sammelt zur Thauzeit des innerlichen Trostes dieß gesegnete Gewässer darin auf; und eben so sammelt sie auch die sonnigen Früchte der heiligen Liebe, und verwahrt sie in unverwelklichen Blättern, deren wir einige vor uns haben, wiewohl sie ihre meisten Früchte wohl verwahrt in das Land der Ewigkeit voraussendet; denn der größte Theil des Lebens ist in stille Verborgenheit gehüllt. Auf diesen anmuthigen Blättern aber sehen wir ihre schöne Seele wie in einem Spiegel, dem ihre kleinen weiblichen Schwächen zur Folie dienen, und auf dem sich die Strahlen der göttlichen Gnade in wunderbarer Kraft und Lieblichkeit brechen. (Solche Cisternen und Vorrathskammern aber sollte füglich jede innerliche Seele anlegen; denn, wie unserer frommen Dichterin, dürften sie ihr zur Zeit des Mangels und der Trokenheit treffliche Dienste thun.)

In sanften Klagetönen einer Turteltaube bekennt sie in diesen Ergießungen ihres Herzens, worin eine Zartheit und Glut wie aus einem andern Leben weht, ihre kleinen Fehler und die Erbarmungen des Herrn, die Früchte ihres innerlichen Gebetes und noch manches Andere, wovon später die Rede seyn wird. Auch legte sie in dieses seltene Schmukkästchen manche dichterischen Kleinodieen nieder, von welchen wir heute, als am heil. Kreuzsonntage, mit ihrer Erlaubniß, ein Tableau herausnehmen, um es als Altarblatt zu diesem Feste aufzustellen.

In der Glorie des unbewölkten Lichtes thront unser Gott, ein allmächtiger, hocherlauchter und überaus freigebiger König, umwogt von allen unzähligen Schaaren himmlischer Licht-Geister, deren ewigliche Wonne er ist; und in freudigem Jubel huldigen sie Ihm. O glükselige Stadt, wie unaussprechlich ist die Liebe in dir! Wie glühen diese himmlischen Bürger, ihre unnennbare Seligkeit mit uns armen Sterblichen zu theilen! Wie kindlich bitten sie den himmlischen König, die Schäze Seiner Huld auch uns armen Pilgern zu eröffnen! Aber ach! ungeheuer ist die Entfernung des hohen Himmels von der Erde! Wie sollen diese Geschenke zu uns herkommen! — Doch sie sehen im Lichte dieser seligen Anschauung, daß die ewige Liebe so allmächtig als gütig ist, und lassen nicht ab, zu bitten, bis endlich der liebreiche König der Glorie sie freundlich erhört. Und sieh, die Himmel öffnen sich, eine wunderbare Leiter erscheint, und zahllose Engel steigen von den sternigen Zinnen bis in unser Thränenthal hinab. Im Jubel der Entzükung übernehmen es die Vielgetreuen, die Geschenke des himmlischen Vaters zu uns herab zu bringen; und wer schildert die Schönheit, Behendigkeit und Freundlichkeit dieser göttlichen Lichtboten? Ganz von heiligem Eifer glühend für die Glorie ihres Königes und unsere Seligkeit, drängen sie uns, diese himmlischen Schäze anzunehmen, die sie in festen, aber aus dem unzierlichen Holze der Verachtungen, Demüthigungen, Versuchungen und Leiden gezimmerten Behältnissen wohl verwahrt zu uns bringen. — Aber sieh, da harret der Fürst der Finsterniß, verdunkelt schnell das innerliche Licht, und zeigt uns diese, von der Hand Gottes selbst für uns gewählten Schäze in seinem schauderhaften Dunkel. Vergeblich rufen die heiligen Engel: Lasset euch nicht bethören, ihr Menschenkinder! eilet mit herzlicher Dankbarkeit zu empfangen, was Gott euch sendet; es sind Kreuze von blendenden Schönheit, die euch zu unserer Seligkeit führen. Doch kaum haben diese das Wort Kreuz vernommen, so verdoppelt sich ihr Schreken; sie wenden den Himmelsboten den Rüken und sprechen murrend: Bringet euere Gaben andern Leuten, wir haben an derlei Waaren ohnedieß keinen Mangel; und eilen, dem Kreuze zu entfliehen, und singen Siegeslieder! Ach, die Bethörten sehen es nicht ein, daß sie mit dieser Weigerung die köstlichsten Schäze und ewige Reichthümer von sich weisen. Glükselige Geister des himmlischen Hofes, o traget die Geschenke, die euer Herr uns bestimmte, nicht zum Himmel zurük; klaget nicht bei eurem Könige über die große Unbesonnenheit der Menschen; sondern bittet Ihn um einige Lichtstrahlen, die die finstern Irrlichter der Dunkelheit verscheuchen, die uns umnebeln; und bald werdet ihr sehen, wie bei diesem erfreulichen Lichte Alle sich beeifern werden, diese untrüglichen Merkmale Seiner Liebe zu empfangen; Abbitte werden wir beim Kreuze thun, und mit heiligem Wetteifer uns hinzudrängen, dasselbe zu tragen.

Schon für dieß einzige Tableau von so kräftig glühendem Colorit verdient unsere fromme Dichterin vollem Rechte den Oelzweig, den wir um ihre Schläfe winden. Und weil wir nun einmal in ihrem Kreuzesgärtlein wandeln, wollen wir darin noch einige einzelne Blumen zu einem Kreuze pflüken, und den Altar damit verzieren, zu dem sie das Gemälde aufgestellt hat.



Wie, meine Braut!
Vorm Kreuz ergraut
Dein banges Herz!
Floh Ich den Schmerz?
Hab' Dir zu Lieb' ich nicht das Kreuz bestiegen?
Was soll den Schmerz, wo nicht mein Kreuz, besiegen?
Die Leiter wird zum Himmel dich erheben.
Tod gab der Apfelbaum, das Kreuz gibt Leben;
Nur dieses Holz ernährt die Glut der Liebe,
Die, ohne Kreuz, nicht in der Seele bliebe!
Sieh, Opferlamm,
Mein Bräutigam
Und meine Zier;
Ich folge Dir!
Sey mir gegrüßt!
Dein Kreuz versüßt
Die bitt're Noth
Und tilgt den Tod!
Umfangen will
Ich treu und still
Dich, Kreuz des Herrn!
Ein sichrer Stern
Führst du vom Leid
Zur Seligkeit!

(Fortsezung folgt.)

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Wer sich so recht wissenschaftlich und so recht demüthig forschend von der Abhängigkeit des Menschen von der Gottheit überzeugen will, der schlage die großen und werthvollen Bücher der göttlichen Influenz und der politischen Wahrheit — der schlage die Bücher der Geschichte, und jene der Landwirthschaft nach. Vorzüglich hängt das Wohl oder Weh der Landwirthschaft auch, und besonders in ungetrübten und ungewölkten Tagen der öffentlichen Politik von der Hand des Herrn allein ab, der da nicht selten die Völker durch lieblichen Hunger züchtiget, um zu ihrem zeitlichen und erst ewigen Heile eine Art Heißhunger nach dem Brode des Himmels, nach der göttlichen und nach der Lehre der Kirche, um eine heilige und bleibende, ernste und feste Begierde nach der Erfüllung der Gebote Gottes, und der Gebote der Kirche zu gebären und zu befestigen. — Die Saatzeit der Landwirthschaft gleicht einem Morgen- und Bitt-Gebete eines fromm gläubig vertrauenden Haus-Vaters, die Erntezeit der Landwirthschaft ist das getreue Bild des Abend- und Dankgebetes einer fromm christlich dankbaren Familie. — Niemand wird mir es daher ungnädig aufnehmen, wenn ich in diesem meinen Gukkasten, manchmal das Religiöse mit dem Landwirthschaftlichen zu verbinden bestrebt bin. Schon im alten Bunde erschallten die Posaunen der Offenb. Kap. 8, 9 u. 10 mehrmalen, und immer zu einer Zeit, und größtentheils auf die Landwirthschaft verschiedenartig einwirkend, wenn die Völker im Uebermaße des Stolzes und der daraus entsprungenen Sünden des Allmächtigen mehr oder minder vergessen wollten. Auch in unsern, wenn noch so aufgeklärten, aber gewiß nicht in dem Sinne und Willen Gottes aufgeklärten gegenwärtigen Zeiten rollen die Donner-Worte und die Posaunen des Ernstes eines erzürnten und beleidigten Gottes, freilich schonend für Bayern, nach Luk. 21, 25 und an die Zeiten Noas erinnernd, vor unsern verhärteten Ohren und verstokten Herzen vorbei, ohne daß nur die Wissenschaften, geschweige erst das Herz hieraus einen Gewinn zu ziehen belieben. — Kaum findet man es der Mühe werth, nur die formellen und mitunter erschreklichen Naturbegebenheiten seit 10 bis 12 Jahren zurük aufzuzeichnen, geschweige dem

materiellen Urgrunde mit der Würde und nach der Pflicht eines Gelehrten, dabei die unverkennbare Hand Gottes mit Demuth beehrend, und so die Religion zur Lenkerin der Aufklärung und dadurch zur Beglükerin der Menschheit zu erheben, nachzuforschen. — Ein aufmerksamer Naturforscher, wenn er sich z. B. die Mühe geben wollte, auffallende Veränderungen an seinem Barometer, oder Thermometer, und zu einer Zeit beobachtet, wo wenigstens in seiner Nähe, oder in seiner geringern, oder größern Ferne keine bedeutende Natur-Ereignisse vorfielen, aufzuzeichnen, könnte entweder für sich, oder für Nachfolger in diesem Fache in einem Zeitraume von 40 bis 50 Jahren gar leicht die Entdekung gemacht haben, wie man wenigstens beiläufig aus diesen Erscheinungen an den Barometern, oder Thermometern den Tag und die Stunde derselben richtig aufgeschrieben, die Entfernung, auf frühere Vergleichungen gestüzt, u. s. a. der in der weitesten Ferne vorgefallen außerordentlichen Naturbegebnisse im Voraus angeben und berechnen könnte, ohne erst Zeitungs-Nachrichten hierüber abwarten zu müssen. — Hätten gründliche naturforschende Gelehrte nur seit der Zerstörung Lissabons durch ein Erdbeben die Erde so betrachtet, wie ein weiser Arzt einen Kranken, nach überstandener bedenklicher Krankheit, denselben vor Rezidiven warnend, mit klugem Rathe zuvor und entgegenkömmt, wir hätten schon große Vorschritte im Gebiete der Wissenschaften manchen hochwichtigen Wink und Rath sicher erlebt, und der besorgten Mutter Kirche eine Bahn bereitet, die Hand des Herrn in ihrer Ausstrekung — ein erbarmenderes Ziel zu sezen. Und so hätte Welt und Kirche gewonnen! Aber die Klüglinge und Wizlinge der neuesten Zeit wollen nur von der Natürlichkeit, nichts aber von dem ewigen Lenkungs-Rechte dieser Natürlichkeit, nichts sohin von der Allmacht und von dem Zuchtrechte Gottes wissen. Daher ein neuer babylonischer Thurmbau, den Zorn des Herrn reizend, und zum großen Schmerze der Kirche, leider! vor unsern Augen dastehet! (Matth. 12, 31. Lukas 11, 52. Matth. 24, 37—39.)

Eine nicht ungegründete Vermuthung ist es auch, dann an den Vorfall einer großen Erderschütterung eines vulkanischen Ausbruches u. dgl. zu glauben, wenn ein ungewöhnlich starker Sturm-Wind uns unsern eitlen philosophischen Hoffarts- und Doktor-Hut vom Kopfe jagt und ohne allen Respekt gegen die hochsinnige Menschenvernunft davon treibet, damit wir einmal mit entblößtem Haupte zum Vater der Lichter, zur alleinigen Ur- und Gnadenquelle aller Weisheit hinaufbliken. — Aber es liegt noch etwas Anderes in der Sache verborgen! Etwas weit Edleres! Dieser Sturmwind ist eine Art Trauer-, gleichsam eine Art Reue-Posaune der Vaterliebe Gottes nach Genesis 1, 9, V. 11—16, wodurch er andere Völker von Ferne schon warnen und mahnen will; dieser Sturm ist zugleich ein Meilenzeiger nach Offenb. 15, 16, 17, 18, und Kap. 19 und ein Bild der Kron-Leuchter dieser Offenbarung für die heilige Mutter Kirche! — Wenn es übrigens dem unglüklichen Gefangenen, unserm auf politische Irrwege gerathenen leidenden Mitbruder unter Gottes Gnade und Beistand gelingt, sein Werk über die Kultur-Geschichte, dessen die Nürnberger allgemeine Zeitung kürzlich erwähnte, auf einen Grad der entsprechenden Vollkommenheit und nach christlicher Demuth zu bringen; dann wird der Wissenschaft ein großer Gewinn mehr werden. — Hier fällt mir eben ein altes Gedicht ein, und wie dieses gelesen ist, dann wird gleich wieder mit etwas Anderm aufgewartet:

„Salomo."

An einem großen Jubelfest,
Da Salomo des Armen Thränen
Zu troknen, das Verdienst zu krönen
Gehör gab, und von Nord und West
Sich alles Volk zum König nahte,
Trat auch der frömmste Mann im Staate,
Ein edler Greis, vor seinen Thron,
Und sprach: „Darf ich mich untersteh'n,
Um eine Gnade dich zu fleh'n,
So bitt' ich dich für einen Sohn,
Von deinen Brüdern Absolon,
Der krank, verlassen und verachtet
In einem tiefen Kerker schmachtet. rc."

Ueber einige politische und andere Grundsäze aus der Vergangenheit in Bezug auf die Gegenwart.

(Von Luzius Ragethier.)

1. Da paululum, ut faciant multum (gib Weniges, damit man viel arbeite), ein Grundsaz, welchen Rink in der Biographie Lessings aus Friedrich II. Mund vorführt, dürfte aber nicht unter die edelsten gerechnet werden, und hat nicht Wahrheit genug. Betrachten wir ihn in seiner Anwendung auf das bürgerliche Leben, so taugt er noch weniger, und nach der heiligen Schrift selbst, welche den Arbeiter begünstiget, wäre er ganz unzuläßig. Was würde aus Fleiß, Treue, Entsagung, Ehrlichkeit? Wir wollen hoffen, daß diese Worte nie wieder durch eine hohe Person beschüzt werden, und mancher heutige Regent thut das Gegentheil und befördert dadurch Kunst und Wissenschaft, Liebe und Gehorsam.

2. Homo longus raro sapiens (ein großer Mann ist selten ein weiser Mann). Dieser Saz ist so durch die Erfahrung widersprochen, daß man ihn für eine Lüge eines wizelnden Kopfes halten muß, indem außer der Wahrheit, daß man äußerlich den Menschen gar nicht beurtheilen kann, die Natur in ihren Formen auch am Menschen mannigfaltig ist, und Schönheit, Größe und Verstand eben so wenig an Großen allein sind, als Reichthümer und Ehrenstellen oft auch an Kleinen haften. Wir finden auch unter dem Volke diese Meinung in dem Saze: „Kleine Männchen, keke Männchen" ausgesprochen, welche wahrscheinlich von der grossen Unbehilflichkeit und kleinen Geschmeidigkeit des Körpers auch auf den Geist überging.

3. Noch unchristlicher ist der Spruch: Semel captus, centies reus (wer sich einmal erwischen ließ, ist hundertmal schuldig). Wer mit den Schwächen und leichtsinnigen Schritten, mit der Macht der Sinnlichkeit und Verführung, mit der Bosheit des Argwohns und dem Geheimnißvollen des Scheines bekannt ist, kann unmöglich einem Saze anhangen, welchen die Tyrannei erfunden hat. Höchstens von einem alten Gauner könnte man dieß sagen.

4. Ne quid nimis (nichts zu viel) ist als goldene Regel allen Jenen zu predigen, welche raschen Temperamentes und ihre Handlungen im Erfolge zu berechnen nicht gewohnt sind, also besonders jungen männlichen Individuen; daran schliessen sich die gleichbedeutenden (in medio virtus), in der Mitte schwebt die Tugend, und medio tutissimus ibis. — Wenden wir diese Säze an, so ergibt sich der Beweis; denn es schaden zu viel Arbeit, zu viel Ruhe, zu viel Lust, zu viel Genuß, zu viel Aufwand, zu viel Trauer, zu viel Sparsamkeit, zu viel Aufrichtigkeit, ja selbst zu viel Gebet u. s. w., nicht zu reden von zu viel Zorn, Streit, Sünde ꝛc.

5. Sine Baccho et Cerere friget Venus (ohne Bacchus und Ceres friert Venus, d. i., nur in Nüchternheit lebt man mäßig). Ein Saz, der ohne Widerrede wahr geglaubt werden wird. Daher Händel, Rauferei, Todschlag gewöhnlich im trunkenen Zustande verübt werden; und der Bösewicht sucht durch Betäubung in Getränken seines Gewissens Vorwürfe zu tilgen. Der Körper gebraucht dann seine unvernünftige Gewalt, und das Sprichwort sagt ja auch: Zu viel zerreißt den Sak. Der unsterbliche Sailer behauptet auch, wiewohl in anderer Beziehung, daß sich Völlerlei und Keuschheit durchaus nicht befreunden können. Die Trinklust der Deutschen ist daher eine schwere Erbsünde.

6. Naturalia non sunt turpia (das Natürliche ist nicht schändlich). Dieser ganz gegen das Zartgefühl streitende Saz, welcher der Verführung das Wort spricht, und selbst von in gutem Ruf stehenden Männern gehört wird, ist zum Glüke nicht unter dem Volke gar bekannt, und wird hier und da von Polizeidienern auf spanischem Wege analysirt und widerlegt. Die Natur schuf zwar den Menschen nakt, allein sie gab ihm in der Umgebung anderer Geschöpfe den Fingerzeig, sich anständig zu bedeken und jene halbnakten Koketten sollte man mit Strohgeflechten behängen und auf den Pranger stellen.

Sechs Stüke, lieber Leser! gab
Dir meine Feder hin;
Sie sind ganz kurz, doch ehrenwerth,
Sind Dir zu Deinem Heil' beschert —
Enthalten viel Gewinn. Amen.

Der Traum.

Ich träume selten, aber meistens stark. Daß ich selten träume, mag davon herrühren, weil ich selten, ohne gelesen zu haben, einschlafe; der Geist scheint ermattet, und bis er träumen will, ruft die Morgenpflicht. Träume sind unbedeutend; doch erlaube ich mir, Einen der Meinigen kurz anzudeuten.

Ich war auf Reisen und erkannte mich erst an der Grenze eines Landes, welches voll Merkwürdigkeiten und Thorheiten war. Es war das Land Sentiron, die Grenze waren Pfähle mit lebendem Haupte. Diese Pfähle waren sehr robust und in drohender Haltung; da schlichen sich Einige hin, stekten ihnen ein Bröklein Brod in den Mund, und sie drükten die Augen zu, und ließen sie durch. Kaum waren sie durch, so erhoben sie sich brüstend und verlachten die Pfähle, indem sie ihnen Zukerbrod zeigten, aber nicht gaben, sondern selbst aßen. Ich fragte einen neben mir stehenden Patrioten, wer jene Durchbrecher wären, und er sagte mir heimlich ins Ohr: „Unsere Lehrer, Aerzte und Räthe, zugleich die Diener des Gottes Sorlztmia." Dabei gab er mir einen Stoß, und ich war jenseits der Grenze und zugleich schon vor einer Stadt, welche mit einer deutschen viele Aehnlichkeit hatte. Als ich einige Zeit gaffte, sieh da, „der Landesherr," schrie einer jener Durchbrecher. Da kam Einer, groß und mager; einfach und einfältig hersehend; umgeben von allen jenen und noch andern Durchbrechern, wovon der Eine ihn an die Seite stieß, und es rollte ein großer Kirchthurm heraus; der Zweite nahm ihm aus der Tasche ein Papier mit der Aufschrift: „Nur ihr sollt mir lieb seyn;" ein Dritter machte als Possenreißer ihm blauen, grünen, rothen und blutrothen Nebel vor: und so waren Alle um den Landesherrn herum, dessen Brust ein Fünfer zierte, und dessen Pferd immer rükwärts wollte, sehr geschäftig. Endlich waren wir Alle auf einer schönen weiten Wiese, und man richtete sich zum Rechtsprechen an. Auf einer Bühne standen zwei Angeklagte; jeder nakt und von einem guten Freunde umgeben, welche einen Sporn über den Rüken zogen, wenn sie Ohnmacht überfallen wollte, und die Striemen mit Balsam übertünchten. Endlich fragte der Landesherr: „Du wärest des Todes würdig, wie dein Nachbar; weil aber mein Gesez noch nicht reif ist, und ihr bisher mir sehr treu waret, auch keinen meiner Freunde hier widersprochen, noch unterließet, reichliches Almosen zu spenden, so will ich euch dahin dispensiren, daß ihr mir Lesen und Schreiben innerhalb 10 Jahren, binnen welcher Zeit ihr es mühselig lerntet, wieder verlernet, damit ihr ferner nicht mehr um Zank euch bekümmert — sonst seyd ihr wirklich des Todes." Da fiel Einer nieder auf blutige Kniee, und rief: Ach! Erbarmen, ich kann das nicht leisten, unmöglich leisten. Wäre ich doch, o Sorlztmia! blind und taub geboren, so wäre ich nicht in so großen Nöthen. Was soll ich anfangen!" — Da stieß ein Durchbrecher, eine sehr mißgestaltige Figur, halbblind, buklicht, häßlich, grinsend, hohnlächelnd und wollüstig — denselben Reiter auf die Glaze und flüsterte dazu — und sieh da, es erschienen auf Befehl Scharfrichter, welche die beiden Missethäter enthaupten mußten. Das Volk wurde mürrisch, es half nichts; da pakte man die ganze Deputation, und weil ich sehr nahe stand, um die feine Rede zu vernehmen, so erhielt auch ich Flüche und Stöße, wovon ich erwachte.

Ach! ich stand Angst und Schmerz aus! Wie froh bin ich, daß es ein Traum war, weiter nichts; daß es kein solches Land gebe; keine Durchbrecher mögen wohl auf Erde zu finden seyn; kein Sorlztmia darf gerufen werden. Wie gut ist es, daß man nicht verläugnen darf — nirgendwo läugnen darf, was man fühlt und weiß. Wenn alle Nächte, schon das Dunkel ist schauderhaft, wenn alle Nächte, sage ich, solche Träume bescherten, da wäre der Todesschlaf allem Schlafe vorzuziehen. Und das wilde Volk konnte so thöricht seyn, sich wegen so einer Kleinigkeit, die höchstens alle Wochen dort vorfallen mochte, abzusagen. — Freunde, solche Träume beunruhigen recht sehr, ich versichere.

Anazet Börwort.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Stadt und Land
oder
Katherl an ihre Amme Ursel.
(Wahrhaftig geschrieben.)

G. am 17. Febr. 1835.

Liebe Urschi!

Ich habe Euch immer gesagt, daß ich Euch bald von hier aus schreiben wolle; aber, o meine Urschi! ich sollte fast keine Zeile schreiben. Die Stadt ist ganz anders, als ich mir einbildete und Ihr mir sagtet. Es kommt mir jezt gerade so vor, als hättet Ihr nie eine Stadt gesehen. Das Auffallendste war mir, daß auch hier die Hunde bellen, die Nächte finster sind bis zum Erfallen, die Leute sich auch betrinken, aber noch weniger aufrichtig sind, als bei mir, nein, bei Euch zu Hause; denn sie heißen mich Mamsell Käthi, und bin doch Euer braunes Katherl gewesen, und einmal wurde ich gar schwach, weil ich die weiße Schmerr, welche ich meiner Schusterin, welche ich Matam Schuhflikerin heißen muß, alle Tage auf den Kopf streichen muß. Hungerleiden darf man sich in der Stadt genug; aber daß kommt mir recht dumm vor, sich schnüren zu müßen, wahrscheinlich, um nicht viel essen zu konnen. Das Ding thut Einen sakrisch weh um den Leib. Arbeiten könnte ich gar nicht darin. Muß es doch Euch erzählen, liebe Urschi! Habt mir auch oft schöne Geschichten erzählt und mir immer gesagt, ich wachse mich recht sauber. Wenn sich ein Weibsbild schnüren läßt, so legt man ihm ein Stük mit Fischbeinern ausgestopfte lange Leinwand um den Leib, und zieht durch die Löcher einen kleinen Strik so zusammen, bis der ungeschikte Leib brettleben ist und man meint, das Brustbein muß eindrechen; vorn geht ja eine eiserne Stange baumdik hinab, die meine Matam Blanschet heißt, und daß muß ich ihr alle Tag zusammenriemen. Mit der Frau werd ich bald Feierabend machen. Wenn ich aufwasche, soll ich immer niederknieen, wie vor unsern lieben Herrgott, und daß thut mir gar nicht gut. Aber mit ihren Buden wäre schon besser umzugehen. Was mir gefiel, war die türkische Musik. Eine türkische Musik, Urschi, ist was recht Schönes; denn es sind gar keine Türken, sondern lauter Leute wie unsere Bauernkunden, ganz weiß und gesund; sie schauen aber keinen Menschen an, sondern alleweil in so ein Papier, das sie auf einer Steigen aufgemacht haben. Da blasen sie Euch aber Tänzl, die schönsten. Eine wilde Droml aber möcht' ich zusammenschlagen, und Einer macht auch noch so eine Metten. Er hält ein langes messingenes Ding, wie einen Trachter an sein Maul und bläst hinein, das plärt aber schon fürchterlich. Möcht' man's gar nicht glauben. Mein Matam hab' ich gefragt wie das Ding heißt, da hat sie mir gesagt, ich soll's Maul halten. Aber gestert zwischen der Lichten hat mir's der Altgesell gesagt, es heißt Pusana. Ich hab mir's wegen Euch gemerkt, weil's so gleich ist mit Sanktanna. In die Läng', des seh' ich schon, halt ichs hier nicht aus. Hätt' ichs nur geschmekt, das hätte ich in Ewigkeit nicht gethan. Urschi! aber schön still bei der Sache. Die Mutter hat mir auf Georgi einen Pers auf ein ganzes Gewand versprochen, da muß ich mir's noch schon etliche Tag gefallen laßen. Bleibt mir etwas über, so kriegt Ihr schon halb davon. Es würde mich recht stark erfreuen, wenn Ihr mir schön heimlich antworten würdet. Gebt Euern Brief unserm Bader mit, der sagt nichts davon. Nun lebt in Gottes Namen recht wohl, und verzeiht meine Paar Zeilen, welche Euch in bester Gesundheit antreffen mögen. Ich bin wohlauf. Neues kann ich Euch nicht weiter schreiben.

Eure

ergebene Katharina
Für—in.
bürgerl. Dienstmagd.

Ich grüße Vater und Mutter schönstens mündlich. Das Herz möcht mir zerspringen.

Der Mensch.

Mensch, aus Geist und Fleisch gekettet,
Daß sich Gegenkräfte künden,
Daß sich Kampf und Sieg begründen,
Wann der Geist die Hülle rettet.

Ohne Sieg blüht keine Wonne
In des Erdenwurmes Leben,
Das Verdienst muß selbst sie weben,
Muß erringen selbst die Krone.

Kronen, die dem Staub entfliegen,
Sinken in den Staub zurüke,
Ob sie Edelgut auch schmüke;
Ird'scher Glanz muß unterliegen.

Kronen, die von ew'gen Höhen
Auf das Haupt des Kämpfers fliegen,
Sind des Geistes Sporn zu siegen,
Sind des Himmels Siegs Trophäen.

Ohne Kampf kein Sieg, und ohne
Sieg kein ew'ger Lorber, strebe,
Mensch, daß sie hernieder schwebe
Aus den ew'gen Höh'n die Krone.

Muß dein Geist die Lust auch tödten
Die da aus dem Fleische flammet,
Wer die Lust der Zeit verdammet
Wie die Hülle ewig retten.

Bonrath.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 22. 31. Mai 1835.

Inhalt: Inneres Leben einer frommen Dichterin. (Fortsetzung.) — Landwirthschaftliche Aphorismen.

Inneres Leben einer frommen Dichterin.
(Fortsetzung.)

Rosig blühen die Maien-Jahre unserer frommen Dichterin heran, und die Tochter Eva's steht erwartend am Scheidewege. Tief in ihrem Herzen flammt, wie in einem stillen Tempel, das heilige Feuer, das troz der dichtesten Rauchwolken nicht erlischt. Auch aus ihren Augen strahlt eine freundliche, und eben auch nicht unheilige Glut, die, wohl gehütet, neben jedem andern Feuer ganz wohl bestehen kann; und ihrer sinnenden Stirne sind die Ideale abzusehen, die sie im Leben erwartet. Was wird die hochsinnige Jungfrau beginnen, die so sonderbar und noch halb fremd ins Leben blikt? — Uns bedünkt, es ließe sich dieß unschwer errathen. In der stillen Einsamkeit des Klosters erzogen, und so mancher seraphischen Seele daselbst geistig und innig verschwistert, wird sie sonder Zweifel eben so still, als sie in der Welt erscheint, wieder daraus verschwinden, und der heilige Schleier wird sie unsern Augen für Immer entziehen. Was hätten wir aber in diesem Falle zu beschreiben? —

Doch sieh, da überrascht sie uns selbst mit einer Antwort, die unserer Vermuthung für das Kloster wenigstens kein Gewicht gibt. Der macht sich einen sonderbaren Begriff von der christlichen Vollkommenheit, spricht sie, der da glaubt, sie müsse nur im Kloster zu Hause seyn. Jeder Mensch muß in seinem Wirkungskreise dadurch zur Glorie Gottes wirken, daß er den Absichten der heiligen Vorsehung entspricht. Hat auch jungfräuliche Reinigkeit ihre hohen Vorzüge, so ist sie doch nicht Aller; und die Ehe ist ja die Pflanzschule des Christenthums; und wie heilig und ehrwürdig sind nicht die Pflichten einer Mutter? — Also wird sie in der Welt bleiben? — So scheint es, würden wir antworten, wenn wir es nicht mit Gewißheit wüßten; denn, — und hier geht uns das erste Licht über ihre äußerlichen Verhältnisse auf, — sie ist die einzige Erbin eines alten, adeligen und wohlhabenden Hauses; und ihr Vater, ein abgelebter Greis, hat den Wunsch, sie noch vor seinem Tode versorgt, das heißt, vermählt zu sehen; sie aber hält es für Pflicht der Tochter, dem Vater zu gehorchen, der weder Vettern noch Muhmen anhört, und ihr freie Wahl läßt, über ihre Hand und ihr Herz zu disponiren.

Wir können uns leicht denken, daß die bald von mancherlei Schmetterlingen umflogene und freundliche Blume mit ihren idealen Ansichten gewiß einen Gefährten nach ihrem Herzen erwählen und sich ein so genanntes Elysium auf Erden zaubern wird; und wir würden uns in dieser Vermuthung vielleicht nicht irren, wenn wir anders das reiche und weiche Herz eines Dichters, zumal aber einer Dichterin, genauer kennten, das vor lauter Idealen die Wirklichkeit übersieht, und wie der unachtsame Vogel auf Einmal und ehe es dessen sich versieht, im Neze gefangen ist. Dieß klingt vielleicht sonderbar; aber wir wissen, was wir sagen. — Es ist dem Menschen nicht vorgeschrieben, jungfäulich zu bleiben; ja, die Schrift selbst spricht überhaupt: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey;" aber wenn dem Menschen in irgend einem Verhältnisse die vom Herrn empfohlene Schlangenklugheit nothwendig ist, so ist sie es hier; denn Wehe, und abermal Wehe und drei Mal Wehe dem Menschen, der mit dem großen Sakramente in Christo und Seiner Kirche Scherz treibt! er bringt sich um alles zeitliche, und nicht selten um alles ewige Wohl!

Nach diesem ominösen und eben nicht dich-

terischen Eingang werden wir wohl kaum anderes erwarten, als daß unsere Dichterin in der allgemeinen Lotterie, wo das große Loos noch immer erst erscheinen soll, wie manche ihrer hochgespannten Schwestern eine Niete gezogen hat, und nun den allgemeinen Weg wandelt. Und hinsichtlich des ersten Theils unserer Erwartung haben wir uns für dieß Mal nicht geirrt; den allgemeinen Weg aber kann sie nicht gewandelt seyn, da sie eine Dichterin wurde; denn zur Dichtkunst gehören fürwahr nicht blos lange Zeilen, an deren Ende ein Reim aufgespießt ist, sondern es wird eine Tiefe des Gemüthes, ein Schaz von schmerzlichen Erfahrungen und Schiksalen erfordert, die das innerliche Auge schärfen, das Herz erweitern, seine Saiten spannen und den Geist zu einer ungewöhnlichen Höhe erheben.

Wie ging dieß aber zu? — Denn entweder liebte sie ihren Bräutigam, oder sie liebte ihn nicht; liebte sie ihn, wie war sie dann unglüklich? Und liebte sie ihn nicht, warum heirathete sie ihn, da ihr freie Wahl gelassen ward? — Nicht übel räsonirt, wer also schließt; nur will uns bedünken, es könne noch ein dritter Fall Statt finden; denn die unerfahrene und taubenaugige Jungfrau kann auch der Täuschung zum Raube werden. — Aber wie kann die mütterliche Vorsehung ein schuldloses und frommes Herz einem solchen Schiksale preisgeben? — Eben weil sie eine mütterliche Vorsehung aller Menschen ist, und es nicht selten zuläßt, daß Gute mit Bösen verbunden werden, damit Leztere durch die Erstern zum Heile geführt werden, und die Erstern dadurch an großen Verdiensten für die Ewigkeit gewinnen. Und antwortet man hierauf, daß in solchen Fällen weit eher die Guten böse, als die Bösen gut werden, so wollen wir dieß im Allgemeinen dahin gestellt seyn lassen; doch kann dieß hier nicht zutreffen, weil zu einer Dichterin, besonders zu einer frommen, ein starkes Weib erfordert wird, und da die Bosheit etwas Negatives, folglich eine Schwäche ist, wird sie, wenn die Stärke anhaltend und weise auf sie einwirkt, früh oder spät überwunden. Wiewohl wir hiermit den Gemahl unserer Dichterin noch für keinen Bösewicht erklärt haben wollen, ob es auch bei dieser Heirath nicht mit rechten Dingen zuging. Denn so selten und so zart schonend sie über ihre ehelichen Verhältnisse spricht, konnte sie sich dennoch nicht erwehren, uns zu vertrauen: Mein bestochenes Kammermädchen redete mir so lange und so vieles von den vortrefflichen Eigenschaften Desjenigen vor, der am Zudringlichsten um mich warb, daß ich mich endlich bereden ließ; und erst nach dem betäubenden Lärm der Vermählungsfeier sah ich, daß ich mich in ein Labyrinth verflochten hatte, aus dem keine Hoffnung war, je zu entkommen. O wehe, du arme Dame! — Aber was dieß wohl für ein Labyrinth war? — Wir können es nicht mit Gewißheit sagen, denn die Dichterin ist ein starkes Weib und bricht in keine Klagen aus; allein wir wissen, daß sie außer dem baaren Vermögen drei Häuser in der Stadt und ein schönes Landgut besizt, und daß sie troz der strengsten Ordnung in ihrem Haus-Wesen, das sie allein regirt, nach wenig Jahren vor dem Herrn weint, weil ihre Gläubiger so unbarmherzig mit ihr verfahren, und noch später Ihm freudig dankt, daß sie nun Seine Armuth erfahre; dabei aber auch sich christlich zuspricht, nie zu vergessen, daß sie gegen ihren Gemahl viele Rüksichten zu beobachten habe.

Da sizt also das arme Weib im Labyrinthe und sinnt, nicht wie sie den Faden finde, der sie herausführe (denn sie hat, wie sie voraus sah und wir gewiß wissen, keine Hoffnung, je heraus zu kommen), sondern wie sie dasselbe in einen anmuthigen Aufenthalt verwandle, welchen praktischen Rath manche betrübte Tochter Eva's von ihr annehmen könnte; denn in einer übel gefügten, doch zur Noth noch christlichen Ehe, versinkt, wer sich nicht an den festen Stab des Kreuzes hält, in Kleinmuth und Traurigkeit, die zur Sünde und zu endlosem Verderben führt; oder sein Geist schwingt sich im Innern auf, und wird zur Sehnsucht nach Auflösung von irdischen Banden und nach seiner ewigen Bestimmung entflammt; denn die Religion ist die eigentlichste und einzige Trösterin in jedem Unglük; und die mütterliche Vorsehung, die uns mehr liebt, als wir uns selbst lieben und diesen irdischen Aufenthalt uns nicht angewiesen hat, daß

wir darauf selig seyn, sondern daß wir die Seligkeit verdienten, legt es sehr oft, ohne unser Wissen und Wollen, absichtlich darauf an, daß wir durch Leiden der Zeit zu den Freuden der Ewigkeit gelangen.

Und nun hüllt ein kaum durchsichtiger Schleier den größten Theil ihres Wirkens in ein anmuthiges Helldunkel. Die heilige Saat, welche die Religion im stillen Kloster in ihr Herz gestreut hat, beginnt allmählig aufzusprossen und bringt reichliche Früchte; diese Früchte aber ranken sich um das starke Kreuz des Herrn, das sie in wahrhaft christlicher Selbstverläugnung täglich auf ihre schwachen Schultern nimmt. Wer ihr glaubte, der würde freilich vermeinen, sie habe nie Etwas gethan, das der Rede werth wäre; wir wissen aber von guter Hand, daß sie die strengste Ordnung in ihrem Hause hält; daß alle ihre Dienst-Leute der heiligen Messe täglich beiwohnen müssen, daß jede Stunde des Tages bemessen ist, und daß diese schöne Ordnung im Aeußerlichen ein treuer Wiederschein ihres Innern ist. Ferner wissen wir, daß sie arme Kinder angenommen hat, und so lange sie selbst keine Kinder hat und es ihre Gesundheit erlaubt (denn sie wird oft mit Krankheiten heimgesucht), es sich zum Geschäfte macht, adelige Fräulein mit unüberwindlicher Sorgfalt und in aller Gottesfurcht zu erziehen, ihre jungen Seelen zu gewinnen, da die Welt es sich so sehr angelegen seyn läßt, sie zu verführen.

Auf diese Weise aber wird der armen Dichterin wenig Zeit für ihre Poesie bleiben? — Das würde freilich der Fall seyn, wenn nicht ihr ganzes innerliches Leben selbst zu heiliger Poesie gesteigert und alle ihre äußerlichen und innerlichen Werke auf einen einzigen Zielpunkt gerichtet wären. Was dieses heilige Feuer nicht nährt oder gar zu tilgen droht, bleibt für Immer von ihrem Herzen ausgeschieden. Die Einzigen, bei denen ich Erholung finde, spricht sie, wenn ich doch genöthigt bin, außerhalb meines Innern zu wandeln, sind die Seelen, die Dich fürchten, mein Gott, und Deine Gebote halten; und meine ganze Freude besteht dann darin, mich mit ihnen über Deine Vollkommenheit zu besprechen, und was wir thun sollen, Dir wohlzugefallen. „Wie lieblich, sprach sie einst nach einer solchen Herzensergießung, sind die Unterredungen Deiner wahren Diener! Wie hat die heutige mich mit Freude erfüllt! Wie süß ist es, Seelen von Deiner Liebe sprechen zu hören, die solche aus Erfahrung kennen; und wie beredsam ist das Herz, das in dieser Schule belehrt ward! Welcher Weltweise kann also sprechen! Wie überredend ist diese Einfalt, und wie sehr zeigt sie die Gewalt Deiner Gnade in gläubigen Herzen! Ach, wie fern bin ich von einer solchen Vollkommenheit! Vielleicht hätte ich von Weitem folgen können, wäre ich nicht mitten auf dem Wege stehen geblieben!" — Allein man darf demüthigen Seelen nicht Alles aufs Wort glauben, wenn sie von sich selbst sprechen; denn wie glühend sie von der heiligen Liebe zu reden wußte, beweiset ihr folgendes Gedicht auf:

Christi Himmelfahrt.

Die Seele. Er fuhr empor mit Siegeswunden!
Hör't ihr der Engel Hymnenklang!
Stimmt froh in den Triumphgesang!
Die Hölle heulet überwunden!
Eilt, Ihn, auf Gottes Thron erhoben,
Festlich zu loben!

Erhebt euch auf der Liebe Flügeln,
Wohin das Siegspanier Er trug;
Er stützet mächtig euern Flug
Und weht euch zu den ew'gen Hügeln.
Hinan, Erlös'te seiner Heerde,
Lasset die Erde!

Was weilen wir auf Erden länger?
Was sollen ohne Jesus wir?
Zagt nicht in stetem Kampfe hier
Das Herz verwundet, täglich bänger?
Drum schwebt von diesem Kampfgewimmel,
Seelen, zum Himmel!

Jesus. Wollt ihr den Kampfplaz schon verlassen,
Wo Ich, der Sieger, kämpft' und litt?
Nur wer als starker Kämpfer stritt,
Der wird die Siegeskrone fassen.
Ermuthet euch; zum ew'gen Siege
Führen nur Kriege!

Drum liebet, leidet, kämpft und schweiget,
Ich lindre tröstend euern Schmerz.
Glükselig ist ein leidend Herz,
Das stark im Kampfe sich erzeiget,
Und Mir, ob's nimmer hier Mich schauet,
Gläubig vertrauet.

Die Seele. O unser König und Erlöser!
Wie himmlisch tönt Dein Labewort!
Steh uns zur Seite, unser Hort!
Und sey der Feinde Schaar noch böser:
Wir fürchten nichts; zu Deiner Rechten
Wollen wir fechten.

Doch unser Ursprung, Ziel und Meister,
Laß nur uns nicht als Waisen hier!
Nach unserm Vater seufzen wir!
Nimm bald uns auf ins Reich der Geister:
Daß wir bei Dir, mit Deinen Treuen
Ewig uns freuen!

Eine andere Epoche entfaltet sich allmählig in dem Leben unserer Dichterin. Wer Schäffers ideale Schilderung der schönen, von freundlichen Engelsknaben umwogten, heiligen Cäcilia gesehen hat und sich dabei eine Dame aus der größern Welt im Kreise frommer Kinder denkt, der hat einen Begriff dieses Familiengemäldes, von dem wir den Vorhang hinwegziehen, damit die ideale Mutter selbst erscheine und uns anschaulich zeige, was in ihrem Hause vorgeht. Und willig thut sie dieß, und wir vernehmen aus ihrem eigenen Munde, wie sie ihr jüngstes Söhnlein, ihren geliebten Benjamin, erzieht, und können daraus einen richtigen Schluß für die gleiche Bildung ihrer übrigen drei Kinder folgern. Sie beginnt:

Kaum begann seine Vernunft sich zu entwikeln, so zielte ich, sein zartes Herz, durch Erzählungen aus der heiligen Geschichte, zu Gott empor zu richten. Nichts aber rührte ihn so sehr als die Leidensgeschichte unsers Herrn; oft brach er in heiße Thränen darüber aus. Innig zogen zumal Passionsbilder ihn an; er kniete sich davor nieder, breitete seine kleinen Arme in Kreuzform aus, seufzte, daß er ein so großer Sünder wäre; und wirklich hielt er sich für einen solchen, denn er schauderte vor seinen geringen Fehlern, die ich ihm mit Sorgfalt verwies. Er war damals fünf Jahre alt, und wurde in dieser Zeit von manchen Krankheiten befallen. Ich hörte ihm einst zu, wie er betete und Gott sein Herz und seine Seele zum Opfer brachte; da er seinen Leib hiervon ausschloß, was er bei gesunden Tagen nicht zu thun pflegte, und ich ihn deßfalls zur Rede stellte, sprach er: Ich getraue mich nicht, Gott einen so unreinen Körper zum Opfer anzubieten. Auf diese Krankheiten erfolgten mancherlei kleine und schmerzliche Geschwüre, zumal an beiden Füßen, und er sagte zu mir: Mutter, bin ich nicht recht glüklich, daß der Herr der Gnade mich werth hält, gleich Ihm derlei Ehrenzeichen zu tragen? — Er bat das Kammermädchen, das ihn bediente, ihn ja nicht mit Schonung zu behandeln, weil er unserm Heilande zu Liebe gern etwas leiden möchte; und da bei einer wirklich etwas unsanften Behandlung seine Augen mit Thränen sich füllten, sagte ich, wiewohl ich seinen Muth bewunderte: Ich sehe wohl, du bist nur in Worten muthig. — Als wir einst auf dem Lande waren, und ein Husar ins Zimmer trat, dessen Angesicht mit Narben bedekt war, faßte der Knabe den Säbel dieses Mannes scharf ins Auge und sagte, dieß Messer gemahne ihn an das Schlachtmesser Abrahams, als er seinen Sohn Isaak opfern wollte. Und was meinst du, kleiner Freund, antwortete ich hierauf, wenn unser Herr Gott diesen Mann hierher gesandt hätte, dich zum Opfer zu schlachten? — Der Knabe erschrak über den kriegerisch-ernsten Blik des Mannes, sprach aber auf der Stelle: Mama, ich würde Gott gehorchen!

Nichts war ihm lieber als der Anblik der Armen; er suchte seine besten Worte, sie zu trösten, brachte ihnen zu essen und fühlte sich geehrt, ihnen zu dienen. Zuweilen pochte er an meinem Kabinet und sprach: Mutter, komm geschwind heraus; unser Heiland harret deiner an der Thür; Er zittert vor Kälte, Er ist verwundet, oder anders, je nachdem er den Armen leiden sah; und antwortete ich nicht sogleich, so brach er in kleine Vorwürfe aus, daß ich unsern Heiland leiden ließe. Auch konnte man ihm nicht leicht eine empfindlichere Strafe anthun, als wenn man ihm wehrte, den Armen zu dienen. — Oft ersuchte er mich, mit ihm zu beten; und ich erstaunte, wie wunderbar die Gnade des heiligen Geistes dieses junge Herz belehrte, das seine Eigenliebe schon in so zartem Alter erkannte und großmüthig bekämpfte. Da seine Gouvernannte sich einige Male beklagt hatte, er habe seine Kleider besudelt, befahl ich, man solle ihm einen zerrissenen Lappen über die Schultern hängen. Das brachte ihn zum Weinen. Es würde dich wohl sehr schmerzen, sprach ich,

wenn du in einem solchen Aufzuge ausgehen müßtest. Freilich, antwortete er schluchzend. — Erinnerst du dich aber gar nicht mehr, fragte ich ferner, jenes zerrissenen Mantels, in welchem unser Heiland ganz Jerusalem zum Gespötte ward? Und weigertest du dich, Ihm Gesellschaft zu leisten? Nein! sprach er, und ging mit dieser traurigen Achselzierde hinaus; und das Mädchen, das pünktlicher war, als ich erwartet hatte, führte ihn wirklich in diesem Aufzuge in die Kirche. Als der arme Kleine zurük kehrte, sprach er: O Mama, wie habe ich mich geschämt! alle Gassenbuben verlachten mich; allein ich habe es Gott herzlich aufgeopfert.

Als er zur heiligen Firmung sich vorbereitete und ich ihm sagte, ich würde ihm ein violettes Kleid mit goldenen Knöpfen machen lassen, fragte er mich, ob unser Heiland auch derlei Knöpfe getragen habe, und bat mich, ihm keine Eitelkeit einzuflößen. — Einmal, da eine Frau, aus ziemlich unbilligem Grunde, sich heftig gegen mich ereiferte, wollte dieß Kind mich entschuldigen; denn der höchste Unwille gab in seinem kleinen Angesichte sich kund; sein Schmerz brach in Thränen aus, und er sagte mir in Gegenwart dieser Person: Mutter, wie mögen Sie doch so lange auf dieser Welt bleiben? Gehen wir in den Himmel und lassen wir diese gute Frau auf Erden zanken, so lange sie mag. Ich wollte das Kind beruhigen und sprach: Du siehst ja, kleiner Freund, daß sie mir dieß blos im Scherze sagt. O des garstigen Scherzes, gab er zur Antwort, der Gott beleidigt und meiner Mutter Verdruß macht! Also war er im fünften Jahr.

Alle seine kindlichen Beschäftigungen und Spiele begann er mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Er konnte es nicht leiden, daß die Dienstleute heftige Reden führten. Wisset ihr auch, sprach er zu ihnen, daß Gott euch hört, und daß derlei Reden in der Todesstunde euch sehr gereuen werden? — Immer hatte er Gott vor Augen, und nicht selten klagten die Dienerinnen, die in seinem Zimmer schliefen, daß dieß Kind wenig schlafe und sehr oft mit lauter Stimme bete. Wenn er vermuthete, daß ich bei der heiligen Kommunion war, kam er mir entgegen, küßte die Stelle meines Herzens, betete zum Herrn, daß Er bald in sein Herz kommen möchte, und inbrünstig seufzte er nach dem Alter, wo er das göttliche Sakrament selbst empfangen dürfte.

Mit großer Treue hielt er seinen Vorsaz, wenn er beschlossen hatte, Gott zu Liebe einem Vergnügen zu entsagen. Hier nur ein Beispiel aus seinem siebenten Jahre. Man hatte Kaffee zum Frühstük bereitet, und ich wußte, daß er ihn sehr gern trank. Ich erinnerte ihn aber dabei an einige kleine Fehler, die er kurz vorher begangen hatte und sprach scherzweise, er hätte es dieser Fehler wegen wohl verdient, daß man ihm keinen Kaffee vorsezte. Er willigte in die Strafe, ohne eine Miene zu verziehen. Die Uebrigen frühstükten in seiner Gegenwart, er aber ging im Zimmer auf und ab und sang. Ich fragte ihn, warum er dieses thue? Er antwortete, er bemühe sich, die Versuchung dadurch zu verscheuchen. Da ich nun gern wissen wollte, ob er derselben auch in meiner Abwesenheit widerstehen würde, wofern man ihm verspräche, daß ich nichts erfahren würde, gab ich seiner Schwester, die zwei Mal so alt war als er, heimlich den Auftrag, ihn zum Frühstük zu bereden, und verschloß mich in mein Kabinet. Nicht lange darauf kam das Kind weinend, pochte an der Thür und bat mich, ihm zu öffnen, weil er nicht mehr wisse, wohin er sich verbergen solle, da seine Schwester ihm so stark zugesezt habe, daß er sich vor ihr hätte versteken müssen, um ihren zudringlichen Einladungen nicht nachzugeben; er bat mich zugleich, ihr dieses zu untersagen, und ich erfuhr von meiner Tochter, daß es ihr troz allen Mühen und Vorwänden nicht gelungen sey, ihn dahin zu bringen, daß er den Lieblingstrank auch nur mit den Lippen berührt hätte. Ich aber hütete mich sorgfältig, ihn in diesem Augenblike, dazu zu bereden, da ich einer so schönen Blume den Glanz nicht benehmen wollte. — Der Gedanke, daß er einst Priester werden sollte, wirkte so stark auf ihn, daß er sogar den Schatten des Bösen floh. Sein Wandel war beinahe immer im Himmel, und ich mußte oft über ihn staunen. Seine natürliche Furchtsamkeit hielt ihn ab, sich zu produziren, und größer wurde dieser Fehler noch im Collegium, wo er studirte. Endlich ernannte ihn der Monarch, ohne

daß ich eben besonders dazu gewirkt hätte, für die Militär-Schule; und da ich auch aus andern Umständen den Wink der Vorsehung hierin zu erkennen glaubte, fügte ich mich, wiewohl nicht ohne viele Thränen, diesem Rufe.

Wir übergingen viel Schönes und Rührendes, das die Dame uns vertraute, damit des Guten nicht zu viel gesagt würde und Niemand über eine Erziehung sich ereifere, die nach alten Zeiten riecht, und mit den neuesten pädagogischen Grundsäzen eines Basedow, Pestalozzi, Salzmann u. s. w. so gar nichts gemein hat. Wir zeigten diese Frucht eigentlich nur, damit man aus derselben den Baum erkenne, der ihn trug, da der Baum am Besten aus seinen Früchten erkannt wird; stellen aber jenen christlichen Lesern, die eine solche Erziehung doch für etwas zu überspannt halten dürften, blos die Frage, ob sie nicht als ein solches Kind sterben möchten, falls dasselbe in so heiliger Blüte sein junges Leben verhaucht? Und ob, falls solches einst in der Fülle der Manneskraft wirkt, sein Licht nicht Tausende erleuchten wird? Denn wie könnte ein Baum je welken, der schon so früh so tiefe Wurzeln faßte?

In wehmüthigen Ahnungen sah das Mutter-Herz dem vielgeliebten Benjamin nach; oft ließ sie das heilige Meßopfer für ihn darbringen. Bald nach seiner Abreise erhielt sie einen Brief, der ihr meldete, ihr Söhnlein sey in der Erziehungsanstalt erkrankt. Ihre ganze Natur erbebte; gleichwohl sprach sie: Herr, der Du alle Dinge kennest und mir dieß Kind gegeben hast, dessen Herz so treffliche Früchte für Deine Ehre verheißt, Dein heiliger Wille geschehe. Troz allem Erbeben der Natur fühle ich eine geheime Freude, daß ich das Theuerste, was ich auf Erden habe, Dir opfern kann. Ich bin zu Allem bereit, Herr! zu Allem! Und erwartest du, mein geliebtes Kind, blos den Segen deiner Mutter, um von diesem Leben zu scheiden, so wäre es höchst unbillig, denselben dir vorzuenthalten. Dein Wille geschehe, Herr!

Denn Leiden oder Sterben gilt mir gleich,
  Wenn nur mich Deine starken Arme tragen;
Führt Deine Liebe mich ins Himmelreich,
  Läßt sie auf Erden mich durch Schmerzen plagen:
Getrost geh' ich der Hoffnung festen Steig;
  Mein Opfer sey von Thränen rein und Klagen.
Auf Deinen Wink bereit, mich, Herr! zu büken,
Will selbst das Opfer ich mit Blumen schmüken!

Dessen ungeachtet schwinden der Zagenden die Tage in großer Angst, und in kummervollen Erwartungen harret sie von einem Posttage zum andern. Endlich, erzählte sie uns, am Feste des heligen Franciscus von Sales, dem Namenspatronen meines Sohnes, trieb mich eine schwere und bange Ahnung scheu zurük, als der Briefträger mir begegnete. Eine innerliche Stimme aber rief mir: Warum fliehst du das Kreuz? — Ich faßte mich, kehrte um und fragte ihn beklommen, ob er einen Brief für mich habe? Er übergab mir ein Schreiben aus dem Kollegium. Ich eilte in die heilige Messe, vereinte das Opfer meines Söhnleins mit dem unblutigen Opfer auf dem Altare, empfing die heilige Kommunion, empfahl mich dem Herrn, öffnete zitternd den Brief, und ersah — den himmlischen Geburtstag meines Kindes. Meine Thränen strömten; doch die Gnade siegte.

Ich danke Dir, himmlischer Vater, Daß Du mein Kind allen Gefahren entrissest, die seine Unschuld bedrohen konnten. Ich weiß, mein Heiland, was ich Dir antworten würde, wenn Du meinen Sohn, gleich dem Sohne der Wittwe zu Naim von den Todten erweken wolltest. Ach, überaus groß ist ja seine Glükseligkeit, daß er nun ewiglich bei Dir ist; und von Herzen opfere ich ihn Dir. Nur stärke die Schwäche meiner Natur und leite mich, Herr! Willst Du mich von der Welt hinwegnehmen, so sey gepriesen; willst Du, daß ich die Bitterkeit Deines Kelches tropfenweise trinke, so unterwerfe ich mich deßgleichen; denn ich gehöre ja nicht mehr mir selbst; Dein bin ich, von Dir komme ich, für Dich lebe ich, und zu Dir kehre ich zurük.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliche Aphorismen.

So weit sind Einige schon zuweilen gegangen, daß sie sogar der Meinung huldigten, Bayerns Landwirthschaft besonders u. s. a. müßte schon längst einen höhern Aufschwung nachweisen können, wenn die Mitglieder der naturforschenden Sektion unserer Akademie der Wissenschaften lieber auf dem Lande selbst und in dem Kreise des Reiches

zu Beobachtungen und Forschungen vertheilet würden, um die Natur gleichsam an Ort und Stelle selbst, und in ihren geheimnißvollen Werkstätten belauschen zu können! — Was es doch um den Menschen ist, und wie in seinem Kopfe so Manches herum strudelt und sprudelt! — So hat man z. B. Mehrere vernehmen können, die die vorgeweste Hize und Dürre auf Rechnung des erst kommenden Kometen hinlegten. So selten und so merkwürdig auch der vorjährige Jahrgang war, so mag er uns wenigstens denn noch die Lehre und Mahnung an eine beständige Vorsicht und sichere Wachbarkeit für jegliche Zukunft, und vorzüglich in Beziehung auf Getreide-Aufsammlung und auf Bewahrung des eigenen Vaterlandes, für ewige Zeiten geltend, hinterlassen haben. — Viele Feuchtigkeit, viel Regen- und Schnee-Stoff wurde der Erde entzogen, sie wurde gleichsam entwässert und entfeuchtet, wo ruhen nun diese Stoffe aufgesammelt, und in welche Gegenden werden sie früher oder später durch die Kraft der Winde, mit Schaden oder Nuzen, hintrieben werden? Nicht selten hat es schon eingetroffen, daß nach ungewöhnlich troknen und dürren Jahrgängen eben so ungewöhnlich feuchte und nasse erfolgten, und hiemit Sapienti pauca. — Von dem herannahenden Kometen wollen wir übrigens, Gott vertrauend, nichts, aber gar nichts befürchten; denn er kann wahrscheinlich nicht mehr anziehen, oder abstossen, als die ihm gelehnt werdende Kraft zuläßt; und je mehr er von andern Himmelskörpern empfängt, desto schwächer werden dieselben an eigener Kraft, und sohin ist und wird durch die Hand des Herrn ein beruhigendes Gleichgewicht hergestellt. Wahre Kenntnisse des Himmels sind eine Art von Tilgungs-Fond für den Menschen, wenn die vorwizige Halbvernunft Schulden macht. — Wir Bayern haben Ursache und Grund, uns höchlich und dankbar über die Erläuterungs-Nachricht des Hrn. geh. R. v. Utzschneider in der Zeitschrift Volksfreund vom 25. Okt. v. Js. zu erfreuen. Möge Alles gelingen, was dieser edle Patriot und Menschen-Freund dort so echt bayrisch verspricht! Die Landwirthschaft läßt sich übrigens so wenig mit leeren und schönen Worten und Phrasen erstarken und abspeisen, wie ein hungriger Armer; und wo die Regirungen dorthin kärgeln und sparen, in solchen Ländern herrscht beständig und weit bedenklicher eine noch viel größere Dürre und Trokenheit, als die vorjährige leider war. Die Unterstüzungen von Oben herab sind eine Art Himmelsregen, der Land und Leute erquiket, wohlthätig und beruhigend rükwirkend auf die Regenten, segnend erfreuend die Völker! — Vor ungefähr 25 oder 26 Jahren erhielt das Institut von Hofwyl vom National-Museum in Paris eine sehr schöne Samen-Sammlung von allerlei merkwürdigen Pflanzen, Gesträuchen und Bäumen unter den erfreulichsten Versicherungen von Theilnahme an den Schiksalen des Berner-Institutes; diese Sendung ward damals mit dem Anerbieten begleitet, auch in Zukunft alle Samenarten, die der Schweiz interessant seyn möchten, nach Hofwyl zu übermachen. Wären Bestrebungen ähnlicher Art von unsern landwirthschaftlichen und Gartenvereinen, und für die Zweke solcher Akquisitionen eingeleitet, nicht sehr passend, würdig und geeignet, um einmal auch in unserm Vaterlande wenigstens Versuche zur Bildung von Akklimatisirungs-Vereinen zu bewerkstelligen, wozu vorzüglich unsere, an auswärtigen Höfen angestellten Herren Gesandte, Konsulen ꝛc. eine unterstüzende Hand und ein gemeinnüzliches Scherflein anbieten könnten?! — Viel Nüzliches und Neues, aber allenthalben zerstreut, findet man über die Bienen-Zucht vor. Sehr verdienstlich war es, daß solche Ausstreuungen nüzlichen und wichtigen Samens ehemals in der Bauern-Zeitung aus Frauendorf, mit Fleiß und großer Mühe, redlich gesammelt und zusammengetragen, und als ständiger Artikel damals öffentlich in dieser Zeitschrift mitgetheilt wurden. Vielleicht bedarf es nur dieses einfachen patriotischen Winkes, um künftighin in der gegenwärtigen Bürger- und Bauern-Zeitung wieder das Vorige, das gute Alte zu finden. Vielleicht leuchten daran symbolisch die Flämmchen treu bayerischer Liebe, nur allein von lauter bayerischen Wachskerzen entglimmend am königlichen, silbernen und Gott geweihten, heiligen Hochzeits-Altare! Unsere würdigen und edlen Priester Bayerns werden dieses Flämmchen zur beständigen Flamme der Liebe durch eine bleibende Stiftung anzufachen wissen, worüber man bei der hochverehrlichen Redaktion der Zeitschrift Sion einen kleinen Wink vorfindet.

— ——

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ein zuerst nach Ungarn wandernwollender Schneider-Gesell schrieb aus Wien folgenden Brief an seinen Herrn Vetter zu R. O mein unvergeßlicher Herr Vetter! Für recht viel Gutes, daß Sie mich erweiset habt, danke ich Euch herztieferst; aber Gott behüte mir vor son Raisen. Sie haben an mir gesagt, daß ich aller Hand säen könnte, und daß ist gewiß die größte Grobheit, die mich der Herr Vetter vorgemacht haben thäten. Es ist hierorten eben also, als wie zu Haus in meiner Vorwelt. Mein Meister sein Hund brütete gestert auch seine jungen Stubenferkel aus, wie ihr Jolie; und den Bier schüttet man ohne Mauth in das Gurgel und Herz hinein. Also es bleibt in mich die vorgemelte Wahrheit, es sey dermalen nicht anderst, wie Sie zu Haus wißt. Ja Strirn gibts daber und das keine ordinarischen, so wie mich der Schulabstant einmal herabmessen mußte, weil ich auf daß Dominsvisquam dem Kaplan Sedlibertnoamerlo gesagt haben soll; es kann seyn, wenn man noch ein Bub seyd. Aber als Gesell, jezt daber mache ich meine Sprünge allemal rechtschaffen. Die Wochenlahn ist spottschlecht; nur Schein und das nicht genug. Wär nur dennat bei mich zu Haus an Bankerter (Banquier) gewesen, daß ich besser umspringen konnte mit derlei Gattungen. Was nüzen mich derlei Gattungen! Haben Herr Vetter kein neues Büchl mehr, wie man das Ding aus Ihrer Jugendmanier fassen konnte. Für so ane Läge dürfens mirs kek schika. Bis über 8 Tag bleib ich noch beim Meister Lümmel; dann wart ich noch die Extraordinarische, mit der ich nach Ungarn oder gar weiter auf der Dona in's gelobte Land glüklich fahren würde. Mein Namen wissens noch, nicht wahr? Ich bin der Seppl von meinen Brüdern, denes die Schlafhaubn so oft in's Gsicht gefeuert haben. Ich bidank mich für Das, was Sie mir nächstens schiken werden, rechtschafferst; ich kenn Ihr gütigstes Gemüth. Wenn mein Leben der Tod ein End machen soll, nun so vergessens mich nicht ganz mit Ihrer Güte. Schön gruß an meine Kammeraden; den Taubnmichl grüßens zweimal. Sagns fein dem Vater nichts, daß ich geschrieben hab, er will keine Bettelei, und spricht, reise brav, fechte brav. Leben Sie in Gottesnamen rechts und links glüklich. Ich schreib noch schon einmal, ehe ich retur reise. Absteigen muß ich bei Ihnen, denk mirs schon. Adiö Herr Vetter. Ihr wohlgetreuer Simster Seppl, benannt der Bokfuß.

D e r T o g.

Ich. Was treibst du denn? du halber Narr?
Bist ganz erweicht, bist wieder starr:
Frierst, fröstelst, träufelst, stehst in Wahn,
Als hätt' man dir was angethan!
Er. Freund Spaz, verzeih! der Menschen Thun
Läßt mich schon lange nimmer ruh'n;
D'rum, kurz und gut, ich mach's, wie ihr —
So fehlet es an Zwietracht nie.

L. N.

D e r S c h u z g e i s t.

Was ruft so laut durchs ird'sche Lustgetümmel?
Dem sonst kein Schall noch Donner widersteht.
Was ruft so laut, fast wie ein Ton vom Himmel,
Der schaudernd mir durch Mark und Beine geht.
Die Ohren sind von Außen taub und trunken,
Das Auge schwelget in der Freuden Lust,
Die Seele ist in Taummel ganz versunken,
Und doch — mir fährt ein Schauder durch die Brust.

Nicht hören will ich diesen Schrekens-Boten,
Den Störer meiner Freuden süßen Traum;
Ich seh' so viele, welche seiner spotten,
Und ich vermag des Widerstandes kaum.
Er nagt, er klopft, er pocht an meinem Herzen,
Ich dränge ihn hinaus, er kehrt zurük,
Er füllt die Freudenbrust mit Gram und Schmerzen,
Wünscht mich zu sprechen jeden Augenblik.

Ich horche endlich, bin des Pochens müde —
Was willst du? unbeliebter Plagegeist!
Ich fühle fast den Schlag an jedem Gliede,
Warum bestürmst du mich so roh und dreist?
„Du Thor! dein äuß'res Ohr hast du verloren,
Ziehst Lustgeräusch dem Pflicht-Berufe vor,
Drum habe ich den Geisteспfad erkoren,
Zu dir zu sprechen durch dein inn'res Ohr."

Dein Engel wacht am Thore der Erhörung,
Und weint die Thräne, die den Herrn erweicht,
Daß Er mich sandte noch zu der Bekehrung,
Die Er zum Abschied noch dem Sünder reicht.
Schlägt er die lezte Gnadenzeit darnieder,
Hört nicht durchs inn're Ohr den Rettungston,
Gott schiket dann den Engel nimmer wieder,
Und seine Gnade weichet ganz davon."

O Rettungsengel! stärke mich und bleibe
Bei mir in dieser lezten Gnadenzeit!
Zieh aus dem Sinnen-Rausche mich, und treibe
Aus meinem Herzen Wust und Eitelkeit.
Wie dank' ich's dir, du Retter meiner Seele:
Daß du mich riefst im lezten Gnaden-Raum,
Wo schon der lezte Strahl der Lebensquelle
Versiegte in der Sünde wilden Traum.

B o n r a t h.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 23. 7. Juni 1835.

Inhalt: Inneres Leben einer frommen Dichterin. (Schluß.) — Mein landwirthschaftlicher Wunsch. — Präliminarien zur Emanzipation der Juden. — Das einfachste und richtigste Barometer für den Landmann.

Inneres Leben einer frommen Dichterin.

(Schluß.)

Daß ein innerliches poetisch-religiöses Gemüth die Einsamkeit liebt, und zumal eine hohe weibliche Natur der geliebten Kindern eines Herzens gleiches Gefühl einhaucht, ist minder zu verwundern, als daß sie nach Aussen wirkt und die lästigen Geschäfte des prosaischen Lebens mit Festigkeit besorgt, ohne dabei den Frieden des Herzens zu verlieren. Denn es liegt die ganze schwere Last des Hauses auf ihren schwachen Schultern; sie muß sogar allein, in Geschäften, nach der fernern Residenz reisen und andere sehr beschwerliche Dinge thun, wie wir bald sehen werden. Dabei leidet sie auch, was ihr schwerer als alles Andere fällt, oft an innerlicher Trokenheit des Herzens, und bricht oft in zarte Klagen darüber aus. So spricht sie unter Anderm: Eine dichte Binde bekekt die Augen meiner Seele, die nicht mehr weiß, wo sie ist. Schläft sie etwa am Rande eines Abgrundes? — Doch sieh, fest glaube ich an Deine Liebe, mein Gott; und versinke ich in einen Abgrund, so ist es nur der Abgrund Deiner Erbarmungen. Ich bin in Deinen Händen wie ein roher Stein; Du, der vortrefflichste Künstler, gibst mir durch Schläge und Streiche einigen Werth in Deinen Augen. Mein ermüdeter Geist betrübt mich; doch, ist auch mein Herz voll Finsternisse, so sind darum auch alle Dinge in der Ordnung Deiner Vorsehung. Ich Thörin flehe um Frieden, und will nicht sehen, daß der Krieg dem Frieden vorangehen muß; sehr wohlfeil käme ich freilich durch, wenn mein Krieg so schnell zu Ende ginge! —

Auch weiß sie als eine vielfach geprüfte Schülerin des Kreuzes, ihre widerstrebende Natur wunderssam zu täglicher Kreuzestragung zu ermuntern. Die Kreuze, spricht sie, welche die Hand Gottes selbst gezimmert hat, sind ja die schönsten und kostbarsten von allen; will der eigene Wille sich drein mengen, so thut er es einem Lehrknaben gleich, der mit einem einzigen Schlag des Meißels das von der Hand des Meisters beinahe vollendete Werk verdirbt. Entwerfen wir uns keine lustigen Plane zur Ruhe auf dieser Welt; die Lilie wächst unter Dornen; alle Schäze Salomons wiegen die Schäze nicht auf, die man im Leiden und in der Selbstverläugnung sammelt. Freilich wird uns oft bange genug dabei. Wie aber ein Schiff fortschwimmt, ohne daß die Reisenden, die zitternd im Schiffe schwanken, seinen Fortgang bemerken, so befürchten auch wir Kleingläubigen mit jedem Augenblike Schiffbruch, wiewohl unser Steuermann weise und mächtig ist, und uns, wenn wir Ihm vertrauen, sicher in den Hafen führt.

Verfällt sie zuweilen in einige Fehler, so wundert sie sich hierüber nicht im Geringsten; denn ihr Grundsaz ist: Wenn wir es unterließen, den Einflößungen des heiligen Geistes zu folgen, so sollen wir uns zwar demüthigen, aber nicht muthlos werden. Einer ihrer gewöhnlichen Fehler aber ist die Eitelkeit; — und sie müßte ja kein Weib seyn, um von diesem Fehler frei zu seyn. — Zumal glänzt sie gern durch ihren Wiz; thut sich aber strenge Gewalt an, sich hierin zu bessern. Wie soll ich diese heimliche Eitelkeit begreifen, spricht sie oft, die troz meiner erkannten Schwächen, in alle meine Handlungen eindringt? — Untröstlich war sie einmal, als sie eine arme Frau, die ihr oftmals beschwerlich fällt, etwas troken abgewiesen hatte, und klagte vor Gott, daß sie diese Gelegenheit zu reichlicher Geduld und Sanftmuth hatte unbenüzt vorübergehen lassen. Herr,

sprach sie, thätest Du deßgleichen an mir, was würde aus mir werden! O handle nicht mit mir, wie ich es verdiene; bedenke, daß Du ein langmüthiger Gott bist; ich aber nur ein schwankendes Rohr! Ich will es mir gewiß zur Pflicht machen, die gute Frau, so oft sie kommt, mit Freude aufzunehmen; und ihr als Deiner Gesandtin, mit aller Liebe dienen.

Ein andermal, als man Tapeten von ihr verlangte, das Haus einer Strasse zu verzieren, durch die am hohen Frohnleichnamsfeste, der Herr des Himmels in Brodesgestalt hindurch gehen sollte, konnte sie die erste Regung des Unwillens nicht überwinden, weil sie wußte, daß jene Leute diese Tapeten blos verlangten, ihrer eigenen zu schonen, und schlug dieselben rund ab. Kaum war sie aber zur Besinnung gekommen, so ward sie sehr betrübten Herzens und sprach: Nun sehe ich erst ein, Herr! daß ich in meiner Einbildung Dich erstaunlich, in der That aber gar nicht liebe. Könnte ich alle Gassen, durch die Du wandelst, mit Purpur bedeken, alle Strassen mit Saphyren und Rubinen schmüken, und überall den köstlichsten Wohlgeruch verbreiten, ich würde dieß Alles in meiner Einbildung thun, weil alle diese Dinge mir nicht zu Gebote stehen; nun aber man etwas verlangt, das ich wirklich besize, verweigere ich es Dir! O Herr, was für eine böse Magd hast Du an mir! und wie wärest Du zu beklagen, wenn alle Deine Diener mir glichen! Sogleich sandte sie die Tapeten und ließ selbst die Tapeten ihres Wohnzimmers antragen, wofern sie nothwendig wären; entschuldigte sich auch dieses Fehlers wegen bei ihrer Kammerjungfer und ihren Mädchen, die Zeugen ihrer abschlägigen Antwort gewesen waren; und folgte der Prozession in großer Herzensfreude.

Höchst beschwerlich fiel ihr von jeher der Umgang mit der Welt, gleichwohl wird sie in so viele Geschäfte verflochten, daß sie ihr nicht ausweichen kann. In diesen Angelegenheiten, klagt sie, muß man erörtern, die Ungerechtigkeit mit Augen ansehen und ertragen; und, um einen geringen Theil armseliger Erdengüter zu retten, den Besiz des reichsten Schazes, den Frieden und Freude des heiligen Geistes verlieren. Ueberdruß, Widerwille, Unfähigkeit sind Legionen, die mich umgeben und mit aller Gewalt mich zwingen wollen, meine innerlichste Empfindsamkeit im Aeussern zu zeigen. Da sprechen sie unaufhörlich von ihren Angelegenheiten, von ihren Leidenschaften und von tausenderlei Armseligkeiten; und sie finden Zuhörer; man hält sie für gescheide Leute; und wir gelten für Thoren, sobald wir von dem einzigen Geschäfte, von der allerhöchsten Schönheit, von der ewigen Glorie sprechen. Wohlmeinend schrieb sie einem Freunde: Wir sollen dem Strome des bösen Beispieles nie ohne den ausdrüklichen Willen Gottes, oder ohne daß die Nächstenliebe es fordert, uns aussezen; denn allen Gefahren geben wir uns preis, wenn wir mit der Welt umgehen, und verlieren nichts, wenn wir uns von ihr entfernt halten. Zu Besuchen aber, wozu die Nächstenliebe sie beruft, scheint sie sich immer vorzubereiten; denn in ihren Blättern, die wir vor uns haben, lesen wir unter andern folgende schöne Stelle: Die Hoffnung, Dich mein Heiland in dem Hause zu finden, wo ich nun einen Besuch gebe, leitet mich dahin; und ich bitte Dich um Deinen Segen, bevor ich meine Wohnung verlasse; damit ich ausgehe und zurükkehre, frei von den Fehlern, die man in der Unterredung gewöhnlich begeht. Mein Besuch gilt einer Betrübten, die ihren Kummer in sich verschließt; und ich bitte Dich, o holdseliger Jesus! verleihe mir einen Strahl Deiner Anmuth, der Vertrauen erwekt und den Schmerz lindert; und laß mich nicht sprechen gleich den Kindern der Welt; sondern leite Du meine Zunge in Klugheit und Einfalt. Die Welt weiß, daß ich Dir angehöre; Dein Name ist meinem Herzen eingeprägt; Er soll es auch meinem ganzen Wesen seyn.

Gleichwohl ist sie nichts weniger als eine Menschenfeindin; wie könnte auch je wahre Liebe die Menschen hassen? — Wir haben viele ihrer Briefe vor uns, worin sich ein überaus freundliches und heiteres Gemüth ausspricht, das sich durch keine Widerwärtigkeit erbittern läßt. Die Nothwendigkeit forderte sie zu mehrern Bauwerken auf; bevor sie aber baute, ließ sie das hei-

lige Meßopfer halten, dem alle Bauleute beiwohnen mußten; befahl dann, da dem Sprichworte zu Folge die Nächstenliebe bei sich selbst beginne, vor allen Dingen, ihren eigenen Sarg zu bauen, um Gottes heilige Gegenwart nicht aus den Augen zu verlieren; ihren Eifer im Bauen zu mässigen, und ihrem Schöpfer einen Beweis ihres vollkommnen Gehorsams zu geben, da die Erfahrung lehrt, daß die Bauenden oft vor der Vollendung des Gebäudes sterben. Fünf Schuh lang eilf Zoll hoch; dieß ist der Palast meiner Herrlichkeit! sprach sie. Ich bin erstaunlich ungeschikt in zeitlichen Geschäften, schrieb sie einem Freunde, und habe hier so viele, daß ich erschaudere; gleichwohl möchte ich sie dergestalt vollbringen, daß Gott Sein Wohlgefallen daran hätte, da Er mir sie auferlegte; und dieß ist auch der einzige Grund, daß ich sie mit aller Sorgfalt schlichte. — Ich sehe hier auf dem Lande nichts als zerstörte Gebäude, höre nichts als Hammerschläge; und wie eine Nomadin muß ich mein Gezelt bald hier bald dort aufschlagen. Nichts sehe ich in meiner Einbildung als Ziegel, Sand und Mörtel; doch ich hoffe zu Gott, daß dieser äusserliche Lärm den innerlichen Frieden nicht störe; und bitte Sie, für mich zu beten, daß er fest bei mir verharre. Wenn Sie mir aber helfen wollen, so kommen Sie bald; ich will Sie dadurch belohnen, daß ich Ihnen den Tag hindurch Anlaß gebe, die heilige Armuth praktisch kennen zu lernen; bei der Nacht hingegen will ich Sie in eine kleine Zelle schiken, wo Sie Ihre Sünden nach Muße beweinen können. Dort stört Sie kein Lärm der Geschöpfe, ausser etwa die Stimme der Nachteule, die aber einen Christen nur erfreuen kann, der sich auf den Tod bereit hält. Sollte jedoch unsere gemeinschaftliche Freundin, Frau von N..., mich besuchen wollen, so will ich ihr schon ein anderes Quartier machen; denn ich halte sie noch nicht für muthig genug, den Todesvogel ruhig anhören zu können.

Es scheint, als hätte sie den größten Theil der Schriften, die vor uns liegen, auf ihrem Land-Gute geschrieben. Es befinden sich darunter Resultate einer zweimaligen geistlichen Einsamkeit, zu zehn Tage jede, die sehr interessant und von wunderbarer Tiefe und Schönheit sind; ferner Gespräche mit Gott, Briefe, viele einzelne Rhapsodieen über ihr innerliches Leben, viele überaus süße Communion-Lieder, Gesänge auf alle Feste des Jahres und andere, worunter auch folgendes ungemein liebliche und glühende

Mailied.

Fern von der Welt, auf dieser stillen Flur,
Ertönen, Gott! Dir meiner Lyra Klänge.
Dein Abglanz spendet Schöne der Natur;
Des Zephyrs Hauch, der Vöglein Waldgesänge,
Des Baches Lispeln, Laub und junge Blüte
Verkünden ihres Schöpfers Macht und Güte!

Soll ich allein, die Er zum Kind erhob
Und zärtlich liebt, von Seiner Großmuth schweigen?
Auf, meines Herzens Pulse! schlagt sein Lob;
Zu Seinem Herzen soll die Hymne steigen;
An Seiner Glut will sich mein Geist entzünden,
Die unermeßne Liebe zu verkünden!

Doch wie gelänge dieß der Sehnsucht je,
Und sollte sie durch Ewigkeiten singen!
Ach, wie bedrängt die Seele irdisch Weh,
Will sie zu ihrem Urquell sich erschwingen!
Wer gibt ihr Flügel, daß empor sie steiget,
Wo schleierlos sich ihr Geliebter zeiget!

Versinken dort in seine Wesenheit
Und schauen Ihn in ewigem Entzüken:
Dieß ist mein Durst in Zeit und Ewigkeit!
Wann wirst du, Tod! des Körpers Haft zerstüken,
Der noch mich trennt von Seinem Angesichte,
Vom Hochgenuß in Seinem süßen Lichte!

Hilf meiner Sehnsucht, o mein höchstes Gut!
Und laß in der Verbannung meine Seele
Entflammen von des Himmels reinster Glut,
Daß, einzig sie Dich liebend, nimmer fehle,
Und — fehlt das Leben ab — zu Dir gelange!
Dieß, Herr! ist's, was ich singe und verlange.

Ihre Sehnsucht nach Auflösung, um in die Heimat der Seligkeit aufgenommen zu werden, die in ihrem Mailiede sich so feurig ausspricht, scheint nun bald Erhörung zu finden; und wandelt sie auch erst in ihrem drei und vierzigsten Lebensjahre, so ist sie dennoch mit dem Tode, der in mancher schweren Krankheit sie scharf ins Auge gefaßt hatte, so sehr befreundet, daß sie, falls er näher vor sie träte, seine knöcherne Hand mit großer Vertraulichkeit anfassen würde; denn wo nähme er das Herz her, ihr wehe zu thun,

die seiner täglich eingedenk ist und ihm zu Liebe so Vieles thut? Ich zittere vor der Strenge Deiner Gerichte, Herr, da ich Deine Heiligkeit kenne; aber mein Herz muß sich Gewalt anthun, Dich, mit der Donnerkeile in der Hand, vorzustellen. Mögen Sklaven zittern; billig ist das; aber wie könnte Deine Tochter, der Du mit so großer Gnade zuvor kamst, die Du mit so zahllosen Wohlthaten begabtest, Dich je mehr fürchten als lieben? — Ist meine Sprache Vermessenheit, so bestrafe sie; denn mein Herz wie meine Feder bekennt, daß der Augenblik der Trennung meiner Seele von ihrem Leibe sich mit der freundlichsten Aussicht darstellt; meine Seele eilt in Deine Arme, sich nie mehr daraus zu entfernen; ich schaue, wie meine Leiden endigen und meine Seligkeit beginnt. O ewige Seligkeit! Werde ich in deine glükseligen Wohnungen aufgenommen, dann bin ich der Sünde nicht mehr ausgesezt, und nicht mehr eine traurige Zeugin der Mißhandlungen, die meinem Gott widerfahren. Also schreibt sie noch in gesunden Tagen.

Ja, lebt sie denn noch? — Wer also fragt, dem dürfen wir mit Zuversicht antworten, daß sie in der Fülle des eigentlichsten, in dem Urquell alles Lebens lebt, da sie nie im Tode wandelte. Wer aber Zeuge seyn will, wie sie diese große Reise beginnt, den bitten wir noch um wenige Geduld; und wir dürfen ihn versichern, daß diese Zeugenschaft ihn nicht gereuen wird.

Zum lezten Male also reist sie auf ihr geliebtes Landgut; aber nicht auf lange; denn es kündet sich plözlich eine ungewöhnliche Schwäche als ein Vorbote aus der Ewigkeit an; sie fühlt die Antwort deutlich im Innern, und kehrt nach der Stadt zurük, weil sie daselbst geistliche Hilfe in reichlicherem Masse findet. Bevor sie jedoch zum lezten Schlummer sich niederlegt, besucht sie noch ein Mal das Frauenkloster, von ihren vielgeliebten Freundinnen, zumal von einer ihr innig verschwisterten Seele, der Kloster-Jungfrau Seraphine, sich zu beurlauben, und erklärt ihnen mit einer Gewißheit, worüber die frommen Jungfrauen erstaunnen, daß ihre irdische Laufbahn längstens binnen acht Tagen geschlossen sey. Mit dem verklärten Angesichte einer Heiligen spricht sie von ihrer Sehnsucht, bald zu Gottes Angesichte zu gelangen; und so rührend ist ihr Abschied, daß die Nonnen in Thränen zerfließen und ihnen die Sprache versagt, ihrer mütterlichen Freundin zu antworten. Noch ein Mal, und zwar zum lezten Male, wohnt sie der heiligen Messe bei; sezt sich dann, schließt ihre zeitlichen Geschäfte ab, und schreibt noch zwei Aufsäze, die wir unsern Lesern noch mittheilen. Indessen wird das Uebel heftiger und nöthigt sie ins Bett, wo sie die heiligen Sterbesakramente mit einer Inbrunst empfängt, daß auch die Unempfindlichsten zu Thränen gerührt werden.

Getrennt bin ich nun von Allem, was erschaffen ist, lautet einer jener Aufsäze; und ich benüze diese lezten kostbaren Minuten noch, mit der ganzen Ergießung meiner Seele Dir zu sagen: Mein Gott! von ganzem Herzen unterwerfe ich mich Deiner allerhöchsten Oberherrschaft. Mit Vertrauen bezahle ich Dir den Tribut meines Lebens. Hätte ich tausend Leben, ich brächte sie Dir mit Freuden zum Opfer. Sieh, Herr! zum lezten Male beuge ich diesen Körper zur Erde, die bereits ihren Schooß öffnet, ihn zu empfangen. Willig nehme ich die Einsamkeit des Grabes, die Erniedrigung und Verwesung dieses Körpers an, die Zärtlichkeit zu sühnen, mit der ich seiner pflegte. Kröne Deine Erbarmungen, Herr! und stimme mein Herz, daß es die kurze Zeit, die ich noch auf dieser Erde zu leben habe, Dich gebührend verehre. Noch kann ich meine Sünden beweinen, O wer gibt mir die vollkommene Liebe, die nur für Dich athmet! Doch, kann ich Dich auch nicht lieben, so weiß ich wenigstens, daß Du allein der Liebe würdig bist. O reinige mich vollends, daß ich schnell zu Dir komme; denn was ich von Deinem Hause weiß, entflammt meine Sehnsucht; und ich vergesse alles Elendes, wenn ich der künftigen Glorie gedenke. Mein Herz ist bereit! Komm, o Hochgeliebter meiner Seele; ich harre Deiner mit Verlangen; nimm mich auf in Deinen hochzeitlichen Saal! O Gott, Dein heiliger Wille geschehe! Amen.

Schluchzend standen die Ihrigen um sie. Sie fühlte den herannahenden Tod und ersuchte

ein junges, sehr frommes Fräulein, zu dem sie eine besondere Liebe hatte, ihr, so wie sie in den Zügen greifen würde, in die eine Hand ein Kruzifix in die andere die Sterbekerze zu halten, um dadurch ihr Vertrauen zum Herrn auszudrüken, vor Dessen Gericht sie trete, und ihrem Richter Abbitte zu thun; und sandte dann zum lezten Male um ihren Beichtvater, die Gebete der Sterbenden ihr vorzubeten. Er erschien auch alsbald; sie aber konnte nichts mehr als die einzigen Worte sprechen: O Jesu, meine Liebe! Es waren ihre lezten. — — — —

Sie hatte gebeten, folgenden Brief vor ihrem Leichenbegängnisse zu eröffnen; und wer wird einer Sterbenden eine Bitte versagen? Auch wir sind höflich eingeladen, ihn zu lesen, zumal da wir darin auch ihren Namen erfahren. Der Brief lautet wie folgt:

Defuncta adhuc loquitur.

Geliebte Verwandte, Freunde und ihr Alle, welche die christliche Liebe herbeiführt, meine Leiche zu begleiten! Ich danke euch in Demuth, und bitte zugleich, gestattet mir, daß ich, weil meine Stimme dieß nicht mehr vermag, durch meine Feder zum lezten Male, und zwar mit nicht geringerer Offenheit als aufrichtiger Freundschaft zu euch spreche. — Ihr thut heute für mich, was einst ich selbst oftmals für Andere gethan. Bei meiner Leiche seyd ihr versammelt und trauert über meinen Tod und nehmet Antheil an dem Schiksale meiner Kinder. Hierüber ohne Sorge, ging ich ins Land der Ewigkeit; denn ich weiß, daß die göttliche Vorsehung, deren mütterliche Sorgfalt mein ganzes Leben hindurch mich nie verließ, auch über sie wachen wird; und dann ist auch dieß sterbliche Leben so kurz, daß es sich nicht der Mühe lohnt, viel nachzudenken, ob man es gut oder schlimm darin hat. Der Himmel ist unser Vaterland; und ich und ihr wurden blos zu dieser göttlichen Bestimmung erschaffen, wohin allein unsere Ehrsucht streben soll. Mein Sarg ist die Kanzel, von der ich zu euch spreche was der Herr mir einflößte, so lange ich noch unter euch lebte. Was würde es mir jezt nüzen, wenn ich auf Erden reich und glüklich gewesen wäre? Ein Schweißtuch, sechs Bretter und Würmer ist mein ganzer Antheil auf Erden, und nichts nehme ich mit, meine guten oder bösen Werke ausgenommen. Allein mußte ich vor Gott erscheinen; ich ward abgewogen und gerichtet; mein Loos ist für alle Ewigkeit entschieden. Die Urtheile der Menschen gelten hier nichts. Ich sah, daß das Kreuz, das mit Demuth getragen, und Leiden, das mit Liebe überstanden ward, von unendlichem Werth ist, und daß zwischen den Widerwärtigkeiten der Erde und der Glorie der Ewigkeit kein Verhältniß Statt findet. Ich erkannte die Liebe Gottes für den Menschen, und die Undankbarkeit des Menschen gegen einen so gütigen Gott; ich sah deutlich, daß alle Güter und Ehren dieser Welt nur unbedeutender Staub sind, und daß die eigentliche Größe in der Befolgung des göttlichen Gesezes mit Demuth und Liebe besteht. Mein Loos ist nun entschieden, und ich leide noch in den reinigenden Gluten, die meine Missethaten verzehren. Deßhalb bitte ich euch, durch Gebet und gute Werke meine Befreiung aus diesem schmerzlichen Orte zu beschleunigen; denn wurdet ihr von den Schmerzen meines Fleisches so innig gerührt, wie viel mehr sollen meine Drangsale in diesem Reinigungsfeuer euch rühren. Ich bitte euch demnach alle überhaupt und jeden Einzelnen insbesondere, lasset das göttliche Sühnopfer der heiligen Messe für die Ruhe meiner Seele darbringen, und leihet mir Almosen und sonstige Werke der Liebe; ich hoffe mit der göttlichen Gnade euch im Himmel dafür zu vergelten. Verachtet diese meine lezten Worte nicht, sie sind der Abschied, den von euch, ihren geliebten Verwandten und Freunden, nimmt eure, euch liebende Verwandte und zärtlichste Freundin

Perette de Combes.

Gegeben zu Riom in Auvergne
den 2. Sept. 1771.

Zum Beschluße noch ein wehmüthiges Lied unserer frommen Dichterin, deren Sehnsucht, die sich darin ausspricht, nun auf ewig gestillt ist.

Am heiligen Pfingstfeste.

Die Liebe Gottes.

Gott! rauschen Deiner Liebe Fluten,
Dann will, Dein Opfer, ich vergehn;
Denn die Entzükung ihrer Gluten
Beginnt mich himmelan zu wehn.
Doch weichest Du aus meiner Seele,
Dann beugen Schwächen sie und Fehle,
Ach, Alles wandelt sich in Schmerz,
Und trauernd seufzt mein banges Herz!

Mein Meister, meine süsse Liebe!
Komm bald in holder Lieblichkeit;
Denn so Dein Trost mir ferne bliebe,
Verging' vor Sehnsucht ich und Leid.
Laß flammen Deiner Liebe Zeichen,
Daß meine Finsternisse weichen;
Mein Bräutigam, Du meine Kraft,
Komm, brich die Fesseln meiner Haft!

Sieh, von der Welt, um Dich geschieden,
Floh ich, nicht achtend ihren Spott:
Zu finden hoffte ich den Frieden
An Deinem Herzen, Du mein, Gott!
Den ich zum Antheil mir ernenne,
Die sonst ich keine Freude kenne.
Und Du sähst mich in Fesseln nun,
Und willst nichts, mich zu retten thun? —

Wie wunderbar dieß auch erklinge:
Mein Bräutigam ward mein Tyrann!
Ob auch mein Ruf zum Himmel dringe,
Es hört die Liebe mich nicht an,
Dieß Räthsel kann ich nicht ersinnen!
Doch, Liebe! was Du machst beginnen:
Wie groß auch Deine Strenge sey,
Ich folge, bis zum Grabe treu!

Mein landwirthschaftlicher Wunsch.

Wenn wir einen schuldig-dankbaren Rükblik auf die Zeit des Entstehens unsers allgemeinen landwirthschaftlichen Vereines von Bayern und auf dessen Wirken und so segenreichen Folgen seit bald 25 Jahren zurüksenden, so können und müssen wir nur mit gerührtem Erstaunen und bewegter Verwunderung ausrufen: Großes, Vortreffliches ist geschehen!

Es bleibt freilich noch Manches, ja noch Vieles zu wünschen, zu ergänzen und zu verbessern übrig; aber dieser redliche Wunsch, diese gutmüthige Hoffnung verdunkelt keineswegs das reine Herzenslicht unsers aufrichtigen National-Dankes.

Von der Nüzlichkeit landwirthschaftlicher Gesellschaften durchdrungen und überzeugt, waren die Provinz Bretagne in Frankreich und der Kanton Bern in der Schweiz die ersten, die es durch die Begründung solcher wichtiger Sozietäten allen übrigen Nationen in diesem Stüke bevorthaten. Sie erkannten den ausgebreiteten Nuzen, der durch dergleichen Vereine auf ihren ganzen Staatskörper wirkte, vollkommen; sie errichteten daher nicht nur allein eigene Gesellschaften zur Beförderung des Akerbaues, der Künste und der Gewerbe, sondern sie sezten auch Belohnungen und Preise aus, und würdigten alle Diejenigen mit der Aufnahme in ihre Vereine, die sie für ihre patriotischen Absichten für tüchtig erkannten, und gewiß waren ihnen auch Diejenigen nicht unwerth, nicht unbemerkt, oder gar ungewürdiget und vergessen, die auch nur literarische Samenkörnlein (Scherfleins) für diesen erhabenen Zwek beitrugen.

England, Irland, Toskana, Schweden, Dänemark und einige andere Gegenden Deutschlands — darunter Bayern seiner Zeit mit der ökonomisch-sittlichen Gesellschaft in Burghausen bekannt — folgten bald diesem schönen Beispiele mit wahrhaft großem Eifer, wie die ökonomische Encyklopädie von Krünitz (in erneuerter Form auch ein wahres Bedürfniß unserer Tage) unter dem Titel: Akademie der Haushaltungs-Wissenschaften, im 1. Thl. S. 212 u. 213 nachweiset.

Wohl also unserm Vaterlande, daß es sich zur angelegentlichsten Bemühung machte, vor bald 25 Jahren einen ökonomischen Verein zu errichten und zu unterstüzen, der nach seiner Einrichtung und Tendenz kaum Weniges mehr zu wünschen übrig läßt. Viele und wirklich schädliche Vorurtheile wurden seit der Zeit entwurzelt, die auf Unsinn und Unverstand hinausgingen, und welche überspannte Gemächlichkeits- und Alterthums-Liebe verriethen. Dem Schlendrian wurde das Gute gleichsam abgelernt, und unter passenden Modifikationen beibehalten, um dem wirklich Alt-Ehrwürdigen und Alt-Nüzlichen jene Achtung zu bezeugen, worauf sich der Wohlstand unserer Vorfahren mitunter gründete.

Ein großer, ein unsterblicher Dank gebührt allen jenen edlen Männern und wahren Patrio-

ten, ob erkannt oder verkannt — gleichviel, — welche zu diesem schönen Zweke mehr oder minder, und, wenn auch nur Scherflein, beitrugen.

Gott gebe nun für die Zukunft auch hieher und ganz vorzüglich seinen Segen!

Erblühet unserm Vaterlande einmal auch eine anpassende Dünger-Vermehrung und Verbreitung, erstehen in demselben förmliche Gartenbau-Schulen, vermehren sich die Unterrichts-Anstalten über Runkelrüben-Zukerfabrikation, reifen bessere Bienenzucht-Institute ꝛc. in unserm Bayern heran; gewiß, dann ist mein und aller redlichen Bayern Wunsch für alle Zukunft erfüllt!

Präliminarien zur Emanzipation der Juden.

In J. D. Schmid's bayerischen Alterthümern (München 1769. 8.) ist Seite 173 zur Emanzipation der Juden ein gewichtiges Motiv in folgendem Artikel zu finden:

„Fiskal- oder Kammerknecht werden die Juden nach Zeugniß der Reichssazungen genennt, kraft deren all und jede, sie mögen im römischen Reiche leben, wo sie wollen, auch in Kriegs-Zeiten eine Summe Geldes zusammenschießen, und selbe der kaiserlichen Kammer nebst den Ständen des Reiches übermachen müssen. Die bayerischen Herzoge haben ehedessen die Juden ebenfalls ihre Knechte geheißen.“

Ich will diese Reichssazung dem nächsten Landtage blos zur Erneuerung empfehlen, damit die Juden in Zukunft nach dem Umfange ihres Handels, nach dem Besize ihrer Kapitalien, Schlösser, Paläste und Häuser, die sie keineswegs bewohnen, sondern nur des zu erlangenden hohen Zinses wegen häufig ankaufen, dem Landesherrn die schuldige Kontribution zu den Staatslasten zu leisten von Rechtswegen angehalten werden können, und damit der durch die Humanität, d. h., Schmuzigkeit der Zeit in mehreren Provinzen eingerissene Unfug, daß die Juden in jedem Kriege Millionen erwerben, statt daß sie nach ihrem Reichthume, welcher die arbeitsamen Bürger ganzer Provinzen erdrükt und aussaugt, verhältnißmässige Summen kontribuiren, endlich zum Troste der Gewerbe, des Handels und Familienwohlstandes der ganzen Christenheit zessire. Es versteht sich von selbst, daß von diesem Reichsgeseze weder die Taufe eines Juden, noch ein erkaufter Adel, oder eine andere dem tugendhaften Staatsbürger nur gebührende Auszeichnung ꝛc. befreien könne, sondern daß sogar der Christ, welcher Judenhandel und Judenwucher treibt, der Judenschaft in Zutheilung der Staatsauflagen ganz gleich gestellt werden soll. Man wende mir nicht ein, daß die Juden mit ihren Millionen das Reich verlassen, wenn man sie besteuert; denn, abgesehen von der Frage, ob ihr Auswandern nicht nüzlicher wäre, als ihr Bleiben, das mit jedem Tage den Eingebornen mehrere tausend Gulden an sie zu bezahlende Zinsen u. dgl. kostet, ist das Bedürfniß anderer Länder das unsrige, von dieser Sorte Menschen nemlich befreit zu bleiben, und sie sezen sich nur da am Zahlreichsten fest, wo sie die höchsten Prozente wittern, und wo die Geseze gegen Wucher, Betrug ꝛc. schlummern. Dieses vorläufig zur gefälligen Notiznahme der Herren Landtags-Abgeordneten, besonders jener des Gesezgebungs-Ausschusses, bis mein motivirter Antrag — in einer umfassenden Darstellung des Wirkens und Treibens der Geldnegotiatoren — nachfolgt.

H. R.

Das einfachste und richtigste Barometer für den Landmann.

Man sezt einen Topf mit ein oder zwei Quart saurer Milch auf den Feuerherd, einige Ellen weit vom Feuer, oder sonst an einen warmen Ort. Je weißer und fester die geronnene Milch nun stehen bleibt, desto beständiger ist das Wetter, ohne Regen. Fängt sie aber an, zu haken und das Dünne hebt sich, so kommt unfehlbar Regen. So wie sich nun das Dünne oder Käsewasser über die geronnene Milch viel oder wenig ausdehnt, darnach kann man das Maß des Regens bestimmen. Man kann den Topf alle Tage frisch füllen und die alte Milch nach Gewohnheit verbrauchen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Eine Ohrfeige ist ein grosses Glük für den Geber und Empfänger. Das sollen sich Jene merken, welche schon längst eines Privilegiums würdig wären; denn der Geber übt, indem er die böse Lippe versiegelt, mit seiner Rechten Abtödtung des Fleisches, der Empfänger aber küßt seinen Feind und verzeiht ihm; der Ohrfeigenspediteur berichtiget schiefe Begriffe und Urtheile und trägt mehr zur Aufklärung bei, als er meinen sollte, dagegen kann der Ohrfeigen-Herbergsvater zeigen, welche Ehre es ist, um der Unschuld willen zu erröthen; der Ohrfeigenzüchtler gewährt den Richtern Gelegenheit, die Ehre des Menschen zu schäzen und zu vertheidigen, der Akzeptant aber schimpft höchstens Schlingl und Grobian, und trägt, als Klügerer nachgebend, sein Kreuz in Erwartung, es werde nicht alle Tage so kommen. Gewiß, eine Ohrfeige ist, es mag sie ein gemeiner Grobian oder ein vornehmer Brausekopf ganz ergebenst ertheilen, eben nichts Schlechtes; gut eben soll diese Speise nicht schmeken, aber gesund seyn, obwohl nur für verdauliche Mägen, und sie folgen gewöhnlich als Zugemüse dummer Eifersucht. Sie wachsen am Ueppigsten in öffentlichen Versammlungen und ehelichen Beredungen über die Hauswirthschaft, und lassen sich sehr leicht verbreiten — durch gestreuten Samen. Will's die Welt, so werden sie noch spott wohlfeil, denn heuer sollen sie gute Witterung gehabt haben; in unserer Gegend jedoch wollen sie nicht recht anschlagen. Steffen will einen Ohrfeigen-Sicherungs-Kunst-Apparat verfertigen; was hälf's, man käme wieder über den Poder, und der taugt längst nicht.

Bruder-Liebe.

Wer menschenfreundlich seinem Bruder dienet,
  Ihn nicht vergißt
In Tagen, wo des Kummers Zähre rinnet,
  Der ist ein Christ.
Der ist ein Abbild von der Gottes Milde,
  Die selbst ihn führt,
Ein Zug ist er von jenem hehren Bilde,
  Das Himmel ziert.

Sein Herz ist ein Altar, wo Liebe flammet,
  Wo Würde thront,
Die, ob sie gleich vom hohen Himmel stammet,
  Auf Erde wohnt,
Um Brüder zu beglüken, um zu üben,
  An Milde reich,
Barmherzigkeit, zu segnen und zu lieben,
  Der Gottheit gleich.

Was ist ein Herz, dem Bruderliebe mangelt?
  Was ist sein Ruhm?
Ein Angel, der nach And'rer Leben angelt
  Und Eigenthum.
Der sich verzehrt, um And're zu verzehren
  Durch Haß und Neid,
Nicht satt wird sein Verlangen und Begehren
  Im Bruder-Leid.

Was ist sein Lohn? was ist der Preis der Rache?
  Vergänglichkeit.
So wie der Strom verschlingt den Schaum vom Bache,
  Schlingt ihn die Zeit.
Sein Nachruhm ist ein Strom von Schwur und Flüchen,
  Und in sein Grab
Flucht oft der Enkel, unter Lästersprüchen,
  Noch spät hinab.

Indeß der Liebe Grab von Thränen strahlet,
  Die nachgeweint
Der Dank des Armen, der mit Thränen zahlet,
  Dem Menschenfreund,
Und Segenssprüche seinen Nachruhm künden
  Dem Enkelkind,
Bis zehn Geschlechter in Verwesung schwinden,
  Und Asche sind.

Und bis die Hülle die Verklärung weket,
  Schwebt schon der Geist
Im Gottes-Himmel, frey und unbeflekt,
  Lobsingt und preist
Dem Gott der Liebe, der die Lieb' entzündet
  In seiner Brust,
Wodurch er seine Seligkeit begründet
  Zu höchster Lust.

Magst du, o Mensch! nicht Gottes Abbild werden
  Durch Liebes-Sinn,
So neige dich zum Erbe dieser Erden,
  Zum Fluche hin,
Und zur Verwesung, die die Hülle lohnet
  In kurzer Zeit,
Indeß dein Geist im Pfuhl der Qualen wohnet
  In Ewigkeit.

Bonrath.

Zweisilbige Charade.

Die Erste droht Vernichtung deiner Habe;
  Wenn sie, die Schrekliche, um sich her greift.
Sie führt als Krankheit dich gewiß zum Grabe
  Und macht, daß das Getreid nicht glüklich reift.
Fromm nährt' man sie auf heidnischen Altären,
Doch kann sie ganze Städte auch verheeren.

Und an der Zweiten zeigt der Fürst und Kaiser
  Dir seiner Herrlichkeiten volle Pracht.
Auch haben diese Zweite Bauernhäuser;
  Vom alten Kettenhunde treu bewacht.
Selbst zeigen dir sie, daß ich's klar beschreibe,
Geimpfte Blattern und des Mondes Scheibe.

Und eine Zweite ist das stille Ganze,
  Der Wanderer geht vorbei und ist gerührt;
Es ist so fremd der zweiten Fürstenglanze,
  Der seinem hohen Herrn mit Recht gebührt;
Doch dort wirst du des Landes Schuzgeist finden,
Dem Dank und Ehrfurcht uns're Kränze winden.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 24. 14. Juni 1835.

Die Pulverthurm-Explosion.

Die Pulverthurm-Explosion in München, veranlaßt durch einen gottvergessenen Menschen, erinnert uns an eine Pulverthurm-Explosion in Wien, wobei ebenfalls ein zum Militär übergegangener Student sich zum Gegenstande unserer Betrachtung darstellt. Dieser aber war nicht gottvergessen. Eben indem er im Schmerzgefühle über seine Verirrungen sich ernstlich vornahm, wieder auf die Bahn der Tugend und eines bessern Wandels einzulenken, rettete ihn die Hand der ewigen Vorsicht auf eine wunderbare Weise, wie der Gerettete in Gregers Sonetten-Sammlung IV. Band S. 293—295 selbst erzählt. Wir theilen unseren Lesern das Ereigniß aus dieser Sammlung mit, theils um auf diese sehr verdienstvolle Sammlung aufmerksam zu machen, theils zu zeigen, welche schöne und interessante Poesieen solche enthält. Die Sammlung ist betitelt: „Sonette aus bayerischen Dichtern, gesammelt von Johannes und Friedrich August Greger" (IV Bändchen).

In dieser Sammlung geht den Sonetten immer die Biographie des Dichters voran, und so hier die des Johann Baptist Weich, geboren zu Kötzersricht bei Hahnbach in der obern Pfalz den 1. April 1750, studirte am nahen Gymnasium und Lyceum zu Amberg und zwar schon Theologie. Allein aus Mangel an Neigung für dieselbe nahm er österreichische Militärdienste und ward da bald Oberkanonier. An seinem Namenstage (24. Juni) war er bestimmt, beim Pulverthurme in Wien auf die Wache zu ziehen. Er bezahlte jedoch einen seiner Kameraden, für ihn den Dienst zu machen, weil er einem besondern Drange des Herzens zu Folge diesen ihm heiligen Tag in ungehinderter Andacht Gott weihen wollte. Während er nun in der Kirche war, und seinen Schritt der Entfernung vom Priesterstande, vom Vaterlande und von seinen leidtragenden Eltern recht herzlich bereute und in Andacht die heilige Kommunion empfangen hatte, geschah plözlich die furchtbarste Explosion des Pulverthurmes, womit die wachehabenden Soldaten ebenfalls in die Luft gesprengt wurden. Diese seine wunderbare Lebensrettung mußte auf ein gefühlvolles, zur Religion erzogenes und nur aus Leichtsinn verirrtes Herz, wie Weich hatte, den größten Eindruk machen und bewog ihn, nach seiner bald beendigten Dienstzeit wieder zur Fortsezung seiner theologischen Studien. Er ward bald darauf zum Priester geweiht und zeichnete sich als Provisor zu Mitterteich und als Kaplan unter dem verdienstvollen Dechant Leuthäuser in Kirchenthumbach so aus, daß er schon am 28. Jäner 1792 durch Resignation des Pfarrers Adler, Pfarrer zu Thurndorf wurde, dem Size eines Pfleggerichtes. Diese Pfarrei trat er auch wieder durch Resignation im Jäner 1823 an seinen ihm viele Jahre treu dienenden und sehr würdigen Herrn Kaplan Konrad Müller ab. Er starb in Thurndorf den 30. Juni 1825, von der eigenen und den umherliegenden Pfarreien sehr betrauert. Er war ein allgemein geliebter und geehrter Geistlicher, häuslich und doch freigebig und immer bei guter Laune, so daß er allein oft eine große Gesellschaft unterhielt. So kam es auch, daß ihn die Musen liebten und ihn mit manchem recht artigen Gedichtchen beglükten.

In nachstehenden drei Sonetten erzählt er das Ereigniß der Pulverthurm-Explosion wie folgt:

1.

„Den Namenstag ich morgen feiernd ehre,
Und daß ich da doch auch kein Heide wäre,
So möcht' ich in die Stephanskirche gehen.
Wirst du für mich am Pulverthurme stehen?"

Götz ging, ein Drachenhüter auserſehen,
Ich aber, um dafür zu Gott zu flehen:
„O Herr, mich drükt der Sünden Zentnerſchwere.
Darum mir Armen deine Huld beſchere!

Bin nimmer werth, daß du bei mir einkehreſt.
Doch ſprich ein Wort, ſo wird die Seele leben,
Weil du ſo gern Barmherzigkeit bewähreſt.

Für meine Schuld will ich dir Buße geben.
Gib du mir der Erhörung gnädig Zeichen
Und laß durch Reuethränen dich erweichen!"

2.

So flehet' ich am Sankt Johannestage,
Die heil'ge Meſſe hörend, Beicht verrichtend
Und reuig meinem Gott mich neu verpflichtend.
Bin nicht im Stand, daß mein Gefühl ich ſage.

Da ſchrekt ein Knall mit ungeheurem Schlage.
Rauch qualmt empor, des Tages Licht vernichtend.
Viel Volk, beſtürzt zur ſchwarzen Stelle flüchtend,
Verkündet laut die jammervolle Klage:

„Der Pulverthurm flog donnernd in die Lüfte.
Die Mauern ſtürzten in der Erde Klüfte,
Die braven Krieger mit, den Tod verpfändet."

Nun ſah ich klar, wie Gott das Schikſal kettet,
Wie wunderbar er mich vom Grab errettet,
Weil ich in Andacht ihm mich zugewendet!

3.

Mit Vatermilde wollte Gott mich rühren,
Mit ſolchem Schlag mein Herz, ihm abgekehrt,
Mein Leben, mir erhalten unverſehrt,
Zurük in ſeine Vaterarme führen.

Herr, ſprach ich, nimmer will ich dich verlieren,
Will eifrig lehren, was dein Sohn gelehrt,
Und bald, dein Diener am Altar bewährt,
An jedem Tag wie heut' kommuniziren!

Ich war Student und feind dem Prieſterſtand,
Und lief zum luſtigen Soldatenleben,
Verließ die Eltern und das Vaterland;

Doch Unglük hat mir Beſſerung gegeben!
Ich fand durch Prieſterweih' mein ſchön'res Heil;
Durch ſie ward mir die wahre Luſt zu Theil!

Ueber den Goldſand, der in der Iſar und in andern Strömen gefunden wird.

Quidquid sub terra est, in apricum proferet aetas. Horat.

Das Gold iſt wegen ſeiner Seltenheit das edelſte Metall, und jenes Land nennt man glüklich, wo dieſes Metall in größerer Fülle gefunden wird.

Bayern iſt arm am Golde, und gezwungen, ihren Produkten-Reichthum um dieſes Metall an das Ausland zu vertauſchen.

Immer beſchuldigt man den kalten Erdſtrich einer in Hinſicht der natürlichen Lage und des Produktionswerthes der Metalle edlerer Art einer ſtiefmütterlichen Behandlung, ohne dieſe Beſchuldigung auch mit hinlänglichen Gründen vertheidigen zu können.

Beinahe alle Ströme in Bayern führen reichlicher oder ſparſamer Goldſand mit ſich, ein Beweis, daß dem Lande, wenn anders der Strom innerhalb ſeinen Grenzen entſpringt, oder, wenn er auch aus dem Auslande kömmt, den Goldſand in Bayern aufnimmt, dieſes geſuchte Metall keineswegs verſagt, nur eine Behandlungsart dasſelbe mit reichlichen Prozenten zu gewinnen fremd zu ſeyn ſcheine. Dieſe Behandlungsart darzuſtellen, iſt das Vorhaben gegenwärtiger Schrift.

Nach mineralogiſcher Empirie findet ſich das Gold gewöhnlich in der Kieſelerde in Adern oder ſogenannten Gängen, auch gediegen im Quarze.

Um alſo die Lagerſtätte des Goldes ausfindig zu machen, müſſen die dem Golde verwandten Erd- und Steinarten zuerſt geprüft, und unterſucht werden.

Da in Bezug auf die Iſar Bayern die Kieſelerde nur eingeflözt trägt, ſo wären alſo ſämmtliche Flözgebirge, welche größtentheils aus dem mit Quarz ſehr vermengten Granit beſtehen, ſorgſam zu unterſuchen, ob in ſelben keine Goldſpuren vorhanden ſeyen?

Dieſe koſtbare, weitläufige und vielleicht — wenn nicht die ganze Tiefe einer bezeichneten Erd-Art geprüft würde — doch fruchtloſe Unterſuchung zu beſeitigen, habe ich ein ſehr einfaches auf we-

nige Gulden sich belaufendes Mittel hiemit in Vorschlag bringen wollen.

Wenn es notorisch ist, daß ein Strom, Fluß oder Bach Gold mit sich führt, so gehe man an den Ort, wo sich Spuren davon zeigen, untersuche, ob es rein oder mit einer Erdart vermischt sey, und welche Steinart die Mischung sey?

Hat man dieß mit Sorgfalt gethan, und sich alle Charaktere des vorgefundenen Goldes wohl aufgezeichnet, so gehe man Strom abwärts bis an die Landesgrenze, und seze die Untersuchung an dieser Grenze auf vorige Art fort: findet sich der Goldsand auch da mit den nemlichen Charakteren, wie bei der ersten Prüfung, so dürfte dieß ein Beweis seyn, daß der zu untersuchende Goldsand von einem und dem nemlichen Gange (Ader) losgerissen und fortgeflözt sey; findet sich der Goldsand an der Grenze aber in anderer Form, und mit anderer Beimischung, so dürfte zwischen den beiden Orten, wo die Untersuchungen geschehen, eine neue zu suchende Goldquelle liegen, und man wäre dann gezwungen, den Strom, Fluß oder Bach von seinem Ausflusse an aufwärts zu untersuchen.

Da die Erzielung des Goldes durch die an den Gold haltenden Strömen angelegten Wäschen auf eine zu kostbare Weise bisher geschah: so bedarf es keines Beweises, daß der Nuzen — oder vielmehr die Interessen vielfach verdoppelt würden, wenn dasselbe aus dem unmittelbaren Fundorte könnte gezogen werden.

Wenn man nun gemäß Dem, was vorher gesagt wurde, in Erfahrung gebracht hat, daß e. g. der Goldsand eines Stromes durchaus der nemliche sey, so reise man den Strom aufwärts so lange, bis man die Spuren des Goldes bei den von Zeit zu Zeit angestellten Untersuchungen ganz vermißt. Z. B. an der Isar wurden bei Freising in den ältern Zeiten Goldwäschen angelegt. Man durchsuche hier zuerst den Hauptstrom aufwärts, ohne die Nebenflüsse und Bäche zu berühren. Ist der Fundort nahe gefunden, so muß man erst in diese Nebenflüsse und Bäche die Untersuchung fortsezen.

Von Freising bis an die Scharnitz, wo die Isar auf bayerischen Boden kömmt, laufen 23 Nebenflüsse und Bäche in den Isarstrom, als: vom linken Isarufer 1. der Wilfetsbach, 2. die Jachen, 3. der Schwarzenbach, 4. der Arzbach, 5. der Einbach, 6. ein Bach unter Huppenberg, 7. die Loisach mit mehreren Nebenbächen, 8. der Würmkanal unterhalb Biederstein, 9. die Mosach; dann vom rechten Isarufer 10. die Riß, 11. die Durach, nachdem sie den Kazenbach aufgenommen hat, 12. das aus dem Achensee kommende Walchenflüßchen, 13. der Klafferbach, 14. der Albenbach, 15. der Hirschbach, 16. der Bach nördlich von Lengries, 17. die Geisach, 18. der durch Tölz kommende Ellbach, 19. der Bach südlich von Höhenberg, 20. der Dietramszeller Bach, 21. der Bach bei Asholding, 22. der Seebach bei Ismannig, und 23 die Goldach bei Arching.

Wenn man nun in einem Raume von vielleicht einer Meile in der Länge am Punkte a Goldsand gefunden hat, und am obern Punkte b denselben nach richtig angestellter Untersuchung ganz vermißt, so sieht man leicht ein, daß in dem Längeraum von a bis b die Lagerstätte des Goldes seyn müsse.

Um nun den angezeigten Raum zwekmässig zu durchsuchen, und auf den Punkt zu kommen, von dem das Gold weggeflözt wird, muß man, wenn eine Masse von Flußsand, mit dem der Goldsand gewöhnlich vermischt gefunden wird, vielleicht wegen dem Reißen des Stromes nicht angehäuft wird, auf eine künstliche Art mittelst hölzerner Geschirre nach Form niederer Kisten mit verwitterter Seite nach oben, die bis an den Rand auf ½ Fuß in das Flußbett müssen eingegraben werden, den Flußsand sammeln, und von einer Distanz zur andern mit diesem Versuche fortfahren, bis an die Stelle, wo sich innerhalb einem Raume von etlichen Schritten der Ursprung des gesuchten Goldes zeigt. Einem geübten Mineralogen werden sich an der Stelle bald nähere Anzeigen öffnen, die den wirklichen Punkt der gesuchten Lagerstätte hinlänglich bezeichnen, und dem Bergwerkskundigen die Mittel an die Hand geben, auf welche Art des Bergbaues das vorhan-

dene edle Metall am Nüzlichsten kann gewonnen werden.

Ich glaube durch gegenwärtiges Problem dem Vaterlande nichts Unbekanntes zu sagen, ich suche mich keineswegs über die würdigeren Männer, denen der National-Reichthum auch in seinem geringern Stoffe keineswegs unbekannt blieb, durch meine gemachte Darstellung zu erheben: wünsche nur, daß die längst gemachte Erfindung, die ich nur zu erneuern und eine königliche Regirung darauf aufmerksam zu machen suche, zur Ausführung komme, und der Staat zu seinem erreichbaren Wohlstand, die Gewinnung des einheimischen Goldes, als ein Mittel ansehe, das große Früchte erwarten läßt.

(Aus den Versuchen eines jungen Kameralisten.)

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Aber nur zum Besten des Vaterlandes neugierig, wird auch zuweilen gefragt, ob die beginnende bayerische National-Bank zur Herstellung eines landwirthschaftlichen Aequiliberś, wovon anno 1827 in der Bauernzeitung zweimal die Rede war, von jenem Werke des Freih. v. Seutter ꝛc. über das bisherige Sinken der Getreide-Preise ꝛc. (Ulm, im Verlage der Stettinischen Buchhandlung 1825) und für die Zweke einer Kommunalschuldentilgung u. s. w. keinen allenfallsig beliebigen Gebrauch machen könnte?

Auf der andern Seite wird auch, und zugleich endlich gefragt, ob verschiedene Beobachtungen, selbst aus den neuesten Zeiten, über Getreide- und Viehhandel, und Exporte gesammelt, die landwirthschaftlichen Vereine nicht veranlassen dürften, um vorerst den eigenen Herd zu sichern, für diese Gegenstände in ihren Registraturen gesonderte Fächer zu bestellen, um für jegliche Gegenwart und Zukunft im Voraus schon Sicherheits-Maßregeln bereitet und schnell wirkend bei Handen zu haben?!

Kein vernünftiger Mann, am Wenigsten ein billig denkender, und wahrer Gelehrter wird meine lezten Mittheilungen in Beziehung auf Barometer, und Thermometer u. s. w. für etwas Anderes gehalten, und aufgenommen haben, als für schlichte Ideen, Meinungen und Einfälle, die schon so manchen Weisen — wider Willen, überwältigten, und deren Prüfung, in der Art gegeben — vorbehalten blieb. — Sohin kann ich in dieser Hinsicht beruhiget, selbst im Falle vermeinter Ueberspannung, bleiben. — Wenn man übrigens unsere falsche Aufklärung, unsere After-Weisheit der heutigen Tage näher betrachtet; so findet man in der Aussenwelt, besonders für Religiosität und Sittlichkeit weit bedenklichere und größere Narren, — als in manchem Irreninstitute, — deren Erstern Wahnsinn aber nur der Stok heilen kann. — Mir scheint die so höchst verderbliche Weisheit der Gegenwart in einem schädlichen Geheimnisse zu ruhen, dessen Enthüllung gar leicht in dem Schälchen einer kleinen Haselnuß, wenigstens der Nachwelt warnend — aufbewahret werden kann. Man wollte nemlich, wie ein thierischer Affe, — Matth. 19. 12. verdrehen, und Eph. 5. 32. nach Willkür umkehren; man hat aber dabei die Zeche ohne Wirth gemacht, und statt einer heiligen Verschneidung für den Himmel, eine Verschneidung für Satan und Hölle, anstatt einer Weisheit für Gott und Himmel, eine Thorheit des Luzifers und seiner Anhänger zur Welt gebracht. Sapienti sat! — Da fällt mir etwas Anderes ein, das angenehmer klingt. Herr Massé in Frankreich gab vor ungefähr 27 oder 28 Jahren folgendes Werk heraus: Considerations sur l'état présent de l'industrie et sur les moyens d'en accélérer le développement et la perfection, — und es fragt sich, ob hievon aber gar nichts mehr für unsere Zeit, und besonders auch für die Zweke der Landwirthschaft — passen möchte? — —

Unlängst kam irgendwo auch die Idee der Irrenkolonie des engländischen Arztes Wellis wieder zur Sprache. — Ich dachte dabei bei mir selbst: Nicht nur ersparen, sondern auch weit mehr nüzen würden vielleicht an der Seite eines menschenfreundlichen Hauskaplans die grauen Schwestern, wofür Frankreich ein Beispiel liefert. — Wer von Gott weggegangen ist, muß wieder zu Gott zurük geführt werden; — und darin scheint wenigstens — größtentheils — das Geheimniß der

Irren-Heilung zu liegen, — ohne aber die Nothwendigkeit der *beständigen* Gegenwart eines Arztes selbst, in Abrede stellen zu wollen. — —

Wie sehr der Kardinal und Erzbischof von Toledo, *Ximenes*, ein wahrer Freund der Armen war, das beweist folgender Umstand: Während seinem Wirken, segnend und nüzlich, und *edel* — in jeder Beziehung, ereignete sich auch einmal das Verhältniß der Drohung einer, aber nur einer — Spekulations- und Wucher-Theuerung des Getreides. Habsüchtige Spekulanten, deren wir z. B. auch anno $18\frac{16}{17}$ und im vorigen 1834ten Jahre — *viele* zählten, hatten nemlich auch damals alles Getreide aufgekauft, gewissenlos zusammengewuchert, um es später wieder theuer zu verkaufen, und dadurch das Volk zu drüken. *Ximenes* ließ daher Kornmagazine bauen, und gab 40,000 Scheffel Getreide her, das um einen niedrigen Preis verkauft wurde. —

Man drükte seinen Dank dadurch, und für diese unvergleich edle Handlung eines katholischen Priesters — aus, indem man einem dieser Korn-Magazine *Ximenes* folgende Aufschrift gab: „*Es mag Regen unsere Felder überschwemmen, oder Hize sie verbrennen, die Ernte ist hier immer gut durch die Großmuth und Liebe unsers Bischofes.*“ „*Wo irgend ein Schmerz ist, da ist auch ein katholischer Priester, ihn zu heilen.*“ (*Chateaubriand*). — Und mehr wird es nicht bedürfen, um nochmal zur weitern Theilnahme der katholischen Geistlichkeit für das Beste der Armen mit vertrauender Bitte zu mahnen und daran zurük zu erinnern, besonders heuer, wo es gerade 1000 volle Jahre sind, daß unter einem *Ludwig* und unter einem Pabst *Gregor* das Fest aller Heiligen eingesezt und zum Erstenmale in der römischen katholischen Kirche gefeiert wurde.!

Neulich verbreitete sich einmal die Sage, daß den *Benediktinern*, dort, wo dieses nemlich thunlich ist, sämmtliche katholische Gymnasien Bayerns wieder eingeräumt würden; und darüber war man, selbst für das *vorbereitende* Studium der Landwirthschaft schon im Voraus beruhigend, erfreuet. Lasset, so hieße es bei dieser Gelegenheit, lasset nur die Benediktiner bei den Gymnasien, und die Jesuiten bei den Hochschulen wieder wirken, und wir werden dann bald auch wieder ein System der Jugend-Erziehung von den Elementarschulen ausgehend, und sich bis zum Schlußpunkte der Universitäten u. s. w. wohlthätig verbreitend und selbst einflußreich auf die Landwirthschaft einwirkend, erleben. — Bei den Jesuiten trank sich Keiner, mit dem sogenannten *Pabsttrinken*, zu Tod, und der Unfug, der hie und da mit den sogenannten *Fuchsen*, nicht selten zum Nachtheile der Gesundheit dieser jungen Männer, von Seite älterer Studenten an den Universitäten, getrieben wird, war damals auch unbekannt; so hieß es weiters. Die Jesuiten werden endlich diejenigen Studenten an ihren Hochschulen, die das *lezte* Jahr ihrer gesezlichen Studienzeit mehr dem *Bacchus* ꝛc, als den Musen und Besuche der Hörsäle, zum Nachtheile ihrer guten Eltern und zu ihrem eigenen Schaden, weihen wollen, schon auf den rechten Weg und vielleicht auch an den wissenschaftlich vorbereitenden Pflug der Landwirthschaft zu bringen wissen. — Meinungen, — Hoffnungen, — wenigstens nicht ungerechter Natur!! — Kömmt aber bei solchen Veranlassungen der vorige Klösterbestand Bayerns überhaupt und gelegenheitlich zur Sprache, so erinnert man sich noch, besonders bei mancher Landgemeinde, dessen dankbar, wie daselbst für theuere und bedrängte Zeiten vorgesorgt und das Getreide aufbewahrt, und im Falle eingetretener Bedrängnisse, mit eben so viel kluger Vorsicht, als wirksamer Mildthätigkeit unter Hilfsbedürftige vertheilet, und seiner Zeit wieder von selben, und *ohne* Bedrükung, reklamirt wurde. Warum man übrigens nicht leicht Etwas, wenigstens nichts Bedeutungsvolles von durch den Kornwurm ꝛc. dem Getreide in den Klöstern zugefügten Beschädigungen hörte; die Ursache hievon mag ganz besonders in der eigenthümlich zwekmäßigen Struktur ihrer Kornböden und in so andern — gelegen gewesen seyn. —

In Gedanken vertieft wie *Jeremias* am 2ten und 19ten Kapitel, und schwermüthig nach-

sinnend wie Os. 9. 7. saß ich dieser Tage in meinem einsamen Zimmer Kombinationen über die seit Jahren, besonders seit 1824 rc. vorgefallenen Naturbegebnissen, über die Cholera u. s. w. in dem Sinne Esdre 4. Buch Kap. 15 et 16 V. 50 anstellend und erinnerte mich dabei tief bewegt jenes im vorigen Jahre in dieser Zeit-Schrift Seite 27 kund gegebenen und wahr gewordenen „Erstes," der gewiß auch, wie einst Noas Warnungen, wie einst Isaias und anderer Propheten Deutungen, wenigstens mitleidig und vielseitig belächelt wurde. Wir, so rief ich, von so vielen Veranlassungen gleichsam erschüttert, wir erleben heuer gewiß noch größere Dinge und Zeichen, als bisher! — O! Herr und mein Gott, schone auch wieder meines Vaterlandes! und es schien mir in diesem Zustande der Begeisterung, als hörte ich eine Stimme vom Himmel, schreklicher als die des grauen und Furcht erregenden Donners: Gnade für Bayern! — als ich mich von diesem Zustande der geistigen Spannung wieder erholt hatte, wo immer ein Surplus vorherrscht, so dachte ich mit ruhiger Vernunft und mit der Kälte des besonnenen Verstandes: schaden kann es wenigstens doch nie, wenn wir uns an Das halten, was geschrieben steht: „Wachet und bettet!" „Traget würdige Früchte der Busse!" u. s. w. — In diesem Zustande der wieder eingetretenen Ruhe und der geistigen Mässigung fiel mir Walter und Gertraud für das Landvolk, von P. Aegidius Jais verfaßt und dabei die Frage ein, ob diese vortreffliche Schrift nicht einer neuern Auflage und mitunter einer unentgeltlichen, Regirungs Seits zu übernehmenden Verbreitung, vorzüglich unter dem Landvolke, würdig seyn möchte? Derjenige, oder Diejenige, welche diese Edition unternehmen wollten, würden, wenn sie zugleich das Werk: Geist des heil. Franz von Sales, oder ein anderes hieher zwekdienliches Buch heiligen Inhaltes benüzen und anwenden möchten, ein sehr würdiges und gemeinnüzliches Seitenstük unserer werthen Marianne Strüf rc. zu Tage befördern! — Doch nun wieder zu etwas Anderm.

Soll es wahr seyn, daß man Maulwürfe auch auf folgende Art vertilgen könne? — „Nimm weiße Nieswurz und Rinde von der Wolfswurz, beides gedörrt und pulverisirt, vermische es miteinander und formire es mittels Eier und Milch zu Kuchen, und leg solche in die Löcher, wo du diese Thiere vermerkest."

Man mag die Bereitung der Pottasche als ein Nebengewerbe der Landwirthschaft, oder als ein für sich selbst bestehendes Gewerbe betrachten; immer ist dieselbe, besonders auf die mit der Landwirthschaft so zusammenhängende Forst- und Waldkultur bezüglich für die Landwirthschaft selbst von mehr, oder mindern Einfluß; und es wird daher folgende Mittheilung nicht unangenehm seyn. Es ist nemlich im Salzburger-Intelligenz-Blatte v. J. 1809 Seite 41, und in der nemlichen Zeitschrift v. J. 1809 Seite 343 über diesen Gegenstand Etwas enthalten, was vielleicht auch der gründlichern Forschung unserer Zeit, von Seite einsichtsvoller Patrioten, würdig erachtet werden dürfte! —

So eben lese ich in der Nürnberger allgemeinen Zeitung Nro. 66 ddo. 7ten März d. J. die erfreuliche Nachricht über das Erscheinen einer neuen mit Ende Mai d. J. beginnenden Zeit-Schrift, unter dem Titel: Haus-, Jugend- und Schulfreund. Meine Freude hierüber ist groß, und meine Theilnahme bereits in Nro. 19 dieser Zeitschrift aus Frauendorf, begründet. Möge diese Jugendschrift unter Gottes Beistand Vielen Viel werden, und auch zuweilen zur Erwekung der Armenliebe schon im kindlichen Gemüthe, eingedenk Matth. 25, 31, hieher bezügliche Scherfleins, Inzitamente rc. enthalten!!

Ein patriotischer Wink für das Jahr 1835 passend.

Nicht nur allein die Welt, wie man sich in solchen Fällen auszudrüken pflegt, nicht nur allein die Welt, sondern auch besonders die katholische Kirche hat alle Ursache, sich des Jahres 1835 höchlich zu erfreuen; denn gerade in diesem Jahre 1835 sind es volle tausend Jahre, daß das Fest aller Heiligen durch Pabst

Gregor IV. eingesezt und dabei vom Kaiser Ludwig verordnet wurde, dasselbe den 1ten Wintermonates in ganz Gallien und Germanien zu feiern. — Bekannt ist es übrigens aus der Geschichte Kaiser Ludwigs auch, daß er den Bischöfen befohlen hatte, auf die Schulen sorgfältig Acht zu geben, und daß auf seine Verordnung und unter seiner Regirung die erste Uebersezung der heiligen Schrift in die deutsche Sprache durch einen Sachsen erfolgte.

Solche historisch-wichtige Rükerinnerungen werden jeden einsichtsvollen Bayer von selbst ermuntern, irgend ein Scherflein, zugleich zart erinnernd an den königlichen Vater Maximilian, der der katholischen Kirche durch das Konkordat so viel Segen gab, — für das Jahr 1835 ehrerbietigst beizutragen. — Ich wagte in lezterer Beziehung schon früher ein kleines Scherflein, worüber ebenfalls wiederum die hochverehrliche um die Sache der katholischen Kirche so verdiente Redaktion der Zeitschrift Sion Zeugniß geben kann.

Mein heutiger Wink beschränkt sich daher nur noch und nochmal auf einen Gegenstand, der die Welt berührt. —

Wenn man mit Theilnahme und Aufmerksamkeit die Statuten der Lebensversicherungs-Gesellschaft in Leipzig, deren Agent in München der verehrungswürdige Herr Handelsmann Bader ist, durchliest und genauer betrachtet, so dringt sich Einem die herzvolle Frage auf, ob es nicht möglich wäre, unter passenden Modifikationen und Abänderungen einen momentanen Hilfsverein für vorzüglich durch Feuersbrünste u. s. a. Unfälle verunglükende Bürger und Bauern hienach zu formen und zu begründen?

Ehe die kräftigere Hilfe nachkömmt, was oft lange währet, wäre hier wenigstens augenbliklicher, so dringender Beistand gesichert; der erste Bekleidungs-, der erste Brodbedarf ꝛc. für die Verunglükten und deren Angehörigen gedekt! — Würde sich an diesen Hilfsverein auch die einst möglich werdende Realisirung des Projektes — unterm 13ten Juli v. J. in dieser Zeitschrift mitgetheilet — anschließen können, o welch ein Gewinn für unser theures Vaterland! (In lezterer Beziehung wolle gefälligst eine Abhandlung des Hr. Doktor Zierl, im IV. Korrespondenz-Blatte des landwirthschaftlichen Vereines Triptolomea v. J. 18$\frac{29}{30}$ enthalten, unter dem Titel: „Erzeuget die Ausfuhr des Getreides Wohlfeilheit oder Theurung des Getreides?" nachgelesen werden.)

Ihren Stolz und ihren wahrhaft fürstlichen und unsterblichen Ruhm sezten die alten bayerischen Herzoge darein, gewisse ihnen hohe Feierfeste auch durch gleich würdige Segnungen des Bürger- und Bauern-Standes zu begehen; und so entstanden mitunter selbst manche sogenannte Freiheits-Briefe. Der Bürger hatte reale Gerechtigkeiten, ein ewiges Vermögen, der Bauer andere Wohlthaten empfangen u. s. w. Der freie Künstler und Gewerbsmann konnte und durfte sich, ohne aber die realen bürgerlichen Gerechtigkeiten zu beschränken, an der Seite derselben als Hof- oder Stadtschuzmann sicher und sichernd bewegen, ohne in den Fluten der Noth und des Elends unsers heutigen Konzessionen-Meeres unterzugehen. Und Alles ging gut und wohlthätig zugleich.

Sollten solche freudigen Rükerinnerungen unsern gegenwärtigen Bürger- und Bauern-Stand nicht gleichsam von selbst anfeuern, den gemeinten Hilfsverein anno 1835 zu errichten, um die Wohlthaten der Vorzeit dankbar beehrend — vor den Thron eines wahrhaft väterlich besorgten Königes Ludwig und einer so zärtlichen Königin Therese zu bringen?

Ein erprobtes Mittel gegen Brand-Verlezungen.

Es besteht in einer gesättigten Alaun-Auflösung. Man löst nemlich in einer Kanne heißen Wasser 8 Loth Alaun auf, und hebt diese Auflösung in wohlverstopften Flaschen zum Gebrauche auf. Wenn man sich gebrannt hat, so tauche man ein leinenes Tuch in die Auflösung, legt es doppelt auf die gebrannte Stelle und erneuert diesen Umschlag, so oft er troken wird, bis der Schmerz gestillt ist. Wenn das Mittel angewendet wird, ehe sich Brand-Blasen zeigen, so kann die heftigste Brandverlezung in 24 Stunden geheilt werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Lob der Geduld.

O fliehe nicht in blindem Wahn
Von Christi Kreuz zurük,
Es frommt oft mehr die Dornenbahn
Denn flüchtig Erdenglük.

Nichts verlieren, Rosen pflüken
Wirst du, wenn dich Viele drüken;
Sanftmuth läutert die Gemüther
Und vergrößert deine Güter.

Dadurch wird Gott, der Herr, verehrt,
Die Engel jauchzen laut,
Der Kronen Zahl wird dir vermehrt,
Und wer dich sieht, erbaut.

Ruhe harrt, und Himmels-Freuden
Für des Lebens kurzes Leiden;
Duldest du für Gott, zum Lohne
Wird dir dann die Marterkrone.

Der Mensch wird besser durch Geduld,
Glänzt heller als das Gold;
Sie macht ihn rein von seiner Schuld
Und jeder Tugend hold.

Jesu wird er wohlgefallen,
Gleich den Heiligen hier wallen,
Stärker seyn denn alle Feinde,
Lieblicher denn alle Freunde.

Gewöhne dich, drüken dich Wehen,
Im Kreuze des Herrn zu bestehen.
Zu Jesu zu schau'n in den Höhen,
Oft auch zu Maria zu flehen,
Der Heiligen Fest zu begehen,
Im Kampfe mit Satan zu stehen,
Zum Herren, in Wachen und Flehen,
In Hoffnung und Demuth zu sehen,
Die Wahrheit getreu zu gestehen,
Nicht irdischen Prunk zu erspähen,
Der Thorheit den Rüken zu drehen,
Nur wenig besizen zu Leben:
So werden die Fehler vergehen,
Und Friede wird hold dich umwehen.

Charade 1 2 3 4.

Neulich ging neben mir ein Mann an der Krüke. Wie kam Er zu diesem Uebel? fragte ich gerührt. Ach! antwortete er, ich 1 2 3 4. Ei! sagte ich, wahrscheinlich, weil Er 4 2 3 1. Das war freilich etwas unvorsichtig; aber nun, da wird Gott doch auch helfen. Hier hat Er meine lezte Münze; aber 1 kr. brauche ich Brüken-Zoll, den muß Er mir herauszahlen. Er behalte also 3 2 4 1. Der Mann sagte: Vergelt's Gott! Was gab ich ihm?

L. R.

Ankündigung.

Die
bayerische Dorfzeitung
herausgegeben und redigirt von
Dr. W. Lindner in München

gewinnt mit jedem Monate mehr an Beifall und Verbreitung, da sie als eine gemeinnüzige und wegen ihrer launigten Aufsäze sehr unterhaltende Zeitschrift anerkannt wird. Daß der Herausgeber keine Opfer scheut, sich die Gunst des Publikums immer mehr zu versichern, beweiset, daß er seinem Blatte an jedem Samstage eine Beilage, „Panorama" betitelt, beigibt, welche gebiegene Aufsäze zur Belehrung und Unterhaltung liefert, und nebst einem allmonatlich erscheinenden lithographirten Bilde den Abonnenten der „bayerischen Dorfzeitung" unentgeltlich verabreicht wird. Da die bayerische Dorfzeitung wochentlich 3 Mal, nemlich Dienstag, Donnerstag und Samstag erscheint, so dürfte der Preis:

im I. Rayon (mit Panorama) halbjährlich 1 fl. 40 kr.
vierteljährlich — fl. 50 kr.
im II. Rayon (mit Panorama) halbjährlich 1 fl. 54 kr.
vierteljährlich — fl. 57 kr.
im III. Rayon (mit Panorama) halbjährlich 2 fl. 1 kr.
vierteljährlich 1 fl. 1 kr.

gewiß als ausserordentlich billig erscheinen.

Zwekmässige Beiträge werden mit Dank aufgenommen, und es wird um solche höflichst gebeten.

Zu zahlreichem Abonnement ladet ergebenst ein

Der Dorfzeitungsschreiber.

Münchner Tagblatt.

Dieses Lokalblatt erfreut sich bei seiner gegenwärtigen Redaktion eines allgemeinen Beifalls und findet unter allen Ständen freundliche Aufnahme. Da die in diesem Blatte erscheinenden täglichen Lokal-Neuigkeiten der Haupt- und Residenzstadt auch für Auswärtige von Interesse und Unterhaltung seyn dürften, so laden wir zum Abonnement bei den nächstgelegenen königlichen Post-Aemtern höflichst ein. Der halbjährliche Preis im I. Rayon beträgt nur 1 fl. 56 kr., im II. Rayon 2 fl. 11 kr., und im III. Rayon 2 fl. 26 kr., auch kann das Tag-Blatt seiner großen Verbreitung wegen besonders zu Anzeigen empfohlen werden.

Die Expedition
des Münchner Tagblattes.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.

Brandhof.

Liegt in der obern Steyermark und ist ein Eigenthum Sr. k. k. Hoheit des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 25. 21. Juni 1835.

Ueber Studenten-Verwilderung in unserer Zeit.

(Aus Veranlassung der Pulverthurm-Explosion in München.)

Aus dem Briefe, welchen Kanonier Schmitt, als Stifter der Münchner Pulverthurm-Explosion verdächtig, hinterlassen haben soll, schöpft man die traurige Erfahrung und das warnende Beispiel, welch falschen Begriff manche junge Leute, welche dem Stande angehören, aus dem Schmitt wegen Untüchtigkeit getreten war, von Bildung haben, während sie oft ganz verbildet, ja, verwildert sind. Roh in Haltung, Kleidung und Sitten verschlenzen sie den größten Theil der Studienzeit in Kneipen; unbekümmert um Andere, lärmen und toben sie in zottigen Liedern in Wirths- und Brauhäusern so, daß andere Gäste bei größter Anstrengung der Brust und des Gehöres den Nachbar weder zu sprechen, noch zu hören im Stande sind; unbekümmert um das Urtheil jeder Umgebung fröhnen sie dem Laster der Trunkenheit, ungescheut dem Laster der Wollust, und sezte nicht die nöthige Zucht so viele noch in Schranken — wie weit gingen sie in ihrer Frechheit nicht! Und solche Leute taste man nun darin an, was sie Ehre nennen, solchen wage man zu sagen: sie seyen ungebildet! — Wie viel höher dünken sie sich den von ihnen sogenannten Philistern gegenüber, und jedem des Bürger- oder Bauernstandes, blos weil sie den Namen Studenten tragen; sie, die unmächtig sind, sich selbst zu ernähren, und in acht bis zehn Jahren oft nicht so viel lernten, als ein Handwerker in einem Jahre wissen muß; und wer nicht wüßte, daß sie voll von Bier sind, möchte glauben, die Weisheit berste in ihnen, während sie doch jedes Quintchen davon vertrinken. Und diese glauben, weil so viele gebildete, hoffnungsvolle junge Männer die Zierde ihres Standes sind, auch sie hätten auf Bildung und Achtung Anspruch zu machen? Nimmermehr! Mit Abscheu wendet man sich von dieser, glüklicherweise sehr geminderten, dennoch ziemlich großen Anzahl Berufsvergessener, mit größtem Bedauern drängt sich dem denkenden Beobachter die Frage auf: was soll aus solchen Menschen werden?

Nie werden solch' verwahrloste, in schlimmster Richtung sich selbst Gebildete, nüzliche Bürger des Staates werden, nie sich der gesellschaftlichen Ordnung anzupassen wissen, wohl aber am Ziele, das sie stets verkannten, angekommen, dieselben Ansprüche wie die ehrenwerthen Glieder ihres Standes machen wollen. Ungehört und zurükgesezt jedem Andern, ohne Mittel, erwacht aus sinnlosem Taumel, zerrüttet an Gesundheit, werden sie sich und Andern lästig, die Schuld ihres Unglükes und Nichtfortkommens auf Andere werfend, ihre Gewissensbisse durch jede Leidenschaft betäuben, und so fähig auch zum Schlechtesten.

Mögen solch' unglüklich Verirrte den Staat aufmerksam machen, daß so viele Unberufene dem Studio sich widmen, so viele aus Scheu vor körperlicher Arbeit, vor Handwerken und andern nüzlichen Gewerben, die ein mühsameres Erlernen fordern, häufig auf Kosten anderer, unter der Firma „Studenten" bei süßem Nichtsthun ihre Jugendzeit verleben, und unglüklich werden müssen, weil sie gerade zu Allem mehr, nur nicht zum Studiren taugten. Mögen die Herren Geistlichen auf dem Lande, die so gerne zum Studiren rathen, wenn ein Bauernbube ein wenig besser lesen als die andern kann, recht überlegen, zu welchem Schritte sie Eltern, Verwandte, Freunde der unverdorbenen

Jugend verleiten, wenn diese die Kinder dem Stande, in welchem sie ehrlich leben, entziehen, mögen sie wohl bedenken, wie verführerisch oft das schlechte Beispiel bei so vielen Studirenden in größern Städten auf die unverdorbensten, wenn sie entfernt, und sich selbst überlassen sind, wirken kann. Kennt doch oft der Vater seinen eigenen Sohn nicht mehr, wenn dieser burschikos „seinen Alten" besucht.

Mögen Eltern und Beschüzer der Waisen die Erfahrung beherzigen, daß ihre Söhne oder Pfleglinge, wie sie oft mit Unrecht wünschen, häufig nichts weniger als Geistliche werden, ja, daß viele vernünftige Söhne und Waisen innig bedauern, die dem Stande ihrer Eltern oder einem nüzlichern Gewerbe, manchmal aus Eitelkeit, entzogen werden, in ihrer Lebensaussicht gehindert zu seyn, da Knechte oft nicht mit solchen „Herren" tauschen möchten. Hemmet die leidige Studien-Wuth, oder vielmehr den Hang zum Stadt- und bequemen Leben, und ihr werdet manch nüzliches Glied zur Industrie gewinnen, während ihr durch unüberlegtes Anrathen, durch unbedingte Erleichterung zum Studiren nur häufig Pflastertreter, und durch sie Verbrecher schafft. Am.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Jezt fängt man schon an, zu fragen, was denn die Thierheilkunde dabei gewinnen wird, wenn endlich der Streit zwischen den Allopathen und Homöopathen geschlichtet seyn wird? — Einige erinnern sich dabei, daß in dem Werke: Dr. Joan. Henii fundamentum medicinae, von dem Verhältnisse des Mikrokosmus und Makrokosmus in und zu dem menschlichen Körper in den alten Zeiten auch viel geschrieben wurde, das aber nur, wie man meint, alsdann recht verstanden werden könnte, wenn man vorerst den Theophrast ꝛc. wohl gelesen hätte. Mich, als Laie, bekümmert dieses gar nichts; wenn nur die Thier-Heilkunde zum Frommen der Landwirthschaft dabei gewinnt, und der Lateiner Recht bekömmt, wenn er sagt: beatus qui legit, beatior qui intelligit, beatissimus qui credit, et haec recte ad usum transferre potest.

Allerdings wäre es für die Landwirthschaft von wichtigen und erheblichen Folgen, wenn auch die Knechte und Söhne der Bauern, wie die Handwerksgesellen, ihre Wanderungen hätten. Dadurch würde freilich ihr Geist weniger glebae adscriptus werden, und der Dienst auf zweckmässiger kultivirten Besizungen würde allmählig vieles Erspriesliche bewirken, und der Bauer würde später nicht Alles weglegen, was er als Knecht früher gesehen, getrieben und erlernt hatte. Dabei dürfte aber der unzerstörliche Fortbestand landwirthschaftlicher Lehrinstitute nicht außer Acht gelassen werden. Um aber diese Idee der Wanderungen der Bauern-Söhne und Knechte einigermassen realisirbar zu machen, so dürfte man dieselbe vorerst im Inlande selbst, und durch Mitwirkung rationeller Landwirthe versuchen; der Austausch mit dem Auslande würde sich dann schon von selbst in Folge der Zeit ergeben; und um für diese neue und so zweckmäßige Beförderungs-Tendenz der Landwirthschaft auch ein neues Reizmittel zu haben, so gebe man denjenigen Bauern-Söhnen oder Knechten, welche die gesezlichen Wanderungen vollzogen haben, bei ihrer Ansässigmachung, oder bei Gelegenheiten der Wahlen der Gemeinde-Vorsteher, der Gemeinde-Bevollmächtigten u. dgl. ein anziehendes Vorzugs-Recht. — Indirekte Geseze und Anordnungen erwirken bei der Landwirthschaft weit mehr, als direkte, nemlich solche, die sich in das Innere und in das Technische der Oekonomie nicht, sondern nur in das Rechtliche und Nüzliche derselben einlassen, das Rein-Juridische berühren. Hiefür stimmte einst schon, und bald nach unsers Herrn Christi Geburt, der berühmte Gaditaner, L. Junius Columella, der auch die Nüzlichkeit der landwirthschaftlichen Visitatoren ꝛc. zur Sprache brachte. Es ist merkwürdig, daß Columella gerade zu jener Zeit sein segenvolles Wirken begann und ausbreitete, als Jesus das göttliche Werk der Menschen-Erlösung, das Werk der Bildung einer neuen Erde und eines neuen Himmels anzufangen und zu vollenden, von Gott, seinem himmlischen Vater, berufen und gesandt ward. — Liegt hierin nicht wieder gleichsam ein neuer Beweis, wie sehr

Gottes Absicht dahin gerichtet sey, Himmel und Erde, Kirche und Staat immer in innigster Vereinigung zu wissen und zu befestigen, um die Strahlen seiner Erleuchtungen für die irdische Weisheit zugleich zu segnenden und heiligenden Kronen der künftigen Bürger des ewigen Himmels, göttlich väterlich weise und liebvoll herabsenden zu können?! — Doch, nun wieder zu meinem vorigen Gegenstand zurük. — Der Staat würde selbst dabei am Ende gewinnen, wenn er einige dieser Bauern-Söhne oder Knechte, vorerst aber an landwirthschaftlichen Lehranstalten, an den Instituten für Runkelrüben-Zukerfabrikation, an Gartenschulen ꝛc. hinlänglich ausgebildet, mitunter auf seine Kosten, im In- oder Auslande herumwandern ließe. — Wer es übrigens wissen und erfahren will, worin das eigentliche Geheimniß, die wahre Kunst einer Kulturgesezgebung bestehe, der blättere gütigst im folgenden Werke, das auch von einem Landbanko spricht, nach: „über das Rechtliche und Nüzliche der Landeskultur nebst deren Folgen und Hindernissen, von Litz. Anton Hohenadl ꝛc.“ (München, bei Jos. Lentner, 1795).

Ich habe mir aber dieses Buch erst am 13. März d. Js., als dem 2ten Jahrestage der Erinnerung an die Abreise meiner Gattin und zweier Töchter nach Braunschweig zufällig angeschafft. —

(Dieses zu meiner in Wahrheit gegründeten Legitimation, und weil ich keine andere Sehnsucht kenne nach Lukas 9, V. 23 und 24, und nach Matth. 19, 29, als die Sehnsucht nach dem „Vaterhause“ — wie dieselbe in einem lieblichen Gedichte 5, Nro. 70 der Nürnberger allgemeinen Zeitung von und für Bayern unlängst so schön geschildert war.)

Weil so eben bei der Zitation des Werkes Hohenadls auch von den Ideen dieses Mannes über einen Landbanko die Rede war, und weil gegenwärtig die beginnende bayerische National- und Wechselbank vielseitig besprochen wird, so scheint es, als wäre Hohenadl mit seiner dießfallsigen Meinung, jener eines Seutters über das Sinken der Getreide-Preise, und jener eines Herrn Joseph Ritter von Rhode, und jenen Ansichten Anderer, gleichsam vorangeeilet. — Was übrigens in mannigfacher Beziehung Herr von Rhode, besonders in Hinsicht der amerikanischen Mehlmühlen u. s. w. in seinen Betrachtungen über vorgenannte Bank herkommen läßt, ist wirklich sehr beachtungswerth, und gibt am Ende der Hoffnung Raum, daß auch die Güter-Arrondirung seiner Zeit durch diese neue Anstalt wohl gewinnen könne. Zu wünschen wäre dabei nur die endlich wirkliche Errichtung einer Gartenbau-Schule, wenigstens, und die Wiederauflage des Werkes Rückerts über chemische Untersuchung des Feldbaues, und jene des Buches Homes von den Grundsäzen des Akerbaues und Wachsthumes der Pflanzen. — Wir vergessen die Alten so gerne, und daher ist es rühmlich, von Zeit zu Zeit auf eine Art und Weise an dieselben zurük erinnert zu werden, wie dieselbe in Beziehung auf Schubarts Verdienste — in obenerwähnter Nürnberger-Zeitung — kürzlichst beachtet wurde. Einen andern Fehler kann man selbst zuweilen von den lebenden Zeitgenossen gegen ihre gelehrte Skribenten, z. B. gegen Thaer, Julius Graf von Soden, gegen den Engländer Smith ꝛc. bemerken. Man tadelt diese würdigen und hochverdienten Männer, deren würdiges Bestreben nicht genug gewürdiget werden kann, als wollten sie der Zeit und ihren Verhältnissen gleichsam gebieterisch voraneilen, und beide gleichsam überflügeln, und übermeistern. Dieser Tadel trifft solche wahrhaft edle Männer wirklich unverdient und ungerecht; denn nicht sie, diese Autoren, sind Schuld, wenn ihre Ideen und Mittheilungen manchmal zu voreilig gleichsam ins Leben und mit Gewalt dort hinein gerissen werden, während die ersten Staats-Beamten und Regirungs-Vorstände sie als Perlen der Zukunft, als Kronen politischer Propheten weiser benüzen hätten sollen; denn keine Wissenschaft geht den Sturmschritt. Indessen lassen wir das, und die Vergangenheit — bestreben wir uns einer wirklich bescheiden thätigen Zukunft, nach Lukas 21, 28 und mit den Verhängnissen der Kirche und der Welt unserer Tage übereinstimmend, worüber uns, vorzüglich in Beziehung auf die Landwirthschaft, die Mutter Natur, und ihr ruhi-

ger Gang, die besten und besonnensten Lehren gibt; und sollte uns die Wiederauflage der Werke Rükerts und Homes nicht konveniren, so denken wir doch einmal an die Bestellung naturforschender Sektionen bei landwirthschaftlichen Vereinen; vielleicht erweken sie einst wieder, besonders an der Seite erblühender Klöster, eben so unermüdet fleissige Männer, wie ehemals der gelehrte Jesuit P. Franzesko Lana, ein um die Landwirthschaft hochverdienter Mann, war, der sogar die Wirkungen des Thaues belauschte, und ihn zur Fruchtbarmachung des Getreide-Samens empfehlungswürdig fand, wie ein Mehreres hierüber in Hochbergs Wirthschafts-Buche de anno 1745, besonders im 22. Kapitel daselbst nachgelesen werden kann.

Im Münchner Tagblatte, unter der Redaktion des Herrn v. Destuches, habe ich auch mehrmalen von der Bliz- und Hagelableitung geredet, und unter Anderm es auch herkommen lassen, daß in Klöstern viel auf Anwendung des Marmors rc. gesehen wurde. — Auch die Wachsleinwand war dort an rechter Stätte, und zwekmäßig vertheilet, an den geeigneten Pläzen anzutreffen.

Vermischte Einfälle zum Nuzen der Landwirthschaft.

Mit Dank und großem Vergnügen hat man es unlängst aus öffentlichen Blättern vernommen, daß unsere allerhöchste und so huldvolle Regirung ein besonders wohlwollendes und gnädig umsichtiges Augenmerk auf die öden, oder sonst einer Kultur fähigen, bisher unbebaut liegenden Gründe rc. hingelenket hat; und daher auch diesen wichtigen Gegenstand nach Zeit und Gelegenheit jener praktischen Würdigung unterziehen wird, die dem Lande Segen und Vielen Beschäftigung geben dürfte. Eine Wohlthat ohne Gleichen würde sich dadurch für das Ziel einer erhöhten Getreide-Produktion, und für die Zweke der Hagel-Verminderung, wie auch für die Tendenz der Sanität im Allgemeinen und Besondern daraus entwikeln, dessen Folgen erst unsere Nachkommen so recht würdig dankbar erkennen müßten. Doch wir Bayern sind gewohnt, nur vertrauend zu hoffen, ohne vorzugreifen; bescheiden zu wünschen, ohne zu verlangen.

Dovenant hat auf Granats und Kings Beobachtungen hin berechnet, daß das Steigen der Getreide-Preise mit der Verminderung der Ernte in folgender Proportion stehe:

wenn die Ernte sich mindert um	so steigt der Getreidepreis um
ein Zehntel	drei Zehntel
zwei Zehntel	acht Zehntel
drei Zehntel	sechszehn Zehntel
vier Zehntel	achtundzwanzig Zehntel
fünf Zehntel	fünfundvierzig Zehntel bis 5

Sollte und könnte in dieser Berechnung, die schon mehrmalen so ziemlich eintraf, nicht ein Wink liegen zur möglichen Eruirung eines definitiven Prinzipes über Getreide-Auffammlungen für die Zeit der nöthigen Vorsicht u. s. w.? —

Ein aufmerksamer Bienenzüchter gab einmal Folgendes kund, was auch jezt noch nüzlich erscheinen dürfte, und daher wörtlich mitgetheilt wird:

Man hat die Bemerkung gemacht, daß, je freundlicher der Himmelsstrich, je anhaltender die Wärme, und je kürzer die Kälte ist, desto fleissiger, und desto fruchtbarer auch die Biene ist. Unter den tropischen Himmelsstrichen, wo die Natur immerfort blüht, und nie ruht, ist auch die Biene unermüdet, und liefert in einem Jahre 5 bis 6 Schwärme. In Louisiana, wo es zwar Winter gibt, dieselben aber nur kurz und nicht strenge sind, erhält man 3 bis 4 Schwärme. Je nördlicher die Gegenden sind, je strenger und anhaltender die Kälte ist, desto weniger Schwärme erhält man. Die Natur ruht aus. Pflanzen und Blüten welken, die Biene findet keine Nahrung mehr, und sie verfällt selbst in den Winterschlaf. Diese lezte Bemerkung ist wichtig für alle Bienenfreunde. Denn neuere Erfahrungen haben bestätigt, daß man in unsern gemäßigten Gegenden nichts thun sollte, um den Eindruk der Kälte auf die Bienen zu verhindern; daß man im Gegentheile beitragen soll, ihren Winterschlaf zu befördern; daß man die Stöke der Nordluft aussezen, und allen momentanen Eindruk der Sonnenwärme

im Winter verhindern soll. Wenn die Biene zu früh und ehe noch Bäume und Felder mit Blüten bedekt sind, aus ihrem Winterschlaf erwacht, so bleibt sie immerfort schwächlich; sie kränkelt; sie muß gefüttert werden, und wenn ihre Nahrung an Güte der Gehalt nicht recht gut ist, so reißen wirklich Krankheiten ein, und sie stirbt. Wenn die Biene zu früh erwacht und bei dem ersten Sonnenschein ausfliegt, so ist ihr die plözlich wieder eintretende Kälte doppelt schädlich. Schwach und ausgemergelt kann sie nicht wieder zum Stoke zurükkehren, und wird den am Ende des Winters hungrigen Thieren, den Vögeln, den Eidechsen, Spinnen ꝛc. zur Beute. Das frühe Ausfliegen der Bienen ist größtentheils die Ursache der Schwäche des Schwarmes, und man findet das immer bei gelinden Wintern, abwechselnder Kälte und Wärme und frühe eintretendem Frühlingswetter. Der Bienenfreund, dem es um das Gedeihen derselben zu thun ist, lasse also den Bienen erst dann den freien Flug, wenn sie Kraft genug haben, ihre Wanderung ungestört zu machen, wenn sie Nahrung genug finden, und vorzüglich, wenn die Bienenfeinde andere Nahrung, als Spinnen, Raupen, Ameisen, Fliegen ꝛc. haben, und die Bienen nicht mehr so grausam verfolgen. —

Der verstorbene und eigentliche Bienenvater Bayerns, Herr Pösel in Schleißheim sel., befolgte, wie mir noch aus meinem Knaben-Alter erinnerlich ist, zwar nicht so ganz genau, vorstehende Meinung und Rath; er versicherte wohl die Mittags-Seite der Bienenstöke gegen eine gleichsam nur täuschende Sonnen-Wärme, und deren voreilige Lokungen; bewahrte aber auch zugleich die nördliche Seite ꝛc. derselben gegen den Andrang einer bedenklich wirkenden Kälte. — Es scheint, dieser verdienstvolle Mann habe den Vorschlag ꝛc. über die Bienenzucht des unschäzbaren Colerus eben so sehr stets vor Augen behalten, wie ehemals der fleißige Schäfermeister Laritz zu Schleißheim jenen des nemlichen Colerus über die Schafzucht. Wir könnten in unsern Tagen auch wieder einen Colerus, für unsere Zeit und Verhältnisse passend, als landwirthschaftlichen praktischen Schriftsteller brauchen. Doch hiefür entschädigt Simon Strüf. — Aber ein landwirthschaftliches, in alphabetischer Ordnung gereichtes Konversations-Lexikon, sich auch über die Zweige der Garten-, Wein- und Obstbau-Kunde ꝛc. und über die damit vereinbaren Gewerbe u. s. w. verbreitend, würde gewiß nicht unerwünscht erscheinen! —

Ist einmal der Rhein mit dem Maine und der Donau zur entsprechenden Schiff-Fahrt nach dem nun allerhöchsten Ortes vorbereiteten Plane hinlänglich sichernd verbunden, dann gewinnt nicht blos Industrie, Handel und Gewerbswesen im Allgemeinen, sondern auch vorzüglich der Absaz der landwirthschaftlichen Produkte. — Wenn aber Einige jezt schon das Theaterstük: „Sorgen ohne Noth, und Noth ohne Sorgen", sohin später eine Getreide-Theurung u. dgl. daraus ableitend befürchten wollen, so werden sich diese sehr irren, und von unsern Nachkommen wahrscheinlich als falsche Propheten geachtet werden. Wer in der bayerischen Geschichte nur einigermassen bewandert ist, der wird bei dieser Gelegenheit an die Erinnerung gemahnet werden, daß Karl der Große, der mit solch gemeinsamem Projekte schon damals umging, auch vielleicht schon heimlich wenigstens, für diesen Zwek, eigene, zwar nur seiner Zeit angepaßte Vorsichtsmaßregeln in Beziehung auf Getreide-Auffammlung und Getreidehandel ꝛc. anordnete. Keineswegs bin ich dem freien Getreidehandel entgegen, nur wünsche ich mit allen redlichen Patrioten vorerst das eigene Vaterland gesichert. Wenn z. B. in Folge der Zeit dem Vorschlage in dieser Zeitschrift vom 13. Juli v. Js. auch eine solche Ausdehnung gegeben wird, daß der Staat bei eigener Verlegenheit dort selbst Hilfe finden kann, und wenn, anstatt den Ausländern den Getreide-Ankauf auf öffentlichen Schrannen zu gestatten, selben solche bei zu errichtenden Grenz-Getreide-Magazinen einst eröffnet und erleichtert, und so manches Andere noch in dieser Beziehung geordnet wird, dann schwindet gewiß jede Furcht und bange Sorge, und wir werden nicht, durch Getreide-Schleichhandel überlistet, bayerisches Getreide, wie z. B. Hopfen aus Böhmen, oder sonst vom Auslande her beziehen und

theuer bezahlen. — Ein wahrer Patriot bleibt übrigens nicht bei der Gegenwart allein stehen, er wagt auch einen Blik in die Zukunft; und das kann ihm unter einem gerechten und beharrlichen Könige, der Verdienste schäzt, nicht zur Ungnade werden. — Kommen z. B. einmal die Papiere des sel. Herrn Baurathes **Baumgartner** an's Taglicht, die Nachwelt wird gerührt dankbar staunen, wie edel besorgt dieser würdige Mann für Gegenwart und Zukunft auch in landwirthschaftlicher Beziehung war!

Ordentlich mit einer Art zarten Rührung sprechen redlich und helldenkende Patrioten davon, daß wir dem Aufschwunge unserer Landwirthschaft seit 24 Jahren her mitunter vorzüglich jenem hochsinnigen Verhältnisse zu verdanken haben; daß unser so hochverehrliches General-Komité des landwirthschaftlichen Vereins von Bayern jegliches Verdienst würdiget, ermuntert und nach seinen Kräften belohnt. Am Würdigsten möchte wohl hiefür und im Namen einer beglükten Nation Joh. Evang. **Jais** sel. mit seiner „**Billigkeit**" danken, wo er sagt: „Sey nicht nur gerecht, sey auch **billig**; gib nicht nur, was du ausdrüklich versprochen, und wozu du dich verpflichtet hast. Gib auch — nach anerkanntem Verdienste — auch da, wo man mit strengem Rechte nichts von dir fordern kann, wo aber der Andere mehr, als er gesezlich fordern kann, verdient hat."

„Der Billige sezt sich an die Stelle des Andern, stellt sich völlig in seinen Gesichtspunkt, denkt an seine Empfindungen, Verdienste und gerechte Wünsche, und läßt sich nichts fordern, aus eigenem Antriebe kommt er den Hoffnungen des Verdienstvollen zuvor."

Hut, Regenschirm und Mantel.

Neulich wurde von einem Engländer ein Hut vorgezeigt, der nicht nur zur gewöhnlichen Kopf-Bedekung dient, sondern auch zu Zeiten augenbliklich in einen förmlichen Regenschirm verwandelt werden kann. Also etwas Neues in dieser Art, das wir freundlich zu bewillkommnen haben. Schade, daß uns die Gelegenheit entging, den Neuling selbst in Augenschein zu nehmen und uns nur auf die unvollständige Beschreibung eines Augen-Zeugens beschränken müssen.

Dieser Hut soll die Gestalt eines gewöhnlichen Manneshutes haben, im Innern aber folgendes Wesentliche verbergen, und leichtlich entfaltet werden können. Man faßt an der rechten und linken Seite ein Riemchen oder Band, zieht — und der Schirm ist aufgespannt. Damit ihn der Wind nicht abhebt und sein Spiel damit treibe, wird er unter dem Kinn befestigt. Eben so schnell klappt er sich wieder in die vorige Form.

Sehen wir auf den Nuzen dieses Huts, so kann er wenigstens nicht abgeleugnet werden, man kann höchstens aufbringen, daß sein Tragen mit einiger Unbequemlichkeit verknüpft seyn könne, z. B. daß er schwerer sey, als ein gewöhnlicher Hut. Dieser Einwand wäre thatsächlich zu beseitigen; man darf sich nur an manche schwere Kopfbedekung erinnern, z. B. Grenadiermüzen, Zschakos. Und trägt nicht Mancher einen Theil seines Reisebedarfs im Innern seines Hutes oder seiner Müze? Was das Spiel betrifft, welches der Wind damit treiben kann, so bleibt auch hier das Verhältniß, an das wir schon durch gewöhnliche Regenschirme gewohnt sind. Nicht immer ist der Regen mit Sturm begleitet und wenn dieser sich ungebührlich geberdet, so gibt der Schirm wenig oder keinen Schuz gegen den Regen, und man plagt sich, ihn in der Richtung über dem Kopfe zu erhalten. Es ist endlich auch keineswegs bequem, einen gewöhnlichen Regenschirm bei sich zu führen, und wenn er noch so bequem eingerichtet und leicht ist, wie das am Zwekmäßigsten an einem sogenannten Stokschirme Statt findet.

Will man sich das Neue angenehm machen, so muß man sich bemühen, die zu erringenden Vortheile dabei zu ermitteln und erst dann das Unbequeme erwägen, was wohl jedes Neue mit sich bringt. Diese Erwägung leitet zur Vervollkommnung, der noch jede Sache fähig ist, zumal eine neue. Im gemeinen Leben wird aber diese Klugheitsregel selten beachtet, vielmehr hat man sich gewohnt, sie umzustellen, d. h., man ist recht eifrig bestrebt, Einwendungen zu ergrübeln, statt die augenscheinlichen Vortheile zu erwägen und die verborgenen zu erspähen. Durch den gerügten

Gewohnheitsfehler, der vorzugsweise den Deutschen ankleben soll, wird Manches gänzlich wieder unterdrükt.

Das Neue bringt gelegentlich das Aeltere in Erinnerung, wird damit verglichen und nicht selten durch dasselbe verbessert. So z. B. erinnern wir uns gegenwärtig überhaupt an die verschiedenen Hilfsmittel, Kopf und Leib gegen Regen-Fall zu schüzen. Das Bauernmädchen schlägt einen ihrer Röke über den Kopf und erhält diesen eben so troken, als das Rebhuhn, das sein Köpfchen unter einem Blatte verbirgt. Andere winden für gleichen Zwek ein dikes Tuch über das Haupt und die Schultern und schauen mit troknem Gesichte in die nasse und stürmische Welt.

Der Pole gibt seinem Mantel und Ueberroke eine Kapuze, die theils als Kragen beim Sonnenscheine, und theils als Schuz gegen Regen dient. Soll sie den leztern gewähren, so wird sie über den Kopf gezogen und dieser ist auf die natürlichste Weise gegen Regen und Wind beschirmt.

Von diesen Kapuzen stammen wahrscheinlich die großen Klapp- oder Faltenkragen ab. Sie geben aber blos ein Wetterdach für die Schultern ab, und lassen den Kopf in der Regentraufe.

Reihen wir die genannten und ungenannten Schuzmittel zusammen und suchen sie unter einen Hut oder vielmehr in einen Mantel zu bringen, so ist man auf dem Wege, das ferne Vollkommenste zu erlangen. Sie fragen, wißbegierige Leser! wie dieß wohl geschehen könnte und das complizirte Kleidungsstük aussehen würde? Ich denke mir dasselbe wirklich wie einen Mantel, dessen Kragen man zu Zeiten, wie der Pole seine Kapuze, über den Kopf schlagen kann, so daß dieser gegen Regen, Wind und Kälte geschüzt ist, und ungesucht auch dem Halse gleiche Wohlthat gewährt. Da nun aber auch der übrige Theil des Leibes, sammt Arme und Kniee, troken und warm bleiben wollen, so kann das nur geschehen, wenn der Mantel bis an die Füße herablangt, also den ganzen Menschen bedekt, gleich viel, ob dieser männlich oder weiblich ist. Der Schnitt kann den steten Geschlechts-Unterschied beurkunden, wie dieß schon beim Kindermüzchen oder Häubchen signirt wird. Die Form mögen die Kleiderfabrikanten ausklügeln und ihre Meisterschaft bewähren.

Aber welche Stoffe oder Zeuche soll man dazu nehmen? Da antwortete ich: möglichst leichte und waserdichte, an den es ja heut zu Tage nicht mehr zu mangeln pflegt und fortwährend in öffentlichen Blättern als verkäuflich angekündigt werden.

Wir werden uns freuen, zu vernehmen, daß diese unsere Andeutungen und Vorschläge williges Gehör gefunden haben.

Oekonomie-Haube.

Da ein Ehemann den unerschöpflichen Modegeist seiner theuern Ehehälfte mit seinen Einkünften nicht befriedigen konnte, hat er nach vielem Kopfbrechen folgende Oekonomie-Haube erfunden, womit eine Schöne ihren Hang zur Veränderung befriedigen kann, ohne dem Geldbeutel des Mannes wehe zu thun. Nach dem Modell, das bereits fertig ist, besteht diese Haube aus mehreren Drahtfächern, die alle in Gelenken gehen und mit kleinen seidenen Schnürchen versehen sind. Man zieht an ein Schnürchen und die Fächer stellen plözlich den schönsten türkischen Bund vor, der je auf dem Haupte einer Sultanin figurirte. Man sagt Hokus Pokus und es wird ein englischer Hut daraus. Man zieht ein drittes Schnürchen und es erscheint ein Schiff mit vollen Segeln. Ein viertes Schnürchen bringt eine förmliche Ananas sammt Blättern, ein anderes wie das Modell einer förmlichen Festung, und wieder ein anderes ein chinesisches Vogelhaus hervor und so ins Unendliche fort. Will eine Dame nach Tische auf ihrem Sopha der Ruhe pflegen, so zieht sie nur wieder an einem geheimen Schnürchen und die Haube legt sich wie ein Teller zusammen. Ein neuer Zug beim Erwachen stellt sie wieder in ihrem vorigen Glanze her. Der Erfinder ist Willens, das Modell dieser Oekonomie-Haube auf Vorausbezahlung herauszugeben und da die Vortheile derselben einleuchtend sind, so hofft er, daß Viele darauf pränumeriren werden.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Lektion der Kathi an den Redakteur der Bürger- und Bauernzeitung.

Am 25. anno 1800 und noch was dazu.

Mein theurer Herr!

Meine Urschi ist ein wahres Plaudermaul; ein Käs von einem Pers kriegt sie mir. Was braucht sie denn mir da so boshafter Weise den Brief, den ich so wohlmeinend und getreulich ihr geschrieben haben thäte, dem Lümmel Christi, dem Girgl vom Meßner zu geben; und der, weiß ich schon, ist so ein Baumnarr, der hat Ihnen den Brief gegeben. Sie haben ihn daher, gestehn's es nur offenherzig. Ich komm schon dahinter; unser Eins ist nicht auf's Hirn gefall'n, ich befinde mich affrantirlich, und bin an rechtschaffene Werbsperson und Dienstmagd. Vielleicht werd' ich auch noch eine Kellnerin. D' Matam ist zwar ein kleines Luder, aber sie gibt mir doch schon ein braves Zeugnuß; darf ihr nur ein wenig über ihren Mann hausen, der sie gestert nicht zum Rennen mitgenommen hat. Das wäre das Wahre, wenn ich nicht schreiben dürfte, was mir einfällt. Schreiben ja Sie auch Allerhand hinein, und wenn ich Einen schriftlich einen Hauptkerl heiße, so darf ich. Ich ging 6 Jahre zum Korperator in d' Stund, und hab' ihm alle Monat 3 fl. gebn; aber Sie brauchens extra nicht zu wissen. Umsonst lernt man nichts. Hat mir unser Hergott d' Zung zum Rödn geben; sag', was mir beliebt. Aber eine Klage werd' ich einleiten gegen Sie und d' Urschi und den Meßnerschlingl. Er ist der Hauptschlingl. Ohne Hehler gibts kein Stehler, sagt mein Handsibl, und das wär wahr. Ihna kenne schon lang. Sie haben schon öfter so was gethan; und wenn ich wieder Ihre Zeitung siech, so zerreiß ich sie, statt zu lesen. Es thut mir weh, freilich, mein liebwerther Herr! Aber die Noth bricht Eisen und wenn mich Ihre Zeitung nochmal so schön unterhalten hätte. Hab neulich erst weinen müßen. Doch nein, wir werden nimmer gut mitsammen; das tröstens Ihnen. Ueberhaupt, ich will gar kein Wort mehr verliern. Was wär's gut; Sie lachten dazu, und ich versäum' blos Arbeit und Zeit. Aber so was ist mir mein Lebtag nicht passirt; und so deutlich, daß man mit den Händen greifen kann, wie eine Druthhenne. D' Urschi hätt' in ihren alten Tagen g'scheider seyn sollen. Die kriegt mir aber einen Puzaus, daß sie an mich denkt. Meine Leut' können zum Glük nicht lesen; selten ein Unglük, es ist ein Glük auch dabei. Jezt lebens wohl, schiebens ein und denkens Ihna einen Theil. Habens doch 's Katherl auch kennen g'lernt. Ja, Sie, die führt eine spizige Feder; hat mir nie eine angekonnt. Und wissens, dann und wann hab' ich auch schon an Herrn geschrieben, die ihre fünf Sinne am rechten Flek haben. Ich verbleibe unbekanntermassen

Ihre

dienige Dienerin
K. F.
bürgerl. Dienstmagd.

Dem Girgl und der Urschi werde ich noch schon schreiben, daß sie an mich denken. Schau was der Meßnerbub nicht hätt'. Weil ich nie was gemacht hab mit ihm; der Gimpl.

Die beiden Weisen.
(Eingesandt).

Als nach der fürchterlichen Explosion des seligen Schmitt Alles dem Marsfelde zuströmte, sprachen zwei junge Herren aus München Folgendes:

A. Aber das ist doch eine sehr schrekliche Explosion, die Alles erschreken thut.

B. Allerdings; aber sie rührt auch sehr viele Menschen. Ich hab' mein Lebtag noch nichts solches gehört und bin doch schon in verschiedenen Pläzen herumgereist, z. B. in Garching, Haidhausen, Nymphenburg, Landshut und sogar in Moosburg.

A. Der Schaden, Herr Bruder, muß doch sehr groß seyn; da wird der Schreken noch größer werden.

B. Das größte Unglük ist aber, „daß man jezt die Fensterscherben nicht mehr auseinander kennt."

A. Hast du von Niemanden gehört, der das Glas in der Physik vom Bruche und Schalle kennen gelernt hat?

B. Ja wohl, Freund! Ich selbst werde heute noch eine gelehrte Abhandlung schreiben.

Anekdote.

Ein alter Liebhaber der größern Theater-Musik las in der Zeitung folgende Anzeige:

Platonis opera VIII. Voll. 2 Thlr. 16 gr.

Er fragte daher im Musikalienladen den Handlungs-Diener: „Sie haben ja eine neue Opera zu verkaufen?" „Mehr als Eine. Belieben Sie nur den Verfasser anzugeben." Wie ich las, hieß er Platonis; ist mir aber ganz fremd, obwohl ich, mit Respekt zu melden, der Komponisten gar viele kenne und selbst habe. Das muß wieder so ein frischgebakener Franzos seyn." Der Kommis aber hatte zum Glük' einige Schulen zu Leib genommen und erkannte den Irrthum.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:

Ein Zwölfkreuzerstük.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 26. 28. Juni 1835.

Inhalt: Wie sind die Wiesen zu verbessern? — Landwirthschaftlicher Guckkasten. — Gespräch über die Eisen-Bahnen. — Hausmittel. — Historische Anfrage.

Wie sind die Wiesen zu verbessern?

Eine gute Wiese ist jene, auf welcher jährlich viele und gute Grassorten hoch und frisch empor wachsen, das Erdreich muß nicht zu loker oder leicht, noch zu schwer oder fest seyn, und wo dieses Mittelmaß abgeht, kann dasselbe durch Kunst und Fleiß hervorgebracht werden, indem man einen zu festen Boden lokerer, und einen zu leichten schwerer macht, oder wie man zu sagen pflegt: eine Gattung Erde mit der andern vermischet, damit Regen, Schnee und Thau in gehörigen Maße eindringen können, die Wurzeln der Pflanzen mit tauglicher Erde umgeben werden, und so anliegen, daß die Pflanzbestandtheile, als: Erde, Salz, Oel und Wasser von ihnen anhaltend und reichlich angenommen, und mit Beihilfe der allbelebenden Sonnenwärme erwünschte Früchte erzeugt werden.

Aber bei Weitem sind noch nicht alle Wiesen recht fruchtbare Pflanzenmütter, die Menschen und Vieh mit heilsamen und vielen Erzeugnissen erfreuen, sondern es gibt unter denselben noch viele, und recht schlechte Wiesen, die kaum diesen Namen verdienen, worunter ich hier nur zwei Gattungen besonders zählen will, nemlich die dürren, oder zu trokenen, und die sumpfigen, oder zu nassen Wiesen, auf welchen meistens nur weniges, oft kein gutes, sondern schlechtes, kurzes, saures und kraftloses Gras wächst.

Die dürren, trokenen Wiesen liegen gemeiniglich zu hoch, und sind dabei abhängig, der Boden ist oft sandig, oder ganz mager, fest und abgehärtet, so daß Regen und Schnee nicht eindringen können, oder wenn sie auch davon benezt werden, so entzieht ihnen Luft und Sonne die Pflanzen-nährenden Bestandtheile sogleich wieder, das Wasser vertroknet zu schnell, oder läuft bald wieder ab.

Die sumpfigen, nassen Wiesen haben einen zu lokern und leichten Grund, die Bestandtheile der Pflanzen dringen zwar leicht ein, aber oft aufsteigende Nebel, Fröste rc. nehmen dieselbe theils wieder hinweg, oder sie werden vom inhabenden übermäßigen Wasser verdorben, und den Pflanzen nicht gedeihlich, besonders da die Wurzeln derselben wegen lokerer Erde nicht mit gehöriger Festigkeit umgeben sind; ein mehr oder weniger diker Pelz von Moos ist nicht selten ihr Kleid, aus welchem nur Binsen, saures Riedgras, Federn sich erheben.

Ists aber auch möglich, daß man dergleichen dürre, magere, trokene oder sumpfige, nasse Wiesen verbessern — und auf denselben ergiebiges, gutes Futter für das Vieh erhalten könne?

Ich sage ja! wenn man nur will, Fleiß und Arbeit, auch oft einige Kosten nicht sparet (weil doch eine jede gute Sache Mühe kostet), so wird man zu seinem Endzweke gelangen, wofür schon viele, ehevor schlechte, jezt aber von fleißigen Besizern trefflich verwendete Wiesen ein redender Beweis sind. Dem Fleißigen, dem es Ernst ist, seine Wiesen zu verbessern, und dem Verständigen, der den daraus entspringenden Vortheil für die Viehzucht einsieht, gebe ich die erprobtesten Mittel an die Hand; sie mögen davon sich nach Beschaffenheit ihrer Wiesen auswählen.

A. Verbesserungsmittel für dürre, oder zu trokene Wiesen.

Erstes Mittel. Haben dergleichen Wiesen, die meistentheils an Bergen gegen Sonnen-Aufgang, oder Mittag liegen, einen schweren Grund,

worunter man Thon, Letten oder Mergel versteht, so thut man am Besten, wenn man dergleichen Wiesen mit dem Pfluge umakert, oder mit dem Spatte, oder dem Haken tiefer umgräbt. Man bebaue den ganzen Plaz durch zwei Jahre hindurch mit Erdäpfeln, und besäe ihn sodann im Frühjahre darauf mit Esparcette (Espar), oder andern guten Grassamen, so wird man vortreffliches Futter auch an steilern Bergen gewinnen, besonders wenn man dem Erdäpfelbau mit Dünger zu Hilfe gekommen ist.

Zweites Mittel. Liegt die dürre, trokene Wiese auf einer etwas hohen, oder auch niedern Fläche, hat sie einen schweren, oder gleich einen leichtern Grund, der aus Sand, Torfboden, oder aus weißem, gelben, nicht zähen Lehm besteht, und man hat Lage und Gelegenheit, ein stehendes oder fließendes Wasser im Frühjahre auf dieselbe leiten zu können, so kann sie durch das Wässern gebessert werden, wovon unten die Rede seyn soll.

Drittes Mittel. Dürre, trokene Wiesen, die ganz, oder bereits ganz eben liegen, aber aus Thon, Letten oder Mergel bestehen, werden mit bestem Erfolge umgeakert, und mit Sandboden oder sonst leichter Erde dik überführet; sind ihre Bestandtheile aber Sand, weißer oder gelber, aber nicht zäher Lehm, oder Torf-Mohrboden, so gebraucht man zum Ueberführen mehrere Wägen voll schwere Erde, als Thon, Letten, Mergel, darauf wird im Frühjahre eine solche Wiese durch die ersten zwei Jahre mit Haber besäet, im dritten aber säet man unter den Haber, der jezt nur dünn ausgesäet wird, Kleesamen und andere gute Grasartensamen, oder Heublumen, am Besten Raigras, Honiggras u. s. w., egget Alles fleißig unter, so wird man eine schöne Wiese auf viele Jahre haben und der gesammelte Haber alle Mühe und Kosten bezahlen.

Solchergestalt verbesserte Wiesen erhält man im besten Stande durch das jährige oder zweijährige Düngen, durch das Gipsen oder Ueberschütten mit dem Mistjauchewasser.

Viertes Mittel. Gefällt das Umakern der trokenen Wiese nicht, so ebne man dieselbe schön, und lasse sie liegen, aber man muß sie mit fetter Erde oder Dung jährlich überführen, z. B. mit Gartenerde, Schlamm, Gassen-Abspülungen, auch Mergel u. s. w., darauf im Frühjahre mit bessern Grassorten übersäen, und wenn man noch mit Mist düngen kann, so wird die Wiese sicher gut.

B. Verbesserungsmittel für sumpfige oder nasse Wiesen.

Dergleichen Wiesen erkennt man, so wie den Vogel an den Federn, an ihrem sauren, spizigen, mageren, obgleich oft langem Grase. Ihre Lage ist niedrig, flach, ihr Boden leicht, loker, schwammig; enthält überflüßiges, stehendes Wasser, das keinen Weg zum Ablaufen hat, und den guten Grasarten, z. B. Klee, Schmielen rc. das Gedeihen versagt, wo dagegen nur die Wasserpflanzen, Binsen, Moos rc. ihr Fortkommen finden.

Erstes Mittel. Vor allem Andern muß dem in der Wiese stehenden Wasser der Weg zum Ablaufen gemacht werden, welches durch mehrere, ein bis drei Schuh breite, und nach Verhältniß eben so tiefe, oder noch tiefere, so viel möglich gerad laufende Gräben geschieht, mit denen die Wiese zu umgeben, oder durchzuschneiden ist. Die Brunnquellen oder Pfüzen, die man nicht mit Erde ausfüllen kann, müssen ebenfalls ihre Wasserausgangsgräben erhalten, und freier Sonnenschein und Winddurchzug soll keinen Wiesen gesperrt werden.

Wenn die Wiesen abhängig sind, so gelangt man mit dieser Arbeit gleich zu seinem Endzwek. Das Wasser wird gerne in seinem vorgemachten Wege weiter ziehen. Sind aber die Wiesen in ihrer Lage niedrig, bereits ganz eben, so geht es freilich mit dem Wasserableiten nicht so geschwind. Hier muß man die Abzugsgräben viel breiter und tiefer machen, damit sich das Wasser in dieselben hineinsezen könne, der Auswurf beim Grabeneröffnen wird auf die Wiesen hin verbreitet, und die Grasrasen klein verhaket; so wird sich das Wasser nach und nach verlieren oder vermindern, und öfters wider Vermuthen in den gemachten Gräben Fall genug zum Fortlaufen finden.

Zweites Mittel. Mit dem Trokenlegen der nassen Wiesen hat man schon viel gewonnen,

aber noch nicht Alles, um ergiebige Wiesen zu erhalten. Da bekanntermassen bei so troken liegenden Wiesen die bisherigen Sumpf- und Wasserpflanzen zu verschwinden anfangen und aus Mangel an gehöriger Festigkeit des Bodens auch gute Pflanzen noch nicht nach Wunsch erscheinen; daher reinige man den Plaz von Gesträuchen, Hügeln, die Pfüzen ebne man mit Ausfüllen, und überführe denselben mit Thon, Mergel oder sandigem, nicht leichtem Boden, je häufiger, je besser; besäe ihn mit guten Grassamen oder Heublumen, Klee, der sodann hineinzueggen ist. — Im Frühjahr wird der durch öfteres Auf- und Zufrieren zu loker gemachte Wiesengrund von fleißigen Besizern mit bestem Erfolge nicht selten mit hölzernen Stämpfern durchaus fest gestossen, und die etwa im Herbst gemachten Viehtritte werden eingeebnet.

Drittes Mittel. Wenn es einmal die Wiese erlaubt, und es die Nässe nicht mehr hindert, so kann man dieselbe ebenfalls auch mit dem Pfluge umakern und mit Ansäen so behandeln, wie es von trokenen Wiesen als drittes Mittel vorgeschrieben worden.

Viertes Mittel. Das Wässern wird von Vielen als das einzige Verbesserungsmittel der Wiesen angesehen; man macht aber dabei doch nicht selten große Fehler, indem weder auf das Wasser, noch auf die Zeit zu Wässern Bedacht genommen wird, und oft gute Wiesen in sumpfige, kalte umgeändert werden.

Das Wasser treibt zwar Gras, aber zur Unzeit, und, zu lange angewendet, nur schlechtes, saures oder Riedgras, die guten Pflanzen müssen unterliegen, bleiben aus, statt deren kommen schlechte und ungesunde in Vorschein.

Das Brunnenwasser, das Schneewasser, das Wasser, so aus Rasenriedern, dunkeln Wäldern, sumpfigen Wiesen herausfließet, ist das schlechteste zum Wässern; hingegen das Regenwasser, so Wege und Aeker abspület, jenes, so man in Behältnissen, Weihern aufgefangen, und von der Sonne hat erwärmen lassen, oder das aus Dörfern herausfließt, ist das tauglichste, die Wiesen zu wässern.

Die Zeit, mit gutem Erfolge zu wässern, ist allein das Frühjahr und der Sommer, besonders bei Wiesen, die mehr einen leichten, als harten Boden haben. Wer im Herbst oder Winter schon feuchte Wiesen wässert, der versteht wenig von gutem Wiesenbau, er bringt überflüßiges Wasser in dergleichen Wiesen, das der Grund wie ein Schwamm einsauget, daraus entstehen länger anhaltende Kälte und Unfruchtbarkeit an guten Kräutern.

Im Frühjahre mache man erst alsdann mit dem Wässern der Wiesen den Anfang, wenn keine Nachtfröste und Reife mehr zu fürchten sind, und das Wasser nicht mehr zu kalt ist. Nach einem wärmern Frühlings- oder Sommertage wird auf den Abend das Wasser durch verschiedene größere und kleinere Leitgräben auf der Wiese flach herumzulaufen gerichtet, und so läßt man es durch 24 Stunden die Wiese abspülen, nach deren Verlauf das Wasser wieder hinwegzuleiten ist. Dieß Wässern wiederholt man alle 14 Tage, oder bei einer warmen oder trokenen Witterung alle 8 Tage, bis bereits zur Heuernte hin. Bei häufigem Regen unterläßt man es, bis ein oder zwei Tage nach dem Regenwetter, ausgenommen bei dem Gebrauche des Regenwassers, das man außer der Regenzeit nicht haben kann.

Nach dem Abheuen der zweimädigen Wiesen fährt man mit dem Wässern abermal fort, um Oehmd zu erhalten; solches kann bei warmen Tagen und festen Wiesen alle 8 Tage auch zweimal geschehen; nach dem Oehmden aber soll mit dem Wässern ein Ende gemacht werden.

Es gibt Wiesen, welche von den durchlaufenden Bächen und Flüssen zum Oeftern überschwemmt werden und der künstlichen Wässerung nicht benöthigt sind. Ist dieses aber nicht, so soll man, wie gezeigt worden, das durchlaufende Wasser zu seiner Zeit benüzen, und durch Wasseraufhalter vermöge geschikter Leitgräben dasselbe auf die umliegenden Wiesen zu bringen sich befleißen, das Wasser muß nach geschehener Wässerung wieder hinweggeleitet werden.

Das Wässern im Herbst, auch mit Brunnenwasser, kann allein bei festem und dürren Wiesengrund mit Nuzen gestattet werden, nicht aber bei lokern und schon nassen Wiesen, im Winter aber durchaus nicht, obgleich einige unverständige

Wiesenbesizer hie und da Wiesen mit einer Eis-Kruste im Winter überziehen lassen, unter dem Vorgeben, das Eis fresse das Moos hinweg — ja wohl! aber damit jede sonst gute Graspflanze auch, und statt deren wird man sich bald zahlreicher Binsen erfreuen können, daher ein Futter für Esel, nicht aber für Milchvieh erhalten.

Fünftes Mittel. Das Düngen. Viele Wiesen haben schon den zum guten Wieswachs erforderlichen Grund, weder zu fest, noch zu locker, weil dieselben aber nicht, oder nur zum Theil gewässert werden können, so ist ihr Ertrag an Heu oft nur mittelmäßig, Oehmd werfen sie selten ab.

Solchen Wiesen wird aufgeholfen mit dem alljährigen, oder allzweijährigen Düngen am Ende des Winters, im Hornung und März, damit man nebst Heu auch Oehmd erhalte.

Der Dung ist die Seele der Fruchtbarkeit bei Aeckern und Wiesen, die einmal die rechte Mischung haben.

Unter dem Dung, auch Mist, versteht man die Auswürfe aller lebenden Thiere: von Tauben, Hühnern, Schafen, Schweinen, Eseln, Rindvieh, Pferden, und selbst den Menschen. Moder, Asche, Blut, Klauen, Beiner, Hörner, Haare, wollene Fleken von Kleidern, alte verhakte Schuhe; der Abgang bei den Handwerken der Gerber, Schneider, Schuster, Sattler, Kammacher und Dreher; die Asche des Ofens der Ziegler, Seifen-, Pottaschen- und Salpetersieder, der Modthaufen, abgelaugte Asche der Wäscherinnen, Gerberloh, Ruß aus den Kaminen; der Schlamm aus Bächen, Weihern, Seen, oder Tränken des Viehes (Hilben), Gassenkoth, Ausguß von Küchen, alte Kalk- und Lehmwände, oder Schutt von abgebrochenen Häusern und Scheunen; gebrannter Kalk und Lehm, alte abgenüzte Baköfen und Lehmwände u. s. w.

Alle diese Dinge sind zum Verbessern der Wiesen vortrefflich, jedoch einige mehr andere minder. Zu diesen gehören noch als die besten: 1) Der Gipsstein, klein zerstossen im Frühjahr auf die Wiesen gestreut, so wie man es über die Klee-Aeker zu thun pflegt. 2) Die Asche von ausgebranntem Torf, oder die gelbe Wasenasche, die bei Wiesen die Stelle des Gipses mit bestem Erfolge vertritt. 3) Das Pferchen mit einer Schaf-Herde, da, wo man Gelegenheit hat. 4) Der Urin des Viehes, den man entweder von dem Stalle beim Herauslaufen in einer eingegrabenen Kufe, oder der nahe gelegenen Dunglege in tiefen, mit Letten ausgeschlagenen Gruben auffasset, und zur Regenzeit (nur nicht bei heißer Witterung) in Fässern auf die Wiesen (auch Aeker) führt, mit Hin- und Herfahren den Plaz begießt und die Fruchtbarkeit vermehrt.

Die oben angeführten Dünger sollen nicht gleich auf die Wiesen gebracht werden, sondern sie müssen vor dem Gebrauche der Düngung, der Vermoderung und Auflösung der in sich habenden fruchtbarmachenden Theile ausgesezt werden.

Aus dieser Ursache hat der Landmann seine Dunglegen, worin das Stroh mit dem Abgange des Viehes die benöthigte Gährung erhält, und um diese besonders bei heißen Tagen im Sommer desto bälder zu bewirken, und damit der Dung nicht schimmle, so begießt er die ganze Lage öfters mit dem aus den Ställen abgelaufenen Urin, oder, in dessen Abgang, mit anderm Wasser.

In dergleichen Dunglegen werden obgenannte Abgänge, Auskehrig rc., wie nicht minder abgängige Pflanzen, Laub, Tannenreis, Wasen von eröffneten Gräben u. s. w. geworfen, um da die zum Düngen erforderlichen Eigenschaften den Winter über zu erhalten, und wenn dieß erst so zu Werke gebracht worden, fährt man mit dem Dunge den Wiesen zu.

Mehr erdigen Dung, z. B. Schlamm, Schutt-Erde, Lehmwände, Gassenkoth rc. bringt man mit gutem Erfolge schon im Herbste auf die Wiesen, den sogenannten Mist aber erst (wie gesagt) gegen den Frühling, wenn der Schnee abgegangen, oder dem Abgange nahe ist.

Nachdem der Dung oder Mist im Frühjahre durch einige Regen abgewaschen worden, und die Wiesen schon eine grüne Farbe angenommen, so wird derselbe mit einem Rechen oder einer Gabel von seiner Lage gezogen, oder geschlagen, da er noch feucht oder benezt ist, die Mistknorren werden dabei in kleinere Theile geklopft.

Nach Verlauf von einigen Wochen, ehe das

Gras noch zu hoch herangewachsen, werden alle Ueberbleibsel vom Dung zusammengerechet, auf Haufen gebracht und nach Hause geführt, dem Vieh, Pferden, Schafen ɛc. untergestreuet, auch in die Dunglege und Hofwege geworfen. Dieß Gemenge wird bald zu einem guten Dung werden, weil es meistens schon in etwas aufgelöset worden, und darauf erst erhalten ihn die Aeker, da man auf solche Weise doppelten Vortheil zieht.

Landmann! verbessere die Wiesen,
Dann wirst du in späte Zeiten gepriesen!
Wer nicht sein Gut verbessern mag,
Der ist vom faulen Bauernschlag.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Gibt es zuweilen Gelegenheit, eine Rükksprache auf die landwirthschaftliche Lehr-Anstalt zu Schleißheim vernehmen zu können, so rühmt man derselben Einrichtung ungeheuchelt, und besonders belobt man es, daß die dortigen Zöglinge unter eine so zwekmäßige Aufsicht, unter eine Art klösterliche Kosthaus-Anstalt, so entsprechend auch für ihre religiöse und moralische Bildung gestellt sind. Daß bei solchen erfreulichen Veranlassungen auch ein Wörtchen zu viel und zu weit geäußert wird, kann nicht verarget werden. — Da war man z. B. unter Anderm auch der Meinung, daß die Benediktiner in ihren ihnen künftig zu übergebenden Gymnasien, ja, selbst die Jesuiten, wenn ihnen einst die Lyzeen und Hochschulen wieder anvertrauet werden sollten, in leztern auch solche Kost-Häuser-Anstalten etabliren dürften. In lezterer Beziehung kann ich, unmaßgeblichst, nicht beistimmen. Die Freiheit und die Rechte der Universitäten und ihrer jungen Bürger muß uns heilig, ehrwürdig und unverlezlich seyn; denn gerade diese ehehin so betitelte akademische Freiheit ist der Probirstein, ob die jungen Männer und Studenten an Hochschulen sich derselben auch würdig und wahrhaft edel bedienen, um allenfallsigen Mißgriffen auf eine bescheidene und zarter bessernde Art entgegen kommen zu können. Kosthäuser in der Art, jedoch mit Fortbestand der vorigen akademischen Freiheit, ausgenommen für Diejenigen, welche sich für die Zukunft dem geistlichen Stande widmen wollen, wären übrigens sehr wünschenswerth; sie würden den Eltern manch artiges Sümmchen ersparen, den Herren Professoren die Aufsicht auf die Studenten selbst erleichtern, und die Studenten zum Gebrauche einer Freiheit führen, der allein der würdige Name und der edle Sinn des Wortes — Freiheit — geziemt, und welche Freiheit auch dem zukünftigen Berufe solch junger Männer Ehre und bleibenden Ruhm verschafft. — Doch nun wieder zu einem landwirthschaftlichen Zwek zurük. Ich habe mich unter Anderm auch bemüht, Schleißheim auch als eine historisch-merkwürdige Stätte, besonders in Beziehung auf seine nächsten Umgebungen, z. B. Hochmuthing, St. Jakobi-Klause, die angrenzende öde Streke, das nahe Milbertshofen, durch meine, durch die gütige Theilnahme des damaligen Herrn Redakteurs unterstüzt, anno 1818 im bayerischen National-Blatt gemachten Mittheilungen und in andern Blättern zu bezeichnen. Schleißheim ist aber nicht blos eine einfach-historische Stätte, es ist durch Herzog Wilhelm V. oder dem Frommen selbst klassisch-historisch wichtig, wie die Zeitschrift Sion vom Jahre 1834 sub Nro. 44 zu entnehmen gibt. Schleißheim ist durch lezteres Verhältniß und durch die ehemalige Stiftung eines dort bestandenen, in dessen Nähe eigentlich, entlegen gewesenen, Franziskaner-Hospitiums, und besonders durch den Ursprung der angrenzenden St. Jakobi-Klause, auch für die Kirche eine fromme und ehrwürdige Rükerinnerungs-Stätte. Müßte nun eine neue Kolonie auf der benachbarten öden Streke sich vorzugsweise aller Empfehlung und Theilnahme nicht vollkommen würdig machen?! Die Natur macht keinen Saltum mortalem; und wer sich die Mühe gibt, solche unkultivirte Pläze (gemeinte öde Streke ist bereits über 880 Jahre von aller Menschenhand und Kunst verlassen) alle Jahre genau zu beobachten, wie selbst dort die Natur alle Jahre andere Samen und Pflanzen hinstreuet, um diese Pläze nicht ganz zu entkräften und ganz unbrauchbar zu machen, wer, sage ich, sich diese Mühe gibt, der hat gleichsam den Stein der Weisen und die verläßigste Art gefunden, dortselbst neue Kolonieen zwekmäßig zu

organisiren. — Ein großer Mißgriff geschieht bei solchen Gelegenheiten gerade dadurch, weil übertriebene und unverständige Gewinnsucht der Natur und ihrem bisherigen Gange gleichsam voreilen und nichts ruhig abwarten will. — Man verschleudert Gülle, Dünger und Düngungsmittel selbst auf die kostspieligste und doch sich nicht rentirende Art, ehe man Grund und Boden selbst für dieselben und vorerst auch empfänglich gemacht hat. Man beginne das Werk einmal nach dem vorher beobachteten Gange der Natur, man lokere vorerst die Erde auf, und mache sie zur Empfängniß und Fruchtbarkeit geneigt; baue daher im ersten Jahre fast noch geringfügigere Pflanzen, Gewächse, Kräuter, als die Mutter Natur selbst früher dahin säete, dort an, lokere aber zuerst die Erde auf. Statt schon im ersten Jahre zugleich ernten zu wollen, vernichte man lieber freiwillig die Hoffnung derselben Ernte, d. h., man lasse Alles, was bis zum Spätjahre hin wild, oder gepflanzt aufwuchs, auf dem nemlichen Grund und Boden, und nachdem man Alles vorher auf- und ausgerissen, und wieder untergeakert hatte, verfaulen. Dieses gibt die erste, natürliche und beste Düngung. — Mit Beginnen günstiger Jahreszeit lokert man die aufgerissene Erde im folgenden Jahre, aber tiefer, als im ersten Jahre, wieder, gönnt ihr aber kein anderes Düngungsmittel, als höchstens einfache, oder Torf- oder Lohekuchen-Asche, oder Knochen-Mehl. Auf ein solch zubereitetes Neuland säet man nun Gegenstände aus, welche der Natur dieses präparirten Erdreichs und dem Vegetations-Triebe der angewendeten Düngungsmittel, wobei man auch das bekannte Verbrennen der Rasen und Erdschollen rc. nicht vergessen darf, am Besten zusagen. — Getreidebau ist im zweiten Jahre, wenigstens im Allgemeinen, noch nicht zu empfehlen. Im dritten Jahre, nachdem man die Frucht der zweiten Aussaat wirklich eingeerntet hatte, schreitet man erst nach den Prinzipien der rationellen Landwirthschaft zu einer eben anpassenden Eintheilung der Wechselwirthschaft u. s. w. Mit Ende des dritten Fruchtjahres kann man erst an eine zwekmäßige Viehzucht und deren gegenseitig gemeinnüzliche Stellung denken; man muß aber immer dabei einige Pläze, nicht brach, aber so bebauet liegen lassen, daß das daraus zu Empfangende als von einem Tummelplaz für das im Stall gefüttert werdende Vieh kommend, in welcher Stallung Bahren von Marmor am Entsprechendsten angebracht werden, nicht zur eigentlichen Nahrung diene. — Ich liebe die Weiden und Weidenschaften nicht, aber eine Bewegung des im Stall gefüttert werdenden Viehes, der Genuß reiner Luft und erquikender (nicht nährender) Kräuter ist der Viehzucht, besonders den Schafen, unerläßlich; und was liegt im Urbegriffe des Wortes **Weide**, abgeleitet von dem Senne, **weiden**, sich an Etwas **weiden**, ergözen, erquiken? Auf solchen Tummelpläzen, wenn wir den Holländern und Niederländern in ihrem Fleiße folgen, geht uns auch kein Düngungs-Material verloren.

Solche Unternehmungen mit den Anlagen neuer Kolonieen lassen sich aber nur von Klöstern, von **reichen** Privaten, oder von geselligen Vereinen, oder, unterstüzet von National-Banken, einleiten; sie werden aber in 5—6 Jahren, bei sonstig günstigen Verhältnissen, weit höhere Prozente tragen, als auf jede andere, besonders überspannte Art versucht. Doch, ich bin schon zu weit gegangen, und unbescheiden geworden. Man frage lieber die Meister unsers Vaterlandes im Kolonieen-Wesen, unsern Hrn. v. **Hazzi**, Hrn. v. **Utzschneider**, Baron v. **Hallberg** auf Birkeneck rc. und schlage die **Landwirthschaftslehre** des sel. **Schubart** v. **Kleefeld**, welcher einem **Thaer** rc. voraneilte, u. a. bewährte Männer nach. Dabei wünsche ich nur aus reinstem Herzen dem würdigen Sohne des edlen **Schubart** sel., und zum Besten der vaterländischen Landwirthschaft, dem 64jährigen greisen **Schubart von Klefeld** eine solche liebvolle Aufnahme in unserm Vaterlande, welche Ihm und Seiner getreuen Lebens-Gefährtin Segen und die lange ersehnte Ruhe unter Gottes Beistande verschafft und endlich befestiget! —

Wie sich heuer eine schöne Witterung zeigen wird, besonders mit Andauer, so wird der Vegetation ein großer Aufschwung, aber der Viehzucht ein bedenklicher Nachtheil werden; wenn das Vieh

zu voreilig und zu unklug der Leidenschaft und ihren Verhängnissen übergeben wird.

Dürfte in Bayern der Schafzucht, dem Hopfenbau, der Bienenzucht nicht noch befördernder aufgeholfen werden? Mit Freude und Dank habe ich es dieser Tage erfahren, daß in meiner Vaterstadt bald ein Hopfen-Markt eröffnet werden wird. Ein Herr, bekannt durch seine Verdienste um die vorgewesene Industrie-Ausstellung, dessen zartpatriotischer Sinn und edles Gemüth, dessen Namensbezeichnung nicht gestattet, soll zu diesem Hopfen-Markt auch die Initiativen gegeben haben.

Gespräch über die Eisenbahnen.

Print. Aber sagen Sie mir, Herr Illes, was haben denn die Engländer für eine Narrheit, daß sie die Eisenbahnen so anrühmen; die müssen den ganzen Sommer Eis haben. Von a'n Schlitten aber las ich nichts.

Illes. Das kam mir selbsten auffallend vor; und wenn's ein Dampf haben, fahr'ns allemal, und werf'n doch nicht um. Das englische Bier muß stark treiben und in den Kopf steigen!

Print. Ja, der englische Bok soll noch stärker seyn, als der bayerische. Aber sag' mir nur, mein lieber Herr Bruder, was sagen denn die Lohnkutscher dazu?

Illes. Weiß der Herr denn noch nicht, daß die ehrsame Fuhrleutfreundschaft ihre Pferde verkaufen werde? Künftig werden alle Leute mit dem Dampf fahr'n; auch die Soldaten und Badergesellen.

Print. Aber wenn so eine G'schichte durchbricht, wenn's Eis ein Sprung kriegt. Ist ja Sünd' und Schad', wenn oft so ein Mensch drauf geht, und kann auch nicht verboten werden.

Illes. A pah, weiß man ja so kein Unterkommen zu finden; soll nur durchbrechen. Da wir nicht darauf sind, so geht es uns nichts an. — Nicht wahr?

Print. Wer muß denn mehr zahlen, der Schwere oder der Geringe?

Illes. Gleichviel; denn sie zählen Alles nach den Köpfen, es mag was drin seyn, oder nicht.

Print. Da dürfte ja der Geköpfte gar nichts hergeben? Da ließe ich mich gleich köpfen, und führe die ganze Welt aus; 's Trinkgeld wär's ja doch werth!

Illes. Wenn's bei uns die Eisenbahnen einführen, laß ich mich auch köpfen.

Hausmittel.

(Frühjahrslieferung.)

1) Für eine herrschsüchtige Frau: Shakespeare, übers. v. Schlegel 6. Thl. der widerspenstigen Zähmung. Akt V. Szene 2. Kath. „Alle Tage 3mal genommen.“

2) Für einen zudringlichen Menschen oder gelehrten Pinsel: Horaz Satyren. I. 9., übersezt von Vielen. „Alle abnehmenden Freitage.“

3) Für einen Hauptheuchler: Evangelium Lukas K. 18. „Morgens und Abends.“

4) Für einen Geizigen: Sammlung aller Flüche, welche seit Moses über ihn ausgesprochen wurden; jeden auf Pergament geschrieben, in Oel gesotten und täglich 2 Eßlöffel voll genommen; darauf 1 Dukaten verschlungen.

5) Für einen Gottlosen: Täglich 3 Blätter von dem weltbekannten P. v. Kochem auswendig lernen.

Dr. Veritas.

Historische Anfrage.

Im Jahre 1127 vermählte sich Heinrich X. mit der Prinzeß Gertraud, Kaiser Lothars Tochter. Die Hochzeit wurde, wie die Geschichte besaget, wegen Menge der Gäste (denn es waren alle bayerischen und schwäbischen Edelleute zugegen) auf offenem Lechfelde zu Gunzenloch mit ungemein großer Pracht gehalten. — Müßte sich eine Beschreibung dieses Festes, aber nicht im historisch-troknen, sondern in einem durchgreifenden und ächt bayerisch gemüthlichen Style, nicht so recht lieblich ausnehmen? — Wenn ich nicht irre, ich sage, wenn ich nicht irre, so geben Menachus Weingart und Hund in ihrem Stammbuche (II. Th.) hierüber, wenigstens hieher passende historische Aufschlüsse.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ueber den Gebrauch der Strike.

„Man wird mir zurufen: Wie kommst du zu all diesen Säzen?“ A. Eschenmayer.

Ein nächtlicher Gedanke ist allemal ein guter Gedanke; denn bei der Nacht ist's finster, wie ein gemeines Lied singt, und was finster ist, ist jezt besonders angenehm. Schwarze Farbe an Festen und überall; schwarze Mädchen überall; Trauer überall. Solch ein nächtlicher Gedanke, Gott sey es tausendmal gedankt! war auch meiner vom Strike. Ich trage keinen Strik, Gott bewahre; ich fürchte keinen Strik, er ist aus Hanf; ich liebe keinen Strik, er ist falsch — und doch dachte ich an einen Strik. Er ist mir nur bekannt, so ziemlich bekannt; ein feiner Strik, ein Hauptstrik. Meine Freunde kennen ihn auch, und Andere mögen es beim grossen Geheimnisse bewenden lassen. Der Strik nun dachte ich, ist doch was recht Nüzliches, was recht Heiliges, was recht Gewöhnliches. Es ist wahr, sagte der zweite Gedanke, und der zweite muss gewiß besser seyn, als der erste; denn der Sohn ist gewöhnlich braver, als sein Herr Vater, und nur das Sprichwort (die Sprichwörter sind nur manchmal wahr, z. B. der Mensch denkts, d. i., will es durchsezen, und Gott lenkts, d. i., die Schlingelei läßt sich nicht zu weit treiben) scheint zu lügen. Nun, nun — was recht Nüzliches, denn ohne Strike hätten wir keine Gespanne, keine Geißeln, kein Geläut, keine Kapuziner, keine schlechten Thüren u. s. w.; nicht einmal hängen und henken könnte man ohne Strike. Der Strik, Jakob! ist gewiß auch was recht Heiliges; davon liest, sieht, hört und fühlt man zu Vieles, um nicht den Beweis erlassen zu wollen. Das Gewöhnliche der Strike ist handgreiflich. Es gibt in den Frohnfesten und an noch weit freiern Stellen so viele Strike, daß man damit die Erde in einer Dike von 5 Millionen Zoll wie eine Nuß mit Zwirn umwikeln könnte. Zum Glük dauert Alles nur eine Zeit lang, und ein abgenuzter oder schlechter Strik ist so viel, als nichts; ja doch, als Etwas, was man in Fasern auflösen, spalten und zärtlich im Kohlenfeuer aufsieden lassen soll, damit etwa einem Schweine oder Wolfe eine, die einzige, glükliche Stunde bereitet würde.

Das ist ein Widerspruch? Gott bewahr'. Der Strik bleibt ein Strik, und falsch. Sieh, wie er steif aussieht, und lumpicht geschmeidig ist; wie er aus sanftem Hanf steinhart wurde; wie er brummt und beißt; wie er lächelt und drükt. Ja, ja — und doch von so großem Nuzen und Ansehen.

Der Strik, der hochansehnliche wie unsere christlichen Zuhörer, ist ausserordentlich wichtig. Ich weine mich fast zu todt, daß so Wenige, die durchaus sollten, den rechten Gebrauch nicht machen. Einigen Gebrauch lernt man in der Türkei, einigen in Karzern, einigen auf dem Lande. Ich will ganz kurz den Gebrauch angeben: Der Strik, salva venia der Hauptstrik, muß vorsichtig gebraucht werden, denn . . . .

Ach! ich wollte meinen Freund zur Thüre hinausgejagt haben! Träume ich da so schön, so süß, so redlich, so einzig in seiner Art, so vernünftig, so geduldig, so ungewöhnlich, so nothwendig — da kommt der Mensch, mit Namen mein zärtlicher Freund, und beraubt mich meines Traumes, wekt mich auf zu einem Spazirgange und macht mich sogar gemüthskrank. Hätte ich doch keinen Freund gefunden, so würde ich fortträumen, könnte schlafen bis zur göttlichen Anschauung; hätte ich doch keine Ohren, und ich hätte ihn nicht klopfen hören; hätte ich doch keinen Eingang zu Zimmer und Herz . . . .

Schwer, sehr schwer ist es, wenn man nicht sein eigener Herr ist; doch weil wir nur Strike haben;

Und nun Gespann und Stremen
Und schönes Allerlei
Dudli, dudli, dei.

B.

Der undankbare Vogel.

Von Untreu, und von unerhörten Dingen,
Von einem falschen Vogel will ich singen.
Ein Zeisig wär's mit gelber Brust,
Am Rüken grün, der Phillis Lust.
Ihm machte sie mit schwesterlichen Küssen
Oft ihre Gunst am weichen Mund zu wissen.
Kaum als man nur den Morgen grauen sah,
War sie bei ihm mit Hanf, und frischem Wasser da
Und sang er auch nur Zeisigs Lieder,
Gefiel ihr doch sein schön Gefieder.
Nebstdem war er so sanft, so fromm, so zahm,
Daß er das Futter von den Fingern nahm.
Laß' ich ihm gleich den Käfig offen,
(Spricht sie vertraut) darf ich doch hoffen,
Daß er stets ehrlich, und mir treu,
Und nie ein falscher Flüchtling sey.
Um seine Treue zu beweisen,
Und selbe Andern anzupreisen,
Nimmt sie den Käfig, schließt ihn auf,
Und läßt dem Zeisig freien Lauf.
Er fühlt die frische Luft und Sonne;
Ihm wächst das kleine Herz vor Wonne.
Er hebt sich, und in einem Nu
Fliegt er dem nächsten Baume zu.
Verblüfft steht Phillis da; voll Sehnen
Vergießt sie bitt're Wehmuths-Thränen.
Du fliegst jezt fort (seufzt' sie) Gebüschen zu?
Du undankbarer Vogel, du!
Und ich bemühte mich mit eignen Händen,
Dir Speis im Winter zuzuwenden? —
Ei, liebe Phillis! fiel's dir denn nicht bei,
Daß Freiheit süßer, als das schönste Mädchen sey? —

J. E.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 27. 5. Juli 1835.

Inhalt: Fragmente zur Beurtheilung des Menschen nach seinem Aeußern. — Landwirthschaftlicher Guklasten. — Ein Scherflein zum Besten der bayerischen Landwirthschaft. — Kämpfe gegen die Müken 2c.

Fragmente zur Beurtheilung des Menschen nach seinem Aeußern.

(Aus den Versuchen eines jungen Kameralisten.)

Was der Mensch in seinem Innern verschließt, bleibt für die ihn umgebenden Menschen nur eine kurze Zeit Geheimniß — bald tritt das innere Wollen in ein äußeres Wirken hervor, das auch die geübteste Verstellung nicht verheimlichen wird, wenn sie aufmerksame Beobachter zu Gegnern hat. Was in dem Menschen ist, tritt durch die Handlung hervor — und Jener hat sich schwarz genug gezeigt, der eine Maske trägt, die man sehr leicht gewahr wird. Masken tragen, heißt am Charfreitag Fastnacht halten — diese Verkappung ist Jedem verdächtig, der die Umstände prüfet. Die Sprache offenbaret des Menschen geschöpften Gedanken: die äußere Umgebung ist das Signal des Inwohners. Man hätte die Uniformen nicht nöthig, um den Klugen von dem Thoren zu unterscheiden — wohl aber sind diese sehr nöthig, wenn der Thor zum Staatsmann, und der Kluge zum Musketenträger wird; denn die prätentirte Achtungsbezeugung könnte der Physionom wider Reichs-Vorschriften unterlassen und bezeugen. Lange und an verschiedenen Personen unter verschiedenen Verhältnissen gemachte Beobachtungen geben für die Beurtheilung des Menschen nach seinen Außenseiten ein erprobtes Resultat. Eine gute, oder Eine böse Eigenschaft verräth noch nicht den guten oder bösen Charakter — Eine Leidenschaft entscheidet denselben. Die Natur an und für sich gibt den Menschen, wie er im Ideale gedacht wird. Der individuelle Einfluß auf die Natur entfernt das Ideal, und erzeugt ein Wesen unter mindern oder stärkern Modifikationen. Der Wille des Menschen entgegnet dem individuellen Natur-Wesen mit größerer, oder minderer Kraft — er wird Sieger oder besiegt. Die verschiedenen Neigungen, entwikelten Anlagen und Leidenschaften geben uns einen individuellen Menschen, der sein Inneres dem Auge des Physionomen mehr oder minder bloß gibt. In so fern uns an der Auswahl dieser oder jener Gesellschaft, eines Freundes, einer Braut 2c. gelegen ist, in so fern sollen wir uns auch die Kenntnisse zu dieser Beurtheilung zu erwerben suchen, um auszuweichen, oder entgegnen zu können.

Der Mensch hat an seinem Körper gewisse durchsichtige und durchschneidende Theile, wodurch seine Schwächen und Vorzüge von den Vorübergehenden können bemerkt werden. Diese Theile nenne ich Spiegelflächen, die des Charakters Wesen wiederstrahlen, und aus einem Fokus nach Aussen mehrfach vertheilen. Folgende Flächen am äußern Menschen verrathen dessen innere Stimmung.

1) Das Gesicht ist gleichsam ein Spiegel, worin Leidenschaften aller Art, Neigungen und vorherrschende Triebe zu erkennen sind.

a. Die Gesichtsfarbe — diese moduliren ererbte, oder sich zugezogene Krankheiten — der Aufenthalts-Ort in verschiedenen Zonen und Klimaten, in Städten, oder auf dem Lande — die Beschäftigung, z. B. Bergleute, Glasfabrikanten haben immer eine ungesunde Farbe — die Nahrung 2c.

b. Das Auge — ein helles rasches Auge verräth Thätigkeit, es sey zum Guten oder zum Bösen — Melancholie und Trauer drüken sich im trüben aus — gerunzelte Augenlieder nnd verfärbte verrathen wollüstige Ausschweifungen bei jungen Leuten. Zufriedenheit und Wünsche.

2) Die Haltung des Körpers verräth den bescheidenen und den aufgeblasenen Mann, den Müs-

ßiggänger und den Arbeiter, den Leichtsinnigen und den ernsten Geschäftsmann, den Beglükten und den Niedergeschlagenen, den Blöden und Scharfsinnigen.

3) Der Gang verräth den thätigen und den faulen Menschen, seine Temperamente und größtentheils seine Beschäftigungen, z. B. der schwere Arbeiten verrichtet, hat oft vorwärtsgebogene Kniee, welches besonders bei Gebirgsbewohnern der Fall ist. Ferner charakterisirt der Gang den Stuzer, und jene Zustände, wie bei Nro. 2 oben gesagt wurde.

4) Die Kleidung zeigt neben den physischen Zuständen der Armuth, des Reichthums und der Menschenklasse besonders den Geschmak an. Der Geschmak sucht seine Modifikation in dem Charakter. Modesucht verräth einen schwachen Kopf, der im Kleiderschnitte einen Vorzug findet. Ueberdieß trennt die Kleidung Völker von Völkern, und Provinzen von Provinzen.

5) Die Beschäftigungen wirken außerordentlich auf die Gemüther, z. B. der Mahler ist empfindsam, der Kaufmann listig, der Jäger behutsam und grausam, der Mezger blutgierig und empfindungslos, der Soldat gefahrverachtend ɛc.

6) Der Geburts- und Aufenthaltsort — unterscheidet den Flachländer vom Gebirgsbewohner, den Landmann vom Seemann, Provinzen von Provinzen und Völker von Völkern, daher Nationalruhm, Nationalcharakter.

Das Streben der Natur wird durch den geleiteten Willen des Menschen in Schranken gehalten; daher Tugend im Menschen Verdienst ist.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Unser verdienstvoller und würdiger Patriot, besonders auch durch die Abhandlung: die Burg-Ruinen zu Wittelsbach — klassisch-historisch denkwürdig gewordener Herr J. Sutner, eine Zierde seiner ihm gnädigst vorgesezten k. Zentral-Stelle, und eine literarische Perle unsers Vaterlandes Bayern, hat in seinem Trauergedichte in dieser Zeitschrift auf den Tod des Allerhöchstsel. Kaiser Franz I. Gefühle ausgedrükt, die das Eigenthum jedes reblich deutschen Mannes und die Empfindungen Aller sind, welche einen solchen Verlust (!) zu würdigen verstehen. — Der nun in dem Frieden des Herrn und in der Ruhe unsers Erlösers triumphirende Allerhöchstselige hat uns ein erhabenes Muster hinterlassen, wie man bei aller irdischen Weisheit und Aufklärung, wie man besonders als Naturforscher und praktischer Landwirth zugleich ein gottesfürchtiger Mann, ein wahrer Katholik seyn könne. — Das Licht der Gnade Gottes segne Seine allen Nachkommen geheiligte Urne!!

Ein sehr beherzigungswerther Aufsaz über die Beförderung der Runkelrüben-Zukerfabrikation u. s. a. ist in der Nro. 80 des bayerischen Landboten enthalten. Unter Anderm heißt es daselbst: „Nur von dem Garten aus geht die Kultur auf das Feld über.“ Die Wahrheit dieses Sazes steht schon im 2ten Kapitel des Buches Genesis V. 9 und von der Hand Gottes selbst aufgezeichnet. Möchte doch dieses vorzüglich von Denjenigen so recht beherziget werden, denen die gütige Vorsehung Macht und Gewalt in der Sache anvertrauet hat! Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich so eben, daß ich in meiner patriotischen Spannung und Phantasie es sogar anno 1812 wagte, unter gütigem Beistande des damaligen Herrn Sekretärs, nun wirklich k. b. Regirungs-Rathes ɛc. Titl. Joseph Buchner, die Runkelrüben-Zuker-Fabrikation in Bayern als einen möglichen, oder wenigstens mir wahrscheinlich geschienenen Staats-Schuldentilgungsfond unmaßgeblichst vorzuschlagen. Was übrigens die Herstellung eines Mustergartens im vorallegirten Blatte gewunschen betrifft, so glaube ich, daß ein solcher schon lange und entsprechend in Frauendorf dasteht, und nur weitern gnädigen Hinbliken vertrauend entgegen sieht.

Mehr oder minder, so meint man auch, müsse selbst die Landwirthschaft darunter leiden, wenn, wie im Buche Esther, einem Marchodäus seiner Zeit, ein Haman gegenüberstehe. Man kann auch ein Marchodäus anderer Art, als wie jener des alten Bundes, und dabei auch verdienstlich seyn; so denke ich, und finde überhaupt für einen katholischen Christen diesen Gegenstand zu delikat, als daß ich ihn näher besprechen möchte. Gewiß,

Keiner von uns kann anderst antworten, wenn der innere Nathan zu ihm spricht: „Du bist der Mann“; als wie einst David, der heilige Sänger: „Herr, vor Deinem Antlize habe ich gesündiget!“ Somit lassen wir diese Materie auf sich beruhen, ohne aber die Verdienste eines Patrioten Hiltl aus München aus den Zeiten Maximilians, des Unvergeßlichen und „Unerreichbaren“, ohne aber die Verdienste eines Ripfels von Haidhausen bei München, aus den Tagen unsers innig geliebten, weisen, und gütigen Monarchen Ludwigs gleichsam undankbar zu vergessen! Ohne aber die große Menge edler Männer, verzeichnet im Diarium Baumgartners — unedel unserm Gedächtnisse und der Nachwelt zu verbergen! (Ex voto 1835.)

Vor ungefähr etlich dreißig Jahren gab Herr Staatsrath v. Hazzi den bekannten Kultur-Katechismus heraus. Wer nun auf diese Reihe von Jahren mit einem forschend prüfenden Geiste zurükblikt, der wünscht und verlangt eine neue und den gegenwärtigen Verhältnissen anpassend veränderte Auflage dieses Katechismus. Und so würde sich dieser redliche Wunsch immer von 20 bis 30 Jahren wenigstens erneuern und eine allenfallsige Kulturgesezgebung damit gleichen Schritt nothwendig einhalten müssen. Lassen wir nur unsere National-Bank einmal so recht ins Leben treten, so vermuthen Mehrere, dann wird Vieles um unsere Landwirthschaft besser werden, besonders wenn es der Huld, Gnade und Weisheit unsers Königs, Majestät, belieben wird, einen segnenden Vaterblik auf die Emanzipation der Juden hinzulenken.

Wahrhaft lächerlich, und noch mehr, ja selbst dem unantastbaren Ruhme der Jesuiten nachtheilig habe ich es gehalten, als ich im vorigen Jahre in einer gewissen und bekannten Broschüre die dreiste Meinung und selbst Versicherung aufgestellt fand, daß für eine Art Juden-Emanzipation in Persien ein Messias (!) vorgebildet wurde. Selbst die in dieser Piece zitirt wordenen Stellen der bewährtesten Propheten beweisen hiefür nichts, aber gar nichts. Denn wer die heilige Schrift und ihren rein geistigen Sinn verstehen will, der bitte um die Gnade des heiligen Geistes nach Joh. 16, 13. Der ist der Juden Messias, der hingegangen ist, und einst seinen Geist der Liebe wieder auf die Regenten der Erde herabsenden wird, um am Ende der Tage den einigen Schafstall hienieden anzutreffen. (Siehe Münchner Tagblatt vom Jahre 1832 Nro. 238 u. 241; diese Zeitschrift v. J. 1832 Nro. 31 u. 32; dann v. J. 1833 unter Nro. 10 S. 466 und Nro. 11 Seite 471; und endlich Seite 130 Nro. 31 des heur. bay. Landboten.)

Plato sah es seiner Zeit als eine sehr nothwenwendige Vorsicht an, daß man immer vorne an die Mandate einen gründlichen Eingang, der die Gerechtigkeit und den Nuzen derselben beweiset, hinseze. Dürfte diese nüzliche Vorsicht nicht auch bei Erlassung landwirthschaftlicher Geseze und Anordnungen in Zukunft beobachtet werden? Weil in unsern bedenklichen Tagen gar viel über überhandnehmenden Parteigeist, über mangelhafte Geseze, über Freiheit und Vaterland, über die Mittel, ein Volk von seinem Verderben zu erretten, über wahre Heldentugenden ächter Patrioten, über politische Haushaltungs-Kunst u. s. w. räsonirt wird, so wolle man mir es nicht in Ungnade aufnehmen, wenn ich die unmaßgebliche und unterthänige Freiheit wage, aus meinem Gedächtnißkasten folgende zwei Werke der Vorzeit in Rükerinnerung zu bringen, woran man aber so Manches abstreifen und glätten wird müssen: von Reals Staatskunst, aus dem Französischen übersezt von J. Ph. Schülin (6 Theile) Frankfurt und Leipzig 1763.

Iselins republikanische Reden. Frankfurt bei Eßlinger 1795.

Am 22. März d. Js. wohnte ich in meiner Vaterstadt Müchen dem Leichenbegängnisse des Herrn Rieger sel., eines braven Mannes und ehemalig bürgerlichen Bierwirthes daselbst, bei und erblikte zu meiner großen und innigen Freude unter den Arkaden des dortigen Gottesakers mehrere Büchsen von Eisen, mit der Aufschrift: „Zum Besten der Armen 1835.“ Dank, wärmster Dank sey hiefür den edlen Veranlassern von Seite unsers würdigen Magistrates, und unsers so hochschäzbaren Armen-Pflegschafts-Rathes nach Matth. 25, 35 et conseq. gesagt! So dachte

ich bei mir selbst tief bewegt, und konnte den Wunsch nicht unterdrüken, daß dieses edelmüthig vorleuchtende und aneifernde Muster der Armen-Liebe allenthalben, und wo dieses in der, oder auf eine andere Art thunlich und ausführbar ist, nachgeahmt werden wolle! Denn die Beförderung des Armenwesens, vorzüglich auf dem platten Lande, trägt auch viel zum Aufschwunge der Landwirthschaft selbst bei. Man nehme es mir bei dieser gewiß für jeden Menschenfreund rührenden Gelegenheit doch nicht in Ungnade auf, wenn ich mich dabei meines Scherfleins ddo. 21. Juli 1827 in der Bauernzeitung aus Frauendorf Nro. 29, Seite 222 ausgedrükt, um so beruhigter und begründeter erinnere; daselbst durch Dekret des anno 1777 verstorbenen Churfürsten von Bayern, Maximilian Joseph, ddo. München am 14. August 1752, dem damaligen Pfalz- und Hofgrafen (Comes Palatinus) rc. Johann Michael Benno Surauer, in Folge der mit dieser hohen Würde damals verbunden gewesenen besondern Vollmachten, Privilegien u. d. gl., den Nemlichen auch das Recht eingeräumt war, auch bürgerliche Tugenden und Verdienste jeglicher Art in dem Maße des Inhaltes und der Vorschrift besagten Dekretes würdigen und öffentlich beehren zu dürfen; welcher landesfürstlichen Huld und Gnade, aus übertragener Vollmacht, durch benannten Surauer, sich z. B. unter Anderm auch, und zwar laut Diplomes vom 11. August 1753 der würdige Vater des unter uns lebenden braven Sohnes, des bürgerlichen Stadtmusikers Herrn Adam Steib dahier (welcher mit seinen Kunstkollegen gewiß auch eine gelegenheitlich gnädigst zu erlassende renovationem prioris des Beschlusses des k. General-Commissariats des Isarkreises, ddo. München den 3. August 1816, Beeinträchtigungen der Stadt-Musiker betreffend) wünschet.

Der verstorbene Bürgermeister und Handelsmann zu Wasserburg, und — Armenfreund, Titl. Herr Wolfgang Anton Steib, der sich auch später in der Theurungs-Epoche der 70ger Jahre edelmüthig ausgezeichnet haben soll, — erfreute. —

Man glaube, oder meine nur übrigens ja nicht, daß, wenn ich in Gott ergebener Demuth die Gelegenheit voll Ehrfurcht und Submission gegen die weltliche Obrigkeit ergreife, die Würdigung der Verdienste im Allgemeinen, oder im Besondern, und allerunmaßgeblichst zu besprechen, daß mich irgend ein Geist, oder die unedle Absicht der Selbstsucht leite. Wer nur als ein ungelehrter, als ein geringfügiger Mann im Staate durch die Gnade Gottes allein wirken kann, der kann auch nur, und dahin nur wieder allein um den Segen des Himmels flehen, daß er nach Offenb. 19, V. 11 richte, und streite mit Gerechtigkeit. —

Meine beständige Kränklichkeit und andere Lebensverhältnisse, vor Allem aber meine beständige Kränklichkeit, so allerhuldvollest durch die allerhöchste Gnade des verstorbenen Königs Maximilians mittelst Reskriptes vom 13. Jäner 1822 anerkannt, (hier kann ich mich der Gatten- und Vater-Dankes-Thränen nicht enthalten!) meine beständige Kränklichkeit gestattet nicht einmal eine definitive Beförderung, oder sonstige Verwendung im Staatsdienste, geschweige irgend eine Eitelkeit! Mein Ruhm sey und bleibe hienieden Gottes Gnade, und jenseits die Erbarmung und Barmherzigkeit des Herrn!

Wer von seinen Studien ökonomische Vorkenntnisse und Begriffe mit auf das Land später hinausbringt, der wird auch selbst beobachten, vernünfteln, rathen rc. können, und er wird Augen und Ohren für Dinge haben, an die ein Anderer gar nicht denkt, oder die einem Andern gleichgiltig scheinen; und solch vorgebildete, von den Gymnasien und Lyzeen an bis zu den Hochschulen einschließig vorbereitet wordene künftige Geistliche und Beamte würden einst eine Art Lehrer der Landwirthschaft abgeben können. Solche Mustermänner, aber auch in Beziehung der Religiosität, Moralität, der Armenliebe rc. wären freilich sehr wünschenswerth. Man wird sich bei dieser Gelegenheit gütigst erinnern, daß ich unter dem Beistande eines wirklichen und würdigen Herrn Landpfarrers auch einmal in einem Jahrgange der Frauendorfer Bauern-Zeitung den Artikel Landpfarrer zur Sprache brachte, und später von der Würde eines katholischen Priesters redete. Es freuet mich daher innig in Beziehung auf ein Inserat in der katho-

lischen Zeitschrift Sion Nro. 102 de anno 1833 mit meinen unbedeutenden Scherfleins (und ungeachtet einer selbst kommentirt wordenen „Erwiederung") sub Nris. 4 aus den Jahren 1832, et 7 aus dem Jahrgange 1833 dieser Bürger- und Bauern-Zeitung am Ende denn doch vollkommen Recht bekommen, und einen wahrhaft würdigen Priester, den man nur eine gewisse Nähe als Krone seiner siegvoll hervorgetretenen, aber schwer gekränkt wordenen Unschuld wünschen kann, gänzlich, und aktenmäßig, erweislich, rein und unantastbar erlebt und erblikt zu haben.

Ein Scherflein zum Besten der bayerischen Landwirthschaft.

Weit entfernt, dem hohen und so innigst hochverehrlichen Adelsstande eine Apologie zu schreiben, (denn die schönste und würdigste Apologie des Adels ist die Geschichte) wage ich es, aber nur mit eben so tiefer Ehrfurcht und Respekt, als geziemender Schüchternheit, einen Gegenstand von so hoher Wichtigkeit, und allseitigen, besonders den Gebildeten und Gefühlvolleren so theuer und werthvoll ansprechenden Interesse leise und bescheiden zu berühren, um durch dieses Körnlein vielleicht die Gelegenheit anzubieten, einen nüzlichen Samen auszusäen, der als lieblich wonnig duftendes Bäumchen dem allerhöchsten Throne unsers allergnädigsten Königs und Hrn. Ludwig und unserer huldvollesten Königin Theresia sanft zart gegenüber steht!

Betrachten wir mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Römer und Griechen u. s. a. zivilisirter Völkerstämme, und wir werden mitunter nicht ohne Rührung jene Zartheit anstaunen müssen, mit welcher diese Völker den Adel zu beehren, zu ermuntern, zu würdigen, und besonders den alten Adel zu erhalten wußten. Selbst Napoleon verdankt nach seinem Geständnisse einen großen Theil seines Sturzes der Geringschäzung des alten, und der Kreirung eines neuen Adels. Dichter der Vorzeit und edle Patrioten jeder Zeit, unter erstern besonders Homer, suchten jede würdige Gelegenheit, den Adel in hohem Ansehen und in gebührender Würde zu erhalten, mit heilig erhabener Begeisterung und mit einem selbst lohnenden Edelmuthe auf; denn der Adel war von Jeher, und bleibt auch für Immer die Stüze der Thronen und der Völker zugleich, und wer den Adel nicht ehrt, hat aufgehört, sich selbst zu ehren, hat Verzicht geleistet auf die Anerkennung eines jeglichen Verdienstes. — Man übersehe mit einem redlich unpartheiischen Auge und Gemüthe alle Nationen auf Erde, so wird allenthalben und überall, gleichviel unter welcher Benennung, der Adelsstand als der höchste und vornehmste unter allen übrigen Ständen hervorglänzen. Und wie viel Ruhmwürdiges und Edles weiset nicht der deutsche, und darunter auch ganz besonders der bayerische Adel aus der dunklen Vorzeit, aus der lichtern Nachwelt und aus unser heller schimmernden Mitzeit nach?! Dieser Adelsstand ist vor Allem berufen, reich an Tugend und Ehre zu seyn, Land und Leute zu erhalten, zu vertreten und zu beschüzen, Kirchen- und Schulwesen, Zucht und Sitten zu befördern, und gemeinen Frieden erhalten zu helfen. Er ist berufen, Thronen und Völker in wahrer Liebe zu einigen!

In wie ferne, vorzüglich wieder der bayerische Adel in der neuesten Zeit diesen erhabenen Bestimmungen so vollkommen und getreu entsprochen habe, dafür reden die Verhandlungen unserer Reichs-Räthe-Kammern mit dem edelmüthigst bestätigenden Zeugnisse, und der Dank des Volkes, das sonst irgendwo anders vergeblich Schuz suchte, wird hiefür ewig bleibend seyn!

Vor Alters, als die Mitglieder des höchsten und höhern Adels selbst Besizer landwirthschaftlicher Güter besonders noch in Bayern, und dabei vermöglich und wohlhabend waren, da trat der hilfsbedürftige Landmann vertrauend, seinen Hut in der Hand, auf seinen Stok gestüzt, so recht bieder bayerisch und wie ein getreu liebendes Kind, vor seinen guten und errettenden Vater hin, und er fand Hilfe und Rettung, wie zu den Zeiten der Klöster!

Traf den hochadelichen Gutsbesizer selbst ein Unfall momentanen Verhältnisses, oder er konnte sich sonst für den ersten Augenblik nicht recht helfen, dann trat der würdige Herr Graf, der greise Baron, der ergraute adeliche Familien-Vater selbst vor den Thron seines Regenten, den Federhut in der Hand, die Linke an seinen würdigen Familien-

Degen oder Schwert haltend, als wollte der Edle gleichsam mit gebührender Selbstachtung sagen: „Vater des Vaterlandes! diese Federn auf meinem Hute, und dieses Schwert schwangen sich oft zum Segen meines und Deines Vaterlandes! das Blut und Leben meiner Vorfahren floß für gemeinschaftliches Heil und des Volkes Wohl; auch mein Leben und mein Blut stehen zu Diensten! Aber nun gedenke auch meiner mit landesfürstlicher Huld und Gnade!“

Und was geschah? — Von Rührung ergriffen, von sanft dankbaren Rükerinnerungen geleitet, war die erste Antwort ein holder, gnädiger, ächt fürstlicher Blik und Händedruk. Konnte man auch nicht mit einem entsprechenden Gelddarlehen aus der Staats- oder Kabinets-Kassa sogleich helfen, so wurde wenigstens Beruhigendes eingeleitet, oder, weil damals die Kammergüter der bayerischen Regenten noch galten, so trat man mit dem adelichen Gutsbesizer in der Art in eine Unterhandlung, daß das adeliche Gut auf Ruf- und Wiederruf von Seite des Regenten selbst, oder auf Staatskosten erkauft, und so lange von diesen Theilen mit allen Rechten und Genüssen ꝛc. in Besiz behalten wurde, bis der adeliche Guts-Besizer durch welch immer für später eingetretene und günstigere Verhältnisse, z. B. durch Verheirathung, und Güter- oder Guts-Uebernahme, eines seiner Herren Söhne, oder gnädigen Fräulein Töchter ꝛc. im Stande gesezt war, sein Familien-Stamm-, oder anderes Gut wieder an sich zu bringen und zugleich Staats- oder Kabinetskassa für die Vergangenheit zu entschädigen.

Blikt man in unsern Tagen mit dankbarer Rükerinnerung auf den eigentlichen Ursprung des Adels zurük, so kann man sich einer tiefen Wehmuth kaum erwehren, wenn man es leider mitansehen muß, wie wenig mehr die Verdienste der Aeltern an den Nachfolgern geehrt, und wie vorzüglich sich selbst überlassen und hilflos unser, besonders mit Landgütern versehene Adel allmählig dem unvermeidlichen Untergange und einer unverschuldeten, so tief kränkenden Familien-Schmach ꝛc. entgegen geht!

Könnte doch dießfalls auch Rath und Hilfe für die Zukunft geschafft werden! Gewiß, dieß wäre ein Segen für das gesammte Vaterland von unberechbaren Folgen! — Möchten Einsichtsvollere doch die Gnade haben, meine Ideen über Staaas-Ideal-Kapitalien vom Jahre 1827 nochmal eines Blikes zu würdigen; oder möge sonst ein segnendes Provisorium kommen, des Beifalls der Herren Landstände einst versichert!

Kämpfe gegen die Müken und Beweis, daß die Noth die Mutter der Erfindung sey.

So klein die Müken auch sind, so beschwerlich und lästig können sie doch werden, zumal an manchen Orten und Jahren. Man kann es darum den Leuten nicht verdenken, wenn sie auf allerlei Mittel dachten, um die Haut in heilem Zustande zu erhalten. Ob die Leute, von denen das Sprichwort sagt, daß sie ein starkes Fell haben, just den Mükenstich fühlen, müssen wir, wie so manches Andere, passiren lassen. Es wird sich weiterhin ergeben, daß Schreiber dieser Zeilen nothdringlich Jagd auf die Müken zu machen autorisirt ist.

Um die Müken aus dem Schlafgemache zu bringen, bedient man sich gewöhnlich des Rauches, welcher sie durch die geöffneten Fenster oder Thüre verjagt. Zum Räuchern nimmt man verschiedene Ingredienzien, als gedörrte Hollunderblüthen untermengt mit Rosenblättern, blaue Kornblumen, Wermuth. Vor dem Schlafengehen muß aber der Geruch wieder entfernt seyn.

Sehr mükenfreundlich leuchten zarte Leute den Müken aus dem Schlafzimmer auf folgende Weise fort. Sie öffnen die Thüre ein wenig und sezen hinter die Oeffnung eine brennende Lampe. Die lästigen Gäste ziehen sich nach der lichten Oeffnung und bleiben weg.

Andere verfahren schon schalkhafter, sie kirren mit Honig und fangen die Müken mit diesem Köder. Sie sezen nemlich im Wohn- oder Schlaf-Zimmer ein Schälchen mit flüssigem Honig. Diesen suchen die gefahrlosen Müken auf, sezen sich darauf und bleiben hängen, ohne vor ihrem Tode wieder los zu kommen.

Noch Andere machen es noch vornehmer, sie sezen nemlich mehrere brennende Lichter im Zimmer oder dem Schlafgemache umher. Darein fliegen die ungewarnten Müken, verbrennen sich die Flügel und fallen in die Arme des Todes.

Die meisterhaften Tabaksraucher werden selten von den Müken gefaßt. Also ist der Tabaks-Rauch ein probates Mittel, die Müken abzuhalten. Frauen und Fräuleins bitten darum auch in der Mükennoth gar zärtlich um die Gefälligkeit, durch den ambrosischen Geruch des Tabaks die Mükengefährde bestens abzuwenden. — Ehe ich noch bescheidentlich meiner Mükenaffaire gedenke, will ich noch ein Verwahrungswasser in Erwähnung bringen.

Man nimmt ein Paar Hände voll Wehrmuthskraut, gießt darauf 2 bis 4 Kannen Wasser, und kocht die Masse ungefähr eine halbe Stunde lang. Alsdann läßt man die Masse erkalten, und seihet sie durch. Wäscht man sich damit die Hände und das Gesicht, so bleibt man von den Müken befreit.

Auf gleiche Weise bedient man sich für denselben Zwek auch des Essigs. Man nimmt nemlich recht scharfen Weinessig und wäscht sich Gesicht und Hände damit. Um jedoch den Essiggeruch zu dämpfen, kann man unbeschadet auch etwas Wohlriechendes darunter mengen.

Man muß Denjenigen sehr dankbar seyn, welche nicht nur auf Mittel, die Müken abzuhalten, bedacht gewesen sind, sondern auch nach solchen geforscht haben, das eingekehrte Uebel zu mindern und wo möglich so gut wie ungeschehen zu machen. Wie unangenehm und schmerzhaft die Mükenstiche sind, zumal in der dünnen Sommerkleidung, weiß das schöne Geschlecht ein Großes davon zu sagen. Blos um zu vermeiden, dem weißen Kleide keinen Makel aufzudrüken, wird wohl mancher ausgehungerten Müke ungestört erlaubt, sich auf zartem Gedek an süßem Blute zu übersättigen.

Der Schmerz wird gestillt, wenn man die Wunde sanft mit Oele bestreicht. Das kölnische Wasser soll gleiche Dienste leisten.

Irre ich nicht, so hat man auch käuflich ein Mükenwasser, und hätte man es nicht, so wäre es ein dankenswerthes Unternehmen, einen Mükenbalsam zu erforschen und in Handel zu bringen.

Daß einerseits das schöne Geschlecht der Mükennoth höchlich ausgesezt ist, ist eben so wenig zu läugnen, als daß anderseits in aller Frauen-Noth die Männer helfen sollen. Das hat der Verfasser dieses Aufsazes noch vor 2 Jahren selbst erfahren. Er hatte die Ehre, Vorsteher einer Unterhaltungsgesellschaft zu seyn, wobei er nach alter Sitte das Sprichwort an sich bestätigt fand, daß Würde und Bürde sich reimen. Die Gesellschaft hielt ihre wohlstylisirten Zusammenkünfte in einem Garten, der heimischen und fremden Modenträgern in den Messen bunte Gelegenheit gibt, das Neue an Hut- und Kleidform zu zeigen oder aufzunehmen. Kurz in diesem Garten war der nahen Umgebung wegen ein graues Heer von heißhungrigen Müken, die unmanirlich und schonungslos auf die zarten Gesichter, Naken, Hände und die dünn bekleideten Theile der mehr oder minder Zarten einfielen. Diese ihrer Großzahl bewußt und darum beherzt, und durch die Müken zum Muthe angefeuert, meinten Fug und Recht zu haben, von dem Vorsteher Befreiung von den Müken zu fordern. Der arme Mann, der Noth eingedenk, daß das sanfte, zarte Geschlecht von einem geäußerten Verlangen so leicht nicht absteht, hielt es im Drange für rathsam, sein Bischen Mutterwiz zu Rathe zu nehmen, um die Aufgeregten zufrieden zu stellen. Dieß gelang durch die Erfindung einer neuen Lunte. Zwei Sommer hindurch bewahrt sie ihr Probatum.

Um diese Lunte zu verfertigen, nimmt man Makulaturpapier, breitet den Bogen auf einer ebenen Fläche aus, bestreut ihn mit Tabaksasche, reibt diese gut ein, damit sie haftet. Ist der Bogen so geäschert, so rollt man ihn derb zusammen und die Mükenlunte ist fertig. Man brennt sie an einem Ende an, so daß sie fortglimmt und stellt sie in der Nähe des Sizes auf, oder stekt sie auf einen Leuchter. Sie macht viel Rauch, der freilich nicht jedem Näschen angenehm riecht, aber er verscheucht die Müken. Will man einen großen Raum von Müken befreien, so muß man ihrer mehrere aufstellen. Um blos eine Laube frei zu erhalten, ist es genug, wenn nur eine im Glimmen erhalten wird.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Schönes Gebet.

Auf einem Landgute lebte ein sehr ehrwürdiger Mann, welcher im Verdachte des Atheismus stand und überhaupt durch sein ernstes Wesen wenig äußern Anklang fand. Einst besuchte ihn einer seiner ältern Freunde. Unter abwechselndem Diskurse kamen sie auch auf Religion. Der Fremde warf ihm freundlich die Mythen der Menschen seiner Nachbarschaft vor, und Hieras, der Gutsherr, bestellte seinen Freund auf den folgenden Morgen, Mittag und Abend. Als sie sich sahen, grüßte Hieras den Freund kalt, und sprach: Ausser meinen zwanzigjährigen durch Schiksal und Vernunft neben Offenbarung erworbenen Ansichten und Werken schließe ich mich an Menschen wenig an, weil ich fürchte, noch ärger betrogen zu werden, als ich es ward. Daher die Gerüchte. Er sagte weiter: Ich bete Morgens: „Gott!“ — Als Mittags der Freund kam, sprach Hieras: Ich dachte oft an Gott; jezt bete ich: „Tröste mich!“ — Des Abends rief er: „Meine Sünde ist groß.“ Verdammen wir wohl dieses Glaubensbekenntniß? Ach, wie viele Helden der Heuchelei gibt es, und wie wenige Gemeine der ehrlichen Gottesverehrung! Doch die helle Zukunft wird diesem Uebel abhelfen! — E. G. D.

Lied an Emilie.

Traute, Traute — ruf' ich denn vergebens
Deine Nähe mir im grünen Thal;
Folgen denn die Stürme meines Lebens
Grinsend mir und lüstern überall?
Soll ich ewig, ewig ringen, weinen,
Nie das Glük mit meiner Wahl vereinen;
Nie dich finden, die mein Auge sucht —
Ist denn meiner Liebe stets geflucht?

Sehnsucht treibt mich müde durch die Fluren,
Dich zu suchen, deinen Tritt zu späh'n;
Ach! vergebens forsch' ich deine Spuren,
Nur Verzweiflung läßt sich wieder seh'n;
Und die Thränen, dieser Klagen Zeugen,
Werden sich nun bald zu Ende neigen,
Und mein Tod ein stiller Bote seyn,
Daß mich tödte deiner Kälte Pein.

Frühling kehret, alles Leben schlinget
Sich an seinen Freund, ich bin allein;
Und der Farbenschmelz, der Wonne bringet,
Trägt zur innern Niederlage ein.
Amseln, Finken und die muntern Fische,
Baumeszierden und der Haine Frische —
Alles bringt der neuen Qualen mir,
Denn noch immer fehlt Emilie mir.

Sieh! mein Haus ist öder als die Grüfte,
Sieh, mein Feld steht immer früchteleer;
Meine Nelken blühen nicht, nicht Düfte
Dringen aus dem Rosenbeete mehr:
Meine Bücher, meine schönen Lieder
Sind längst todt, kein Freund kehrt zu mir wieder —
Alles wird ja anders, anders seyn,
Sprichst nur du in meinem Hause ein.

Hat dein Herz so viele edle Wärme!
Nur für mich schlägt es nicht Einen Schlag;
Sag', wenn ohne Rettung ich mich härme,
Wie ich meine Liebe tödten mag:
Wie ich mein Verlangen schnell verscheuche,
Daß die Wange sich nicht ferner bleiche,
Wo nur Augenblikes-Ruhe winkt,
Wo man Lethe's Gift und Leben trinkt! —

Stumm, ach! stumm ist Thal, und Baum und Erde,
Nur die Winde tragen meine Pein
Fort; daß neue, größ're Qual mir werde,
Lassen sie mich neuerdings allein.
Steffen mir den Laut von meinem Herzen,
Um mit ihm im Eichenwald zu scherzen;
Und so bleibt der Kummer mir getreu,
Treu auch Sehnen, Zweifeln, Reu'.

B—l.

Das Gewitter.

Der hohe Himmel dunkelt sich,
Ein schwarzes Wetter bräut:
Ich zittre nicht, ich freue mich
Herr, deiner Herrlichkeit!

Du zürnest, wenn du donnerst, nicht,
Bist Vater uns und Freund,
Bist's, wenn der Bliz sich Bahnen bricht,
Und flammend uns erscheint.

Dem Armen nur, der dich nicht kennt,
Bist du dann fürchterlich;
Dem aber, der dich Vater nennt,
Zeigst du als Vater dich.

Du reinigst durch den Bliz die Luft,
Dein Segen stärkt die Saat:
Ein frischer balsamreicher Duft
Stärkt, was geschmachtet hat.

Du kannst wohl tödten, doch es schont
Viel Tausende dein Schuz,
Wer unter deinen Flügeln wohnt,
Der beut Gefahren Truz.

O breit ihn, Vater, breit ihn aus,
Bewahre unser Feld,
Und unsre Brüder und dieß Haus,
Du bist ja Herr der Welt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 28. 12. Juli 1835.

Das Brod aus Mutterkorn.

Das bekannte Mutterkorn pflegt manches Jahr ziemlich häufig vorzukommen. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde das Mutterkorn von Frankreich aus, als der Gesundheit nachtheilig, verdächtig gemacht. Es ist fast nicht zu bezweifeln, daß die Franzosen den Taumellolch *) und zur Abwechslung den Brand im Weizen gemeint haben; denn nur leztern baut man in Frankreich als Brodkorn, aber nicht Roggen. Ein Uebersezer machte daraus unser Mutterkorn, und nun bewetteiferte man sich, von seinen gefährlichen Eigenschaften zu schreiben und es besonders als die Ursache der Kriebelkrankheit anzuklagen. Einer schrieb dem Andern nach bis auf den heutigen Tag. Wohl zeigten Naturforscher und Aerzte die Unschädlichkeit, aber die vorgefaßte Meinung ist nicht so leicht zu besiegen. Die Landjugend sucht das Mutterkorn auf und genießt es in großer Menge, ohne daß je ein Schaden nachgewiesen worden wäre. Ich selbst habe es in meinen frühern Jahren händevoll unbesorgt und ohne den geringsten Nachtheil genossen.

Vor ungefähr 60 Jahren erschien eine obrigkeitliche Verordnung, welche den Genuß des Mutterkorns bei 20 Thaler Strafe untersagte. Man sollte meinen, daß man sich nun veranlaßt gefunden hätte, die Sache genau zu untersuchen, um der Wahrheit die Ehre zu geben. Es ist aber unterblieben, und so die Wissenschaft nicht weiter gerükt, als sie vor 60 Jahren stand. Die alte Verordnung ist aufs Neue eingeschärft worden, die Strafe von 20 Thalern geblieben, hat aber die Zusazklausel erhalten, daß man Brod, worin Mutterkorn ist, nicht warm genießen soll, weil es in diesem Zustande üble Folgen auf die Gesundheit haben könnte.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die Anfrischung jener Verordnung unterblieben, hätte man sich erinnert, daß einer unserer erfahrensten Aerzte, der Hofrath und Professor Herr Dr. Jörg in Leipzig, mit seinen Schülern mehrere Jahre hinter einander, und zwar fortgesezt in bedeutender Quantität Mutterkorn genossen hätte, ohne daß man nur eine Spur von nachtheiliger Wirkung gemerkt hat. Mein hochgeehrtester Herr Kollege hat mir erlaubt, seine Versuche zu erwägen.

Was nun die wirthschaftliche Beziehung des Mutterkornes betrifft, so ist hier kürzlich Folgendes in Betracht zu ziehen. Dieser Auswuchs, der jederzeit nur dann entsteht und sich schnell ausbildet, wenn bald nach der Blüte bei warmer Witterung viel Regen fällt, ist dem Landwirthe eine widerliche Sache; denn er verliert dabei um so viel gute Körner, als sich Mutterkörner bilden, und sieht sich genöthigt, durch Wurfen und Sieben das Mutterkorn vom guten Getreide zu trennen. Bleibt dieses damit verunreinigt, so findet es beim Verkaufe eben sowohl Tadel, als wäre Unkrautgesäme darin. Jeder Brodbäker weiß, daß Mutterkorn schlechtes Mehl und schwarzes Brod gibt. Um lezteres nicht zu haben, reinigt der Landwirth sein eigenes Brodgetreide vom Mutterkorn. Es hat daher selbst der Furchtsamste nicht Ursache, sich vor dem Genuße solchen Brodes zu fürchten.

*) Der Taumellolch — Lolium temulentum — wächst auf feuchtem Boden und in nassen Jahren häufig unter dem Getreide, und dessen Samen erregt heftigen Schwindel und Krampf, wenn er genossen wird. Eine vollständige Beschreibung dieser gefährlichen Pflanze, die jeder Mensch kennen muß, findet man im Archive der deutschen Landwirthschaft, Augustheft 1831.

Um diese jezt viel besprochene Angelegenheit zur wissenschaftlichen Klarheit zu bringen, machte ich mit einem Landwirthe die nöthigen Versuche.

Zu diesem Behufe wurde aus einer Quantität geernteten Roggens das Mutterkorn sorgfältig ausgeschieden, der reine Roggen gemahlen und davon Brod gebaken, welches sehr schön ausfiel.

Das ausgeschiedene Mutterkorn wurde im Mörser in Mehl verwandelt, welches grau aussah und sich fast wie feiner, milder Sand anfühlte, sich auch nicht ballte, wie reines Roggenmehl zu thun pflegt. Dieses für sich allein eingesäuert, war nicht in Gährung zu bringen. Derselbe Fall fand gewissermassen noch Statt, wenn nur die Hälfte, dem Gewichte nach vom guten Roggenmehle zugemengt ward.

Ein Versuch, wo 11 Theile gutes Roggen-Mehl und ein Theil Mehl vom Mutterkorne eingeteigt wurden, gewährte folgendes Resultat. Es wurde um die Hälfte mehr Sauer (Sauerteig), als man gewöhnlich auf so viel Mehl rechnet, genommen, und dennoch erfolgte das Säuern nur langsam und erforderte mehr Zeit. Der Teig dehnte sich wenig aus und gab gebaken kein aufgetriebenes lokeres Brod.

Die aus $\frac{1}{12}$ Mutterkorn und $\frac{11}{12}$ Mehl von dem Mehle desselben Roggens, aus welchem das Mutterkorn gesondert ward, bereitete Teigmasse betrug just 1 Dresdner Meze Mehl, und gab so ein Brod von der gewöhnlichen Größe eines hausbaknen Brodes. Wir wählten dieses Verhältniß, um leichter Vergleichungen anstellen zu können. Gebaken zeigte es sich mehr flach, als gewölbt, und war kaum mit dem aus reinem Roggen-Mehle gebaknen zu vergleichen, welches leztere voll, weiß und von schönem Ansehen war. Im Geruche war eben so wenig, als im Geschmake ein Unterschied zu bemerken. Aufgeschnitten zeigte es sich blos schwärzer, weniger blasig und loker. Die von Einigen angegebene bläuliche Rinde, die das Brod aus Mutterkorn haben soll, war nicht zu verspüren, ist auch nach Monatsfrist nicht zum Vorscheine gekommen, wie man an einem noch vorhandenen Theile solchen Brodes sehen kann.

Dieses Brod wurde für Jedermann zur Schau und zum Genuße ausgestellt, nachdem eine öffentliche Einladung dazu vorausgegangen war. Ein aus einer Meze reinem Roggenmehle gleichzeitig gebakenes Brod aufgeschnitten, war zur Vergleichung vorhanden. Manche Besuchende wagten nicht, es zu kosten, während Andere unbedenklich es genossen. Zur Zeit hat man noch nicht gehört, daß sie davon erkrankt wären; gestorben sind sie nicht, weil sie noch leben und erzählen können, wie solches Brod aussieht und schmekt.

Es wäre überflüßig, noch weiter über diesen Gegenstand zu handeln. Zur Beruhigung der Furchtsamen nur noch die Bemerkung, daß außer unserm Versuche wohl noch niemals Brod gebaken worden ist, welches zum 12ten Theile aus Mutterkorn bereitet ward. So viel gibt es im allerärgsten Falle nie Mutterkorn auf einem Roggen-Felde. Die Annahme scheint mir schon gewagt, daß es Fälle geben könnte, wo der hunderltste Theil des Mehls aus Mutterkorn besteht. Bedenkt man nun vollends, daß dieses während der Ernte leicht ausfällt, daß es in der Scheune sich gleichsam selbst von den guten Körnern sondert, und das verbliebene endlich beim Mahlen mehr unter die Kleie kommt, als im Mehle bleibt; so ergibt sich von selbst, was der Unbefangene von der Gefahr, Mutterkorn zu genießen, zu halten hat.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Während fromm gläubige Menschen, besonders Christen, an dem egyptischen Joseph noch immer das symbolische Welterlösungs-Vorbild Jesu Christi erbliken, finden Staatsmänner an der ausgeübten Staatskunst unsers Josephs so Manches zu tadeln, und sie nennen seine damalige Verfahrungsweise einen dem Staate sehr gefährlich werden könnenden Trugschluß, weil nemlich zur selbigen Zeit das Geld nicht mehr wieder in die gleichen Hände kam, aus welchen es gegangen ist; und da man mit solchen Maximen nur die Müssiggänger auf Unkosten nüzlicher Männer bereichert. Man bedenke aber, daß seit der Epoche des egyptischen Josephs mehrere tausend Jahre verstrichen sind, und sich die Politik der

öffentlichen Staatshaushaltung immer in den Schranken des eben vorherrschenden Zeitgeistes, und der eben obwaltenden diktatorischen Verhältnisse und Umstände genau und bestimmt halten müsse. — Wenn auch gar nichts mehr aus den Zeiten unsers Josephs für unsere heutigen Tage passen würde, so paßt doch gewiß für ewige Zeiten und in Beziehung auf Getreide-Aufsammlungen das „spare in der Zeit, so hast du in der Noth." Wir Bayern wollen uns aber nun so recht herzlich und innig dankbar über die neuesten Statuten des Hagelassekuranz-Vereines für den Isar-Kreis — bekannt gegeben in einer Beilage zum k. b. Regirungs-Blatte Nro. 21 ddo. 30. März 1835 — erfreuen. — Wir erbliken im 2. Artikel dieser Statuten die schon lange ersehnte Möglichkeit und unerläßliche Nothwendigkeit einer Centralisirung dieser wichtigen National-Anstalt; und der 4. Artikel dieser Sazungen erhebt unser bayerisches, zu Ludwigs Vatersorge vertrauend blizkendes Herz, und berechtiget zu der Hoffnung einer „Ceresia" *) und vielleicht einer Getreide-Magazinen-Ueberschrift, wie sie einmal zu Genf mit den Worten gelautet haben soll: „Alit et ditat". — Gibt man sich übrigens noch die Mühe, jene 34 Bände der schwedisch akademischen Abhandlungen, welche bis zu den 80er Jahren in unserer bayerischen Hofbibliothek aufgesammelt waren, u. s. w. prüfend daselbst durchzublättern; bald wird dann unsere Hagelassekuranz wenig, oder gar nichts mehr zu wünschen übrig lassen. — —

Wären wir nur im Stande, so bald möglich, alle öden Streken, Moore ꝛc. in blühend segnenden Kultur-Zustand zu versezen; oder hätten wir wenigstens auf dem Grunde einer Verordnung v. J. 1815, die Blizableiter vermehrt, oder wenigstens dieselben in das Innere der Kirchthürme anpassend auch hineingepflanzet; mancher Vortheil, warnend und mahnend aus heurigen Begebnissen — sprechend, wäre uns hieraus entsprossen. — Oder hätten wir, anstatt die Feld-Kapellen und Feld-Kreuze allenthalben und muthwillig zu zerstören, die Ersten mit Blizableitern versehen, die Lezten mit Hagelableitern, besonders in der neuern Zeit, mit den Gregerischen Hagelableitern bescheidentlich umgürtet; so hätten wir auch zugleich von Oben und Unten ein das Land wohlthätig durchkreuzendes Ketten-Band erhalten. — Aber wir machten es, wie Diejenigen, die vorzüglich anfänglich Wahnsinnige, zulezt aber gar Narren werden wollen. Viele von uns sind nemlich vorest von Gott gewichen, um später auch der Stimme der Vernunft kein Gehör mehr geben zu können. — Es freut mich übrigens, bei dieser Gelegenheit und unter Rükbeziehung auf meine Mittheilung in dieser Zeitschrift v. J. 1833, Seite 500, einen Gewährsmann und zwar aus der Klasse der wirklichen Gelehrten — gefunden zu haben, welcher meinen dort vorgetragenen 12. Artikel — beruhigend bestätiget; — und ich zitire daher den 21. 22. 23. und 24. Brief aus dem Buche: „Briefe eines Reisenden von *** an seinen guten Freund zu *** über verschiedene Gegenstände der Naturlehre und Mathematik." (Salzburg, bei Johann Joseph Mayers sel. Erbinnen 1781) von mir erkauft am 7. April 1835. In diesem Werkchen wird man manchen Aufschluß über Blizableiter u. s. a., besonders Seite 213 antreffen, das die Religion als Lenkerin der Aufklärung darstellen, und den Juden — Recht geben wird, wenn sie beim herannahenden Donnerwetter sagen: „Gott ist uns nahe." — — —

Jene sechs kleine Fragen, enthalten in Nro. 12, Seite 95 dieser Zeitschrift, besonders jene Nro. 3, dürften auch einige Beherzigung verdienen. Zu der Frage 1 fällt mir ein kleiner, freilich nicht hieher passender Kommentar aus dem bekannten Lonicer, ein, welcher hier folgt: „Wer gerne buntfärbige Tauben hätte, der hänge ihnen bunte, und besonders purpurfärbige Kleider und Tücher in das Taubenhaus (bei uns Taubenschlag genannt); denn wenn sich die Tauben küssen, und zur Vermischung anreizen, und diese Tücher ꝛc. anschauen, so gibt es manchmal buntschekige Jungen."

Soll es denn wirklich wahr seyn, daß die

*) Vide diese Zeitschrift v. J. 1832 S. 333 und Jahrg. 1834 S. 218.

Amerikaner die Blätter der Aloe, dieses hauswurzartigen Gewächses, resp. deren Fasern verarbeiten und weben, und daraus Teppiche flechten, die sie mit Oelfarben bemalen, und welche Teppiche (vermuthlich wegen Bitterkeit ihrer Bestandtheile) den Fraß der Motten niemals zu befürchten haben? — Verdiente dieser Gegenstand nicht mehr Nachforschung, die vielleicht zufällig zu einer andern gemeinnüzigen Entdekung führen könnte? — Andere erfahrne Landwirthe sprachen bei dieser Gelegenheit auch davon, daß man den Teichschlamm, selbst wenn man ihn auch aus den Teichen auf die Felder in kleine Haufen wollte führen lassen, doch nicht vor Jahr und Tag, d. h., für sich allein, als Düngung gebrauchen soll. — Es scheint, die wild wäßrige Feuchtigkeit dieses Teichschlammes ohne hinlängliche Sättigung von Salz und Oeltheilchen trage die Schuld daran.

Oefters kam es schon zur Sprache, wie nüzlich es wäre, wenn auch am Ende selbst der schlichteste Landmann befähiget, und dahin gebracht werden könnte, alle Jahre eine zwekmäßige Wirthschafts-Rechnung zu stellen; und man glaubt sogar, daß für diese Absicht, und deren endliche Erreichung die landwirthschaftlichen Vereine ermunternde Prämien aussezen sollten. — Die Muster, mir aus frühern Zeiten und Verhältnissen wohl bekannt, welche größere Güter-Verwaltungen hiezu abgeben, sind für den geringern Landwirth zu schwierig und zu umfassend, und ich glaube daher, auf folgende Schrift dießfalls und unmaßgeblichst aufmerksam machen zu dürfen: „Oekonomische Briefe, oder entdekte Betrügereien der Verwalter, 2 Bände. Leipzig, bei Joh. Philipp Haugs Wittwe, 1788. — Man wird in diesem Buche, besonders für angehende adeliche Gutsbesizer, und in anderer Beziehung, manches Belehrende, und an Schubart von Kleefeld sel. Zurükerinnerndes antreffen, — das auch in unsern Tagen um so mehr der exzerptirenden Mittheilung gewürdiget werden dürfte, weil selbst die k. Regierung des Obermainkreises nun einen entsprechenden Verbesserungsplan der Landwirthschaft 2c. öffentlich ausgesprochen hat. —

Wie alte, einsichtsvolle Männer wissen wollen, so waren vor Zeiten den öffentlichen Lehrern der Landwirthschaft an einigen Hochschulen Deutschlands, wie z. B. in Göttingen, ökonomische Gärten überlassen, um daselbst auf landesherrliche Kosten Versuche anstellen zu können. Es wäre nur zu wünschen, hieß es bei dieser Veranlassung, daß kein Theolog vom Konsistorio zu einem Pfarr-Amte, und kein Jurist zur richterlichen Funktion 2c. gelassen werden würde, bevor Beide nicht hierüber entsprechende Prüfungen bestanden hätten, und daß weiters niemals bloße Theoretiker Lehrstellen der Landwirthschaft erhalten. Doch dieses Alles wird sich seiner Zeit in Bayern besser wieder gestalten, wenn Klöster eingeführt, wenn Benediktiner die Vorbilder, und Jesuiten die Vollender unserer zu erziehenden Jugend geworden seyn werden. In lezterer Beziehung war seiner Zeit des unsterblichen Herrn Bischofes Sailer Rath vortrefflich, und es wird dießfalls eine „Abkürzung" Plaz greifen können, wenn nach Ezechiel 36, 26, und Joel 2, 28, die Norne die betrübende Finsterniß der Hela — besser abgestreift haben wird, und wenn man allgemeiner der Wahrheit huldiget, daß auch die Landwirthschaft nebst dem theoretischen Theile der Lehre, auch seinen praktischen der Passions-Geschichte, gleich dem heiligen Evangelium, habe; und daß nur Gott, Zeit und Verhältnisse, nach Würde der Völker, segnet. — Ich kann mich bei dieser Gelegenheit unmöglich enthalten, ein auf den Tod des Kaiser Franz I. in der katholischen Literatur-Zeitung enthaltenes Gedicht, (2ter Band 1. Heft) betitelt: Vision, von einem Benediktiner Oesterreichs verfaßt, und von Kerz und von Besnard in ihrer Zeitung aufgenommen, in obwohlen Wehmuth erwekende Rükerinnerung zu bringen; und bitte, dieser Abweichung wegen, gehorsamst um Vergebung. — —

Sehr zwekmäßig, und in Folge der Zeit selbst auf den häuslichen Wohlstand der Landwirthe vortheilhaft einwirkend, ist die neueste, auf Mitwirkung der hohen Geistlichkeit, Beförderberung der Sittlichkeit, betreffende Anordnung, und berechnete Verfügung der k. Unterdonaukreis-Regirung eingerichtet. — Man über-

zeugt sich, Gott lob! immer mehr und mehr davon, daß nur Einigkeit zwischen Kirche und Staat den Segen und das Heil des Staates selbst befördere, und daß David vollkommen Recht hat am 104. Kapitel, V. 15: „Tastet meine Gesalbten nicht an: und thuet meinen Propheten kein Leid."

Die Aufklärung.

Alle Aufklärung hilft durchaus nichts, wenn nicht auch das bürgerliche Leben darnach eingerichtet ist. Ein Ort, wo der Luxus herrscht, der die Sitten zerstört, den Geist der Nation schwächt, spielende Faseleien, Lustbarkeiten und Zerstreuungen eingeführt, das stille, häusliche, bescheidene Leben verjagt; — wenn man neidisch hinaus auf die große Welt sieht, die der Bescheidenheit und allen bürgerlichen Tugenden den Abschied gegeben hat; — wenn der Trieb zur Eitelkeit in die untersten Stände eingedrungen ist, und alle Leidenschaften gewaltsam empört und aufgewegt werden; — wenn Müßiggang, Wollust, Saufgelage, schlechte Lektüre den Geist der Nation anstecken und zur Liederlichkeit und allen Lastern aufgelegt machen: — dann mag man noch so schön lehren und schreiben, es wird Alles in den Wind gehen. *) Karl Hälden.

Wohin unser Geld kommt.

Wer sich wundert, daß unser Geld immer weniger wird, thäte freilich am Besten, wenn er sich von den Finanzmännern die jährliche Rechnung vorlegen ließ. Das werden sie aber wohl bleiben lassen. Gewilliger zeigen sich die Bremer Kaufleute; sie berichten uns, daß im Jahre 1832 bei ihnen 1116 beladene Schiffe angekommen sind, um dafür die Ladung unsers Geldes als Rükfracht zu nehmen. Die geschuldete oder gezahlte Summe ist wahrscheinlich nicht klein. Es sind 21 Millionen 284,828 Pfd. Tabak, 39,500 Tonnen Thran, 14 Millionen Pfd. Kaffee, 29 Millionen Pfd. Zuker und 33,000 Ortho f Wein.

*) Nicht Alles, nicht Alle; es gibt neben dem Schwelger Mehrere, die in häuslicher Ordnung bei geringen Mitteln, eine Haushaltung führen, die als Muster dienen kann.

Zur Geschichte der Speisesäle.

Die Speisesäle der Alten befanden sich immer im höchsten Theile des Hauses, um während der Mahlzeit zugleich eine schöne Aussicht zu haben. Gewöhnlich waren sie doppelt so lang als breit, doch stand ihre Ausschmükung weit hinter der Pracht der Mahlzeiten zurük. Horaz macht sich unter andern (s. seine Satyren 11. B. 8.) über die am Tische angehängten Gefäße lustig, die oft umstülpten und die Gäste mit einer Staubwolke bedekten.

Die Speisesäle einiger Kaiser, vorzüglich Nero's und Heliogabal's, übertrafen jedoch an Glanz und Reichthum Alles, was man sich denken kann. Sie waren im Innern mit Elfenbein getäfelt, auf dem man hübsche Gemälde erblikte. Die Gäste wurden mit wohlriechenden Essenzen besprengt und mit Blumen gekrönt.

Griechen und Römer hatten den Asiaten den Gebrauch entlehnt, halb liegend zu essen. Ihre Lager oder Divans waren sehr zierlich, und mit reichgestikten Purpurstoffen bedekt. Die Füße waren von Elfenbein oder Bronze. Man streute Rosen rings um den Tisch. Anfänglich waren die Tische von Ahorn oder Fichtenholz, später wurde nur das Holz des Citronenbaumes dazu verwendet. Die Beine waren mit silbernen oder elfenbeinernen Leisten belegt.

Bis zur Regirung der Kaiser kannte man den Gebrauch der Tischtücher und Servietten nicht. Die ersten Tischtücher waren von Wolle. Später machte man sie aus Leinwand, und endlich sogar aus Seide und mit Gold gestikt. Erst lange nach dem Kaiser Augustus kamen die Servietten in Gebrauch. Bis dahin wischten sich die Gäste die Hände und den Mund mit Brodkrumen ab, und warfen sie dann den Hunden zu.

Die Gäste waren gewöhnlich weiß gekleidet. Bei Tische legten sie ihre Sandalen ab und zogen Pantoffeln an oder blieben barfuß. Jeder wurde von seinem eigenen Sklaven bedient. Dieser näherte oder entfernte die Schüsseln, schenkte Wein ein, reinigte den Tisch und verscheuchte die Fliegen.

Die Römer bezogen ihre Trinkgläser aus egyptischen Fabriken. Sie waren so rein und durchsichtig wie Bergkrystall. Aber erst im Jahre 536

nach der Erbauung Roms kamen sie in Gebrauch.

Wie die Speisesäle der Vorfahren in deutschen vornehmen Häusern beschaffen waren, sehen wir zuweilen noch in alten Burgen. Eine Beschreibung davon verdient einen Plaz in unserer Zeitschrift, in welcher das Alte durch die Geschichte neu wird.

Hausmärchen.

Flörchen.

Eine Bäuerin war mit einer Fee in ihrer Nachbarschaft bekannt, und bat sie, sie möchte sie in ihrem Wochenbette besuchen, wo sie eine Tochter geboren hatte. Die Fee kam, nahm das Kind sogleich auf ihre Arme, und sagte zu der Mutter: Wähle! dein Kind soll, wenn du willst, schön seyn, wie der Tag, und die Schönheit ihres Geistes soll noch reizender seyn, als die Schönheit ihres Körpers; sie soll Königin eines großen Reiches werden, aber sie wird unglüklich seyn. Oder sie soll häßlich und eine Bäuerin, wie du, aber zufrieden mit ihrem Stande, und glüklich seyn. Die Bäuerin, ohne sich lange zu besinnen, wählte für ihr Kind Schönheit und Verstand mit einer Krone, und ließ es wegen des dabei gedrohten Unglüks darauf ankommen.

Schon fing die Schönheit des kleinen Mädchens an, alle Andere, die man bisher gesehen hatte, zu verdunkeln. Ihr Geist war sanft, fein, einnehmend; sie lernte Alles, was man sie lehren wollte, mit Leichtigkeit, und wußte es in kurzer Zeit besser, als Die, welche sie unterrichtet hatten. Sie tanzte an den Festtagen mit mehr Anmuth, als alle ihre Gespielinnen. Reizender, als irgend ein musikalisches Instrument, war ihre Stimme, und sie dichtete die Lieder selbst, die sie sang. Sie wußte anfänglich nicht, daß sie schön war, aber da sie eines Tages mit ihren Gefährtinnen an dem Rande einer hellen Quelle spielte, sah sie sich, bemerkte, wie sehr sie von andern unterschieden wäre, und bewunderte sich. Das ganze Land, das in Menge herzu lief, sie zu sehen, gab ihr ihre Reize noch mehr zu erkennen. Ihre Mutter, die sich auf die Prophezeihungen der Fee verließ, betrachtete sie schon als eine Königin, und verdarb sie durch ihre Schmeicheleien und durch ihre Nachsicht. Das junge Mädchen wollte weder nähen, noch spinnen, noch ihre Heerden weiden, sondern vertrieb sich ihre Zeit damit, daß sie Blumen pflükte, ihren Kopf puzte, sang und in dem Schatten des Waldes tanzte.

Der König des Landes war sehr mächtig und hatte nur einen einzigen Sohn, den er vermählen wollte. Er konnte nie von einer Prinzessin aus den benachbarten Staaten reden hören, weil ihm eine Fee versichert hatte, daß er eine Bäuerin finden würde, welche schöner und vollkommener, als alle Prinzessinnen in der Welt, wäre. Er entschloß sich deßwegen, alle junge Landmädchen seines Reiches, die über achtzehn Jahre alt waren, zusammen zu rufen, und Diejenige aus ihnen zu wählen, die am Würdigsten wäre, gewählt zu werden. Man schloß gleich anfänglich eine große Menge von Mädchen aus, die nur von einer mittelmäßigen Schönheit waren, und sonderte dreißig ab, die alle übrigen unendlich übertrafen.

Flörchen (so hieß unser junges Mädchen) hatte keine Mühe, unter diese Anzahl zu kommen. Man stellte diese Mädchen mitten in einen großen Saal, nach Art eines Amphitheaters, wo der König und sein Sohn sie auf Einmal übersehen konnten. Flörchen schien sogleich unter allen andern, was ein blühender Pomeranzenbaum mitten unter wilden Gesträuchen scheint. Der König rief alsobald, daß diese seine Krone verdiente und Rosimond hielt sich für glüklich, Flörchen zu besizen. Man zog ihr ihre ländliche Kleider aus und gab ihr statt deren welche, die über und über mit Gold gestikt waren. In Kurzem war sie mit Perlen und Diamanten bedekt. Eine große Anzahl Damen waren beschäftigt, sie zu bedienen, sie wurde in ein prächtiges Zimmer des Palastes gebracht, das statt der Tapeten mit lauter großen Spiegeln von der Höhe des Zimmers ausgeschmükt war, damit sie das Vergnügen haben konnte, ihre Schönheit von allen Seiten zu besehen, und damit der Prinz, er mochte seine Augen hinwerfen, wohin er wollte, sie bewundern konnte. Rosimond hatte Jagd, Spiel und alle Leibesübungen aufgegeben, um ohne Unterlaß um sie seyn zu können, und

da der König, sein Vater, bald nach der Vermählung starb, so entschied nunmehr der Rath der weisen Flore, die jezt Königin geworden war, alle Angelegenheiten des Staates.

Die Königin, Mutter des neuen Königs, Namens Gronipote, wurde bald eifersüchtig über ihre Schwiegertochter. Sie war listig, boshaft und grausam. Ihre natürliche Häßlichkeit wurde durch das Alter mit einer fürchterlichen Gestalt vermehrt, so daß sie mehr einer Furie, als einer Frau ähnlich sah. Die Schönheit Flörchens machte, daß sie noch mehr aufgebracht wurde. Ueberdieß fürchtete sie sich auch vor ihrem Verstand, und überließ sich daher aller Wuth des Neides. Du hast kein Herz, sagte sie oft zu ihrem Sohne, daß du diese kleine Bäuerin geheirathet hast, und begehest die Niederträchtigkeit, sie zu deinem Abgott zu machen; sie ist so trozig, als wenn sie in dem Stand gebohren wäre, in dem sie ist. Da der König, dein Vater, sich vermählen wollte, zog er mich jeder andern vor, weil ich die Tochter eines Königs war, der eben so groß und mächtig war, als er selbst. So hättest du es auch machen sollen. Schike dieses kleine Hirtenmädchen in ihr Dorf zurük, und denke an eine Prinzessin, deren Stand sich besser für dich schikt.

Rosimond widerstand seiner Mutter oft. Aber Granipote nahm eines Tages der Flore ein Billet weg, das sie an den König schrieb, und gab es einem jungen Menschen am Hofe, den sie zwang, dieses Billet dem Könige zu bringen, als wenn sie ihm alle die Freundschaft bezeugt hätte, die sie nur für den König allein haben sollte. Rosimond, verblendet durch die Eifersucht, und durch die boshaften Rathschläge, die ihm seine Mutter gab, ließ Flörchen lebenslang in einen hohen Thurm einschließen, welcher auf die Spize eines Felsen, der aus dem Meere hervorragte, erbauet war. Sie durfte Niemand sehen, als ein altes Weib, der Granipote sie anvertrauet hatte, und die ihr alle Augenblike neue Beleidigungen in ihrem Gefängnisse zufügte.

Nunmehr erinnerte sich Flörchen an ihr Dörfchen, an ihre Hütte und an alle ihre ländlichen Vergnügungen. Eines Tages, da sie ganz niedergeschlagen die Verblendung ihrer Mutter beweinte, die lieber gewollt, daß sie eine schöne Königin und unglüklich, als eine häßliche Schäferin und zufrieden mit ihrem Zustande seyn sollte, kam die Alte und kündigte ihr an, daß der König einen Henker schikte, ihr den Kopf abzuschlagen, daß sie sich also zum Tode entschließen möchte. Flörchen antwortete, daß sie bereit wäre, den Streich zu erwarten. Der Henker, den der König auf Anrathen der Granipote geschikt hatte, kam auch wirklich, sein Amt zu verrichten; aber in dem Augenblike kam eine Frau, welche sagte, daß sie von der Königin käme, um mit Floren ein Paar Worte vor ihrem Tode zu sprechen; es war aber die Fee, welche das Unglük der Flore bei ihrer Geburt vorhergesagt, und die Gestalt dieser Dame der Königin angenommen hatte. Sie ließ Jedermann abtreten, und redete mit Flörchen allein. Willst du, sagte sie ihr, den Titel einer Königin ablegen, deine alten Kleider wieder nehmen und in dein Dorf zurükkehren? — Mit Freuden nahm Flörchen dieses Anerbieten an. Die Fee verwandelte ihre Züge gröber; kurz, sie wurde so häßlich, als sie vorhin schön und angenehm gewesen war.

In diesem Zustande konnte man sie nicht mehr erkennen, und sie ging ohne Anstoß durch alle Diejenigen hindurch, die gekommen waren, Zeugen von ihrer Hinrichtung zu seyn. Sie folgte der Fee und kehrte mit ihr nach ihrem Dörfchen zurük. Vergebens suchte man sie in allen Eken des Thurms. Man hinterbrachte diese Nachricht dem Könige, der sie vergebens in dem Königreiche suchen ließ. Die Fee hatte sie ihrer Mutter wieder gegeben, die sie unter einer so großen Veränderung nicht erkannt haben würde, wenn sie nicht davon überzeugt worden wäre.

Flörchen war es zufrieden, häßlich, arm und unbekannt in ihrem Dorfe zu leben, wo sie ihre Heerden hütete. Sie hörte alle Tage ihre Begebenheiten erzählen und ihr Unglük beweinen. Man hatte Lieder darauf gemacht, die Jedermann weinen machten. Sie fand ein Vergnügen daran, dieselben oft mit ihren Gespielinnen zu singen, und hat niemals entdekt, daß sie diejenige Person sey, die darin gemeint war.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Raritätenkasten.

Schon Mancher mag seine Unerfahrenheit theuer gebüßt haben, wenn er den ersten Schritt auf dem schlüpfrigen Boden der ernsten Welt versuchte. Um daher so manchen Verlegenheiten und Bedrängnissen vorzubeugen, wäre es nicht unbillig, den Unerfahrnen einen Blik in den innern Gang der Maschine zu vergönnen, die die große Welt in Bewegung sezt. Sie kann ganz füglich mit dem Getriebe einer Uhr verglichen werden; der allgemein beifällig aufgenommene Grundsaz, daß die Liebe vom Ich anfange, ist die Feder, welche den Gang bewirkt. Ich will den Vorhang abziehen und Jeden, der will, in den Raritätenkasten hineinguken lassen.

Eine Assemblee ohne Formalitäten. — Eine Intrigue ohne Frauenzimmer-Hilfe. — Eine Miene ohne Verstellung. — Eine Rose ohne Stachel. — Freundschaft ohne Eigennuz. — Reichthum ohne Anmassung. — Eine Pretiose ohne Launen. — Eine Kokette, ohne die Kunst mit Amors Pfeilen zu spielen. — Ein Stuzer ohne Schmetterlings-Sinn. — Eine alte Dame ohne jugendliche Gefallsucht. — Ein Kaufmann ohne Geldsinn. — Ein junger Vielwisser ohne Ansprechungssucht. — Ein schelmischer Blik, der aus keinem schurkischen Herzen kommt. — Schöne, die einander nichts auszustellen wissen. — Alte Frauen, die Geheimnisse bewahren. — Eine vornehme Dame mit fünf Kindern. — Ein Händedruk vom Herzen. — Eine Heirath aus Liebe. — Eine Erziehung nach Grundsäzen. — Großmüthige Wucherer. — Ein Freigeist aus Ueberzeugung. — Ein reiner Geist in einem reinen Leibe. — Unter englischem Tuche ein englisches Herz. — Millionen im Vermögen und Gefühl für Millionen ꝛc.

Die Waise.

Fort, um nimmer mehr zu kehren,
Ging der Vater ohne mich;
Wer wird meinen Mangel wehren,
Wer mich Heil und Künste lehren?
Ach, erbarmt denn Niemand sich!

Hier blieb ich bei Noth und Kummer,
Heule: „Vater, Vater, komm!“
Stör' der Mutter Fleh'n und Schlummer,
Und das Haus ist öd' und stummer —
Zieht man mich wohl groß und fromm?

Sorgend für die Pflicht; die Seinen
Nährend ging der Vater aus.
Und der Feind raubt ihn uns Kleinen,
Lacht den Bitten, unserm Weinen,
Läßt den Vater nicht nach Haus.

Schwarze Seele, schwarzer Heide,
Dich liebt' wohl kein Menschenherz!
Du sahst nie die Seelen-Freude,
Fühltest nie mit anderm Leide,
Stärktest nie, wo Angst und Schmerz.

Furchtbar konntest dich berauben
Deines Seyns — du standest dir;
Solltest aber doch nicht glauben,
Daß den Vater ich erlauben
Jemals, jemals könnte dir.

Ach! die Mutter ringt die Hände;
Ich noch klein und kümmerlich:
Gott, nur Hilfe, Hilfe sende,
Die Verzweiflung von uns wende —
Ach! sie naht. Errette mich.

Hast ja mit der Blüt' der Fluren,
Mit dem muntern Vogelchor
Auch Erbarmen. Liebesspuren
Tragen alle die Naturen,
Halt' auch uns die Gnade vor.

Schenk dem Sünder dein Erbarmen,
Wir verzeih'n dem Nächsten gern.
Strafe rettet nicht mich Armen,
Wenn die Feinde wir umarmen —
Dann gefällt man ja dem Herrn.

C. G. D.

Charade.

Ach! rief Franz, als er das Erste sich erworben,
Ach! das Zweite hat die Saa' mir ganz verdorben,
Ach! am Ganzen ist der König X. gestorben —
O! nur Einen noch, und fest steht meine Brüke,
Durch den Zweiten nur die Waaren schike,
An dem Ganzen geht die Junge an der Krüke.
Zweimal, merk' es dir, belehr' ich dich —
Schwerlich findest du noch heute mich.

L. R.

Ankündigung.

Der „bayerische Volksfreund“, welcher wöchentlich 4 Mal, nemlich Montag, Mittwoch, Donnerstag und Sonn-Abend erscheint, wird auch im laufenden Semester sich wieder bestreben, den Beifall der verehrlichen Leser möglichst zu steigern, und die Redaktion desselben im Vereine mit ihren zahlreichen und achtungswerthen Mitarbeitern keine Bemühung und kein Opfer scheuen, um jenes schöne Ziel zu erreichen, welches durch ein gemeinnüziges, patriotisches und für die reinste Gesittung strebendes Volksblatt errungen werden kann.

In Loko ist der Pränumerations-Preis wie bisher 1 fl. 30 kr., halbjährlich und bei auswärtigen königlichen Postämtern wird die halbjährliche Pränumeration für den

I. Rayon zu 1 fl. 48 kr.
II. „ 2 fl. 5 kr.
III. „ 2 fl. 45 kr.

entrichtet.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 29. 19. Juli 1835.

Der Gotthardsbrunnen. *)

(Eine Volkssage.)

Seht das starke Gnadenhaus im düstern Orte,
Seht die stille, hehre, lebensvolle Pforte,
Die dem Pilger, jedem Frommen ruft:
Kommt, entlastet eure Herzen
Von des Lebens Last und Schmerzen,
Senkt sie tief in diese feste Gruft.

Seht ihr, wie sich hundertjähr'ge Schatten reihen,
Euerem Gebete Salbung zu verleihen?
Doch vom Gnadenbrunnen höret mich;
An des Trostes heil'ger Stelle,
Von der hellen frischen Quelle,
Keiner beugt zu ihr vergebens sich.

Gotthard, fromm in Elternlieb' beglüket, lenket
Einmal wieder Lämmer auf die Flur und denket
Nicht, daß er wohl einst ein größ'rer Hirt';
Und an seines Dörfchens Ende
Faltet er die frommen Hände
Zum Gebete, daß ihm Segen würd'.

Er, der ungelehrte Sohn von Bauersleuten,
Will ja nicht um Rang und Ehre künstlich streiten;
Liebend Gott und Menschen, fängt er an
Jedes Werk auf frommen Wegen,
Endet es mit Dank und Segen,
Wandelt, Engeln gleich, die heit're Bahn.

„Vater! fleht er, gib uns deinen Segen,
Laß uns glüklich und die wohlgefällig pflegen
Unser Tagewerk; verlaß uns nicht!
Ach! verzeih' uns unsre Sünden,
Laß uns Gnad' und Ruhe finden,
Gib uns Lust und Kraft zur schweren Pflicht."

Und ergreift den Hirtenstab, stößt ihn zur Erde,
Daß der Lämmer Schaar zur Weid' lebendig werde,
Trifft der frischgefällten Eiche Stamm,
Wo die Kreuzeszeichen prangen, **)
Und die Wurzeln traurig hangen,
Will — doch sieh, welch' Wunder er vernahm!

Rauschend, silberhell, gewaltig treibt eine Quelle
Aus am Kreuz' von Gotthards Stab berühmter Stelle,
Schlängelt lieblich sich in's grüne Thal;
Sucht sich schnell den Weg durch Auen,
Gotthard will dem Blik' nicht trauen;
Hohes Staunen folgt ihm überall.

Gotthard weidet seine Lämmer, keine Lieder
Tönen heute von der üpp'gen Weide nieder,
Traurig kehrt er, ungewöhnlich früh,
Gleich als hätt' er Schlimm's gepflogen,
Einen andern Weg gezogen
Sieht die Mutter, fragt den Jungen sie:

*) Der hl. Gotthard, ein Bauerssohn aus Reichersdorf (vom Gottlhause abstammend, welches auch die Kapelle besorgt) der Pfarre Schwannenkirchen, wird gewöhnlich durch sein Kohlenhemd kenntlich. Die Kapelle, welche man wegen Wetterwechsel ꝛc. besucht und nur wenige thönerne Köpfe, Füße und Hände aufzuweisen hat, scheint nicht sattsam gewürdiget zu werden. Kein Prophet ꝛc.

**) Man hatte seit langen Jahren in dieser Gegend die Gewohnheit, auf den Stok (Mutterrest) die 3 Kreuzeszeichen mittelst Eisens zu tragen. Wahrscheinlich sollen sie, da beim Baumwurfe manches Unglük sich ereignet, ein Zeichen des Dankes seyn. Das Kreuzzeichen findet man übrigens noch zahllos angewendet.

Gotthard! hat dir Einer Uebles zugefüget?
Ganz was Sonderbares, mein' ich, in dir lieget;
Sag's der Mutter, welche es begehrt!
Bist du krank, hast nicht den Willen,
Hirtenpflichten zu erfüllen —
Hast du Grund, sey deine Bitt' gewährt.

„Nicht doch, Mutter! wißt ja längst mein tief's Begehren,
Euern Wunsch, ja, Euern Wink zu thun, zu ehren,
Aber Ander's, Ander's ward mir jezt;
An des Dörfchens südlich Ende
Falt' ich zum Gebet die Hände,
Wie ich's immer lieber fortgesezt;

Dann nehm' ich den Stab, zu treiben unsre Heerde,
Daß sie wieder froh und wohlgefättigt werde,
Ruf: „„Im Namen Gottes geht, nur fort!""
Stoss' zugleich auf eine Eiche —
Eine frische, schöne, reiche
Quelle rieselt aus der Stelle dort."

Staunend hört die Mutter Gotthard's Rede, sinnet,
Wie sie Licht und Zwek der Wunderthat gewinnet,
Doch sie findet nicht den Zwek, das Licht;
Spricht: „Hab' Muth, Gott hat's befohlen,
Daß wir daraus schöpfen sollen;
Anderes erklärt die Quelle nicht!"

Jahre lang — als Gotthard Niederalteich liebte,
An des Hochaltares Stufen Demuth übte, *)
Wollte man in Reichersdorf den Quell
Anderm Plaze überbringen,
Nichts half aller Rath, all' Ringen —
Nur aus alter Stelle strömt er hell.

Künstlich gräbt man um, als währen Gold und Leben
Tief im Eichenwurzelwerk, im Brunnen zu erheben,
Bohrt und leitet — nichts gedeiht der Müh';
Nur aus immer gleichem Strahle
Sprudelt sie zum schönsten Falle,
Sie, die Gotthard'squelle, sie.

*) Gotthard sollte einst Kohlen zum Räuchern holen, vergaß aber das Pfännchen im Eifer seines Ministeriums. Da sprach er „In Gottes Namen" und nahm die glühenden Kohlen in's Chorhemd, und sieh, es verbrannte nicht. So soll er auch, da Niederalteich leicht überschwemmt wird, öfters trokenen Fußes über die Donau gegangen seyn.

Und man läßt sie ungestört durch Thal und Fluren
Treiben, Keiner ahnt im Gründer heil'ge Spuren,
Niemand denkt, wenn er daraus genoß,
Daß durch Knabenbitt' und Flehen
Quellen auf den Schlag entstehen,
Auf dem Berge, in der Eiche Schooß.

Aber bald ward Gotthard groß an Ehr und Bürde, *)
Weit verbreitet sich die Heiligkeit und Würde,
Und man sieht, warum der Quell entstand:
„Soll vom frommen Abte zeugen,
Wenn die Lippen von ihm schweigen,
Wenn dereinst sein Geist im bessern Land."

Und ein Kirchlein über jener heil'gen Stelle
Zeigt dem Pilger, jedem Frommen jene Quelle.
Tausende besahen sie; gestillt
Haben sie den Durst, die Herzen
Haben abgelegt die Schmerzen,
Haben Glük am Gotthard'squell gefühlt.

L. M. A.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Mit eben so großer patriotischen Freude, als geziemender Ehrfurcht und gebührender Schüchternheit verbreite ich auch durch diese Zeitschrift die auch dem rationellen Landwirthe besonders gewiß sehr angenehme Nachricht, daß sich die k. b. Akademie der Wissenschaften entschlossen hat, eine ihrer Tendenz, ihren dankbarst anzuerkennenden Bestrebungen und ihrer hoch wissenschaftlichen Stellung entsprechende und zusagende Zeitschrift von dem kirchlich und historisch wichtigen Monate Oktober h. Js. anfangen, herauszugeben. Daß auch dabei durch Mittheilungen aus dem Gebiete der Naturkunde und Naturforschung, aus der Mechanik, Mathematik, Hydraulik, aus der Physik und der Chemie, aus dem Bereiche damit verwandter Wissenschaften und Künste ohne Zweifel auch die Landwirthschaft, Künste und Gewerbe ꝛc. gewinnen werden, läßt sich mit zuversichtlicher Hoffnung erwarten, und wir wollen Gott, dem Segner ächter Weisheit, und wahrer Gelehrtheit und Auf-

*) Gotthard wurde in mehreren Klöstern Abt, hatte gegen die gesunkene Klosterzucht zu kämpfen und wurde öfter von seinen Standesgenossen in seiner Frömmigkeit sehr betrübt und beunruhigt.

klärung, wohin ich in einem bezüglichen Aufsaze im bayerischen National-Blatte v. J. 1821 hindeutete, und wir wollen, sage ich, dem Allmächtigen vertrauen, daß er den mild erquikenden Thau seiner Vatergnade sanft auf die Auen menschlicher Weisheit, und zu seiner und der Kirche Verherrlichung, zur Wonne Ludwigs und zum Heile unsers Vaterlandes erbarmend herabträufle! — Vielleicht werden auch einmal jene meine Grund-Ideen, in tiefester Submission in Nro. 276 des Münchner Tagblattes v. J. 1832 ausgedrükt, einer hochgnädigen Erwägung gewürdiget! Merkwürdig ist es übrigens denn doch, daß alle Akademien der Wissenschaften fast übereinstimmend, die Landwirthschaft ganz vorzüglich, mit ihrem Beistande größtentheils, oder gar ganz ver- und wie eine Waise stehen ließen, als leztere durch eigene Vereine großjährig und mündig geworden zu seyn schien; wie die alten Vögel-Eltern ihre Vögelchen sich selbst überlassen, wenn sie merken, daß ihre Jungen sich allein helfen können. Allein dieses hätte doch nicht so ganz unbedingt geschehen sollen. Wer übrigens den Zwek des Bundes der Gnade und des Siegels so recht in Geist und Gemüth hineindrüken und dort aufbewahren will, der behalte des Jesuiten Binet „Kornähre" und die Lehre der katholischen Kirche vom Brode des Himmels 2c. recht aufrichtig im Gedächtnisse und im Herzen, und es wird ihm, ohne an der Menschenvernunft anzustossen, klar werden, daß ein Volk nur dann wahrhaft glüklich ist, wenn es zu Gott hingeführet, auch nur von dem nemlichen Gotte, und ohne Abbruch mit lieblicher Nahrung versehen wird, und wenn alle Maßregeln der Kirche und des Staats einzig nur und allein dahin gerichtet sind, der Nation den Weg zum Himmel und zu Gott, auf stets fetter Weide, zu bereiten und zu sichern. (Genes. 41, 55.) Wem ich jezt noch allenfalls zu dunkel seyn sollte, den bitte ich in Ergebung, jenes Gebet zum heil. Joseph, den Nährvater Jesu Christi, zu lesen, welches in den leider zu wenig bekannten und zu wenig verbreiteten Gebetbuche, betitelt: „die allerbesten Gebete, welche von Sr. päbstl. Heiligkeit Pius VI. erklärt und ausgelegt worden sind", und herausgegeben von dem würdigen Herrn Michael Joseph Zimmermann, Kuratbenefiziat zu St. Peter in München 2c. Seite 468, enthalten ist, und der Bund der Gnade und des Siegels mit seiner Tendenz wird sodann und alsogleich im vollsten Lichtglanze vor Augen stehen! Sprüche Salom. I—IV. Kap. Sap. II et VI, XI. Kap.

Einsichtsvolle und zugleich unparteiisch denkende Männer finden die in der katholischen Zeitschrift Sion (Februar-Heft h. Js.) ausgedrükte Beschwerde der katholischen Geistlichkeit in Beziehung auf Pfarr-Fassionen vollkommen recht. Man erwartet in mehrfacher, dem Vaterlande und der Menschheit nüzlich werden könnender Hinsicht von dem einstigen Landpfarrer eine wissenschaftliche Vorbildung, der auch später nachgeholfen werden kann, und muß. Sed sapienti pauca. Möge daher dießfalls die geeignet entsprechende Hilfe kommen! Bei solchen Veranlassungen bewundert man, so zu sagen, ordentlich die Einigkeit, welche in England zwischen Kirche und Staat, Staat und Kirche obwaltet, und welche Einigkeit selbst in den dortigen Stände-Versammlungen keine Störung 2c. zu erfahren hat.

Umsichtige Schafzüchter mögen auch, und das gewiß nicht ohne Recht, daß die Schafe anders im Frühjahre, anders im Sommer wieder und wieder anders in den übrigen Jahres-Zeiten gehütet und geweidet werden sollten, und daß ein guter Schäfer die genaueste Kenntniß der nüzlichsten und schädlichsten Pflanzen sowohl, als des Grundes und Bodens besizen müsse, wenn je die Schafzucht gedeihen soll; denn andere Weidepläze müssen die Schafe bei Regenwetter, andere bei brennender Hize erhalten, auch ist ihnen der von der Sonne unabgetroknete Thau und Reif u. s. w. höchst schädlich. Doch über dieses Alles wird uns seiner Zeit schon der k. Staatsinspektor Herr Enslin zu Waldbrunn in seinem bereits angekündigt worde-nen Werke über die höhere Schafzucht und ihre Vortheile mit besonderer Rüksicht auf Bayern Rath und Belehrung ertheilen. Sonderbar ist es übrigens überhaupt, daß die Landwirthe noch nicht zu der Ueberzeugung kommen konnten, dem Wiesenbau eine solche Richtung, Einrichtung und Wechsel zu geben, um jede Viehgattung mit dem ihr

allein behaglichen und eigenen Futter zu versehen; wie doch diese so ersprießliche Regel bei öden und unkultivirten Streken Landes von der Mutter Natur selbst so genau alle Jahre befolgt wird. Nur höchst nüzlich für die Landwirthschaft müßte es auch werden, wenn uns angestrengte und belohnt wordene Bemühungen fleißiger Landmänner von Zeit zu Zeit öffentlich kund gegeben würden, wie z. B. eine nüzliche Grundverbesserung Seite 115 (wenn ich nicht irre) des Salzburger Intelligenz-Blattes v. J. 1808 nachweiset.

Gold, Silber und Geld.

Diese drei an sich verschiedene Dinge machen in der Hauswirthschaft wichtige Gegenstände aus. Warum? wissen wir Alle, aber es gibt dabei denn doch auch so Manches zu bedenken, was an sich nicht ohne Interesse ist. So z. B. gilt die Frage: wie viel Geld auf der Welt sey? ob es zu- oder abnehme? wie viel Gold oder Silber nicht in Münze, sondern in etwas Anderm verarbeitet wird. Ein Engländer hat sich die Mühe genommen, diese Fragen zu beantworten. Wenn er nun auch den Nagel nicht auf den Kopf trifft, sich um einige 100 Ztr., oder etliche Millionen Gulden verrechnet, so thut dieß nicht viel in der Sache, es wird darum weder mehr noch weniger, wir können uns doch ein Bild über diesen so wichtigen Gegenstand verschaffen.

Wir übergehen die frühern Geldperioden und richten unsere Aufmerksamkeit auf die neueste Zeit und zwar vom Jahr 1809 an, von welcher Zeit die Bergwerke in Amerika anfingen, weniger Ausbeute zu geben. Es sollen nur 1009 Millionen gewonnen seyn. 37 Millionen gaben Europa. Rußland brachte 250 Millionen. Im Ganzen sollen von 1809 bis 1829 neu in Umlauf gekommen seyn 1300 Millionen. Ob diese die Rothschilde einkassirt haben, können wir nicht wissen.

Ueber den Verbrauch edler Metalle in dieser 20jährigen Periode gibt der Engländer viel Interessantes. Gegen 100 Goldschläger, welche die zur Vergoldung auf Holz, auf Buchbinderarbeit :c. dienlichen Goldblätter bereiten, verarbeiten jährlich 16,000 Unzen Gold in Blättchen. Für Vergoldung der Knöpfe gehen jährlich 21,800 Unzen Gold auf. Eine Menge von Spielzeug und kurzer Waare wird mit Vergoldung versehen, und dafür braucht man nicht weniger als 31,000 Unzen, zum Goldplattiren 2600, zum Vergolden des Porzellains 5200 Unzen. Hierbei darf man nicht vergessen, daß fast bei allen diesen Anwendungsarten das Gold wirklich verloren geht.

Das meiste Gold wird aber zum Schmuk verarbeitet, und seit man Mittel gefunden hat, mit sehr wenig Gold welchen zu fabriziren, ohne daß man ihm das ansieht, hat sich dieser Luxus-Artikel sehr tief herab in den Ständen verbreitet. Ferner hat man die Kunst erfunden, mit Gold, wie mit Silber zu plattiren, und man macht jezt Schmuk, der blos auf der Oberfläche von Gold ist. Bei alle Dem hat unter den Wohlhabenden die Nachfrage nach ächtem feinen Schmuk durchaus nicht abgenommen. Es werden jährlich in Großbritannien über 14,700 goldene Uhren probirt, und der ganze jährliche Verbrauch an Gold beläuft sich auf 407,440 Unzen, welche über 20 Millionen Gulden werth sind.

Was das Silber betrifft, so führen wir nur beispielweise an, daß in England jährlich über 240,000 Uhren verfertigt und 750,000 Unzen Silber nur zu Pferdegeschirr verwendet werden. Es ist klar, daß im leztern Falle das Metall durch das Scheuern nach und nach ganz verzehrt wird. Im Ganzen werden über 3,380,000 Unzen Silber im Werthe von 10 Millionen Gulden verarbeitet, und somit wird im Ganzen für mehr als 30 Millionen edles Metall in England jährlich zu andern Zweken, als zu Münze, verarbeitet.

In andern Ländern ist die Verwendung des edlen Metalls, wie in Britannien größer geworden. Ueberall sieht man ungleich mehr Uhren und Schmuk; silberne Tafelgeräthe findet man jezt in allen Orten und den meisten Familien in kleinen und großen Städten, und selbst in Wirthshäusern auf dem Lande. Die Masse von edlen Metallen, welche Goldschmiede, Jubeliere und Uhrmacher jährlich in Frankreich verarbeiten, schlug der Minister Chaptal schon im Jahre 1819 zu mehr als 14½ Millionen Gulden an. — In

der Schweiz, wo verhältnißmäßig so viel Uhren und Schmuk fabrizirt werden, kann man den Werth des jährlich verbrauchten Goldes und Silbers auf mehr als 4 Millionen schäzen.

Kurz, unser Engländer schlägt die Masse des Goldes und Silbers, welches jährlich zu Schmuk und Geräth auf dem Continent und in Amerika verarbeitet wird, auf 74 Millionen Gulden an.

Kommen wir nun an die Geldrechnung, so möchten Einem wieder die Haare zu Borsten werden. 25 Millionen sollen jährlich nach Asien gehen, ohne daß davon etwas zurükkommt.

1809 soll die ganze Geldsumme 4750 Millionen Gulden im Umlauf gewesen seyn. 1830 sollen troz Dem, was neu gemacht ward, nur 3960 Mill. fl. im Umlauf gewesen seyn. Also wäre die Geldmasse um $\frac{1}{6}$ weniger geworden.

Wir wollen nicht weiter rechnen, es könnte sonst der lezte Thaler in Gefahr kommen.

Ueber die Entstehung des Thaues.

Daß der Thau durch Ausdünstung der Erde entstehe, ist eine Meinung, die nicht allein der gemeine Mann, sondern auch viele der gebildetern Klasse annehmen, und dennoch möchte sein Ursprung mit mehrerer Wahrscheinlichkeit in etwas ganz Anderm gesucht werden müssen. Legt man einen Stein, ein Brett u. s. w. in Nächten, wo es thauet, auf die Erde, so findet man des Morgens die Oberfläche desselben befeuchtet, da hingegen der untere aufliegende Theil troken geblieben ist; dünstete die Erde aus, so würde dieß umgekehrt seyn. Durch den Thau werden Pflanzen erquikt, die nach der obigen Meinung, besonders bei dauernder Dürre, vielmehr absterben würden. Hohe Bäume sind so gut bethauet als die niedrigste Staude; ja, Steinfelsen, aufgebaute Holzstösse, Gebäude u. s. w. überzieht der Thau eben so als die glatte Erde. Nach anhaltender trokner Witterung bemerken wir ihn nicht weniger als nach vorangegangener Nässe. Sollten diese Thatsachen nicht schon hinlänglich seyn, die Quelle des Thaues worin anders zu suchen, und uns nicht zugleich auf den Gedanken bringen können, daß er, statt von unten herauf, vielmehr von oben herab sich neige? Er entsteht bekanntlich am Meisten in kalten Nächten nach heißen Tagen. Die Atmosphäre troknet immerfort feuchte Stellen, entzieht ihnen das Wasser in Dunstform und verbindet sich damit (chemisch oder mechanisch?). Dieß geschieht in desto größerer Quantität (unter übrigens gleichen Bedingungen: Bewegung, Feuchtigkeit der Luft), je wärmer sie ist. Die während der warmen Tageszeit aufgelöste und in Dunstform aufgenommene Summe von Feuchtigkeiten kann die kältere Luft des Nachts nicht mehr aufgelöst erhalten, und ein Theil senkt sich daher, als ein feiner Dunst, wieder nieder. Der Thau ist also ein Niederschlag des bei der Tageshize verdünsteten Wassers. Wahrscheinlich hat auch die Elektrizität der Luft hier noch Einfluß. S.

Hausmärchen.

Schönchen und Weischen.

Anna, eine Wittwe, die nichts in der Welt weiter besaß, als eine kleine Hütte, in einem armseligen Dorfe, hatte zwei Töchter. Schönchen, die älteste, war von einer ganz außerordentlichen Schönheit. Sie suchte sich auch dieses Geschenks der Natur würdig zu machen, indem sie es auf alle mögliche Art zu erhalten suchte und ihre einzige Sorge seyn ließ, ihre Schönheit durch den ausgesuchtesten und niedlichsten Puz zu erheben. Ihre jüngere Schwester Weischen hingegen war eben so häßlich, als jene schön war. Ja, so häßlich war sie, daß auch ihre Mutter glaubte, eine boshafte Zauberin habe ihr dieses Kind statt ihrer Tochter unterschoben. Sie hielt sie also für einen Wechselbalg, und ging in dieser Betrachtung immer sehr übel mit ihr um. Schönchen litt ihre Schwester zwar um sich, aber nur in der Absicht, ihre eigene Schönheit in Gesellschaft dieses so unförmlichen Gesichts desto mehr hervorstechen zu machen. Bei diesen Umständen kann man wohl denken, daß das arme Weischen äußerst unglüklich war. Da man sie überall verachtete, so sah sie sich selbst mit Verdruß u. Abscheu an, ohne den geringsten Trost in sich selbst zu finden, als allein die Hoffnung, daß der Tod, den sie sehnlich wünschte, sie von diesem Elend befreien würde.

Eines Tages ging sie ganz allein in einem kleinen angenehmen Gehölze, das nahe bei ihrer Wohnung lag, spaziren. Hier überließ sie sich ganz ihren betrübten Gedanken, sezte sich endlich unter einen Baum, fing bitterlich zu weinen an, und beklagte ihr betrübtes Schiksal, das sie durch alles Nachsinnen nicht erträglich zu machen wußte. Als sie so da saß, kam eine alte Frau auf sie zu, und Weischen wurde sie nicht eher gewahr, bis sie vor ihr stand, und sie recht freundlich grüßte. Worüber weinest du, armes Mädchen? sagte die Alte, entdeke mir dein Unglük, vielleicht kann ich dir helfen. Ach Mutter! ihr könnt mir nicht helfen, antwortete Weischen. Seht mich nur an, mein Uebel ist unheilbar. — Und darauf erzählte sie ihr aufrichtig ihren Zustand.

Deine Umstände sind freilich böse, versezte die Alte, denn ein Mädchen, das häßlich und arm ist, ist ein sehr unglükliches Geschöpf. Allein ich weiß doch zwei Mittel, die wenigstens deinen Zustand erträglich machen können, wir wollen sie versuchen. Hier habe ich ein Buch, in diesem wirst du Alles finden, was du zu wissen verlangst, du mußt es aber sehr sorgfältig verwahren und verbergen, denn nach vier Wochen, so lange will ich dir es lassen, mußt du es mir hieher bringen, und dann will ich dir so viel Geld geben, als du verlangst, und als du nöthig zu haben glaubst, dir einen Mann zu erkaufen, und bequem leben zu können. Weischen nahm das Buch mit vielem Dank an, und empfand zum Erstenmal einigen Trost und Hoffnung. Sie versprach der guten Alten, es zu bestimmter Zeit wieder zurük zu bringen, und ging nach Hause.

Ihre Mutter empfing sie mit heftigen Schelt-Worten, und befahl ihr, sich den Augenblik fortzupaken, und ihr nicht wieder vor die Augen zu kommen. Weischen wurde darüber ungeduldig, nannte ihre Mutter grausam und ungerecht, lief zur Thüre hinaus, und schlug sie mit der größten Heftigkeit hinter sich zu. Sie ging hierauf in ihre Kammer und schloß sich ein, um ungestört weinen zu können.

Nach einigem Nachdenken fiel ihr das Buch ein. Sie schlug es auf, und siehe da! es waren alle Blätter leer. Ach, rief sie aus, die Alte hat mich zum Besten gehabt. Wenn auch nichts weiter in diesem Buche stände, als wie ich die Gunst meiner Mutter gewinnen könnte, so wollte ich gern zufrieden seyn. Indem sie bei diesen Worten die Augen abermal auf ihr Buch warf, fand sie Folgendes: „Sey geduldig, gefällig und arbeitsam."

Sie erstaunte, als sie dieses erblikte, und erschrak zugleich, da sie nach einer ganz kurzen Ueberlegung wohl einsah, daß ihre bisherige Aufführung Dem, was ihr hier vorgeschrieben wurde, gänzlich zuwider gewesen war. Allein sie faßte auch in diesem Augenblik den Entschluß, diesen Lehren genau nachzukommen. Zu dem Ende verwahrte sie ihr Buch und ging hinunter, um ihre Mutter aufzusuchen, und sie um Vergebung zu bitten. Es gehörte freilich viel Zeit dazu, ehe sie den Endzwek, ihrer Mutter Liebe zu gewinnen, erhalten konnte. Allein durch ihre unermüdete Geduld und ernstliche Sorgfalt, in wirthschaftlichen Dingen ihrer Mutter Alles zu erleichtern und zu überheben, hatte sie es doch, als die vier Wochen vorbei waren, so weit gebracht, daß ihr seit acht Tagen ihre Mutter nicht allein kein einziges Mal übel begegnet hatte, sondern auch seit drei Tagen ganz liebreich und freundlich mit ihr umgegangen war. Denn diese sah wohl ein, daß ihr dieses Mädchen wegen ihrer Geschiklichkeit und Arbeitsamkeit in der Folge unentbehrlich seyn würde, weil ihre andere Tochter gar nichts arbeiten konnte noch wollte.

Weischen war sehr betrübt, da die Zeit kam, daß sie der Alten das Buch zurük bringen sollte. Sie saß die ganze Nacht vorher noch auf, und unterrichtete sich in allerlei nüzlichen Dingen, die sie zu wissen verlangte, und schrieb sich Alles sorgfältig auf. Den andern Tag, da sie mit ihren Geschäften fertig war, bat sie ihre Mutter um Erlaubniß zu einem kleinen Spazirgange, und da sie diese erhielt, lief sie aus allen Kräften nach dem Gehölze zu. Sie war nicht weit gekommen, so begegnete ihr schon die Alte.

Das ist gut, meine Tochter, sprach sie, daß du Wort hältst. Gib mir das Buch, ich will dir große Schäze dafür geben.

Ach, liebe Mutter! sagte Weischen, ich bin

Euch tausend Dank wegen des Buchs schuldig. Aber wenn Ihr nicht böse würdet, so bäte ich Euch, es mir gar zu schenken, oder wenigstens noch auf einige kurze Zeit zu leihen.

Mädchen! du stehst dir selbst im Lichte, gab ihr die Alte zur Antwort; höre einmal: ich will dir einen kostbaren diamantnen Schmuk schenken, und überdieß einen Beutel, der die Eigenschaft hat, daß, so oft du die Hand hineinstekest, du allemal so viel Geld herausnehmen kannst, als du verlangst. Bedenke nur, wie reich du werden kannst, und daß dieses das einzige Mittel ist, dir einen Mann zu verschaffen. Aber das Buch mußt du mir zurük geben, denn beides zugleich kann ich dir nicht lassen. Wähle nun, was du willst. Sie wies ihr dabei den Schmuk.

Gutes Mütterchen! sagte Weischen hierauf, ich habe schon gewählt. Ueberleget nur selbst, daß dieser kostbare Schmuk einem so häßlichen Mädchen, als ich bin, sehr übel lassen würde, und daß ich durch alle Schäze der Welt nicht die Liebe eines feinen Mannes für meine ungestalte Person erkaufen kann, gesezt auch, daß ich einen durch mein Geld nöthigte, mich zu heirahten. Ich würde also immer unglüklich seyn. Wenn Ihr mir aber das Buch schenket, so macht Ihr mich auf meine ganze Lebenszeit glüklich, weil ich Alles darin finde, was mich Andern erträglich machen, und mir zu einer beständigen Gemüthsruhe verhelfen kann.

Laß dich umarmen, meine, Tochter, sagte die Alte. Behalte diese Gesinnungen. Bei solchen Grundsäzen kannst du niemals unglüklich seyn. Laß dir den Gedanken, zu heirathen, nie in den Sinn kommen. Behalte das Buch als dein Eigenthum, und sey zugleich meines Schuzes und Beistandes versichert. Entdeke Niemanden, was dir hier begegnet ist, denn deine Mutter und Schwester würden nicht zufrieden seyn, daß du das Geld ausgeschlagen hast.

Die Alte verschwand, und Weischen lag noch eine gute Weile, voll fröhlicher Bestürzung über diese Erscheinung auf ihren Knieen. Ihr Herz war von Dankbarkeit und von einer Zufriedenheit durchdrungen, die den Sterblichen kein Glük in der Welt, sondern die Tugend allein geben kann.

Oekonomische Vortheile für Stadt und Land.

Es ist sehr anzurathen, Schweine, die an der Bräune gestorben sind, tief in die Erde zu scharren, damit nicht die Hunde, besonders die Hirtenhunde, davon fressen. Sie werden durch diesen Fraß beißiger, und Rind- und anderes Vieh, das alsdann von ihnen gebissen wird, erkrankt und stirbt nach wenigen Tagen.

Wenn man von Bienen oder Wespen gestochen ist, so muß man, falls der Stachel steken geblieben, solchen so fort heraus ziehen, und alsdann die Stelle, wo der Stich geschehen ist, mit Honig bestreichen. Auch kann man statt Honig des Ohrenschmalzes sich bedienen, welches in diesem Falle sehr gute Dienste leisten soll.

Von den unangenehmen Hausgrillen befreiet man sich, wenn man ihnen dik gekochte Erbsen, mit Hinzumischung einer kleinen Quantität Ofen-Schwärze, die bei jedem Töpfer für wenige Pfennige zu haben ist, des Abends in die Küche, oder wo sie sonst sich aufhalten, hinsezt. Sie fressen gern davon und sterben nachher.

Die Dänen pflegen, wenn ein Pferd verwundet und eine starke Entzündung dazu geschlagen ist, sich folgenden Mittels zu bedienen, um die Hize heraus zu ziehen. Sie nehmen Thon und weichen ihn wenigstens zwölf Stunden lang in starken Essig ein, dann legen sie ihn auf die Wunde, wonach sich die Geschwulst in kurzer Zeit völlig verliert und baldige Heilung erfolgt.

Um sich ein frisches Getränk zu verschaffen, verfährt man in Ungarn folgender Massen: Man gräbt auf dem freien Felde eine Grube, so daß das darein gesezte Gefäß mit Wein oder Wasser der Oberfläche des Erdbodens gleich ist, bedekt das verschlossene Gefäß leicht mit Erde, und zündet über demselben ein Strohfeuer an; so wie dieses abgebrannt ist, nimmt man das Gefäß heraus, da dann die darin enthaltene Flüssigkeit eiskalt ist.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Philosophische Bemerkungen über Kleider und Kleidersachen.

1. Der Mann läßt den Schneider holen, wenn das alte Kleid zerreißt; — die Frau — wenn sie sich seit einem ganzen Monat kein neues hat anmessen lassen.

2. An dem Manne, wenn er auch ganz neu ausgestattet aus den Händen des Schneiders kommt, soll doch eigentlich das Kleid nicht als Zierde erscheinen: er soll nicht zum Bewußtseyn kommen, daß der Kleiderkünstler an ihm war, er soll gut angezogen seyn, ohne es zu laut zu scheinen. — Aber das Weib darf allerdings sich durch das Kleid geschmükt darstellen.

3. An dem Manne sieht man durch den Körper auf die Seele, und man will bei diesem Durchblik nur nicht durch Ekligtes und Geschmakloses gestört seyn. Bei dem Weibe soll, wie von Innen die Seele, so von Außen die kunstreiche Hand des Schneiders den Leib verschönern und verherrlichen.

4. Der Herrenschneider soll nicht zu viel Arbeit haben, denn der Mann darf lange in dem nemlichen Roke erscheinen, ein öfterer Wechsel deutet auf unmännliche Kleiderliebe. Aber der Damenschneider nähe Tag und Nacht. Das Weib darf viele Kleider besizen. Es bleibt dem Ehrherrn überlassen, wie er diese Forderungen des Geschmakes, die meistens auch die der Ehefrau und der Tochter ist, mit seiner Börse in Uebereinstimmung bringt.

5. Ist nicht eine hübsche Frau in jedem Kleide eine andere; hüllt nicht jedes Gewand das süße Räthsel ihres Körpers für die Männerwelt in andere reizende Ausdrüke, und varirt die Melodie ihrer Form auf eine angenehme Weise? Auch fordert man bei ihr in Rüksicht der Reinlichkeit fast das Unmögliche und ihr holder Leib soll immer in dem angenehmen Duft der frischgewaschenen Hülle schweben.

6. Alte und sonst nicht wohlgestaltete Frauen machen sich durch zu modischen Puz lächerlich, und doch schiken sie so häufig nach dem Schneider, und fordern für neueste Stoffe neuesten Schnitt. Sie sollten sich den Männern gleich stellen, und Alles unterlassen, was die Aufmerksamkeit zu stark auf den Körper leitet. Je einfacher dergleichen Personen sich kleiden, desto eher können sie mit jungen Wohlgebildeteren in Gesellschaft gleichen Schritt halten, ja, durch Etwas, was keine Nadel leistet, durch ausgebildete Umgangstugenden, diesen oft sogar den Rang ablaufen.

7. Unter den Kunden der Schneider ist ein Frauenzimmer, das sich auf Anzug und Puz aus dem Fundamente versteht; sie gehorcht aber nicht unbedingt jeder Mode, sondern sie wählt stets Dasjenige, was die kleinen Mißverhältnisse ihres Baues ausgleicht und dekt, die lebendigen Mode-Journale — (jede Stadt hat solche) — meinen es in diesem Betracht oft sehr übel mit sich selbst. Die schmalgesichtige Agnese macht ihr Antliz durch eine Spizenhaube, die sich ganz nach demselben zieht, zu einem abscheulichen Oblongum. Es läßt nicht anders, als gukte sie aus dem innern Hohlspiegel eines Vorlegelöffels heraus. Die rothwangige volle Marie coeffirt sich mit einem Strohhute, dessen ungeheures Dach sich wie ein Truthahnschweif um ihr Gesicht herumstülpt, und so gleicht sie dem Vollmonde mit einem Hofe. Die kleine Rieke ist kaum so hoch als ihr Kopfpuz. Sie muß aber auch jedem starken Winde ausweichen, weil er sich darin fängt, und sie umzuwerfen droht. Cordula mit dem großen Busen gefällt sich darin, mit der Freigebigkeit der Natur groß zu thun, und Das, was schon an den äußersten Grenzen der Schönheit liegt, vollends enorm und excessiv zu machen. Der auf ihr Verlangen zu solchem Behufe verfertigte Schnürleib ist ein wahres Muster dieser Art von Befestigungskunst. Er enthält ein Sparrwerk von Wallfischkraten und der Schneider mußte ein ganzes solches Meerungethüm plündern, um sie zu einem auf dem Lande zu machen. Ihre hagere Schwester Esther weiß sich gar nicht zu kleiden; es will ihr aber auch das Schönste nicht recht stehen. Was die Natur an ihr im Fleisch gespart hat, das sollte sie durch Zeug ersezen; Puffen und Falbeln sollten Muskelsurrogate werden. Seit einiger Zeit scheint sie aber durch Ausschnitt und Verkürzung, dem compendiösen Anzug im Stand der Unschuld — der doch nicht der ihrige ist — zuarbeiten zu wollen. — Da ihr aber der beste Zugehör zur Kleidung, der den Schneider zum reichen Manne machte, wenn er ihn liefern könnte, nemlich hübsches, rundes Fleisch fehlt, so scheucht diese neue Eva in jedem jungen Adam, dem sie den Apfel reichen will, den alten zurük.

Charade.

Wenn des Hirten Lämmer springen
Auf den üpp'gen Wiesenplan,
Wenn die Streiter wüthig ringen,
Greifen sie das Erste an.
Auch dem Knaben wird's gegeben,
Daß er finde seine Bahn:
Manchem rettet es das Leben;
Weh, wer's nicht gebrauchen kann.
Hat der Fremde denn verloren
Geld und Gut, daß er es nahm?
Nein, das Zweite ward geboren
Ihm, der stets so hurtig kam.
Hat schon Kraft und Rath bekommen,
Daß er meide jenes doch;
Aber dieß ward nicht genommen,
Darum liebt er jenes noch.
Und das Zweite zu vermehren
Sezte man das Erste d'ran.
Möge Gott den Wunsch gewähren,
Daß ich Beides meiden kann.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:
Schlagfluß.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 30. 26. Juli 1835.

Inhalt: Der Weinkeller. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Einsalzen des Heues. — Woraus bestehet das Düngesalz und wie wird es bereitet? — Gedanken eines Vierzigers am Johannistage.

Der Weinkeller.

Einen guten Theil unserer Pilgrimschaft hatten wir zurükgelegt, drükend sengte die Hize und Last des Tages; noch weit war die Wüste, noch fern die Heimat; und herzlich sehnten wir uns nach einem Labetrunk und einem schattigen Dache. — Da ertönte urplözlich eine freundliche Stimme: „Auf, fördert die Schritte ihr Wanderer schnell; der Dürstenden harret ein labender Quell!“ Still blikten wir uns um, und siehe, da standen wir vor dem Eingange einer Cisterne. „Nur herein, ihr Herren, nur herein, offen steht mein Keller für Jeden; eine köstliche Fülle geistig-kräftigen, süssen und bittern Weines quillt hier, und nicht leicht dürftet ihr so interessante Gesellschaft finden.“ — Höchst willkommen war uns diese Einladung, und unbefangen folgten wir der Stimme des räthselhaften Alten, dessen Antliz mir höchst fremd war; aber nicht ohne heimlichen Schauer traten wir hinab in den tiefen, tiefen, dunkeln Felsenkeller. Lautlos war die weite Halle. Vergeblich sahen wir uns nach Gesellschaft um; kein Menschenangesicht war zu sehen; wohl aber lispelten wie stille Geisterstimmen rauschende Wasser aus unterirdischer Ferne. Ganz unheimlich ward uns zu Muthe. Da erhellte sich allmählig die Dämmerung, immer lichter und lichter wards, und rings an den inneren Felswänden erschienen zahllose Gemälde sonderbarer Art. Gestalten alter Zeit und Wunder blikten ernst und bedeutsam auf uns herab und riefen: „Leset uns!“ Lächelnd weidete der Alte sich an unserer Beklommenheit, führte uns schweigend vor eines der Gemälde, und berührte dasselbe mit seinem Stabe. Und sieh, da entfaltete sich ein schneeiges Linnen gleich einem Vorhange; das faßte uns fest in die Augen, und rief mit gellendem Tone: „Wo kommet ihr her?“ — Ei, der unbescheidenen Sitte! sprach ich. Doch die Stimme versagte mir, und der wunderbare Vorhang sprach selbst sich Antwort auf seine Frage: „Aus einem Meere ohne Port; aus einer Heimat ohne Ort; aus einer Wohnung ohne Raum; aus einer Waldung ohne Baum; aus einem Quell, der nimmer fließt; aus einer Stadt, die nirgend ist. Aus Nichts!“ Wir erblaßten.

Mit unbeschreiblich holdseligem Blike schwebte in dem Augenblike eine hohe Graziengestalt von dem Urbilde herab, und kaum hatte sie den Boden berührt, so sprühete ein perlender Nektarquell empor. In einem goldenen Becher reichte sie mir und dem Gefährten den köstlichen Labetrunk. Ohne Zögerung thaten wir Bescheid und tranken in langen Zügen; aber nicht ohne einige Befremdung über die Täuschung, sprach mein Blik zu dem Gefährten: Wein ward uns verheißen, und eitel Wasser uns kredenzt. Doch dieser, ganz in das Anschauen der himmlischen Gestalt verloren, hatte sich selbst und Alles ausser sich vergessen. Der Quell aber sprudelte: Reinigend ist die geheiligte Fluth; reiniget früher des Herzens Gefäß: wollet ihr kosten den trefflichen Kelch, welcher berauschend die Herzen entzükt. Aus den krystallischen Fluthen erschuf Gott die befiederten Segler der Luft; feierlich sangen die Chöre Ihm Preis. Königlich schwang sich der Adler empor, schwebte der stattliche Reiher hinan; flötend erschallte der Nachtigall Schlag, wirbelnd der Lerche beflügeltes Lied; schmetternd des Emmerlings lauter Gesang. Jubelnd nun singen in himmlicher Lust, alle dem Herrscher, dem Ewigen, Preis. — Neugeboren

entflieget auch ihr meinen Fluthen, daß ihr als wahre Sänger des Himmels mit schneeigen Flügeln empor schwebtet und dem Herrn ein neues Lied sänget. Denn was frommt all euer Dichten, Richten, Sorgen, Borgen, Laufen, Schnaufen, Schauen, Bauen, Schreiben, Treiben? Nur in die Tiefen ziehen die Lasten; werfet sie ab, bei der Quelle zu rasten; flügelt die Seele, reinigt die Kehle; trinket des Weines, der Alle erquikt, welche von Mühen und Arbeit erdrükt. — Ihr sollt aber trinken wie die Vögelein, die nach jedem Trunke das Haupt zum Himmel emporheben.

Indeß ward die wunderliebliche Gestalt unsern Augen entschwunden; immer höher und höher hatte der Vorhang sich aufgerollt, und aus dem Hintergrunde des Gemäldes war ein sanftes Ruhebettlein hervorgetreten, in welchem ein friedlicher Greis seiner Verklärung entgegenharrete, und uns ein freundliches Willkommen rief. Stumm fragte ihn unser Blik. Er aber antwortete: Ich bin ein Praktikant der Geduld, und lasse mir den Wein hier wohlschmeken. Auch ich war müde und krank, als ich hier anlangte; es hat sich aber bedeutend mit mir gebessert. Fasset nur Muth, Freunde; ihr werdet der Erscheinungen bald gewöhnt werden, und, von diesem Weine gekräftiget, gleich den Delphinen mitten unter Stürmen spielen; denn eine gar wunderbarliche Zaubermusik geben die Saiten des Herzens, die um so lieblicher klingen, je stärker sie gespannt werden. Habt ihr nie jene lebendige Orgel gehört, nie jenes gedrukte und gedrükte Exemplar der Geduld gelesen, das eben nicht auf dem Blumenbeete, wohl aber auf dem Mistbette einen Lobgesang anstimmte, der schon Jahrtausende schallt, und durch seine gewaltigen Fugen nicht nur die, ob feindlichem Zauber verschwundenen Schäze zweifach zurük zauberte, sondern überdieß mit der strahlenden Lorberkrone des Segens gekrönt ward? —

Guter Alter! sprach mein Blik, ihr möget wohl die Brunnenkur ziemlich lange hier getrunken haben. Er schien meinen Blik genau zu verstehen, und fuhr sehr ernstlich fort: Großer Geduld fürwahr bedarf das Herz, das der König in die Weinzelle führte, die Liebe in ihm zu ordnen; noch größerer Geduld aber, wer sich weigert, dahin sich führen zu lassen. Ist nicht, wer den Wermuthwein von Mammons schwarzen Hügeln trinkt, verdammt zum tollen Fasten bei vollem Kasten, zu tappen, zu schnappen, zu harren, zu scharren, zu steigen, zu schweigen? Ihm darf kein Berg zu hoch, kein Thal zu tief, kein Weg zu weit, kein Meer zu breit seyn, bis er mit wunden Nägeln erscharrt hat, was Andere, seiner spottend, vergeuden? Verurtheilte sich nicht, wen der unheilbare Sonnenstich eines schmachtenden Auges traf: seufzend zu rennen, wimmernd zu brennen, schmachtend zu wachen, träumend zu lachen, schmerzlich zu leiden, trauernd zu scheiden, und sich in Zähren wund zu verzehren? Glüht er nicht von einer Flamme, die wie das ewige Feuer nie erlischt? Und wie rastlos muß die Geduld dem Schlemmer sprühen, daß er Haupt-, Zahn-, Magenweh, Wasser-, Lungen-, Schwindsucht und alle unzähligen Suchten und Wehen ertrage, die wir hier nur dem Namen nach kennen? Darum danket dem Könige, dessen Stimme euch rief, daß ihr frei von diesem schweren Joche, von seinem Freudenweine tränket. — Mit geschlossenen Augen schien mein Gefährte den Sinn der Worte einzusaugen; ich aber schüttelte gewaltig den Kopf. Da sprach der Greis: Ihr seyd nicht der erste Fels, der diese Weinzelle betritt; aber wartet nur, bis Moyses mit dem Stabe kommt; wenn der euch trifft, dann entsprüht euch sicherlich ein Quell heisser Reuethränen. Amen! rief der blendende Vorhang, und rollte gleich einem glänzenden Spiegel herab. Aber nicht wenig erschrak ich, als ich mein eigenes Ich in diesem schneeigen Spiegel erschaute; und wie sehr auch der Alte mir Muth einsprach, ich vermochte es nicht, das Zerrbild länger anzuschauen, das mir aus dem Linnen entgegen log. Nun und nimmer ist dieß mein Ich, wollte ich, vergessend, daß meine Stimme hier nichts galt, voll Zornes ausrufen: Habe ich doch gesunde Augen und Sinne, und bin ein guter stattlicher Mann! und hier leuchtet mir eine ärmliche, sieche, an Leib und Seele tief erkrankte Figur entgegen. Unser Führer aber sprach mit freundlich ernstem Tone: Nie log dieser Spiegel; kein Kry-

stall zeigt so rein. Gutem Erdreiche entsproß dieß Linnen, und wurde, als es kaum erwachsen war, gebrochen, gereinigt, übers Kreuz gewebt, und in dem Blute eines milchigen Lammes gewaschen; denn bestimmt ist es für jenes Land, wo die Kinder des Lichtes in blendend weiße Linnen gekleidet sind. Euch selbst wird es einst kleiden, wenn ihr anders vorher seinem Zeugnisse glaubet. Er winkte uns; wir gingen weiter.

Plözlich befanden wir uns vor einem andern Gemälde. Der Alte berührte das Bild mit seinem Stabe, und es entfaltete sich ein sonniger Eichenwald. Mit seinem Schlage kehrte die Stimme uns zurük. Eine schauerliche Lust! rief ich aus. Eine schauerliche Lust! rief es zurük. Der Alte sah uns an, und lächelte. Ein wunderbarer Gesell ist dieser Wiederhall, sprach er; ein seltsamer Plauderer, ein Schwäzer ohne Mund. Glaubet ihr nicht, es hause ein unsichtbarer Waldgeist hier, oder die Bäume seyen redend geworden, und die Stauden haben Zungen bekommen! Möchte man doch glauben, der ganze Wald sey in einen Papagei umgewandelt worden, der Alles nachspricht, was man ihm vorsagt. Immer will er das lezte Wort haben. Nimmer waren diese Eichen in fremden Reichen, und dennoch reden sie alle Sprachen. Genau gibt auch der Wald zurük, was ihr ihm zurufet. Sehr wahr, sprach ich, aber wozu dieß Gleichniß? Wald und Spiegel, erwiederte der Alte, geben getreu zurük, was ihr ihnen anvertrauet. Beide sind getreue Wiederhalle. Genau erfuhr euer Ahnherr diesen Wiederhall in jenem Wonnegarten, als er unter Bäumen sich verbarg; und alle eure Brüder erfahren ihn. Wie wird wohl der Wiederhall eures Lebens ertönen? Oder was glaubet ihr, welche Sabbathsfeier auf Jenen warte, der sein Leben wie einen lateinischen Freitag durchlebte? Eine glühende Röthe überflog mein Angesicht bei diesen Worten, und stotternd fragte ich den Alten, ob in jenem Garten wohl lauter Lilien geblühet hätten? Auch Rosen blüheten darin, so wie in jenen englischen Gärten, im Lande der Reinheit auch alle Kinder des Lichtes entweder Kleider aus blendend weißen Linnen oder rothe Gewande, gleich Jenem tragen, der aus der Kelter zu Bosra mit rothem Gewande empor gen Edom stieg. Trinken müßt ihr also entweder von jenem Lilienweine, der Jungfauen hervorbringt, oder von dem hochzeitlichen Weine zu Kana, der schnell wie Davids Harfe den unreinen Geist verscheucht. Ach, wer diesen Wein mir spendete! rief ich aus, denn des Geldes habe ich nicht, ihn zu kaufen. Ihr seyd in gewaltigem Irrthum, Freund! nimmer wird dieser Wein mit Geld erkauft, er ist der Preis jugendlicher Lilien, sprach der Alte und schwieg. Auf den Vorgrund der Landschaft waren indeß zwei jugendliche Gestalten getreten, die uns freundlich begrüßten. Es war ein edler Jüngling, der eine schöne Jungfrau am Arme führte. Ihr seyd zu meiner Vermählung nach Kana geladen, sprach er. Diese Jungfrau ist meine Braut. Ich verneigte mich. Seht in mir, fuhr er fort, ein lebendiges Beispiel der Versicherung eueres Führers. Mein Vater, ein frommer Greis, der in seinem ganzen Leben seine Habe freudig mit jedem Dürftigen theilte, hatte den innigen Wunsch, dieß auch kurz vor seinem Tode zu thun; und ich war weit entfernt, ihn davon abzuhalten, da mir ein Gut genügte, das Niemand mir rauben konnte, und das ich täglich zur Morgenstunde in des Tempels Hallen besuchte. Dort fügte es sich, daß ich oft mit zwei bejahrten Gatten, die um dieselbe Zeit zur Anbetung in den Tempel kamen, zusammentraf, und bekannt ward; das Uebrige mag meine Braut vollenden. Sittig öffnete die Jungfrau den Mund. Gewünscht hatte ich, sprach sie, und auch meine geliebten Eltern hatten beschlossen, im Tempel des Herrn einen gottesfürchtigen Jüngling zu wählen, der mit meiner Hand, wenn anders ich ihm gefiele, auch meines Reichthums empfangen sollte. — Wer führte die Braut heim? fragte lächelnd der Greis. Wer das Glük hatte, gab ich schnell zur Antwort. — Wohl, sprach er, aber wie und wo fand er das Glük? —

In tiefsinnige Betrachtung versenkt, hatte indeß mein Gefährte kaum ein Wort vernommen, und rief: Dieß Einzige bitte ich euch, guter Alt-Vater, sagt mir, werde ich jene anmuthige himmlische Huldin nie wieder sehen, die den ersten Labetrunk mir reichte? Alles, ja das Leben gäbe ich

freudig hin, sie zu besizen! Ei, sprach der Alte, welche freudige Botschaft werde ich dieser wahrhaft gnädigen Dame bringen! Längst verlangte sie nach euch. Inniglich wünscht auch sie selbst mit der Fülle ihres Reichthums sich euch zu schenken. Eine gnädige Dame! rief er kleinlaut, und senkte traurig den Blik zu Boden. Ja wohl gnädig, die Gnade selbst ist sie; und lange schon sehnte sie sich nach einem, von jeder fremden Liebe noch leeren Herzen, das sich wahrhaftig arm und zu ihr gezogen fühlt.

Es würde zu viel Raum einnehmen, um Alles vollständig zu erzählen. Ich erzähle also nur kurz, daß ich den Rath des Altvaters befolgte, und meine noch übrige Pilgrimschaft an der Hand einer freundlichen und frommen Gattin zurüklege, so wie auch mein Gefährte auf ewig mit seiner hochgeliebten Huldin sich vereinigte, die uns oft ihres Besuches würdiget, und unserer Armuth durch reiche Gaben zur Hilfe kömmt.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Schaut man jezt dahin, wo sich in unserm Vaterlande neue wohlthätige Unterstüzungs-Vereine für erkrankende Bürger, oder für nach überstandenener Krankheit momentan dienstesunfähige und hilflose Dienstboten beiderlei Geschlechts, entwikeln; so kann man den patriotischen Wunsch nicht unterdrüken, auch einmal etwas Aehnliches für unsere Landmänner (Bauern) und deren Dienstboten zu erleben! Auch das wird manchmal in geseligen Zirkeln gewunschen, daß einmal in einem landwirthschaftlichen Blatte die Ursache des schlechten Ertrages vieler unserer heutigen Bauerngüter genau und gründlich erörtert und dabei auch vom Verkaufe, von der Verpachtung und vom Werthanschlage derselben ein durchgreifend belehrendes Wort mit eingeflochten werden möchte! Dabei bringen sachkundige Männer die schon einmal in dieser Zeitschrift zitirt wordenen „ökonomischen Briefe" und folgendes Buch in Rükerinnerung: „Zufällige Gedanken, warum der heutige Landmann, obgleich die Landgüter gegen die Zeiten unserer Vorfahren eine weit stärkere Einnahme gewähren, dennoch bei deren Bewirthschaftung mehr arm als reich wird?" von dem Verfasser der Oeconomia forensis von Benekendorf, (Halle im Verlage des Waisenh. 1786 *). Ich für meinen Theil wage nun den Versuch, ein Bild eines christkatholischen ländlichen Landwirthes unter Benüzung einer sehr alten Hilfsquelle, zu entwerfen. —

Ein ländlicher Hauswirth muß ein gottesfürchtiger, weiser, verständiger, erfahrner und wohlgeübter Mann seyn, der stets Gott im Herzen und vor Augen hat, und gerne und fleißig betet, dem die zehn Gebote Gottes über Alles heilig, die Gebote der Kirche über Alles ehrwürdig und die Geseze des Staates vom hohen Werthe sind; und ihm, diesem christkatholischen Hauswirthe müssen alle Umstände, Verhältnisse und Gelegenheiten des Ortes, in welchem er ansässig ist und wohnt, wohl und genau bekannt seyn. Er muß seine Frau, Kinder und Gesinde mit großer Bescheidenheit, mit gleich christlicher Liebe und ebenmässigem Ernste, mit Schonung und Muth, zu regiren verstehen, und einem jeden derselben täglich seinen Theil Arbeit, Beschäftigung oder Aufsicht zu ordnen, was im Hause, Hofe, Felde, Wiesen, Gärten, Wein-Bergen oder sonst in der landwirthschaftlichen Haus-Haltung zu thun, zu verrichten, einzuleiten u. dgl. ist. Ein solcher Hauswirth muß auch die Natur und Eigenschaft eines andern, mehr oder minder benachbarten Ortes, er mag nun denselben selbst unter seiner Macht und Gewalt haben, oder nicht, (um auch ein nüzlicher Rathgeber falls Bedarfes werden zu können) gar eigentlich kennen und wissen, was dieser Ort für Nuzen und Frommen von einem jeden Garten, Wiese, Aker, Weinberg, Hölzung, Fischerei, Jagden u. s. w. bringen kann; weiters, wie er diesen Ort verbessern, zurichten

*) Auch die von den bereits am 30. März 1831 verstorbenen k. b. Baurathe, Anton Baumgartner sel. hinterlassenen Papiere, enthalten wichtige Beiträge für die Zweke der Landwirthschaft. — Wann wird wohl einmal dieser geistig wahre Obelisk der bayerischen Ehrlichkeit und Treue enthüllet werden? — Etwa am 12. Oktober 1835 nach Joh. 14, V. 1 und 26? ! (Einfall vom 28. April d. Js. in der St. Michaels-Kirche zu München.)

und bauen solle, und was er trägt und nicht trägt, was ihm taugt und nicht taugt rc. nach dem Sprichworte des Lateiners: non omnis fert omnia tellus. Ein Land trägt nicht Allerlei, ein jeder Aker, Grund und Boden hat seine sonderliche Eigenschaft, die ein Hauswirth alle wissen muß. (Plin. lib. 17. c. 5., lib. 18. c. 22. Columella lib. 1. c. 2 et 17.

Auch muß ein Hauswirth fleißig Acht haben, wie die Miteinwohner seines Ortes den Feldbau betreiben, u. s. a. führen und worin er nichts verbessern kann, dort folget er getreulich nach; seine Verbesserungen dürfen überhaupt nie den Charakter der Uebereilung und Ueberspannung, oder gar jenen einer kränkenden Beschämung Anderer annehmen; sie müssen vielmehr liebevoll anziehen, ermahnen und aneifern. Sein Fleiß muß dem der Biene und seine Wachbarkeit der des Nacht-Wächters gleichen; damit seine Dienstboten, ihn zu jeder Stunde des Tages und der Nacht unvermuthet erwartend, auch fleißig und wachbar sind. Oculus enim domini impinguat equum. (Des Herrn Auge macht die Pferde fett.) Er muß auch ein wahrhaft männliches Herz im Leibe haben und sich nicht vom Weibe, von dem Knechte oder von der Magd, oder von seinen Kindern gleichsam bezwingen und regiren lassen, am Wenigsten alsdann, wenn er ein Ding wirklich besser versteht als sie; dabei soll er aber niemals einen wahrhaft guten Rath verschmähen, eingedenk des 4. Kap. V. 35, und des 33. Kap. Jesus Sirach. Der nemliche Hauswirth muß sich daher schon vorerst um ein gutes, geschiktes und fleißiges Gesinde umsehen, und dasselbe fleißig zum Gebete, zur Gottesfurcht und aller Zucht und Ehrbarkeit anhalten, und vor Allem dieses an seiner eigenen Frau und Kinder mit liebevollen Ernste beobachten und ausführen; denn die leztern sind die Seele des Hauses, um derentwillen Gott das ganze Haus segnet. — Man kann übrigens mit dem Gesinde gut und gütig seyn, ohne gemein zu werden und sich dadurch selbst zu entwürdigen. Die Frau muß der Hauswirth in Ehren halten und sie nicht vor den Augen des Gesindes beleidigen, damit ihr Gebot auch in Ehren gehalten und befolgt werde, und damit immer ein gutes Beispiel von Oben herab leuchte. Dabei darf aber der Eitelkeit, der Prachtsucht, dem Hange nach irgend einem unstattbaren Aufwande des Weibes nie Gehör gegeben werden, damit sich beide Eheleute mit ihren Kindern stets bei häuslichen Ehren und Würden erhalten.

Hat der Hauswirth irgend ein von einem seiner Dienstboten geübtes Verdienst in Erfahrung gebracht, wenn dasselbe auch nicht seine eigene Haushaltung berührt, aber ein wahres Verdienst irgend einer andern Art ist, dann gebietet ihm Gewissen und Religion, Gott und die Kirche, die Entdekung desselben und zur Belohnung desselben Verdienstes; denn ein unterdrüktes Verdienst schreit wehmüthig anklagend zum Himmel, und sammelt über Kurz oder Lang glühende Kohlen auf das Haupt des Unterdrükers, der dann dagegen nichts — aber gar nichts anhaben kann, wenn er auch deßwegen mit den Zähnen knirschen müßte. Wahre Gerechtigkeit und wahre Beharrlichkeit in dieser Gerechtigkeit muß die Haupttugend eines katholischen Hauswirthes seyn, damit, wenn nach Offenbarung 19, 11. der „Treue und Wahrhaftige“ kömmt, derselbe als ein getreuer Knecht von seinem Gott und Herrn nach Matth. 25, 34. erfunden werde; denn gleichwie fleißige und getreue Amts-Subalterne, besonders in den Tagen der Noth zu ihrem Bureau-Chefs, gleichwie zu einem Vater, nach Sap. VI. kindlich vertrauend hinaufbliken; ebenso machen es redliche und emsige Dienstboten eines christkatholischen Haus-Vaters! —

Ein guter Hausvater muß auch sparsam und mässig leben, ohne aber ein Geizhals oder lieblos gegen Arme zu seyn, damit er auch für die Tage unvermutheter Noth und in allen Fällen baldigen Rath und sichere Hilfe zu verschaffen befähiget ist. Jener Rath, welchen einst der heilige Remigius dem neubekehrten Könige Klodovāus gab, taugt übrigens in mancher Beziehung für manchen katholischen Hauswirth auch: „Verbrenne, was du bisher angebetet, und was du bisher verbrannt hast, dieß bete in Zukunft an.“

Seinen häuslichen Wohlstand und dessen Be-

förderung immer vor Augen behaltend, wird ein Hauswirth Alles beseitigen, was denselben entgegen kommen könnte, und daher wird er auch sogenannte Kleinigkeiten beachten; kleinen Schaden auf der Stelle wenden, ehe größerer daraus wird; dahin gehört z. B. eine genaue und öftere Nachsicht der Hausdächereien, die Reparaturen der Blizableiter, oder die Herstellung neuer solcher, wozu im äussersten Nothfalle alte rostige Bratspieße, u. dgl., jedoch für diesen Zwek noch anwendbares Eisen, verwendet werden können u. s. w.

Wer mehr zum wahren Frommen christkatholischer Hauswirthe weiß, der erfreue damit in Bälde und segnend die Menschheit; ich schließe nun mit einem alten Gedichte, das für jeden Haus-Vater, gleichviel ob groß oder klein, reich oder arm, Fürst oder Edelmann, Vorstand oder Unterthan, wenigstens eine nüzliche Lehre enthält nach Isaias 42, V. 20.

„Gerecht, gut und großmüthig seyn,
Vollherzig zum Erbarmen,
Ein Vater Aller, Groß und Klein,
Der Reichen und der Armen;
Das machet selig, machet reich,
Wie die Apostel schreiben,
Ihr guten Fürsten, und wird euch
Nicht unbelohnt bleiben,
Gott wird euch Ruhm, und Ehr und Macht
Des Segens Fülle geben;
Ein fröhlich Herz bei Tag und Nacht,
Und Fried und langes Leben.
Und kömmt die Stunde dann, davon
Wir frei nicht kommen mögen,
Euch ohne Prunk, und ohne Kron'
Hin in den Sarg zu legen:
So wird der Tod euch freundlich seyn,
Euch leicht und sanft hinrüken,
Und euch wird euer Leichenstein
Mit keinem Fluche drüken.
Vielmehr wie Kinder wollen wir,
Die Großen mit den Kleinen,
Um euch an euers Grabes Thür
Vom ganzen Herzen weinen."

Einsalzen des Heues.

Der Schweizer verfährt mit dem Einsalzen des Heues folgendermassen. An einem heitern Tage mähet er so viel gutes Gras, als er auf Einmal einzusalzen gedenkt. Dieses streuet er dünn, wendet es oft, und wenn es windtroken ist, sezt er es Abends in kleine Haufen; dieß thut er auch noch am zweiten und dritten Tage, an welchem er es in ziemlich trokenem Zustande nach Hause fährt. Hier wird nun der Boden, auf welchen es kommt, gehörig gereinigt und wohl mit Salz überstreuet, dann das Heu zu Schichten von 2 Fuß Höhe, und mit dazwischen gestreuetem Salze, gelegt und festgetreten, und so damit fortgefahren, bis der Boden voll ist, wo man noch einmal Salz darauf streuet und das Zusammentreten wiederholt. Das Ganze wird am Ende wie ein Kuchen oder dichter Rasen, und bleibt so bis zum Gebrauche liegen. Auf ein vierspänniges Fuder Heu von 30 Zentner rechnet man gewöhnlich anderthalb braunschweiger Himten Salz, mehr oder weniger nach Maßgabe der Güte des leztern.

Will man das Salzheu gebrauchen, so muß man es aus einander hauen. Die ausgehauenen Stüke werden aus einander gezupft, aufgelokert, und sodann unter Stroh zu Häksel geschnitten. Es dient vorzüglich für das Vieh bei Wiedergenesung von einer Krankheit, um die Freßlust herzustellen, zugleich aber auch zur Stärkung der innern Theile; ferner bei einer andauernden Auszehrung, wo die Verdauungseingeweide sehr geschwächt sind, und wo sich Verstopfungen des Gekröses und anderer drüsigten Theile finden. Ferner bei langwierigen Hautkrankheiten des Viehes, bei Wassersuchten aller Art, bei der Fäule (sowohl des Rind- als Schafviehes), bei dem Durchlaufe, bei dem Verwerfen der Kühe, bei dem Zurükbleiben des Tragsakes, bei der blauen Milch und zur Beförderung der Milchergiebigkeit soll dieses Salz-Heu die vortrefflichsten Dienste leisten.

Woraus bestehet das Düngesalz und wie wird es bereitet?

Bei den Salzwerken gibt es verschiedene Abfälle, als:

1. Gries oder Mergel-Dornstein, der sich an die Reiser in den Gradiergebäuden ansezt. Dieses enthält Kalkerde, Gypserde und verwittertes Holz.

2. Asche von der Feuerung beim Sieden, diese enthält Salz und Alkali.
3. Abschaum beim Sieden der Sohle. Enthält Salz, Oel und Alkali.
4. Pfannenstein, der sich an die Salzpfanne ansezt, enthält Kalkerde, Gypserde und Salz.
5. Bittersohle oder Mutterlauge, ein röthliches Wasser, welches beim Sieden von der Sohle zurükbleibt und nicht mehr sich krystallisirt, enthält Alkali, Oel, Salz.

Alle diese Abfälle enthalten also die wesentlichen Bestandtheile verschiedener Dünger — und aus ihnen wird das bekannte Düngesalz, wie folgt, bereitet.

Der Dorn- und Pfannenstein wird so lange geröstet, bis er ganz mürbe ist, hierauf gepochet mit einem Viertel oder mit der Hälfte Asche vermischt, und während der Mischung mit dem Abschaume und der Bittersohle befeuchtet, so ist das Düngesalz fertig. R.

Gedanken eines Vierzigers am Johannis-Tage.

„Vanitas vanitatum."

Da läuft Alles zusammen, um sich zu erholen; um zu springen, zu tanzen, zu trinken; nicht bedenkend, daß die Zeit kurz sey und Wichtigeres schon dem Kinde aufgetragen habe.

Es funkeln die Kleider und Flammen,
Sie rennen in Paare zusammen —
Um heidnische Spiele zu weihn.

Und nur mich befällt Bangigkeit. Es winkt mir die Zukunft; die Vergangenheit, nicht mehr mein, warnt mich; die Gegenwart ekelt mich an, denn sie ist fürchterlich thatenreich.

Was doch der Uebermuth mit Lizenzen thut! Dort greift auch noch der Alte nach Holz. Thor! berechne die Verschwendung im ganzen Lande, wie viele tausend Wellen und Scheiter nuzlos zu Asche werden, welche der Wind bald auf deinen Grabeshügel führt. So vergeudet man Alles; seyd ihr rasend?

Schön, ja schön bist du, o helle Flamme!
Trägst den Quell des Lichts.
Aus dem Rauche dringt der Ruf:
„Eitel ist der Menschen Thun und That."

Es wird Abend, aber der Herr will nicht bei uns bleiben; unsere Opfer gefallen ihm nicht, und reine Herzen trüben sich. Viele, seht, über tausend und tausend Flammen und Flämmchen, dort oben und da unten — des Spiels in weiten Räumen in Thorheit! Kehrte auch die alte Einfalt, die alte Kraft, der alte Tag! Nein, nein, kehre nimmermehr, auch sie war bei Weitem nicht Das, was wir sie nennen. Nur die Jungen bedauere ich. Schlägt die Gloke zum Gebete an, so ruft der fromme Hausvater:

Freund, bete, bleib' zu Haus!
Die Nacht bringt Sünd' und Graus.

Falsch, nicht wahr, sage ich. Hör' den Rebenmann von mir, einen geschikten Mann, er ist ein Vorstand:

Bis zwölf Uhr heute, sag' ich dir,
Johanni kehrt nur Einmal mir;
Das Jahr ist lang, was gaffet ihr? —

Es wird stiller, aber nicht im Innern! Es wird kühl, aber nicht im Eifer für Thorheit. Es wird gejauchzet, aber nicht für die ächte Wahrheit. Es wird gescherzt, aber nicht aus Scherz. Es wird geliebet, nicht in wahrer Liebe. Vieles und Weniges, Gutes und Schlimmes in Einem und Keinem. — Wohin so eilig, Mutter? Laß mich mitkommen! — Kann nicht. — Warum?

Keine Sylbe stillt die Rede.
Fort zum Schwärmen und zum Schwarm'.
Daß der Himmel sich erbarm'.

All mein Reden hilft nicht, nichts; einst, wie jezt und heute. Die Arbeit ist schwer und undankbar; bitter und verachtet; gerecht ohne Lohn; wahr, nicht anerkannt. Werde ich wohl je noch sprechen am Heutigen? Nein. Am ähnlichen Tage? Vielleicht. Nein — durchaus nicht. Seyd stumm und taub; springet, singet; an meiner Asche oder auf jener Höhe. Ihr Alten lehret eure Thorheit fort und ruft noch im Grabsteine: „Ich sprang 64 Mal über das gestohlene Sonnenwendfeuer." Mich macht es nicht irre, einst hat es mich getäuscht. Ich sehe so viele Lichter ohne Wärme. Nicht jeder Glanz ist reell. Meine Leuchte geht zu Ende, wie meine Rede. Amen.

Luzeus.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Mensch an den Allernährer in den Tagen der Ernte.

Der du das Jahr mit jedem Gute krönkest, Schöpfer, Allversorger! siehe nieder auf uns! Siehe deine Kinder gerührt und dankbar beten, an dem Hochaltar des großen Tempels der Natur. — Weit ausgebreitet lag vor uns dein Segen. Wir gingen hin, um zu empfangen deine Gaben, Alliebender! der du so gern die Deinen mit jedem Gute reich versorgend labst. — Voll Hoffnung säeten wir, wir pflanzten, doch nur von dir kam Wachsthum und Gedeihen. Du warst es, der das Land mit Regen tränkte, und mild erwärmte es dein Sonnenschein. Du schirmtest vor Unfall das goldene Meer der üppig wogenden fruchtschweren Saaten. Es strömte Fruchtbarkeit aus über die reichen Fluren, über das heilige Vaterland. Unsichtbar aufgeregt von deinem Odem stand im Frühlings-Schmuke die Natur. Entzükt denkt es die Seele. Zwar sind sie hingeschwunden diese Reize, nicht mehr erglänzt der Baum in Blütenschnee, mit süßem Wohlgeruch erfüllend die Thäler und Ebenen des Landes; doch dafür beugen seine Aeste sich unter der süßen Last ihrer unermeßlich mannigfaltigen Früchte. Kaum können sie den reichen Segen tragen, womit du sie für uns bekleidet hast. Gefüllt sind unsere Speicher, unsere Scheunen und sichern uns den Frohgenuß des Lebens.

O Vater! gib auch Weisheit uns bei deinem Ueberfluß! und Licht der Seele, daß wir sehen, was uns wahrhaft frommt. Laß uns bescheiden, milde und wohlthätig seyn! Nur durch Demuth, Tugend und durch Liebe bewahren wir in uns dein Ebenbild. Die Treue in der Tugend, und die Liebe sind es, was die Menschheit ehrt und schmükt, und doch beglükt. Dir Vater! können wir nur danken, und dich lieben. Den reichen Ueberfluß von deinem Segen wollen wir freudig reichen den ärmern Brüdern, wie dein Regen alle Fluren tränket, deine Sonne Allen scheint hienieden, wollen wir auch ächte Liebe üben, und uns glüklich fühlen im Wohlthun, so wie in der Wohlfahrt des Ganzen. Du wirst unsern Willen stärken, uns Muth und Kraft zur Ausübung des Guten verleihen. Gutes wollen wir mit Thatkraft üben, dann wird unser Leben selig und beseligend und unser Hingang zu dir ein sanft Entschlummern seyn.

Wunsch und Aufforderung.

Möchte doch ein mitarbeitender oder menschenfreundlicher Arzt in einem dieser Blätter, z. B. Bürger- und Bauern-Zeitung, eine chronologische Zusammenstellung, betreffend die körperliche Wohlfahrt des Menschen, publiziren, als:

Mai — Es ist für Brustschwache gut, Butterbrod mit Honig zu essen ꝛc. — Aderlaß ꝛc. —
Juni — Badeanfang, Kirschenbenüzung, Molken ꝛc.

Ein ähnlicher Kalender, wie er für Obstfreunde erschien, würde höchst freundlich und dankbar aufgenommen werden.

Unruhe.

Thema.

Mein Herz
Hat Schmerz,
Nie Scherz,
Wie keins.

Variationen.

I. Es blühen Allen Freud und Scherz;
Doch mir -- was blüht wohl mir?
Mich quält ein bitt'rer, inn'rer Schmerz,
Zerspring nur nicht, du armes Herz!
Gleich ich, o Freund, nicht dir?

II. Das arme, kranke, trübe Herz,
Stets offen altem, bittern Schmerz,
Geht nie zur Ruhe ein;
Es scherzen Kleine, liebende Gefährten,
Daß nicht, was strenge Götter uns bescherten,
Erdrüke den Verein.

III Mein armes Herz,
Wie lang blüht Schmerz,
Und nie erquikt dich leichter Scherz!
Als ob nicht Andre sich erfreuten,
Und sich der jungen Zartheit weihten,
Und sängen, daß du kurz, Verdruß,
Und lang du, Wechsel im Genuß.

IV. Zieht nun das Herz,
Vom Gram erdrükt,
In Grabesnacht beglükt,
Zum ersten, ernsten Scherz —
Dann blüht wohl dir kein neuer Schmerz.
Der liebe Vater sucht die Seinen
Durch Thränen, Klagen, Peinen
Für Seligkeiten, die kein Eden kennt,
Die keine Sprache, keine Seele nennt.

B.

Charade.

(Zweisylbig.)

Wird 1 gezahlt,
Der Kellner malt
Uns etwas hin,
Nach seinem Sinn.
Ich hoffe doch
Vom Mädchen noch,
Ihr Herzchen sey
Von Liebe 2,
Gibst du mir Geld,
Woraus mir fehlt,
So halte ich
Dann 1, 2 dich.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 31. 2. August 1835.

Ueber die Abwendung des Mißwachses an Fütterung bei anhaltender Dürre.

Bekanntlich hat der heiße Sommer und Herbst 1834 in einem großen Theil von Europa einen Futtermangel erzeugt; daher werden hoffentlich die folgenden Bemerkungen nicht ohne Aufmerksamkeit gelesen und vielleicht auch beherzigt werden.

Zwei wesentliche Unternehmungen können nun einen solchen Mangel an Viehfutter nicht nur abwenden, sondern die Gewinnung desselben wenigstens verdoppeln, als wodurch der Viehstand der akerbautreibenden Klasse vermehrt, somit der Landbau außerordentlich verbessert werden kann.

1) Muß man die Sumpf- und Morastbezirke jeden Landes austroknen, und nach bewirkter Austroknung bewässern, weil dieselben sonst wenig und nur ungesundes Futter tragen.

2) Müssen die in Thälern längs kleinen Flüssen oder Bächen liegenden Wiesen nach Belieben bewässert werden. Wie diese zwei Rükſichten zur Ausführung gebracht werden können, ist im zweiten Bande von Wiebekings Wasserbaukunst (2te Auflage Seite 235 bis 352) gelehrt, so wie mit den merkwürdigsten Beispielen und einigen Vorschlägen begleitet. Zu den leztern gehört auch des Verfassers Entwurf zur Trokenlegung des Morastes zwischen dem Starenberger See und Leutstetten. Derselbe ist unter dem Ministerium des Grafen Montgelas, durch die Geradeleitung und Vertiefung des Würmflusses und den Abbruch einer darauf gelegenen Mühle auch glüklich ausgeführt, so daß 1800 Tagwerk troken gelegt worden sind. Dieser Bezirk läßt sich noch jezt aus dem Starenberger See vermittelst einer daran anzulegenden Dampfmaschine bewässern. Auf diese Weise kann der größte Vortheil daraus gezogen, und der Preis des Heues in München verringert werden.

Der Verfasser jenes Werkes, indem er durch die Regulirung des Würmflusses die Wassermasse bei Nymphenburg vermehrte, machte überdieß den in den Akten liegenden Vorschlag: Die zwischen Nymphenburg, Dachau und Schleißheim liegenden Sumpfbezirke austroknen, und dann troken gelegt mit dem Würmfluß, vermittelst zwekmäßig angelegter Bewässerungskanäle bewässern zu lassen, und einen Theil des von jenem Fluß gelieferten Wassers von Nymphenburg nach München zu leiten, wo die westlichen neuen Anlagen ohne Wasser sind.

Längs allen Flüssen und Bächen, die in Wiesengründen fließen, kann, vermittelst eines in dem Bach anzulegenden Winkeldurchlaßwehres die Bewässerung solchen Thals, nach Belieben und wie lange man will, mit zwei auf dem höchsten Rand auszuhebenden Gräben angerichtet werden, ohne den Mühlen einen Nachtheil zuzufügen.

Da, wo Flüsse mit einer nicht unbedeutenden Neigung längs Sandebenen fließen, kann die Bewässerung der leztern und ihre Umwandlung in grasreiche Wiesen vermittelst einfacher, mit Schöpfbutten versehenen Schaufelräder bewirkt werden. Maschinen dieser Art, wovon eine große Anzahl in Tyrol auf der Eisack, im Venetianischen auf der Etsch und in Bayern auf der Redniz bestehen, sind im zweiten Bande des oben benannten Werkes beschrieben und abgebildet.

Aus allen in Gebirgen entspringenden Flüssen und Bächen kann das Wasser von gut eingerichteten Wehren, die man nach Belieben öffnet und verschließt, über die Ebenen zu ihrer Bewässerung eine Zeit lang geführt werden.

In keinem Lande sind auf diese Weise so

große Bezirke bewässert worden, als in der Lombardei und dem Piemontesischen. Dort werden nicht nur die Wiesen, sondern auch die Getreide- und Reisfelder, die Reben und Gärten bewässert. Der Leitgraben ist bald über diesen, bald über jenen Bezirk, öfters selbst über den Fluß, aus welchem er abgeht, geführt, und vereinigt sich endlich wieder mit demselben, nachdem er sein Wasser in viele kleine Seitengräben zum Theil abgegeben hat.

In Piemont wird zur Unterhaltung der so äußerst zwekmäßig eingerichteten Bewässerungsanstalten jährlich 10 Lire (4 fl. 48 kr.) per Morgen (800 Quadratklafter, etwa ein bayerisches Tagwerk) bezahlt. Der jährliche Pacht bewässerter Bezirke ist dagegen das Zehnfache; gleichwohl ist der Grund und Boden sandig oder kiesig.

Der Verfasser des oben angeführten Werkes fand 1824, bei Untersuchung jener Bewässerungsanstalten, daß die Bewässerungskanäle geführt sind aus der Sessia, dem Ticino, dem Terloppio und der Agogna; ferner aus der Dora Baltea, dem Gesso, der Stura Fassano, dem Po, dem Duero di Susa, aus der Stura di Lanzo, den Bächen Gaina und Tesso, und aus den Quellen von Varaita, Mellea und Marka, so wie aus dem Raviglio. So fand derselbe auch den schönsten und größten Garten Italiens, den der jezige König als Prinz bei Raconigi angelegt hat, bewässert.

Ein besonderer Umstand tritt bei Trokenlegung und Bewässerung der unter großen Land-Seen liegenden Moräste ein. Die erstere kann leicht mit Regulirung und Vertiefung des Ausflusses vom See, und mit dem Abbruch der darauf liegenden Mühlen, so wie mit einigen durch den Morast gezogenen Gräben, bewirkt werden. Aber solche Moräste bestehen gewöhnlich aus Torf-Grund, und troken gelegt würde darauf, ohne sie mit süßem Wasser von Zeit zu Zeit zu tränken, kein Gras wachsen. Ein Beispiel zeigen die am Chiemsee in Bayern liegenden Moräste. Da solche Austroknung auch die Oberfläche des Sees erniedrigt, so kann sein Ausfluß nicht zur Betreibung von Schöpfrädern dienen. Es muß also am Rand des Sees eine Dampfmaschine zur Hebung des Wassers in die Bewässerungsmaschine angelegt werden; zur Feuerung derselben kann Torf verwendet werden. — Auf die eine oder andere Weise, selbst mit gebohrten Schachten und Brunnen, so wie mit Durchstichen der schädlichen Flußkrümmen, können demnach viele Austroknungen und Bewässerungen in Bayern, im südlichen Rußland, im Württembergischen, in der Schweiz, im reußischen Vogtlande, in den sächsischen Herzogthümern, in Schlesien und Niederösterreich angelegt, und die Masse des Futters außerordentlich vermehrt werden, wahrscheinlich um das Dreifache.

Der Baron v. Ruffini, Administrator von Schleißheim, hat seit einiger Zeit praktisch den Beweis vom Nuzen solcher Ameliorationen geliefert, indem er die Austroknung der Moräste bei Schleißheim, so wie die Bewässerung der troken gelegten Bezirke bewerkstelligte, und Seine Maj. der König, Beförderer aller gemeinnüzigen Anstalten, haben ihn aufs Huldvollste unterstüzt. Schon ahmen einsichtsvolle Privaten und ein kenntnißreicher Wasserbaukundiger dieses Beispiel nach, indem sie dort Sumpfwerke angekauft haben, um sie auszutroknen und dann zu bewässern.

Benüzung des Grünkorns.

Es gibt unglaublich viel Nüzliches, was noch nicht allgemein bekannt ist, sondern nur in gewissen Bezirken in Anwendung und Ehren steht. Ein solcher Gegenstand ist die Anwendung des grünen Korns, mehrerer Getreidegattungen, als: Weizen, Spelz, Roggen, Mais. Man sollte meinen, daß man überall darauf von selbst gekommen seyn müßte, diese zarten Körner als Nahrung zu benüzen, wie es mit jungen Hülsenfrüchten allgemein zu geschehen pflegt. Wahrscheinlich spielt auch hier das Vorurtheil seine gewöhnliche Rolle. Vielleicht ließ man sich wohl gar von dem Genuße des jungen Getreides abhalten, weil man den Glauben hegte, daß es unreif der Gesundheit nachtheilig seyn müsse. Das Vorurtheil verschmäht die Gründe, die der Verständige ausmittelt und darnach handelt. Bei jungen Mehlfrüchten bedarf's keines mühsamen Grübelns, man ist leicht zufriedengestellt, wenn man erwägt, daß

das junge Getreide aus denselben Stoffen besteht, welche das ausgewachsene, das reife hat. Es ist nur noch nicht erhärtet. Wie bei den Hülsen-Früchten, Erbsen und Bohnen schon längst Niemand mehr Bedenken trägt, sie jung, also unreif, zu genießen, gilt es auch beim Genusse des noch nicht gereiften Getreides.

Man genießt das Grünkorn theils geröstet, theils als Gemüse, theils in Suppen.

Junge Maiskörner unter jungen Möhren gibt ein herrliches Gemüse. Eben so wendet man die jungen Körner des Spelzes und des Weizens an. Man sammelt sie, wenn sie eben vollwüchsig, aber noch nicht verhärtet sind.

Sie werden ferner für den Winter abgetroknet. So haben wir in Erfahrung gebracht, daß man in Franken die noch nicht reifen Körner des Spelzes troknet, um auch für den Winter ein beliebtes Gemüs, und Stoff zu köstlichen Suppen zu haben, deren Wohlgeschmak verdienter Weise sehr gerühmt wird. Die Franken benennen diese Spelzkörner Grünkorn.

Wo in Schriften dieses Troknens gedacht ist, wird nirgends eine Methode, wie es am Besten geschieht, angegeben, was doch sehr zu wünschen wäre. Eine besondere Vorbereitung findet nach unserer Ansicht nicht Statt. Da das Troknen aber entweder in der Sonnen- oder der Feuers-Wärme nur geschehen kann, so fragt sichs, welches am Besten den Zwek erreichen läßt. Geschieht das Troknen ohne Feuer, also in freier Luft, so ist offenbar nüzlich, daß man die Körner nicht den Sonnenstrahlen aussezt, sondern, wie bei allen Pflanzen geschieht, die ihre Kräfte bestmöglichst behalten sollen, im Schatten. Da nun überdieß die Nahrungsmittel aus der Luft eigenthümlichen Geschmak anzunehmen pflegen, wie das an den jungen Bohnen zu merken, die man nicht in die Feuerswärme, sondern in der Luft troknet, so scheint es nicht einerlei zu seyn, ob man in freier Luft oder durch Wärme des Feuers troknet. Dieser Beigeschmak wird indeß verhindert, wenn man die zu troknende Waare leicht mit Papier zudekt. Wir rathen dieses leichte Kunstmittelchen auch beim Troknen des Grünkorns in Anwendung zu bringen.

Graswuchs

ist für den denkenden Akermann das Mittel, welches die Natur anwendet, der Erde Dasjenige wieder zu geben, was sie bei Erzeugung der Gewächse verloren hat.

Alles in der Natur will seine Zeit haben, wenn es zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gelangen soll. So muß auch der Erdboden einen gewissen Zeitraum haben, in welchem die verborgenen und offenbaren Bewegung geschehen, die zur neuen Schöpfung eines Gewächses nothwendig sind. Daß die Zubereitungen dazu wirklich beendigt sind, zeigt der von Neuem sichtbar gewordene Graswuchs bei einem Akerstüke, daß einige Zeit nach der Bearbeitung den ruhigen Einfluß der Atmosphäre wieder genossen hat. Ein Aker, der in kurzen Zeiträumen nach der Bearbeitung den Graswuchs wieder erneuert, ist fruchtbarer wie ein anderer, der langsamern und wenigern Graswuchs zeugt. Bei der Betreibung des Akerbaues bemerken wir täglich, wie die Felder, nach einem jedesmaligen Umarbeiten, nach kürzerem oder längern Zeitraume, von Neuem zu grünen anfangen, und es ist eine alte Erfahrung, daß die fruchtbarsten Aeker unausbleiblich diese Erscheinung am Ersten zeigen. Zur Zeit des eintretenden Frühlings, wenn die Sonne kaum angefangen hat, ihren wohlthätigen Einfluß auf die Belebung des Erdbodens zu äussern, ist man im Stande, nach Verhältniß dieser Graswuchserscheinung, mit ziemlicher Genauigkeit von den verschiedenen Graden der Fruchtbarkeit des Feldes zu urtheilen.

Daß der Graswuchs ein Mittel ist, den Erdboden fruchtbar zu machen, oder denselben zu Erzeugung solcher Gewächse vorzubereiten, die vermittelst der Akerbaubehandlung gewonnen werden, haben von ewigen Zeiten her alle Felder und Grundstüke bewiesen, die ununterbrochenen mehrere Jahre hindurch dem Graswuchs überlassen, oder von Zeit zu Zeit bearbeitet, und wieder dem ruhigen Einwirken der Natur gleichsam Preis gegeben waren. Bei dem offenbaren Bestreben des Erdbodens, Graswuchs zu erzeugen, sammelt die Natur alljährlich so viele Frucht bringende Kraft auf der Oberfläche desselben, daß der

Akermann, nach der Bearbeitung solcher Akerstüke, mit Erstaunen die Antriebe bemerkt, womit Alles weit üppiger und vollkommner hervorgeht, als er jemals, vermittelst der gewöhnlichen Kunstdüngung, hervorzubringen im Stande ist. In den Wirkungen des wunderbaren Kreislaufes vom Entstehen, Wachsen, Wiedervergehen, Wiederleben liegt die Kunst, dem Erdboden so viele Hilfsmittel zur Fortdauer des menschlichen Lebens abzugewinnen, als wir immer bedürfen, ja vielleicht so viel, wie wir verlangen. Die Beobachtung des Graswuchses ist daher in der Behandlung des Feldbaues ein nothwendiges Erforderniß, ohne welches unsere Bemühungen nicht den erwünschten Erfolg haben, nicht den möglichst vollkommenen Nuzen hervorbringen werden. Denn ob zwar die öftere Bearbeitung überhaupt beim Akerbau, wegen Fruchtbarkeit gebenden Einflusses der Luft und ihrer Bestandtheile, wohl nicht ohne große Vortheile seyn mag, so hat auch eben so die Erfahrung gelehrt, daß die Bearbeitung des Akers, ohne abwechselnde Zwischenzeit der Gährung und des neuen Graswuchses, fast unnüze und oft sogar nachtheilig sey. Einzelne Fälle gehören nicht hieher, da zuweilen ein allzubindiger Lehmboden im Regenwetter sich zusammen sezte und zur Ausnahme des Saatkorns ungeschikt war, darum nochmals aufgelokert werden muß, und dann bessere Früchte bringt, wie ein anderer von gleicher Beschaffenheit, unter gleichen Umständen, der unaufgelokert besäet worden; diese Fälle gehören nicht hieher, weil die Verschiedenheit des erfolgten Ertrags nicht von der Beschaffenheit Frucht bringender Kräfte, sondern von der Verschiedenheit des äußern Zustandes herzuleiten ist.

Indem nun eine wiederholte Bearbeitung des Akers die jungen Graspflanzen aufs Neue vernichtet, und die Summe der Fruchtbarkeit vermehrt, so ist und bleibt denn immer auch die fleissige und genaue Bearbeitung und Akerbestellung für uns die erste Bedingung, unter welcher wir die reichsten Segnungen der Ernte erfahren. Graswuchs und dessen wiederholte Zerstörung sind für den Akermann das wirksamste Mittel, Fruchtbarkeit herzustellen und zu vermehren, und in unaufhörlichem Bestreben, Graswuchs zu erzeugen, bewirkt die Natur das ewige Fortschreiten der Fähigkeit des Erdbodens, Hilfsmittel unseres Daseyns und unserer Fortdauer hervorzubringen.

Gesammelte Erfahrungen und Kenntnisse von dieser Art sind äußerst wichtig für den Landwirth; sie leiten ihn auf Beobachtungen hin, ohne welche er unmöglich sein Werk zur möglichsten Vollkommenheit bringen, und gründlicher und leichter, als der bloße Handwerkswirth, urtheilen und handeln kann. Wenn er sich auf die Kennzeichen versteht, welche ihm die wahre Beschaffenheit von Frucht bringender Kraft seiner Akerstüke voraus angeben, wird er allemal Behandlung, Düngung und die beste Wahl des Fruchtwechsels zu unterscheiden und zu ergreifen wissen; jede Erdart mit ihren Temperaturlagen und Eigenschaften wird Das von ihm empfangen und ihm Das geben, was allein am Zwekmäßigsten und Vortheilhaftesten ist und seyn kann.

H. A. v. Steindel.

Birnsaft — ein gutes künstliches Bienen-Futter.

Honig ist die beste Speise für Bienen. Dieß ist eine allgemein anerkannte Wahrheit. — Indessen kann es sich ereignen, daß man Mangel an Honig habe, und da wird doch wohl kein Bienenvater seine Bienen verhungern lassen? —

Man hat schon mit allerlei Honig-Surrogaten Versuche gemacht; allein — keines hat noch bessere Dienste geleistet, als Birnsaft.

Der Zuker-Syrup ist wegen seiner kalkigten Bestandtheile den Bienen nicht gesund. Hiefür spricht die Erfahrung. Dagegen läßt sich Birn-Saft ohne alle Gefahr zur Fütterung der Bienen verwenden, wenn nur derselbe gehörig zubereitet worden ist. —

Wenn man den Birnsaft in alten Töpfen kocht, oder ihn in schlecht verzinnten Kupfergeschirren läutern will, so ist sein Genuß den Bienen nicht selten tödtlich. Es muß derselbe schlechterdings in ganz neuen, irdenen Töpfen gekocht, und nur von saftigen, süssen Birnen, z. B. Bergamotten rc. genommen werden. Der hievon aus-

gepreßte Saft wird alsdann unter beständigem Rühren zu einer honigartigen Masse eingekocht, und bis zum Frühjahre an einem troknen kühlen Orte aufbewahret. —

Auf solche Art zubereiteter Birnsaft wird, gleich dem Honig, von den Bienen begierig verzehrt, und erhält sie eben so gesund und frisch, als dieser. v. Schott.

Ueber alten Saatroggen.

Mir ist ein Haushalt bekannt, in welchem ehemals immer halb alter Roggen mit ausgesäet wurde. Man brauchte die gehörige Vorsicht, ihn bis zulezt, d. h., bis gegen den Johannistag, im Stroh liegen zu lassen, da er denn zur Zeit völlig die Qualität des neuen hat. Ja, man nahm auch welchen, der frühzeitig gedroschen, aber oft genug auf dem Boden umgeschaufelt worden war. Doch dieß sind ja Alles bekannte Sachen! — Das folgende möchte vielleicht minder bekannt seyn. Einst wurde eine Breite von vielen Beeten, oder Pflügestüken (Sotteln), gegen das Ende des Oktobers mit altem und neuem Roggen, und zwar wechselweise Eins mit altem, Eins mit neuem besäet. Bei einer täglichen Besichtigung dieser Breite fand es sich, daß der alte Roggen sämmtlich Einen Tag früher aufging, als der neue. Seit dieser Zeit säet derselbe Oekonom seinen alten Weizen, dessen er sich wegen der Vorsicht vor Brand bedienet, immer spät, d. h., nie vor der lezten Hälfte des Oktobers. — Und Andere, die alten Weizen gebrauchen, säen selben so früh, als möglich; vielleicht aus einer Furcht, die also grundlos wäre. J. L. G. L . . . . . d.

Kartoffeln in Kuchen lang aufzubewahren.

Man nimmt geschälte rohe Kartoffeln, reibt sie auf einem Reibeisen, thut sie in ein grobes Tuch, preßt sie, bis sie troken und einem Käse ähnlich sind. Diese Kuchen stellt man auf ein Gesims und läßt sie vollends abtroknen. Zu dem ausgepreßten Safte thut man eben so viel klares Wasser, und es wird sich das feinste Stärkemehl auf dem Boden sezen. Jene Kartoffelkuchen halten sich 3 Jahre und noch länger süß und schmakhaft, verlieren an Gewicht gegen die dazu genommenen Kartoffeln zwei Drittheile, welche sie beim Kochen und Zurichten ziemlich wieder erhalten, so daß man fast die nemliche Quantität an Speise daraus erhält, welche man aus der dazu gebrauchten Masse von rohen Kartoffeln erhalten haben würde. Da diese Kuchen einen sechsmal kleinern Raum einnehmen, als die dazu verwendeten Kartoffeln, so können sie auf Schiffen und für Armeen im Felde sehr vortheilhaft gebraucht werden, und man kann auch in den Zeiten, wo schmakhafte Kartoffeln selten sind, Kartoffelspeisen bereiten.

Erfahrungen über das Tränken der Schafe.

Herr K. nahm sieben Schafe, brachte sie den ganzen Sommer hindurch in einen besondern Hordenschlag, fütterte sie täglich mit grünem Klee, und ließ es nie dazu kommen, daß sie auch nur das Geringste zum Saufen erhielten. Selbst an Regentagen war dafür gesorgt, daß sich kein Regenwasser sammeln konnte, wovon sie hätten saufen können. Die sieben Schafe zeichneten sich im Herbst vor der ganzen übrigen Heerde aus, denn sie waren größer, fleischiger und kraftvoller. Im darauf folgenden Jahre machte er den nemlichen Versuch mit 200 Schafen, und der Erfolg davon war eben so ausgezeichnet. Diese Erfahrungen bewogen ihn, auch das Weidevieh im Sommer nicht mehr tränken zu lassen, und auch hier war der Erfolg so glüklich, daß Hr. K. bis jezt immer dabei bleibt und sein Schafvieh im Sommer nicht mehr zur Tränke treiben läßt. — Viele Landwirthe und landwirthschaftliche Schriftsteller sind ganz entgegengesezter Meinung.

Persische Art, den Biß toller Hunde zu heilen.

Nach der Versicherung einiger Reisenden haben die Perser eine besondere Art, den Biß toller Hunde zu heilen. Sie stechen rund um die Wunde Löcher, schlagen eine Salbe von geriebenen Zwiebeln darum, legen ein Stük Rintfleisch

darüber, und über dasselbe frische Erde. Einen solchen Umschlag legen sie alle Stunden auf, bis die Wunde geheilt ist; dabei sollen sie von der heilsamen Wirkung dieser Heilmethode so überzeugt seyn, daß sie sich vor diesem gefährlichen Bisse nicht sehr fürchten. — Für Landwirthe, welche oft zu weit von einem Arzte entfernt wohnen, um in diesen gefährlichen Fällen schleunige Hilfe zu erhalten, wäre dieß Mittel als das einfachste und leichteste seiner Art, eine große Wohlthat, wenn Versuche und Erfahrungen über dessen Wirkung erst entschieden haben werden.

Wie der Doktor Paracelsus den Teufel angeführt hat.

Als der Doktor Paracelsus noch in Innsbruck war und dort studiren lernte, ging er einmal an einem Sonntag Morgens im Walde spaziren und hatte allerlei Gedanken, so daß er sich ganz vergaß und immer tiefer in den Wald hinein gerieth. Plözlich stand er still, denn es kam ihm vor, als hätte ihn Jemand mit Namen gerufen, er mochte sich aber umsehen, wie er wollte, er konnte Niemand erbliken. Es sind wohl Raben in ihren Nestern oder Winde in den Felsklüften gewesen, sagte er, und ging weiter, aber bald hörte er eine etwas dumpfe Stimme: Paracelsus! Paracelsus! rufen, und die Stimme schien eben nicht von weit her zu kommen. Wer ruft da? Ich, antwortete es ganz nahe an seinem Ohr aus einer Tanne, erlöse mich aus dem verdammten Kerker. Der Paracelsus erschrak und sprang etwas seitwärts, bald aber faßte er Muth und rief: Wer ist der Ich? Man nennt mich nur den Bösen, erwiderte die Stimme, ich bin aber so schlimm nicht, als mich die Leute machen wollen, das sollst Du sehen, wenn Du mich befreist. — Wie kann ich das? fragte der Doktor. Schau nur rechts an den Stamm der alten Tanne hinauf, da wirst Du ein rundes Zäpflein mit drei Kreuzen erbliken, dahinter bin ich eingezwängt vom verfluchten Geisterbanner; ich kann's von Innen nicht herausstossen. — Nun, was gibst Du mir denn, wenn ich's herausziehe? fragte Paracelsus. Was verlangst Du? Gib mir, sagte Paracelsus, erstens eine Arznei, mit der ich alle Krankheiten heilen kann; zweitens eine Tinktur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandle; drittens — — — drei Dinge, fiel der Teufel ein, kann ich nicht geben, diese Zahl ist mir verhaßt; begnüge Dich an zweien, die sollen Dir werden. — Wer steht mir aber dafür, daß Du Wort hältst? — Ich, so wahr ich der Teufel bin, antwortete die Stimme. Paracelsus dachte, er wird mich doch nicht gar holen für den Liebesdienst, und sagte dann laut: Gut! ich befreie dich, wenn ich anders das Zäpflein herausbringe. Also nahm er das Federmesser aus der Tasche und faßte damit das Zäpflein, das ein wenig hervorstand und brachte es endlich nach vieler Mühe heraus, dann trat er einen Schritt zurük, die Augen auf das Löchlein geheftet und sah nun eine häßliche schwarze Spinne daraus hervorkrappeln, die lief am Stamm hinunter auf das Moos, aber kaum berührte sie den Boden, so verschwand sie, und auf Einmal richtete sich, wie aus der Erde steigend, ein langer hagerer Mann vor dem Paracelsus auf, und schielte ihn mit rothen Augen freundlich grinsend an, und schlug den rothen Mantel übereinander, wahrscheinlich, damit Paracelsus seine schmählichen Hahnenfüsse nicht sehen sollte, aber der Mantel war zu kurz und Paracelsus sah die scharfen Klauen nur zu gut, und war im Innersten darüber erschroken. Das machte dem Teufel Spaß, er lachte und sagte: Graut Dir's? fürchte nichts; Dich hol' ich ja nicht. Komm mit dort an den Felsen. Der Paracelsus wäre lieber davon gelaufen und hätte ihm gern den Dank geschenkt, aber er folgte ihm doch nach aus Furcht. Auf dem Weg brach sich der Teufel im Gebüsche eine Haselruthe, und als sie an den nächsten Fels kamen, der über die höchsten Tannen hervorragte, so sagte der Teufel: Wart hier, ich bin sogleich wieder da, und schlug mit der Ruthe gegen das Gestein; der Fels spaltete sich krachend in zwei Stüke und der Teufel verschwand in der Kluft. Meinethalb komm nicht wieder, murmelte der Paracelsus, aber der Rothmäntler trat schon wieder hervor aus der Spalte, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden wie die Arzneigläser; diese reichte er dem

Paracelsus dar. Das Gelbe da, sagte er, ist die Goldtinktur, das Weiße die Arznei. Dann hob er die Haselruthe, die er vorher auf den Boden geworfen hatte, auf, schlug damit wieder gegen das Gestein, und der Fels schloß sich augenblik-lich zu, als ob er nie gespalten gewesen. Gehst Du mit nach Innsbruck, sagte der Teufel, ich hole dort den Geisterbanner, der jezt gewiß nicht denkt, daß ich los bin; er soll mir's büßen. So gin-gen nun der Rothmäntler und der Doktor stille neben einander zwischen den dunkeln Tannen fort; der Doktor hatte innerlich großes Mitleiden mit dem Geisterbanner und dachte: „könnte ich ihn nur retten!" Aber den Scheelaug da zu bitten, wird nichts helfen, sagte er überlegend, voraus eilen und den Geisterbanner warnen, geht auch nicht; auch wüßte ich ja nicht einmal, wie er heißt und wo er wohnt. So ging der Paracel-sus hin und her sinnend neben dem Hahnenfüßler daher, und drehte dabei zwischen den Fingern das hölzerne Zäpflein, das er zum Andenken behalten wollte. Plözlich kam ihm ein guter Gedanke: ich will's probiren, sagte er still in sich — viel-leicht gehts — eitel ist er gewiß — hilfts nichts, so schadets nichts. Als er nun merkte, daß sie nicht weit mehr von der Tanne weg waren, worin der Teufel gestekt hatte — fing er an: der Gei-sterbanner muß wohl ein überaus mächtiger Mann gewesen seyn, daß er im Stande war, Euch in ein so kleines Löchlein in die Tanne hinein zu zwingen. Wahrlich, aus eignem freien Willen möchtet Ihr Euch wohl schwerlich so zusammen ziehen zu können zu einer Spinne, dazu gehört viel. Dem Teufel ist auch viel möglich, sagte jener gereizt, was ihr Halunken nicht begreift. Was gilts, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne, und krieche vor Dei-nen Augen ins Löchlein hinein. Ich begreif's eben nicht, sagte Paracelsus mit schelmischer Gutmüthig-keit, aber sehen möcht' ich's, ich gäbe gleich meine zwei Fläschchen für das Kunststük her. So schau, rief der Teufel, und verschwand in demselben Mo-ment, aber als häßliche Spinne krappelte er wie-der am Boden, lief am Stamm der bekannten Tanne hinauf, und kroch ins alte Löchlein. Bliz-schnell hinter ihm drein kommt das Zäpflein, vom Paracelsus mit aller Gewalt nachgedrükt. Was soll der Scherz? rief die Spinne von Innen. — Es ist Ernst, sagte Paracelsus und schlug mit ei-nem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und krizte mit seinem Messer drei frische Kreuze dar-über — solche Gesellen, wie Du, gehören nirgend anders hin. Abscheulicher Undank, rief der Ge-fangene und schüttelte wüthend wie ein Sturm-Wind die Tanne, von der Wurzel bis in die Wipfel, und die Zapfen prasselten haufenweise auf den Paracelsus. Aber lachend ob der ohnmäch-tigen Wuth lief dieser fort, und als er wieder aus der Dunkelheit des Waldes in die hellen son-nigen Wiesen hinaus trat, sprach er: jezt will ich doch sehen, wie der Teufel mich angeführt hat, denn er hielt die Fläschchen für ganz gewöhnliches Wasser. Also öffnete er das gelbe und ließ dar-aus ein Tröpfchen fallen, und sieh, es wurde schwer und schwerer in seiner Hand und war pu-res Gold. Freudig erstaunt machte er das Fläsch-chen sogleich wieder zu, damit der Goldgeist nicht verduftete. Das eine ist gut, sagte er, das an-dere will ich auch sogleich an dem kranken Gem-senjäger dort unten in der Hütte probiren; und als er nun in die Hütte kam und dem Mann einen Tropfen von der Arznei gab, wurde der-selbe auf der Stelle gesund, daß er sogleich aus dem Bette aufstand. Fast wäre der Paracelsus in der Freude wieder in den Wald gelaufen und hätte den Teufel losgelassen, aber er dachte dann doch, der zweite Liebesdienst möchte ihm dießmal nicht so gut bekommen wie der erste.

Noch stekt der Teufel in selbigem Löchlein in selbiger Tanne und hat wenig Hoffnung, los-zukommen, denn der Wald darf wegen der Schnee-Lawinen, die von den Bergen herab rollen, nicht abgehauen werden, und obschon er Tag und Nacht ruft und die Tanne schüttelt, so wagt sich doch eben deßwegen Niemand in dieselbe Gegend. Der Paracelsus aber ist von selbiger Zeit an der be-rühmteste Doktor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme gesund gemacht und diesen oft noch von seinem Golde dazu gegeben, daß sie sich aus der Noth herausreißen konnten.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Mein Heirathsvertrag.

(Recht und vollherzig.)

1) Wir lieben uns innig; wir fühlen, daß wir ohne einander nicht glüklich seyn können, und verbinden uns daher auf ewig zu treuen Gatten.

2) Karl weiht und heiligt sein ganzes Daseyn Louisen, um ihr durch rastlosen Fleiß ein bequemes und sorgenfreies Leben zu verschaffen.

3) Louise wird sich daher bestreben, durch häusliche Wirthschaftlichkeit sich und ihn auf der goldenen Mittelstrasse des ehelichen Auskommens zu erhalten.

4) Da im Ehestande oft Kleinigkeiten die Quelle grosser Zwiste sind, so verpflichten wir uns gegenseitig, einander in unbedeutenden Dingen ohne den leisesten Widerspruch nachzugeben.

5) In der Tracht zum Beispiel richtet sich jeder Theil nach des andern Geschmak; Karl enthält sich einer allzunachläßigen Kleidung, um Louisens Auge nicht zu beleidigen, und Louise vermeidet, sich durch übertriebenen Schmuk vor der Welt den Schein zu geben, als wollte sie fremde Männer fesseln. — Die Hauptzierde unseres Körpers sey Reinlichkeit, weil das Gegentheil bei Personen, die in einem nahen Verein leben, unfehlbar Abneigung und Widerwillen erzeugt. —

6) Die gebietherischen Worte: „Ich will, ich bestehe darauf, ich befehle!" — werden in unserm häuslichen Wörterbuche ganz ausgestrichen.

7) Louise wird sich nie in Gesellschaften das geringste Scheinzeichen von Nichtachtung ihres Mannes entgleiten lassen; denn jede Gattin, die sich solche zweideutige Aeußerungen leichtsinnig erlaubt, gibt dadurch andern Männern gleichsam ein Signal, sich ihr mit Siegeshoffnungen zu nahen.

8) Karl wird Louisen öffentlich ehren, damit sie auch von Andern geehrt werde. Er wird keinem andern Frauenzimmer durch schmeichelhafte Huldigungen, die über die Schranken der geselligen Höflichkeit hinausgehen, einen kränkenden Triumph über seine Gattin gestatten.

9) Wir wollen beide in der Wahl unsers Umganges vorsichtig seyn, und besonders keine falschen und arglistigen Hausfreunde dulden, die, gleich Schlangen im Busen, die ruhigen Freuden unseres Bandes vergiften.

10) Zwischen Mein und Dein findet unter uns keine Grenzscheidung Statt. „Unser höchstes Gemeingut ist unsere gegenseitige Liebe;" und dieser Schaz, der oft in andern Herzen von der eilenden Zeit verzehrt wird, soll unter ihren Flügeln bei uns wachsen bis an unser Grab. —

Karl. Louise.

• •

Lob der Nähnadel.

(Karl schrieb's am Hochzeitstage, — Louisen geweiht!)

Geheiligtes Werkzeug der Minerva, und niedlicher Griffel für schöne Hände! Wer kann dich betrachten, ohne sich von deinen Vorzügen begeistert zu fühlen? Du tödtest nicht wie das Schwert, und wirst nicht in Galle getaucht, wie die Federn der Männer. Nie entweihest du die reine Leinwand oder die glänzende Seide mit Unsinn, und nie hat ein Werk, das durch dich hervorgebracht wurde, seine Urheberin dem Gelächter des Publikums Preis gegeben! Du wetteiferst mit der Natur, und die Blumen, und die Blätter, welche dort die süße Louise mit deiner Hilfe an's Licht bringt, verwechselt Flora mit ihren eigenen Kindern! Dir muß Alles, was aus den edelsten Metallen bereitet wird, weichen; denn wie klein ist selbst der Werth der goldenen Haarnadel gegen den deinigen! Wie glüklich wäre die Menschheit, wenn der Gemahl der Venus den starken Arm, mit dem er die Donnerkeile den ergrimmten Erdensöhnen schmiedete, von nun an blos dir, dem friedlichen Werkzeug irdischer Göttinnen, widmete! Eine Feder kann dir nicht würdiger huldigen, als daß sie dich hoch über dich selbst erhebt, und willig bringt die meinige dir diesen Tribut! Möchten künftig die Männer deinen Verdiensten die gebührende Gerechtigkeit erweisen, und niemals der pedantische Kiel, oder der verführerische Roman, noch weniger die zeittödtende Karte dich aus der Hand des schönen Geschlechts verdrängen!

Mädchen. — Glükliche Heilung.

Im Thal, an der Quelle
Da sizt ein Geselle
Vom zärtlich-heroischen Orden;
Der will sich erschießen,
Das Leben beschließen,
Weil Liebchen ihm untreu geworden.

Welch' Schiksal ist härter?
Er seufzet wie Werther,
Er langt schon heraus die Pistolen,
Da kommt von der Bleiche,
Durch's nahe Gesträuche,
Schön Röschen, um Wasser zu holen.

Sie grüßet so freundlich,
Wer könnte wohl feindlich
Begegnen dem reizenden Kinde?
Sie kosen und scherzen,
Sie küssen und herzen,
Bis tiefer sich senken die Schatten.

Zum Dorf eilt das Mädchen,
Er eilet zum Städtchen;
Was thut er denn mit den Pistolen?
Die hat er vergessen,
Dort, wo er gesessen,
Und soll sie bis heute noch holen.

Auflösung der Charade in Nro. 29:

Stokblind.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 32. 9. August 1835.

Generalpardon für München.

In Nro. 17 der bayerischen Nationalzeitung vom 29. Mai d. Js. ist auf die öffentliche Anfrage: „Wenn 280 Zentner Pulver aus dem gesprungenen Pulverthurme schon Risse und Sprünge an vielen Gebäuden der Stadt anzurichten im Stande waren, welche Wirkungen könnten 3000 Zentner, die in und unter den Thürmen von Grünwald liegen sollen, im Entzündungsfalle auf München und die ganze Gegend haben, da Grünwald nur 2½ Stunden von der Stadt entfernt ist, und kein Berg dazwischen liegt? Abgesehen von der Zerstörung des Isarrinnsales und von ihren weitern gräßlichen Folgen,"
unbedenklich die öffentliche Antwort gegeben:

„1) Es wird wenig kompetente Männer geben, welche mit mathematischer Gewißheit ein so sonderbares Problem zu lösen im Stande sind; denn die Größe der Wirkung einer Explosion hängt nicht allein von der Quantität und Lage des Pulvers, sondern auch von der Beschaffenheit der Luft und des Windes ab; allein es würde eben deßwegen

2) von den Münchner-Häusern bei einer allenfallsigen Explosion von Grünwald wenig oder nichts stehen bleiben, wenn eine solche, durch Bliz veranlaßt, mit dem Südwind zusammenträfe, dadurch im Isarthale sich in fürchterlichen Wogen auf München herabwälzte, und die ihnen entgegen stehenden Gebäude vor sich her abrasirte; dazu würde aber auch

3) eine nothwendige Erderschütterung kommen müssen, sobald die oben angegebene Pulvermasse noch dazu aus verschlossenen tiefen Gewölben einen Durchbruch suchen müßte, und es wäre nicht unmöglich, daß man bei einer solchen Explosion München eben so wenig als München kennen würde, wie man aus den Ueberbleibseln der neun Artilleristen keinen ganzen Menschen herausbrachte, oder wie man noch manche Kugeln, die in die Erde geschlagen sind, nicht mehr finden konnte."

Nach dieser Antwort muß man sich nur wundern, daß nicht seit dem 6. Mai das Pulvermagazin zu Grünwald schon ein menschliches Ungeheuer (das unsre Journalisten aus Wohlgefälligkeit für ein gereiztes Publikum, keineswegs nach psychologischen Erfahrungen, in Stanislaus Schmitt erkannten, und als eine gemeine Erscheinung hinstellten, das täglich in Selbstmördern rc. gleichsam wieder auftreten könnte) angezündet habe, um als neuer Herostratus sich einen Namen zu suchen! So richtig die gestellte Frage auch klingen mag, so übertrieben erscheint uns die Beantwortung, daß mit einer Explosion von 3000 Zentnern Pulver in Grünwald die gänzliche Zerstörung der Hauptstadt München verbunden würde. Ohne einer mehr mathematischen Lösung der gestellten Frage durch einen erfahrnen Ingenieur- oder Artillerie-Offizier vorgreifen zu wollen, glaube ich aus meinen Thesen der Experimentalphysik rc. die gestellte Frage beantworten, und das wahrhaft unnöthiger Weise erschrekte Publikum durch Berührung praktischer Erfahrungen und theoretische Grundsäze beruhigen zu müssen.

Im Jahre 1734 hat ein Blizstrahl das Pulvermagazin im Schlosse zu Wolfrathshausen entzündet und das Schloß zerstört; aber mit dem Markte wurde nicht so grausam verfahren, obschon er zu den Füßen des Schlosses lag, wie der Re-

ferent in der Nationalzeitung mit der 2½ Stunden entfernten Hauptstadt München verfahren läßt. Eine Beschreibung dieser Explosion von 1734, aus Urkunden geschöpft, möchte um so mehr das Publikum beruhigen, da Wolfrathshausen damals statt Grünwald als allgemeines Pulvermagazin bestanden haben soll, und sohin eine große Quantität Pulvers umfaßt haben muß. Auch zu Wien ist vor ungefähr 60 Jahren der Pulverthurm aufgeflogen, ohne die Kaiserstadt zerstört zu haben. Eine historische Erläuterung der zu Wolfrathshausen und Wien Statt gefundenen Katastrophen würde, wie ich glaube, schon hinreichende Beruhigung geben: noch mehr aber sollen dieß Grundsäze der Physik für das Münchner-Publikum zu bewirken im Stande seyn. —

Das Schloß Grünwald ist mit seinen Thürmen ein an und für sich nicht großes Gebäude, mit einem tiefen Erdgraben gegen Nord (welches die Seite nach München ist) und Ost umgeben, und das Pulver ist dem Vernehmen nach, wie auch Referent unter Ziffer 3 angibt, daselbst in tiefen Gewölben, sohin unter der Erde verschlossen.

Die Kraft der Explosion des entzündeten Pulvers würde nicht nur durch das unterirdische Gewölbe, das in central-horizontaler Richtung, durch die Erdmasse gedrükt, nicht explodiren kann, nach dem geringsten Widerstande hin, sohin nach oben wirken, und zu dieser Richtung durch den hohen Erdwall, wenn die das Pulver zunächst umgebende Erdmasse zu geringen Widerstand geben würde, unfehlbar gezwungen werden. Diese Behauptung bestätigt das Experiment einer springenden in die Erde geworfenen Bombe, oder das Auffliegen einer Mine aus der flachen Erde. Wäre nun nicht in den obern Räumen der Thürme zu Grünwald, und zwar in der horizontalen Lage des Dorfes Grünwald, Pulver aufgehäuft, und die Entzündung erfolgte nicht von oben, sondern im tiefern Pulverlager, so würde außer der für hölzerne Häuser wenig folgenreichen Erderschütterung selbst das gen Osten und Süden anliegende Dorf Grünwald wenig Nachtheil erleiden, gleichwie vor 101 Jahren der Markt Wolfrathshausen nur seine Fenster einbüßte, da die Explosion nur nach oben, und zwar in einem Winkel von ungefähr 40—60 Graden wirken, und Stein- und Erdmassen über die nächste Umgebung hinweg so weit in gedachter Winkelrichtung in die Ferne schleudern würde, als die unmittelbare Pulverkraft die atmosphärische Luft gleichsam zu bezwingen im Stande wäre, gleichwie der Soldat von den Trümmern der Bombe nicht berührt wird, wenn er nur wenige Fuß von ihrem Einschlagen sich auf die Erde legt. Bemerkt muß hier werden, daß die zerstörende Wirkung des Pulvers durch den Raum, in welchem es aufgeschüttet liegt, bedingt wird, und nicht im gleichen, oder gar im wachsenden Verhältnisse mit der Quantität des Pulvers zunehme, sondern daß es zunächst darauf ankomme, in welcher Quantität die zur Entzündung des Pulvers wesentlich nöthige Luft langsamer oder schneller zuströmen könne; denn in einem ganz luftleeren Raume, wie er sich aber nur denken, nicht finden läßt, würde sich das Pulver gar nicht entzünden können. Die Entzündung des Pulvers geschieht also, wenn gleich für unsern beschränkten Sinn die größte Explosion keine Sekunde Zeit ausfüllen sollte, nur nach und nach, je nachdem viel oder wenig Luft nach dem Raume des Aufbewahrungsortes zugleich zuströmen kann. Wir würden aus einem sehr tiefen Gewölbe, das ganz mit Pulver angefüllt wäre, und sohin für den Zutritt der Luft im Entzündungsfalle wenig Raum öffnete, die Explosion, wie aus einem Mörser, nach oben wirken, das Pulver, zu dessen Entzündung die nöthige Luft mangelte, vor sich in die Höhe schleudern, und successive im Steigen entzünden sehen, denn so weit die gleichsam mit Blizfeuer sich zeigende Erscheinung bei einer Pulverentzündung dem Auge sichtbar ist, so weit wird das in der Entzündung begriffene Pulver der zu seiner Entzündung nöthigen athmosphärischen Luft entgegen geschleudert, und zwar unter dem Winkel, den es aus ihrem tiefen Behältnisse angenommen hat. Liegt das Pulver auf der flachen Erde und beginnet die Entzündung in seiner Mitte, so wird die Explosion central-horizontal-sphärisch wirken. Von der Wahrheit, daß ein entzündetes Pulver ihre eigene Masse in einer Strahlenrichtung von sich schleudere, geben uns die

in die Gesichter mancher Jäger, Soldaten ꝛc. eingesprengten Pulverkörner deutliche Beweise. Ich kann, wie mein Referent in seiner Antwort Ziffer 1 glaubt, der Luft und dem Winde die Richtung der Wirkung der Explosion, wie den Schall und den Rauch nicht überlassen, sondern behaupte, daß die Wirkung der Explosion, so lange und weit dieselbe wirkt, wegen der stärkern Kraft des Pulvers nicht affizirt werde. Erst wenn alles Pulver der entzündeten Masse verpufft hat, dann wirkt die Luft, und erzeugt zuerst den Schall, den sie, so wie den Rauch, mit sich fortführt. Wenn bei der Explosion zu München die Wirkung vorzüglich nach Osten geschah, was an sich richtig ist, da in Nymphenburg Anwesende die Explosion eines am Himmel schwebenden Gewitters wegen gar nicht wahrgenommen haben, so kann der West-Wind keineswegs die Ursache gewesen seyn, sondern ich glaube mit einem Experimente darthun zu können, daß die Ursache dieser Wirkung nur den Umstand beweisen werde, daß das Pulver-Magazin auf der Westseite von dem Selbstmörder entzündet worden sey, und daher alles der Entzündung in horizontaler Richtung Preis gegebene Pulver, weil es nicht unter der Erde, sondern flach auf der Erde lag, nach Osten hin mit successiver Entzündung geschleudert worden sey. Diese Wirkung kann zu Grünwald der Lage des Pulvers unter der Erde und der Entfernung von $2\frac{1}{2}$ Stunden wegen in Beziehung auf München nicht Statt finden; noch minder aber würde die Wirkung der Explosion durch das Rinnsal der Isar, wie das Wasser dieses Flußes, gleichsam nach München in Wogen geleitet werden, was der Referent in der Nationalzeitung Nro. 17 Ziffer 2, uns unbegreiflich, gleichsam ganz richtig findet. Der schreklichste, aber absolut unmögliche Fall wäre, daß das ganze Schloß Grünwald ganz allein auf München geworfen würde, und was wäre dann für ein Effekt von diesen an sich kleinen Mauern für die ausgedehnte große Stadt zu fürchten? Wahrscheinlich würde kaum auf das hundertste Haus ein so grosses Stük fallen, welches eine namhafte Beschädigung verursachen, oder einen Menschen tödten könnte! Würde die in Bezug auf Münchens Verwüstung vom berührten Referenten gemachte Behauptung nur in einem sehr geringen Grade sich bestätigen, wären da bei den Bambardements der Festungen die Belagerer bei Pulvermagazinsexplosionen wohl sicherer, als die Belagerten? Da nun eine Pulverexplosion von 3000 Zentnern Pulver ꝛc. zu Grünwald, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht einmal dem anliegenden Dorfe Grünwald absolut tödtlich wäre, und die Umgebung von ungefähr 20 Quadratstunden, wenn ich München innerhalb die Grenze des unglüklichen Erdreiches bringen will, nur kleine Stüke von den Mauern des Schlosses zu Grünwald und von ihrem Auswurfe an Kugeln ꝛc. zu sehen bekäme, so wird von dieser Seite die Gefahr für München Null werden, es müßte nur Wassermangel eintreten, wenn auf einige Stunden etwa das Rinnsal der Isar gesperrt wäre, oder, wofür ich jedoch bei der Geringfügigkeit des Schlosses Grünwald, und der dasselbe gen Westen umgebenden Erdenmasse keine Wahrscheinlichkeit sah, gar in ihr altes Bett zurük gewiesen würde. Allein die Erderschütterung ist noch nicht abgefertigt, welche der Referent der Nationalzeitung unter Ziffer 3 befürchten läßt.

Die Erschütterung durch die Kraft des Pulvers würde, wenn es, wie im Pulverthurme von München der Fall war, flach auf der Erde aufgehäuft läge, allerdings auf eine bedeutende Distanz, jedoch mehr als Luft-, als als Erderschütterung kräftige Wirkungen veranlassen: allein ich habe oben gezeigt, daß nach der Lokalität des Schloßes Grünwald die Lufterschütterung in Winkeln von 40 bis 60 Graden nur nach oben in die Luftregion wirken kann, und glaube, was eine Erderschütterung betrifft, in dem Terrain, auf welchem Grünwald und München steht, eine alle Furcht entfernende Erscheinung wahrzunehmen. München ist durch den tiefen Einschnitt in die Erde, den man das Isarthal oder Isarbett heißt, von Grünwald getrennt, und dadurch sind beide Orte aus einer direkten Erdverbindung gehoben. Wenn eine Erd-Erschütterung durch den Druk des entzündeten Pulvers, welches zunächst dieß Erdreich berührt hat, auch kräftig wirken sollte, so würde sie doch zunächst ihre Wirkung nur bis an den Abhang in

das Flußbett der Isar, und bis an die Harlachinger-Giesinger-Anhöhen ausdehnen können, weil eine Erschütterung doch nur ein Stoß seyn könnte, der nur in horizontaler Richtung auf geringe Distanz wegen Elastizität der Dammerde und des Sand-Lagers bemerkt werden würde, weil es nicht denkbar ist, daß sich das Pulver, der natürlichen Oeffnung nach oben wegen, einen Durchgang unter dem Erdreiche öffnen würde, wie dieß bei Erdbeben der Fall ist, welche aus tiefunterirdischen Explosionen entstehen, und wegen allseitigem Widerstande der schweren und harten Erdmassen manchmal so schreklich zu wirken pflegen. Dieses und der Umstand, daß bei aufgeflogenen Magazinen bei Bombardements ꝛc. die Erderschütterungen keineswegs auf 20 Quadrat-Stunden sich ausgedehnt haben, wird auch die Residenzstadt München von jeder Gefahr befreien.

Geschrieben in meinem Hauptquartier der Ludwigs-Vorstadt zu München.

J. S.

Ueber Runkelrüben-Zuker-Fabrikation.

Schon im Jahre 1822 ist in den europäischen Annalen (8te Lieferung) mit völliger Gewißheit dargethan: 1) daß Runkelrüben-Zuker eben so leicht, gut und mit großem Vortheil verfertigt werden kann, wie Zuker aus indischem Rohrzuker; 2) daß Europa den Bedarf daran für ohngefähr 150 Millionen Thaler selbst erzeugen kann; 3) daß dadurch mehrere Millionen Aeker brach- oder wüstliegender Ländereien in Ertrag gebracht werden können und eine ausgedehnte Mastung und Düngergewinnung auf diesen neuen Fabrikationszweig zu gründen ist und 4), daß bei dieser Kultur ꝛc. viele hunderttausende von Menschen beschäftigt und ernährt werden würden. So wurde dann auch damals schon hieraus mit Recht der Schluß gezogen, daß sich gewiß ein großer Theil dieser Vortheile auch auf Deutschland, auch auf unser Hessenland würde übertragen lassen.

Frankreich begnügte sich jedoch nicht mit der bloßen Verbreitung obiger Gewerbs-Ideen und Wahrheiten; es legte Hand an's Werk und besizt bereits gegenwärtig mehrere hundert Runkel-Rüben-Zukerfabriken ersten Ranges, deren vorzügliches Gedeihen, besonders im nördlichen Frankreich, zur Nachahmung auch in Deutschland geführt hat, wovon die HH. v. Utzschneider in München, Medizinalrath Rube in Darmstadt und Weinrich in Wetzlar, welcher leztere gegenwärtig für Rechnung böhmischer Grundbesizer mehrere Runkelrüben-Zukerfabriken in Prag ꝛc. angelegt und in guten Betrieb erhält, den sprechendsten Beweis liefern. Vom Standpunkt der National-Oekonomie aus betrachtet, wird dieser Gegenstand wichtig genug erscheinen, ihm alle Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da von Seite der Technik die ermuthigendsten Aufforderungen dazu gegeben werden, indem dieselbe bereits damit aus der Sphäre wissenschaftlicher Spekulation in die des gewinnbringenden Erwerbs getreten ist, und sowohl Muster, wie Erfahrungen zu Gebote stehen, das Interesse an der Sache allgemein zu machen. Ist nun aber eines Theils erwiesen, daß die Runkel-Rüben-Zuker-Fabrikation überall da mit Vortheil zu betreiben steht, wo der Boden dem Runkel-Rübenbau günstig, wo Arbeitslohn und Brenn-Material billig sind, wo die Abfälle und Rükstände der Runkelrüben vor und nach ihrer Verwendung auf Zuker zur Ernährung des landwirthschaftlichen Viehstandes benüzt werden können, — so ist man auch andern Theils darüber einverstanden, daß dieser Fabrikationszweig nur dann mit Vortheil zu betreiben ist, wenn er, d. h., die Rohzuker-Erzeugung aus Runkelrüben — wie Brenn- und Brauereien — zu einem landwirthschaftlichen Nebengewerbe gemacht und die Gewerbs-Erfahrungen darin, wie in diesen, so allgemein verbreitet werden, daß er mit der Zeit ebenfalls empirisch gehandhabt werden kann.

Als landwirthschaftliches Nebengewerbe betrachtet, erfordert nun dieser neue Gewerbszweig zur Erzielung der dazu nöthigen Rüben einen zwar fruchtbaren, aber doch nicht besonders gut kultivirten Boden; er soll daher dazu beitragen, den Boden durch Düngergewinnung zu bereichern, überflüßige Brache zu verdrängen, Triescher und Gemeinheiten urbar zu machen und in einem längern

oder kürzern Zeitraum den Werth derselben zu erhöhen. Betrachtet man die Runkelrüben-Zuker-Fabrikation aber als ein reines Manufakturgeschäft — wozu sich bei uns so leicht kein Unternehmer finden wird — oder als ein städtisches Gewerbe, welches mit dem Jahresschluß Auslagen und Arbeit bezahlen, welches als solches rentiren soll, so hat man zu dessen Begründung eine reiche Gegend zu wählen; wo die Bodenkultur einen hohen Grad von Vollkommenheit — wie z. B. die des Kreises Eschwege durch den Tabaksbau — erlangt hat und der Runkelrübenbau alsbald im Großen betrieben werden kann, der Arbeitslohn nicht allzu hoch steht und Brennmaterial wohlfeil zu haben ist. Die Vortheile jedoch, welche das Absondern dieses Geschäftes vom lanwirthschaftlichen Betrieb gewährt, kommen Denen nicht gleich, welche seine Verbindung mit diesem abwerfen; auch sind die Folgen, welche das Umwandeln eines unkultivirten Bodens, das Bebauen von Trieschern, Gemeinheiten und unbenuzter Brach-Ländereien im Gefolge haben, unberechenbar, und dürfte es daher überall rathsam erscheinen, den städtischen Betrieb des neuen Erwerbzweiges, wie schon öfter erwähnt, mit dem landwirthschaftlichen zu verbinden, und diesen wenigstens so einzurichten, daß er mit Vortheil jenem zur Unterstüzung und jener hinwiederum diesem zur sichern Absazquelle, sowohl hinsichtlich des rohen (Rüben-) als auch des halbfabrizirten (Rohzuker-) Produkts, diene. Für beide Gewerbsarten wird sich die Runkelrüben-Zuker-Bereitung da gewinnbringend herausstellen, 1) wo der Boden zur Kultur der Halmfrüchte geeignet ist und tiefe Krume hat, unbeschadet seiner übrigen Eigenschaften, als: Thon-, Kalk- oder Sandbeimischungen; 2) wo die Runkelrüben auf das Vortheilhafteste und Wohlfeilste gebaut und die Abfälle zur Viehfütterung benüzt werden können; und endlich 3) da, wo die Rohzukersiederei als ein wesentliches Zubehör des Akerguts — wie gegenwärtig die Branntweinbrennereien — zur Produzirung großer Düngermassen betrachtet werden und der Grundbesizer auf die eine oder andere Art, entweder die Rüben oder besser den Rohzuker an die größern Zuker-Raffinerien preiswürdig verkaufen kann.

Ueber den technischen Theil sowohl hinsichtlich des Anbaues der Rüben, der Wahl der geeignetsten Sorte, Ernte und Magazinirung Behufs Verwendung auf Zukerbereitung, so wie über das beste chemisch-physikalische Verfahren hierbei sind bereits vielfältig zwekdienliche Erfahrungen und praktische Lehren in dieser landwirthschaftl. Zeitung für Kurhessen mitgetheilt. Da die Methoden der Rüben-Zukerbereitung sehr verschieden sind — indem nemlich der eine das Einsieden des Syrups der langsamen Krystallisation vorzieht, dieser mit Dämpfen jener unmittelbar mit Feuer arbeitet u. s. w., so wird es sich von selbst verstehen, daß bei irgend einem Unternehmen, welches auf Einführung des neuen Erwerbzweiges abzielen soll, die genaueste Prüfung des einen oder andern Verfahrens von Sachverständigen vorausgehen und das beste zum Grunde gelegt werden muß. In Deutschland stehen zu dieser Prüfung die Anstalten des Hrn. v. Utzschneider zu Obergiesing bei München und die des Hrn. Medizinalrath Rube bei Darmstadt zu Gebote. In Frankreich sind es hauptsächlich die Herren Crespel und Dubrünfaut, denen man die wichtigsten Entdekungen und öffentlichen Mittheilungen über diesen Gegenstand verdankt. Am Bequemsten und leicht zum Ziele führend wäre es, könnte man nach der Angabe des Herrn Nathusius, dieses Veteranen der deutschen Runkelrüben-Zukerfabrikation und der deutschen landwirthschaftlichen Industrie überhaupt, unbedingt verfahren, welcher meint, daß der kleinere Landwirth nach dem Umfange seines Ländereibesizes 2, 3 oder 4 Morgen mit Rüben bebauen, diese auf einer Handreibe zerreiben, dann keltern, den Saft nach der Achard'schen Methode behandeln und ihn in demselben Kessel, worin er seine Würste koche, zu Syrup oder Rohzuker eindichten und diesen an die Raffinerieen verkaufen solle. Sollte hinwieder die von Champenois vorgeschlagene Methode gelingen, nemlich: die Runkelrüben durch Austroknen in heißer Luft zum langen Aufbewahren und dahin fähig zu machen, daß sie nach und nach, je nach Umständen und Bequemlichkeit, auf Zukergewinn verarbeitet werden können, so würde diese Zukerfabrikation dadurch

außerordentlich gewinnen und das Geschäft der Vorbereitung des Syrups oder des Rohzukers am Meisten den Verhältnissen des Landmanns entsprechen und ihm Vortheil gewähren, indem dabei die Rükstände nicht auf Einmal in Menge, sondern nach und nach gewonnen und ebenso als Futter verabreicht werden könnten. *) Hermbstädt kennt keine bessere Methode als die, nach welcher in West-Indien mit dem Safte des Zukerrohrs verfahren wird; er gibt aber auch an, daß in mechanischer Hinsicht noch viele Verbesserungen zu machen sind, um mehr Saft als seither zu gewinnen. „Es müssen," meint Hermbstädt, „aus 1 Zentner Rüben nicht 60—70 Pf. Saft, sondern 80 bis 90 Pfd. gewonnen werden können, die Methoden in Frankreich, welche zu komplizirt sind, vereinfacht werden, indem die Rüben-Zuker-Fabrikation daselbst nicht rentiren würde, wenn der indische Rohzuker nicht so hoch besteuert wäre." Das Gelingen der Sache und ihr guter Fortgang hängt nach dem Urtheile dieses Sachkundigen (denn er lebt noch in seinen Schriften) lediglich von der Art und Weise ab, mit welcher deren Betrieb von den Landwirthen und Fabrikanten bewerkstelligt werden wird. Die Verbreitung fortschreitender Kenntnisse und praktischer Verbesserungen in der Technik dieses neuen Fabrikationszweiges und der Eifer, womit derselbe neuerer Zeit allenthalben berüksichtigt wird, läßt an dem Gelingen desselben, welcher wichtige, unberechenbare Folgen nach sich ziehen wird, nicht zweifeln.

(Schluß folgt.)

Der Schazgräber-Doktor.

Eines Winterabends des Jahrs 1791 kam ein seltsam gekleideter Mann nach dem Dorfe N. im Thüringerwalde, und nahm sein Absteigequartier im leeren Wirthshause. Er sprach wenig und hochtrabend, und als ihn die gesprächige Wirthin fragte, wer er sey und woher er komme, sagte er: „Meine Frau, ich bin der Schazgräber-Doktor aus Pensylvan, und habe bisher so Viele das Schazgraben gelehrt, daß ich öffentliche Erlaubniß erhalten habe, durch halb Europa zu gehen und als Doktor zu helfen." Dabei zog er ein großes gedruktes, beschriebenes und gesiegeltes Papier, seine Urkunde, hervor, und zeigte ein Paquet Büchlein, nach welchen er unterrichte. Das Ganze, fügte er hinzu, koste 10 fl. und sey in $\frac{1}{4}$ Stunden erlernt. Ich will die Ausbreitung der Ankunft und des Glükes nicht erwähnen, nur die Explikation seines Büchleins, bei dessen ersten Hälfte bei † gekniet, dann gesessen wurde, möge hier Erwähnung finden. Im Büchlein standen folgende Worte geschrieben:

Fäbula ini lupul meit serum. etsnihil dicomihi tuist res nos vulgem reddere esti unum digite nec horug hominum * ecce jam heruslmeus pete ingeorum paupas vovesi hujace eminidusosam eam varieler. †

Fäbula, meine Herren Bauern von hierorten, ist der König der Geister; den muß man 3mal Nachts anrufen, sein Hund heißt ini. Dieser trägt einen Schlüßl lupul; meit will sagen, daß Keiner einen Schaz finde, der nicht vollständig viel Glauben mitbringen thuet; serum heißt, der Teufel kann helfen, aber jeden Schlingl mag er nicht. etsnihil ist ein Freund des Hrn. Fäbula, wenn man dem 8 Tage lang seine Seele verspricht, findet man die Goldbergwerke noch vor Ostern. Dem Dicomihi muß man aber nichts geben, er ist ein Bettelsak. tuist heißt die Wohnung des Fäbula, sie liegt zwischen res und nos, kann nur zwischen 11—12 Uhr Nachts gesehen werden, meine Herren. Eine Landkarte kann Jeder von mir um 1 fl. haben; ist gschenkt. Der Herr Pfarrer wird's euch schon erklären. vulgem bedeutet die rechte Hand des Einganges, da kommt man ins Zimmer reddere. Mit esti unum spricht man den Herrn Fäbula an; er hat zwei Frauen, nec und horug genannt. Ihr Schlingl müßt ihnen schön thun, versteht sich. Der hominum führt euch den Weg. Da muß Jeder, sonst holt ihn der leibhaftige Fankerl, alle 5 Minuten 1 Kronthaler wegwerfen, daher auch eine Uhr haben, und allemal 2 Worte von den folgenden sprechen, bis man

*) Geschieht auch schon dadurch, daß sie nach Nachrichten aus Frankreich eingesalzen und mit Vortheil zur allmähligen Viehfütterung verwendet werden können.

fertig ist. Wer eins nur ausläßt, bekömmt keinen Schaz, und kann vor Jahr und Tag nicht wieder kommen. Den Inhalt will ich euch als guter Freund noch sagen. Er heißt. Wer nicht dem Doktor und jedem auch gemeinen Schazgräber pünktlich folgt, der kriegt nichts und kommt ewig in die Hölle. Wer sich aber was kosten läßt und Geduld trägt, der kann in Kurzem steinreich werden. — Somit endet der Unterricht †.

Ein stilles Gebet, worin oft repuzli vorkommt, macht den Schluß.

Memorabilien
(aber keine von Xenophon).

1) Roßlatinität.

Einige preisen das Glük der alten Zeiten (vor 100 und 200 Jahren) und wünschen wieder dieselbe. Schulfreunden lege ich die Latinität vor, welche in der Phraseologie von Pomei Soc. Jesu ein studirter Preiseträger der Nachwelt aufbewahrte:

Petrus Leop. N. studiosus grammatices secundi hoc proemium accepi anno milessimo septingesimo nonagessimo uno ex Versionebus latinis, quia per totum annum fuerim secundus.

Anm. Blos eine kleine: Fuerim, wahrscheinlich das Ungewisse im Konjunktive, weil der Esel den Preis nicht verdient hat, und davon überzeugt war.

2) Gewaltspruch.

In dem Buche „Erziehungskunst" vom Prediger Wilmsen steht am Ende eine Glosse von zitternder Hand:

„Alle schlechten Schriften, alle Verführung der Welt, alle dummen Lehrer schadeten der Menschheit nicht so sehr, als die — Mütter; dagegen läßt sich keine Kunst schreiben."

Diese Bemerkung verdient Beachtung.

3) Fader Diskurs.

„Wenn ich das Ding recht beim Licht betrachte, und überlege, wie gut der Schöpfer Alles vertheilt habe, wie geschikt er Alles angelegt und vermessen hat, so kann ich unmöglich mich zu überzeugen im Stande seyn, und kann es nicht über mein Herz bringen, zu glauben, daß Alles gerade da sey, um dazuseyn, daß Alles ein Zufall, ein Ungefähr erhalte, daß nichts einen Zwek oder eine Bestimmung habe rc."

So läßt eine französische Schrift einen Religiosen und sogenannten Atheisten schwäzen. Eine solche Tautologie könnte Einen umbringen oder aufbringen.

4) Erster Vers eines Tabebuches, betitelt: „Unterhaltungsbüchlein für mein Leben und meine Gelehrsamkeit"

Vers 1) Es thuet mich immer brennen,
Ein Dichter möcht ich seyn,
Daß mich jedes Kind thät kennen,
Das wär ein süße Pein.

Vers 2) — — — —

Wir sehen, daß unser Dichter unter Vers Strophe verstand. M. N.

Des Menschen Größe und Schwere in den verschiedenen Zeitpunkten seines Lebens.

Unmittelbar nach der Geburt wiegt ein Kind männlichen Geschlechts im Durchschnitte 6½ Pfund, und ein solches weiblichen Geschlechts 6 Pfund. Des erstern Leibesgröße mißt 1 Fuß 6 Zoll 4 Linien, und die des weiblichen 1 Fuß 5 Zoll 10 Linien.

Im gleichen Alter wiegt ein männlicher Körper gewöhnlich immer schwerer, als ein weiblicher, ausgenommen im zwölften Jahre, wo beide Geschlechter von gleicher Schwere sind.

Bei vollkommner Entwikelung ist der Mensch zwanzig Mal schwerer und 3½ Mal größer, als bei seiner Geburt.

Im hohen Alter verlieren Mann und Frau 12 bis 14 Pfd. von ihrem Gewichte, und 2 Zoll 7 bis 8 Linien von ihrer Größe.

Der Mann wiegt am Meisten in seinem 40. Jahre, und die Frau in ihrem 50. Jahre.

Des Mannes mittlere Schwere kann auf 96 Pfd., und die der Frau auf 86 Pfd. angeschlagen werden, wie die des Menschen überhaupt, ohne Unterschied des Geschlechts, auf 90 Pfund 3 Loth.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Testament eines vollendeten Ehrenmannes.
Ein Muster für alle Zeiten.
(Als Seitenstük zum Heirathsvertrag im vorigen Nro.).

Peter Pithon, einer der ausgezeichnetsten französischen Rechtsgelehrten war im Jahr 1539 zu Troyes geboren. Sein ganzes Leben bestand in einer Reihe nüzlicher Beschäftigungen für die Wissenschaften, und für die Ordnung und Ruhe in seinem Vaterlande. Zu seinen eingreifendsten Wirkungen gehört, was er mit seinem Freund Loisel für die Wiedereinsezung Heinrichs IV. in Paris gethan hat, als Gelehrter, als Magistrat, als Familien-Vater, und als Mensch überhaupt; gleich achtungswerth, starb er im Jahr 1596, und hinterließ ein Testament, welches das offene Bekenntniß seiner Lebensgrundsäze enthielt, wie er sie, nach allgemeiner Uebereinstimmung seiner Zeitgenossen, ununterbrochen beobachtet hat. — Wohl dem Manne, der ohne Erröthen, ein solches Zeugniß von sich selbst ablegen darf, und wohl Demjenigen unserer Zeit, der es sich als Moralsystem zur Richtschnur seiner Handlungen macht!

Testament von Peter Pithon.

1) In dem unglüklichen, unmoralischen Zeitalter war ich, so weit es mir möglich gewesen ist, gerecht, ehrlich und treu!

2) Aufrichtig in meiner Freundschaft, und aufmerksam auf die Wünsche und Bedürfniße meiner Freunde, habe ich die Hoffnung, meine Feinde durch meine Wohlthaten zu besiegen, und die Verachtung ihrer Beleidigungen, der Begierde, mich an ihnen zu rächen, vorgezogen.

3) Ich habe meine Gattin immer aufs Zärtlichste geliebt, ich hatte keine Schwachheit für meine Kinder, ich ehrte die Menschheit in meinen Dienern.

4) Ich verabscheute das Laster auch in Denen, welche mir die Theuersten waren, und liebte die Tugend selbst an meinen Feinden.

5) Ich habe Alles gethan, was ein vernünftiger Mann der Erhaltung seines Vermögens schuldig ist, aber nichts für seine Vergrößerung.

6) Ich habe nie einem Andern gethan, was ich mir selbst ungerne oder nicht hätte gefallen lassen.

7) Ich habe jede ungerechte, schwer zu erhaltende, und käufliche Gnade verachtet.

8) Feind des Geizes und der Niederträchtigkeit habe ich Beides besonders in den Dienern der Religion und der Gerechtigkeit verabscheut.

9) Immer, sowohl in meiner Kindheit, als in glänzender Jugend und in reifen Jahren, habe ich das Alter geehrt.

10) „Mein Vaterland liebte ich immer auf das Zärtlichste!"

11) Aus wahrer Vorliebe habe ich immer den Ehrenstellen der Magistratur meine Arbeiten vorgezogen. Ich wollte lieber die Menschen aufklären, als sie beherrschen.

12) Doch habe ich mich in meinem Privatleben mit dem Wohl meines Vaterlandes beschäftigt; Alles habe ich auf dasselbe bezogen, und mein eigenes Interesse nie davon getrennt.

13) Immer war es mein heißester Wunsch, die Wunden des Staats geheilt zu sehen, aber nur durch die gelindesten Mittel, ohne Umsturz und ohne Unruhen.

14) Der Frieden schien mir jederzeit dem Krieg und dem Zwist vorzuziehen, selbst wenn er durch harte und traurige Bedingungen zu erhalten war.

15) Mit tiefstem Schmerz sah ich die heiligen Namen der Religion und der Frömmigkeit dem Ehrgeize, der Habsucht und der Ruchlosigkeit zu Nachbarn dienen.

16) Ich habe das Alterthum zu tief studirt, und zu sehr geliebt, als mich durch das Neue täuschen zu lassen.

17) Ich habe zu spizfindige Untersuchungen über göttliche Dinge immer für nuzlos, ja, für gefährlich angesehen.

18) Zu meinem großen Vergnügen habe ich es durch meine eigene Erfahrung erprobt, daß man durch Geradheit und überlegte Offenheit leichter und glüklicher zum Ziel gelangt, als duch Spizbübereien, Intriguen und krumme Wendungen.

19) Ich habe die Kunst, richtig zu denken, der Kunst zu reden, vorgezogen.

20) Ohne Habsucht, ohne Ehrgeiz und ohne Neid, mit den durch Verdienst und Tugenden ausgezeichnetsten Männern durch Freundschaft verbunden, und im Genuß eines anständigen Vermögens, hätte ich müssig in Ruhe leben können, wenn ich mich eben so wenig um den Vortheil des Staats, als um meinen eigenen bekümmert hätte.

21) Aber die schönsten Tage für mich waren die, welche ich dem Staat und meinen Freunden widmen konnte.

22) Mit mehr Muth habe ich die gegenwärtigen Uebel, als die Furcht vor den zukünftigen ertragen, und eine unglükliche aber entschiedene Lage den Qualen der Ungewißheit vorgezogen.

23) Ich habe die Erfahrung gemacht, daß eine standhafte, aber nie duch Laune bestimmte, strenge, aber immer gleiche Gerechtigkeit, das sicherste Mittel war, die Verwegenen und die Ruchlosen im Zaum zu halten.

24) Ueberzeugt von der Weisheit der Geseze meines Vaterlandes, überlasse ich ihnen die Verfügung über mein Vermögen nach meinem Tode.

25) Ich hoffe, daß der Theil, welchen ich an der Liebe meiner Gattin gehabt habe, die gegen meine Kinder vergrößern, und daß sie sich einzig und allein der Erziehung und der Sorge für ihre Person und ihr Vermögen widmen wird.

26) Ich weihe der Nachwelt dieses treue Gemälde meines Herzes und Geistes, wünsche, daß sie es mit derjenigen Reinheit ansehen, mit der ich es entworfen habe, und endlich, daß sie Nuzen daraus ziehen möge.

Auflösung der Charade in Nro. 30:
Zehfrei.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 33. 16. August 1835.

Inhalt: Ueber Runkelrüben-Zuker-Fabrikation. (Schluß.) — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Unmaßgeblichster Vorschlag zur Bildung eines Vereines 2c. — Weibertreue. — Butterverfälschung.

Ueber Runkelrüben-Zuker-Fabrikation.
(Schluß.)

Wenn man Hermbstädts Ansichten nicht nur mit dem Verfahren bei der Runkelrüben-Zuker-Fabrikation in Althaldensleben im Jahre 1814 und in Frankreich im Jahre 1821, sondern auch mit dem in den Quetschmühlen und Siedereien Westindiens in Bezug aus Rohrzuker-Bereitung vergleicht, — welches Alles Referent nicht allein zu sehen, sondern bei längerm Aufenthalte an allen diesen Orten auch praktisch kennen zu lernen Gelegenheit hatte, — so muß man dem scharfsinnigen Urtheil jenes um die technische Chemie so verdienten Mannes beipflichten, daß die Dinge noch vereinfacht werden müssen, sollen sie Eingang finden. Denn alle die kostbaren hydraulischen Pressen, Dampf-Apparate u. s. w. machen die Sache nur sehr reichen unternehmenden Privaten, am Wenigsten dem Landmanne, dem Oekonomen zugänglich. Doch auch hier, wie überall, wird die rechte Mitte zu finden seyn, und schon scheint der Weg dazu gebahnt, indem Herr 2c. Rube in seiner Fabrik zu Darmstadt die Pressen bei Seite gelegt haben und in wenigen einfachen Fässern durch Auslaugen der Rüben vermittelst heißen Wassers den Saft derselben gewinnen soll!? *)

Was nun aber Hermbstädt wegen der hohen Besteuerung des indischen Rohzukers in Frankreich und ähnlicher Maßnahmen hier zu Land anführt, so sollte man nach Dubrünfaut an der Nothwendigkeit derselben irre werden, indem dieser berechnet, daß die Runkelrüben-Zukerfabriken ihren Zuker bis auf 3 Sous ($1\frac{1}{3}$ Albus) das Pfund darzustellen im Stande wären, und „wenn sie die dieses nicht erreichen könnten, auch nichts werth wären und lieber ihre Arbeiten einstellen sollten; die Landwirthschaft müsse dann auf die Vortheile dieser Zuker-Fabrikation verzichten, und die Regierungen dürften diesem Gewerbszweige nicht den geringsten Schuz gewähren.“ Hielten seine Berechnungen aber Stich, wie er davon überzeugt sey, so verdienten die einheimischen Siedereien alle Begünstigungen der Verwaltung und des öffentlichen Vertrauens; schon aus den Angaben der Herren Planquet und Crespel ergäbe sich, daß der Kostenpreis ihres Rübenzukers sich nicht höher als zu 63 Centimen ($5^1/_{10}$ Albus) das Kilogramm (2 Pfd.) herausstellen, und daß der mit 5 pCt. gewonnene Rohzuker einem auf seinen Ländereien fabrizirenden Landwirthe nicht höher als 60 Centimen das Kilogramm zu stehen kommen würde.

Abgesehen nun von der Richtigkeit aller dieser Angaben, welche sich vielleicht noch sicherer nach den HH. v. Utzschneider und Rube in Deutschland herausstellen dürften, oder von der Behauptung des Herrn Nathusius, der den indischen Rohzuker mit 12—13 Rthlr., statt wie jezt mit 5 Rthlr. (?) besteuert wissen will, — liegt es ja in den Händen einer jeden Staats-Regirung, durch den auf die Einfuhr des Kolonialzukers zu legenden Impost die einheimische Industrie stets nach ihren Bedürfnissen und zum Vortheile des Publikums zu regeln, je nachdem es darauf ankommt, vorerst den neuen inländischen Gewerbszweig zu sichern, oder auch nur zu erleichtern; denn nach der Analogie mit ähnlichen Gewerbsgegenständen, z. B. der Tuch- und Baumi-

*) Hat sich nunmehr auch durch eine gewogentliche Mittheilung kurfürstl. Handels- und Gewerb-Vereins bestätigt.

Wollen-Manufaktur, dürfte ein solcher Schuz und einige sonstige Pflege von Seiten der Staatsbehörden nur der Kindheit des Gewerbes ersprießlich und wünschenswürdig, wenn dasselbe aber erwachsen, gewiß nicht mehr nöthig und gut seyn.

In Hinsicht der Frage: ob die Runkelrüben-Zuker-Fabrikation denn auch wirklich dem Staate so viele Vortheile gewährt, als man davon rühmt, wird es nicht nöthig seyn, auf die Summen zu verweisen, welche für den Verbrauch an Zuker ausser Landes gehen, sondern blos angeführt zu werden brauchen, was als staatsökonomischer Saz feststeht und vielfältig bei andern Gewerbs-Angelegenheiten in Anwendung gebracht ist, nemlich: „daß der Wohlstand und der Reichthum der Grund-Besizer in geradem Verhältnisse mit der Menge der käuflichen Produkte, die sie erzielen, steht, und daß die arbeitende Klasse der Bewohner um so glüklicher ist, je mehr ihnen Quellen des Erwerbes eröffnet und gesichert werden." Für die etwaige Bedenklichkeit: ob durch den erweiterten Anbau der Runkelrüben nicht den übrigen, zum Leben nothwendigen Früchten zu viel Raum entzogen werde? gereiche endlich Folgendes zur Beruhigung: Angenommen nemlich, in runden Zahlen, für Kurhessen 800,000 Kass. Aker Brachland (und eben so viel Sommerfeld) und gewiß noch einmal so viel bis jezt unkultivirten Boden, und daß ein Fünftel davon mit Rüben bepflanzt würde, so erzielt man darauf — den Ertrag nur zu 80 Centner Zukerrüben vom Kasseler Aker gerechnet — 12'800,000 Centner (à 100 Pfund) Rüben, woraus (à 5 Pfd. pr. Ctr.) 640,000 Centner Roh- und (zur Hälfte) 320,000 Centner oder 32'000,000 Pfd. raffinirten Zuker gewonnen werden können. Nähme man nun den inländischen jährlichen Zukerverbrauch auch zu dem hohen Ansaz von 1—2'000,000 Pfd. an (Deutschland verbraucht jährlich cc. 75'000,000 Pfund, wovon Bayern allein gegen 80,000 Centner bedarf, und Frankreich 100'000,000 Pfund), so bliebe nach obiger Berechnung ein großer Theil des zu erzielenden Zukers für die Ausfuhr übrig; jedenfalls aber würde der inländische Zukerbedarf nicht nur mehr als hinlänglich erzeugt werden, sondern wenn man auch nur den zehnten Theil des oben angegebenen Brachlandes oder Sommerfeldes *) mit Zukerrüben bestellte, so würde man wenigstens ganz Deutschland daraus mit Zuker versehen können.

Einer nähern Erörterung nach Maßgabe der vorhandenen Unterstüzungsmittel würde noch die Frage unterliegen, ob die dem Erwerbzweig zu gönnenden Schuz- und Förderungs-Maßregeln gerichtet seyn müßten, entweder 1) auf Errichtung einer Muster-Runkelrüben-Rohzuker-Fabrik auf Staatskosten, oder 2) auf Anschaffung der dazu erforderlichen Apparate und Berufung eines geschikten und bewährten Werkmeisters auf Kosten des Staates zur Ueberweisung an irgend einen, das öffentliche Vertrauen genießenden Privatunternehmer, oder auch 3) auf Einwirkung von Seite des Staates hinsichtlich der Errichtung von Aktien-Anstalten, durch welche in dazu geeigneten Bezirken des Landes, Gemeinde-Zukerfabriken, wie Gemeinde-Baköfen und Brauereien (und wie man in der Schweiz Gemeinde-Käse-Raffinerieen hat) zu etabliren wären.

Hinsichtlich des technischen Theiles des in Rede stehenden Gegenstandes enthält dieses Blatt **) sowohl in Betreff der Kultur der Rüben, als auch der verschiedenen Methoden, Zuker daraus zu gewinnen, manche Nachweisung und Belehrung, — und indem Referent sich erlaubt, der Kürze wegen untenstehend auf die deßhalbigen Abhandlungen aufmerksam zu machen, kann es zugleich versichern, daß dieselben nicht wenig dazu beigetragen haben, wenigstens vorläufig denkende Oekonomen für die Sache dahin zu gewinnen, daß sie dem Entstehen eines Gewerbzweiges mit Verlangen entgegensehen, der so vielfältigen Nuzen zu gewähren verspricht, und in Verbindung mit einer durchgreifenden Verbesserung der Bierbereitung, etwaiger Einführung der Sago-Fabrikation aus Kartoffeln (wie dieses bereits in Bayern, Schlesien, in

*) Die Rüben dürfen nicht in frischer Gailung, müssen vielmehr in Neubruch oder in zweiter Tracht, z. B. im Sommerfeld, erzielt werden.

**) Jahrgang 1823 S. 108; 1826 S. 80 und 134 ff. über interessante Kostenberechnung der Runkelrüben-Zuker-Fabrikation. 1828 S. 433; 1829 S. 40 f., 317 u. 353 ff.; 1830 S. 1 ff. u. 55 ff. 1833 S. 278.

Frankreich sehr häufig schon seit vielen Jahren her Statt gefunden hat), der Spiritus-Bereitung rc. wohlthätig auf die Erhöhung der Landwirthschaft einwirken könnte.

(Aus der landwirthschaftl. Zeitung für Kurhessen.)

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Weil jezt keine eigenen Forst- und Jagd-Schulen mehr in Bayern bestehen, so meint man, es könnte nur von nüzlichen Folgen seyn, wenn in dieser Beziehung, besonders in Hinsicht auf Holzkultur und Forstbotanik in unsern gegenwärtigen landwirthschaftlichen Lehr-Instituten, oder in den künftigen Gartenbau-Schulen nun ein Paar Worte mehr, als bisher zur Sprache kommen würden. Wie bekannt, so gab schon vor vielen Jahren ein gründlicher Gelehrter, Namens von Benekendorf, ein vortreffliches Werk über Oeconomia forensis heraus, und wir Bayern selbst besizen einen großen Vorrath älterer, neuerer und neuester Geseze und Verordnungen, in unsern Generalien-Sammlungen rc. aufgehäuft, oder im ältern, so betitelten Landrechte u. s. w. findig. Was möchte wohl von diesem Allen noch für unsere heutigen Tage; und was hievon auch noch selbst für eine spätere Zukunft taugen und passen?

Wenn man gründlicher über den verschiedenartigen Nuzen und über die mancherlei Benüzung und Bearbeitung rc. des Strohes nachdenkt, so kann man sich des Wunsches nicht erwehren, daß dieser Nuzen, diese Benüzung, diese Verwendung und Bearbeitung des Strohes endlich einmal in irgend einem ökonomischen, oder Gewerbs-Blatte so recht durchgreifend, verständlich und umfassend, auch laut und öffentlich besprochen werden möge. — Unter Anderm soll der Jesuit Lana es auch seiner Zeit angerathen haben, allerlei Stroh, ein jedes jedoch absonderlich, zu Asche zu brennen, und aus dieser Asche ein Salz zu extrahiren; dieses Salz in gesammeltes Regen-, noch besser aber, in Thauwasser zu infundiren, und die nemliche Frucht, welche in diesem Stroh gewachsen ist, darin weichen zu lassen; was verwunderlich zur Vermehrung und Zusaz des Samens helfen solle. (Ein Versuch im Kleinen könnte wenigstens nicht schaden.) Uebrigens stände eine entsprechende Belehrung über die Aufbewahrung, Ausscheidung u. dgl. des Strohes für rein landwirthschaftliche Zweke gewiß auch am rechten Plaze. Vielleicht erinnert dann auch bei dieser Gelegenheit wieder einmal ein einsichtsvoller Mann an die Benüzung des Strohhäkerlings (Siede) als Feuerlösch- und Feuer-Schuzmittel nach der alten Bürger- und Bauern-Zeitung v. J. 1833 Seite 477 und 481; auch im Münchner-Tagblatte mehrmalen besprochen.

Oeffentliche Blätter haben uns unlängst die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß in der Sizung der 2ten Kammer der holländischen Generalstaaten der Antrag zur Bildung einer Kommission für die Untersuchung des Landbaues glüklich durchgegangen ist. Wir Bayern bedürfen zwar keines solchen Antrags bei unsern hohen Stände-Versammlungen; aber vielleicht wäre es doch nüzlich, alle 6, oder wenigstens alle 10—12 Jahre ähnliche Kommission zu kreiren, um den Stände-Versammlungen selbst mit bereits gründlich durchgearbeiteten Anträgen von Seite der Staatsregirung freundlich beruhigend und erfreulich zum wahren Frommen der Landwirthschaft entgegen kommen zu können. So z. B. wird in unsern Tagen viel geredet, viel geschrieben und viel gewunschen von und über die Emanzipation der Juden, aber es scheint noch nicht erschöpfend nachgewiesen worden zu seyn, wie diese Emanzipation eingeleitet, und erst vollendet werden solle, damit sie auch für die Gegenwart sowohl, wie auch besonders für die Zukunft wahres Heil und wahren Segen für die Landwirthschaft bringe, ohne Störung, oder allenfallsige Bedrängung, wenn auch nur einzelner, vorzüglich armer Landwirthe in Folge der Zeit zu veranlassen. — In einer Beilage zum Münchner-Tagblatte, wenn ich nicht irre, ddo. 16. Juni 1834, wäre in einem zwar kurzen, aber gediegenen Aufsaze, besonders am Schlusse desselben, Seite 4, dießfalls von einem Manne ein Rath ertheilet, der Einsicht mit weltbürgerlicher allgemeiner Menschenliebe verbindet, und der gemeinten Emanzipation eine beschleunigende Bahn edelmü-

33*

thig anbietet. — Ich erinnere mich so eben, einmal beiläufig Folgendes über das Geben und über die Beobachtung der Geseze, ich weiß nicht mehr wo, gelesen zu haben: „Es ist mit dem Geben und mit der Beobachtung der Geseze, wie mit den Gesezen der Gesundheit; wir können sie durch tausend Ursachen verlieren. Die gefährlichsten sind, die von unserer sinnlichen Lust selbst entlehnten. Alle unvollständige und nicht genug moralische Mittel zu ihrer Wiedererlangung beschleunigen den gänzlichen Verlust derselben, und nachdem das Uebel unheilbar geworden ist, leidet der Körper, wie der Staat, den größten Abbruch. Der bürgerliche Tod ist denn des Einen, wie der natürliche des Andern Errettung. Die Regirung der Geseze muß nicht in dem Staate, sondern in dem Herzen der zu Regirenden seyn; denn für die erste könnte man ihnen (den Gesezen) keinen genug erhabenen Thron geben, auf welchem sie von Allen gesehen würden; wenn sie aber zur Direktion des Gewissens werden, wenn, so zu sagen, aus einem jeden Hause eine kleine Regirung selbst herausbliket; dann regiren diese Geseze eben so uneingeschränkt und so unsichtbar gleich der tugendhaften und wahrhaft beglükenden Glükseligkeit. — Die politische Rechtschaffenheit der Staatsbürger ist der priesterlichen Vollkommenheit des alten Bunds vollkommen gleich. Eine jede ihrer Handlungen sollte ganz heilig seyn; ihre wirkliche Unvollkommenheit macht die größte Relative des Staates entstehen. Anstekung, deren Fortgänge sich nicht hemmen lassen, bereiten den Sturz der Staats-Bürger, und endlich des Staates selbst. Die Verbindung der Strenge der Geseze mit der gelinden Mässigung in ihrer Ausführung ist ein Meisterstük der Staatsklugheit, und der Weisheit einer Regirung. Es ist der Geist der Toleranz neben der Reinigkeit der Religionsbegriffe; es ist die wahre Gerechtigkeit zur Seite des Mitleidens."

Sollte übrigens vorgemeinte Kommission und deren Einführung der Konvenienz irgend eines agronomischen Staates einmal zusagend erscheinen, so wird es sich wohl von selbst verstehen, daß die Mitglieder derselben aus allen Klassen der Landwirthe, deren Erfahrungen und Kenntnisse dießfalls nicht entgegen sind, sondern vielmehr entsprechen, und nicht blos aus der Mitte der reichen und großbegüterten Oekonomen, gleichsam der landwirthschaftlichen Banquieres und unter Beziehung erfahrener Israeliten, wie billig, gewählt werden müssen.

Allgemein ist man der gerechten Meinung, daß sich der häusliche Wohlstand sowohl der höhern, als geringern landwirthschaftlichen Haushaltungen auf dem platten Lande besonders dann heben würde, wenn die Hausfrauen und Haus-Mütter in ihrem Berufe mehr Vorkenntnisse erringen könnten. — Den höhern Ständen ist dießfalls durch das gemeinnüzliche und so schäzbare Werk „Marianne Strüf" in die Hände gearbeitet; und was die Beförderung der religiösen und moralischen Grundsäze betrifft, so besizen wir dießfalls vortreffliche Werke, größtentheils von katholischen Priestern verfaßt. Auch ein älteres Werk: „Stunden einer glüklichen Ehe gelebt" von dem Verfasser des hieher, eben so empfehlungswürdigen Buches: „Stunden für die Ewigkeit gelebt" verdient die Aufmerksamkeit der gebildetern Damen. — Für die geringern, braven Hausmütter auf dem Lande empfehle ich: „Walter und Gertraud ɩc.", von unserm verdienstvollen Jais sel. verfaßt, und das Seite 102 in dieser Zeitschrift Nro. 13 zitirt wordene Werkchen. — Dabei behalte ich es mir, unter Gottes Beistande bevor, auch seiner Zeit die Pflichten einer christkatholischen ländlichen Hausfrau, wie unlängst jene eines solchen Hauswirthes etwas zu besprechen; bemerke aber im Voraus, daß die dem Hauswirthe bemerkt wordene Pflicht, über Würdigung wahrer Verdienste ɩc., auch die mitwirkende Pflicht seiner Ehegattin ist; denn was Jesus Sirach von der Unterdrükung der Wittwen und Waisen sagt, gilt auch ebenmäßig von der Unterdrükung bekannter und wirklicher Verdienste: „Die Thränen der Wittwen und Waisen fließen wohl über die Wangen herab; aber sie schreien über sich und über Den, der sie herausdränget, um Gericht und Strafe zum Himmel."

Unmaßgeblichster Vorschlag zur Bildung eines Vereines für rein landwirthschaftliche und damit verwandte Zweke.

In gewohnter Punktir-Manier ehrfurchtvollst entworfen.

1. Um die bayerische Landwirthschaft in allen ihren Verzweigungen, besonders auf Handel und Verkehr, zu einer immer mehr vollkommeneren Stufe zu erheben, und vorzüglich dadurch das Jahr 1835 in ewig dankbar geschichtlichem Andenken zu erhalten, bildet sich ein Verein bewährter Männer, welcher es sich zur besondern Pflicht und Ehre machet, Alles zu sammeln, was das Jahr hindurch von Wichtigkeit in dieser Beziehung in was immer für öffentlichen Blättern des In- und Auslandes deponirt und mitgetheilt wurde.

2. Ueber die Statuten dieses Vereines wird sich am 12. Oktober h. Js. nach den Anträgen und Beschlüssen der in Bayern bestehenden landwirthschaftlichen, Garten-Vereine u. dgl. berathen.

3. Vom 12. Oktober 1836 angefangen, und so fort alle Jahre alsdann, wird von diesem neuen landwirthschaftlichen Vereine, der aber stets unter berathender Leitung der vorbezeichneten Sozietäten zu bestehen hat, — jedoch für sich selbstständig ist — ein Jahrbuch des Wissenswürdigsten und für Bayern Anwendbaren aus dem Gebiete der Landwirthschaft und des Obst- und Gartenbaues herausgegeben.

4. Die Mitglieder dieses Vereines zahlen in der Regel keine jährlichen Beiträge, sondern verpflichten sich nur zu literarischen Beiträgen, wofür aber auch kein Honorar vergütet wird. — Sollte es aber beliebig seyn, irgend einen wohlthätigen Nebenzwek mit seinem neuen Vereine mitzuverbinden, z. B. momentane Unterstüzungen für durch den Tod, um die Landwirthschaft verdient gewordenen Gatten und Väter, verlassenene und hilflos hinterbliebene Wittwen und Kinder, dann kömmt dieser Gegenstand bei Berathung der Statuten nach Artikel 2 hieoben — in nähere Erwägung.

5. Dieses Jahrbuch behandelt und bespricht auch alle mit der Landwirthschaft und dem Obst- und Gartenbau-, Forst- und Jagdwesen ꝛc. mehr oder minder verwandte Gegenstände, näher oder entfernter verbundene bürgerliche Gewerbe, und stellt eine umfassende Jahres-Technologie und Encyklopädie auf.

6. Mitglieder dieses Vereines sind vor Allem die Mitglieder unserer landwirthschaftlichen und Garten-Vereine; übrigens kann jeder gebildete Mann diesem neuen Vereine beitreten; vorzüglich willkommen dürften aber praktische Oekonomen, erfahrne Land-Geistliche, Schullehrer, Bienenzucht-Freunde ꝛc. seyn.

7. Dieser Verein bemühet sich besonders, mit Allem des In- und Auslandes genau bekannt zu werden, was auf die Beförderung des landwirthschaftlichen Handels und Verkehrs Bayerns durch alle seine Verzweigungen, sohin auf Wolle-, Getreide-, Hopfen-, Wachs-Handel, Runkelrüben-Zuker-Fabrikation und Absaz ꝛc. wohlthätigen Einfluß haben kann.

8. Diesem wird von der allerhöchsten Regirung auf seine gestellte gehorsamste Bitte die Gnade eingeräumt, hieher bezügliche Vorschläge und submisse Anträge während des Laufes seines Wirkungsjahres, zur Vorlage an die geeigneten Ministerien unterthänigst bringen zu dürfen; und dieser Verein hat die schöne Pflicht auf sich, die heimlichen Resultate seiner Bemühungen in dessen Jahrbuche öffentlich dankbar seiner Zeit kund zu geben.

9. Bayerns Landstände nehmen diesen Verein auch ganz besonders in ihren Schuz und Obsicht.

W e i b e r t r e u e.

(Ein Traum nach der Wirklichkeit.)

Vor einigen Tagen brachte ich den Abend in einer sehr angenehmen Gesellschaft von Personen beiderlei Geschlechts zu, wo nach manchem Hin- und Herreden über allerhand interressante Gegenstände sich endlich ein Streit entspann, ob es mehr böse Männer oder Weiber gäbe. Ein Herr, welchen die Damen zum Sprecher erwählt hatten, und der ganz aussah, als habe er immer vom schönen Geschlechte mehr Gutes empfangen, als ertheilt, erinnerte an Bürgers Weiber von Weinsberg, und man sah bald den Damen die Freude über ihren unbezweifelten Triumph an;

ja, eine derselben fragte uns auf unser Gewissen, ob wir wohl glaubten, daß die Männer in irgend einer Stadt Deutschlands, in solchem Falle und auf solche Bedingung, ihre Frauen auspaken, oder nicht vielmehr sich einer so schönen Gelegenheit erfreuen würden, sie auf eine gute Weise los zu werden?

Mein Freund, der Dichter Raschwiz, welcher es übernommen hatte, für unser angeklagtes Geschlecht zu sprechen, erwiederte dagegen, sie würden sehr zu tadeln seyn, wenn sie nicht ihren Frauen denselben guten Dienst leisten wollten; zumal sie mehr Stärke zu einer leichtern Bürde besäßen; übrigens meinte er, könne in unserm Zeitalter, dem nichts unmöglich sey, vielleicht noch einmal ein Fall sich ereignen, der den Bewohnern einer Festung Gelegenheit verschaffte, seine Worte zu bestätigen, oder ihn zum Lügner zu machen.

Als dieses Kapitel erschöpft war, fiel einer jungen und lebhaften Dame ein, das uralte und löbliche Frag- und Commandirspiel in Vorschlag zu bringen. Alles stimmte bei, und das Spiel begann. Als ich mit der königlichen Würde bekleidet wurde, befahl ich allen anwesenden Damen, bei Androhung meiner Ungnade, aufrichtig zu sagen, was sie an der Stelle der Weiber von Weinsberg gethan, und welche Schäze sie davon getragen haben würden?

Mancherlei scherzhafte und wizige Antworten kamen zum Vorschein, und der Spaß währte, bis es Zeit zum Schlafengehen war. Ich war auch kaum eingeschlummert, als meine Phantasie den Stoff, den ihr die Erinnerung darbot, auf die sonderbarste Weise verarbeitete, und daraus folgendes Traumgesicht entstand:

Mir däuchte, ich sähe eine große Stadt, die in einem anmuthigen Kessel lag, rings von Bergen umgeben, und alle diese Berge waren mit unzähligen fremden Soldaten und Feuerschlünden angefüllt, so daß gar nicht einzusehen war, wie die arme Stadt gerettet werden sollte, und die Einwohner um Gnade baten. Der feindliche General, der, wie es schien, Bürgers Gedichte sehr andächtig studirt, und seine Eloquenz aus denselben geschöpft hatte, wollte der bedrängten Stadt keine andere Kapitulation, als jene von Weinsberg zugestehen. Alsbald öffneten sich die Stadtthore weit, und es bewegte sich langsam ein großer Zug von Frauen, die, mit schweren Bürden beladen, Das, was ihnen das Liebste war, von dannen trugen. Ich faßte auf einem Hügel im feindlichen Lager Plaz, der den Frauen zum Sammelplaze bestimmt war, und war voller Begier, ihre theuerste Schäze zu sehen.

Die Erste keuchte unter der Last eines ungeheuern Sakes, den sie mit vieler Behutsamkeit zu Boden sezte, und besorglich aufband; ich hoffte den Mann heraussteigen zu sehen, fand aber zu meinem Erstaunen, daß er mit Wiener Porzellan und geschliffenen böhmischen Glaswaaren angefüllt war.

Eine Zweite zog auf gut Weinsbergisch einher, und trug einen schönen jungen Mann auf dem Rüken. Ich brach in Lobeserhebungen über ihre eheliche Treue aus, ward aber bald darin unterbrochen, indem man mir zuflüsterte, sie habe ihren guten häßlichen Ehemann zu Hause gelassen, und dafür ihren Liebhaber aus der belagerten Stadt davon getragen.

Eine dritte schritt rüstig daher, und ein langes runzliches Gesicht gukte über ihre Schultern; ich konnte die Treue dieser Frau gar nicht genug loben, da sie einen so häßlichen Schaz mit guter Art los werden konnte, und ihn doch freiwillig von dannen trug; aber ich hatte mich abermals betrogen; denn als sie näher kam, rief sie den vermeinten Ehegatten: Pez, und es zeigte sich, daß es ihr Favorit-Affe war, der sie dem Untergange entzogen hatte.

Eine Vierte trug einen großen Pak Karten, ein Damenbrett und einen Sak Würfel; und eine Fünfte ihren Mops, denn, da ihr Mann sehr groß und dik war, so meinte sie, es würde ihr viel leichter seyn, den kleinen Figaro wegzutragen, als den großen Florian.

Die Sechste, die Frau eines reichen Wucherers, war mit einem großen schweren Sak mit Gold beladen, und sagte uns, ihr Mann sey nahe daran, vor Hunger zu sterben; sie könne ihm also

keinen größern Beweis von Liebe und Sympathie geben, als wenn sie Das zu retten versuche, was ihm stets theurer als sein eignes Leben gewesen sey.

Eine alte Frau, welche einen braven Mann und fünf hoffnungsvolle Söhne zurükgelassen hatte, trug ihren sechsten Sohn, den liederlichen Galgenschwengel der Stadt, auf dem gekrümmten Rüken heraus.

Ich würde drei Tage lang zu zählen haben, wenn ich alle die einzelnen Ladungen aufzählen wollte; denn ehe ich mich es versah, war ich von einem Gebirge von Bändern, Spizen, Petinet, Sammet, Atlas, ostindischen Shawls, Goldstoffen, Kleinodien und zehntausend andern Luxusartikeln umgeben, die wohl eine Leipziger Messe zur glänzendsten hätte machen können. Eine, welche einen kleinen Mann hatte, trug ihn auf den Schultern davon, und zugleich zwei große Päke mit Spizen und türkischem Wollenzeuge unter beiden Armen, da jedoch ihre Last sie etwas drükte und sie in Gefahr gerieth, eines der beiden Pakete fassen lassen zu müssen, so warf sie den Mann ab und trug nur die Galanterie-Waaren davon.

Kurz, unter dem ganzen Kram, der diesen belagerten Damen am Herzen lag, war ein einziger Ehemann, ein lustiger Schuster, der seine Frau, während sie ihn forttrug, immer in die Seiten stieß und spornte, und wie er sagte, keinen Tag hatte vorbeigehen lassen, ohne sie die Disziplin des Knieriemens fühlen zu lassen.

Ich war so unwillig über diese Weiber, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihnen die bittersten Vorwürfe über ihr liebloses Betragen zu machen; ich erinnerte sie an das schöne Beispiel der Weiber von Weinsberg, machte ihnen begreiflich, daß ihr prosaisches Benehmen nie einen Dichter zu einem so schönen Liede begeistern würde, und that Alles, um Reue und Leid in ihnen zu erweken; aber die Weiber meinten klüger gewesen zu seyn, als jene, die ich ihnen so sehr rühmte, und fingen, um dieß auch mir begreiflich zu machen, ein so entsezliches Geschrei an, daß ich davon erwachte. — Der Angstschweiß stand mir auf der Stirn, und ich war froh, daß Alles nur ein Traum, und ich wieder auf einem Planeten war, dessen Frauen von ganz anderer Art und Sitte sind, als die Weiber jener phantastischen Welt.

Butterverfälschung.

Die Butterhändler sollen sich zur Gewichts-Vermehrung der von ihnen zusammengekauften (und in hohem Preise stehenden?) Butter eines Zusazes von Alaun bedienen, indem sie etwa unter 75 Pfund Butter 5 Pfund Alaunpulver mischen, welches in 20 Pfund Wasser siedend aufgelöst wird. Eine auf diese Art versuchsweise verfälschte gelbe und gehörig gesalzene (warum aber gesalzene, die Butterhändler verkaufen sie ja doch nicht gesalzen?) Butter stellte eine weißfarbige salbenartige Masse von süßlich fettigem, aber durchaus nicht styptischen (zusammenziehenden) Geschmak dar. — Das fanden Andere indessen gar nicht (wie auch ganz natürlich); vielmehr war der Geschmak so verfälschter Butter zwar im ersten Augenblik süßlich, aber hintennach widerlich zusammenziehend, so daß selbst die unempfindlichste Zunge durch eine solche grobe Verfälschung sich nicht täuschen lassen würde. Daher dürfte das weiße Pulver, welches die Butterhändler zur Verfälschung der Butter anwenden sollen, etwas Anderes seyn. Ein berühmter Chemiker, Herr Pfaff in Kiel, vermuthet, daß es wohl Borax seyn möchte, der sich sehr gut dazu eignet, eine größere Quantität Wasser mit Fett mischbar zu machen, und wozu nicht so viel erforderlich ist, daß der viel höhere Preis des Boraxes, wie der des Alauns, den Betrug nicht noch einträglich, zugleich aber auch dem Geschmake minder wahrnehmbar machen sollte.

Diese Verfälschungsart würde sich also aus der Gegenwart des Boraxes in solcher Butter, und diese dadurch darthun lassen, daß man die Auswaschflüßigkeit abraucht, zu dem Rükstande Schwefelsäure fügt und Weingeist darüber abbrennt, wo dann die besonders gegen das Ende des Verbrennens deutlich hervortretende grüne Färbung der Flamme das Daseyn der Boraxsäure unverkennbar anzeigen wird.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Hexe und ihr Richter.

Vor einem gelehrten englischen Richter, der seinen Gerichtsbezirk bereiste, brachte man eine alte Frau, die beschuldigt ward, durch Zauberei kranke Augen und zwar dadurch zu heilen, daß sie dem Patienten einen Garn-Knäuel an den Hals hänge. Die Zeugen erzählten wunderbare Kuren, die an Personen, welchen kein Arzt habe helfen können, der Zauber bewirkt haben sollte. Die arme alte Frau wußte nichts anders zu ihrer Vertheidigung vorzubringen, als die Verneinung, daß ein Zauber in dem Knäuel sey. Sie erzählte, daß sie ihn vor 30 Jahren von einem jungen Oxforder Studenten für eines ihrer Kinder erhalten und als dieses das Mittel mit dem besten Erfolge gebraucht, sie kein Bedenken getragen habe, dasselbe an Andere, die an ähnlichen Uebeln litten, gegen eine kleine Vergütung zu verleihen. Die Jury legte wenig Gewicht auf diese Vertheidigung, der Richter ward aber im hohen Grade dadurch ergriffen. Er fragte die Frau, wo sie damals gewohnt, als sie den kostbaren Knäuel erhalten habe. Sie nannte darauf ein Dorf, wo sie in früherer Zeit eine kleine Schenke gehabt hatte. Er betrachtete dann aufmerksam den Knäuel und sprach endlich: „Meine Herrn, wir standen auf dem Punkte, an diesem armen alten Weibe ein großes Unrecht zu begehen; um dieß zu verhüten, muß ich öffentlich einen Jugendstreich bekennen, der mir leider nicht zur Ehre gereicht. Zu der Zeit, von welcher die Frau spricht, befand ich mich auf der Universität und führte ein sorgenloses unthätiges Leben, welches mich, wenn ich es nicht noch bei Zeiten mit einem bessern verlauscht, unstreitig nicht auf den Posten gebracht hätte, den ich gegenwärtig bekleide. Ich hatte einst einen Tag und eine Nacht in dem Hause dieser Frau zugebracht und gezecht, ohne Geld zu haben und meine Rechnung zu bezahlen. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Endlich kam ich auf den Einfall, da die Frau sich sorgsam mit einem Kinde beschäftigte, das an kranken Augen litt, vorzugeben, ich könne einen Zauberspruch aufschreiben, der sicherlich helfe und würde ihr ihn mittheilen, wenn sie dieses statt der Zahlung für meine Zeche annehmen wollte. Das unwissende Weib ging den Handel sogleich ein, und ich schrieb nun Figuren auf ein Stük Pergament, fügte dann zwei sinnlose Verse bei und befahl ihr, es in diesen Knäuel zu wikeln. Um sich von der Wahrheit zu überzeugen, so lassen sie das Garn abwikeln. Dieß geschah, und man fand wirklich zwei unsinnige Verse, die wir bedenken tragen, mitzutheilen, auf einem Stükchen Pergament. Es ist augenscheinlich, daß Alle, die durch diesen Zauber geheilt werden wollten, ihre Gesundheit der Natur und vielleicht der Einwirkung der Phantasie zuzuschreiben hatten. Wie viele arme, alte Weiber mögen in jener finstern Zeit des Aberglaubens wegen eben so geringfügigen und selbst lächerlichen Sachen den Flammentod erlitten haben!

Was ich thäte, wenn ich wieder jung würde.

Vor allen Dingen studirte ich Mathematik, stünde früh auf, und thäte einen heiligen Schwur, nie durch ein Augenglas zu sehen. Ich läse keinen andern Dichter, als Homer, Horaz, Shakespeare, Cervantes, Göthe und Schiller; keinen andern Geschichtschreiber, als Taritus und Polyb.

Ich tränke nichts als Wasser, und äße weder Gemüße noch Bakwerk, sondern blos Fleisch und Baumfrüchte. Vom Kaffee, Chokolade und Theetrinken wäre ohnedieß keine Rede.

Ich ließe mir eine große schwarze Tafel machen, worauf die Worte: „Schiebe nichts auf, und thue Alles, was möglich ist, selbst!" mit goldenen Buchstaben stünden; diese Tafel hinge ich über meinem Schreibtisch und ich läse sie täglich hundertmal.

Ich würde den Umgang von allen Denjenigen suchen, die ich gewöhnlich allein gehen sehe.

Ich würde an allen Denjenigen, über welche man lacht, eine gute Seite herauszufinden suchen.

Ich würde die Bekanntschaft von allen Familien zu machen suchen, in welchen wohlerzogene Kinder wären.

Ich würde kein Mädchen früher mit Aufmerksamkeit ansehen, als bis ich eine Frau brauchte.

Ich würde immer schweigen, sobald ein älterer Mann spräche; und nie früher, als bis ich bestimmt wüßte, was ich sagen wollte.

Ich würde mich vor schlechten Büchern, vor schlechten Kunstwerken, schlechten Schauspielen, elenden Gesprächen und schlechter Gesellschaft ferne halten.

Ich würde — und was würde ich noch? —

Wahrscheinlich alles Das vergessen, und es gerade so machen, wie ich es gemacht habe, da ich noch jung war. — O was sind des Menschen Vornehmen und Vorsäze!

Weitgetriebene Wörter-Kopulation.

Ein versezter sehr pünktlicher Staatsdiener rubricirte seine wiederholte Bittschrift um Auszahlung der Umzugskosten: „Umzugskostenbeitragsausbezahlungsdekreturbeschleunigungsbittererinnerungswiederholungsgesuch."

Das ist ein Goldregen.

Einer langen Dürre war in Polen auf einmal ein Plaz-Regen gefolgt. „Das ist Gold-Regen!" ruft ein Edelmann. O nein! entgegnete ein Leibeigener, sonst geböten Sie uns, ihn aufzusammeln.

Am Grab eines Todtengräbers.
(Norddeutscher Dialekt.)

Sel, jez geht's au e mol dech abe,
Un es Sprichwort mues e Wohrwort si!
Hest lang den and're Gruebe grabe,
Am End doch fallst de selber ni.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.




Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 34. 23. August 1835.

Inhalt: Unmaßgeblicher Vorschlag, die Hut und Weide zu verbessern ꝛc. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Pfiffige Gedanken. — Der Bettler.

Unmaßgeblicher Vorschlag,

die Hut und Weide zu verbessern, und die Triftberechtigten zu begünstigen und zu befriedigen.

Man hat bisher so viel gedacht und geschrieben, untersucht und vorgeschlagen, wie sich der Viehstand vermehren und veredeln, dem Futtermangel abhelfen, der Milchertrag erhöhen und dadurch zugleich mächtig auf den Düngerbestand und auf die enormen Vieh-, Fleisch-, Körner- und Strohpreise wohlthätig wirken ließe. Alle ökonomischen Systeme und Flugschriften, Quartanten und Folianten sind voll von dahin abzwekenden Regeln und Vorschlägen, Räsonnements und Deräsonnements, von Reformation und totalen Umformungen des ganzen bisherigen Akersystems und der Fütterungs-Methode. Und wer könnte es läugnen, daß nicht durch so viele wohlwollende Zungen, durch so viele gemeinnüzige Federn in dieser Hinsicht außerordentliche Wirkungen und allgemein wohlthätige Veränderungen hervorgebracht worden seyen. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß alle rationellen Landwirthe und Freunde einer verbesserten Oekonomie die Namen aller der vortrefflichen, edeln und für den allgemeinen Wohlstand beschäftigten Männer kännten, so würde ich es nicht für überflüßig halten, hier ein Register davon aufzuführen.

Unter den Vorschlägen, welche zu den eben gedachten Endzweken hinwirken sollen, stehen unter andern immer folgende oben an: „Man baue Klee und Futterkräuter — man schaffe den Gemeinde-, Hut-, und Weideunfug ab — man entschädige die Triftberechtigten und führe alsdann die Stallfütterung ein.“ Warum sollten auch nicht alle Stimmen in dieser Wüste so erschallen, da sie Vorschläge aussprechen, welche nicht nur wohlthätig für jeden Einzelnen und fürs Ganze, sondern auch als die einzigen unwandelbaren Grund-Pfeiler des gesammten Staatswohls angesehen werden müssen; sie sind nicht blos als allgemein wohlthätig anzupreisen, sondern auch anwendbar, wie dieses die Erfahrung einzelner Güter, ganzer Oerter und großer Länder beweiset.

Bei alle dem ist es doch in unsern schreibseligen Zeiten zu verwundern, warum man nicht auch und nicht mehr seine Zuflucht zu Vorschlägen nimmt, „die Hut und Weide zu verbessern und die Triftberechtigten zu begünstigen,“ da sich meines Erachtens, wie hernach bewiesen werden wird, der in Frage stehende Endzwek dadurch erreichen zu lassen scheint? Und so wäre man ja mit einem Male aus dem verdrießlichen Handel mit den Triftberechtigten und der Vertheilung der Hut und Weide. Denn so, wie die Sachen jezt stehen, und wahrscheinlich auch noch lange stehen werden, ist auf eine Vertheilung der Hut und Weide wenig zu rechnen; und der Anbau des Klees und der Futterkräuter ist nur ein Mittel mehr, um sich von den Triftberechtigten vor der Zeit todt ärgern zu lassen.

Wenn ich mich nun jezt als unmaßgeblicher Rathgeber in einer so wichtigen und unerwarteten Sache, „die Hut und Weide zu verbessern und die Triftberechtigten zu begünstigen,“ aufzuwerfen erdreiste, so wird man vielleicht meinen, daß ich ganze Gemeinden und Kommunen auffördern und folgende Vorschläge thun werde: „Man lege doch mit vereinten Kräften Hand ans Werk und leite zuerst alle möglichen Quellen von Feld und Wald so, daß damit die Anger und Wiesen und Triften bewässert werden können — man ebene doch durch Abstechung der

durchs Alter ehrwürdig gewordenen Ameisenhügel die Gemeindewiesen und Anger, und zerstöre die industriösen Ameisenvölkchen in ihren sichern und durch Jahrhunderte geheiligten Wohnhäusern — man bewaffne doch die kraftvolle Landjugend mit Beilen und Haken, mit Spaten und Schaufeln, um den allenthalben immer mehr einwuchernden Hauhacheln, Erdweiden und Dornensträuchen, durch Abhauen und Ausroden Einhalt zu thun, oder sie gänzlich auszurotten, damit nicht das arme Vieh die Augen verliere und die Haut zerreiße, und die geduldigen Schafe ihre goldenen Vließe zerfezen und so manchen kleinen oder großen Theil dieses wohlthätigen Pelzes darin hängen lassen mögen — man verbessere doch endlich nach dem gut gemeinten Willen des Landesherrn die grund- und bodenlosen Dorf- und Feldwege, damit die Anger, Wiesen und Weidepläze (des Akerlandes nicht zu gedenken, welches ja wieder umgepflügt werden kann) im Herbste, Winter und Frühjahre nicht mehr so gänzlich zerritten, zerfahren und dadurch unfähig zur Erzeugung der Gräser gemacht werden müssen — man gebe doch endlich einmal den weisen und wohlthätigen Polizei-Gesezen — —." Doch nein, so grausam bin ich nicht. Ich bin ein Freund vom Erhalten, und nicht vom Zerstören. Ich will keine unschuldigen beispielwürdigen Völkchen zerstören — keinen Gemeinden und Kommunen durch meine Vorschläge neue Lasten, Arbeiten und Dienstauflagen — den lieblichen Vögelchen, die zum Baue ihrer Nester und zum Bette ihrer zarten Kinderchen bedürftige Wolle nicht mißgönnen — die Klagen über Holzmangel nicht noch mehr vergrößern — das geheiligte Alterthum nicht widerrechtlich antasten und stürzen — und den Landmann mit seinem Viehe und Geschirr und mit seinen Arbeitern dem Akerbau nicht entreißen und durch neue Frohnen drüken und aufreizen. Nein, ich gehe einen ganz andern Weg, um zum Ziele zu gelangen.

Nicht Gemeinden und Kommunen in pleno, welch ein kolossalisches Unternehmen! sollen dazu mitwirken, sondern nur einzelne wenige unter ihnen. Und da jezt das Wort Patriotismus an der Tagesordnung ist, so zweifle ich keinen Augenblik, daß nicht in allen Gemeinden sich Männer finden sollten, die einige Opfer auf den Altar des Vaterlandes zur Beförderung des allgemeinen Besten legen, und die süßen Früchte edler Thaten aus der Zukunft genießen wollen.

Und wenn nun das Unternehmen allgemein um sich greift, woran ich, um der guten Sache willen, keinen Augenblik zweifle, so sehe ich schon im Geiste allenthalben die Weideänger in Auen verwandelt, die Viehställe vergrößert, die Racen veredelt, die Märkte mit Butter und Käse überschwemmt, die Fleischscharren vom Ueberfluße des Fettes triefen, den, jezt am trokenen Brodknaufle sich hohlbäkig nagenden Landmann in Milch und Honig leben und weben, und meine Landsleute nach einem vielleicht vierzigtausendjährigen Aufenthalte in den Wüsten Arabiens mit einem Male paradisische Bewohner des gelobten Landes werden. Wie glüklich würde ich mich dann fühlen, wenn ich diese Schöpfung einer neuen Erde gar noch erleben sollte.

Deßwegen eile ich mit meinen Vorschlägen so frühzeitig ans Licht zu treten, damit doch im künftigen Frühjahre, wo möglich, Gebrauch davon gemacht werden könne.

1) Man baue mehr Esparzette, als man bisher gethan hat. Dieses vortreffliche Futterkraut wächst ja gerade auf bergigen Aekern, deren Anzahl groß ist, und einen gewöhnlich der Mühe kaum lohnenden Körnerertrag geben. Am Besten

2) man bestimme auch einige reichhaltige Aeker zu Futtergräser, und besame sie vorzüglich mit solchen Frühgräsern, welche noch vor dem alten Maitage genießbar werden, als: Avena elatior, Holcus lanatus, Luzerne u. a. m., und auch im späten Herbste noch eine gute Ausbeute geben.

3. Man nehme sich besonders der Wiesen, welche bis zum alten Maitage gehütet werden, und Michaelis schon wieder hutbar werden, thätigst und mit Sorgfalt an.

4. Man lasse den Kopfklee bis ins dritte Jahr wachsen, weil er alsdann ins Winterfeld kommt. Und dieses ist nach der Rokenernte oder vielmehr schon in derselben fürs Vieh offen. Hier bietet

dieser Klee alsdann den wohlthätigsten Fraß für das Weidevieh dar.

Sollten nun diese 4 Vorschläge dem gehofften Endzweke entsprechen, so wird folgendes Verfahren zu beobachten nothwendig.

Um die Keime auf Wiesen und Fütterungs-Aekern frühzeitig hervor zu loken, so bestreue man sie, sobald der Schnee im Frühlinge weggethauet ist, mit Asche, Ruß, Auskehrig, uud wo man es haben kann, mit etwas darunter gemischtem Dur (Gyps). Auch kurzer Mist mit Erde durchmengt, Gassenerde, Auswurf aus Gossen- oder Küchensteinen, thun die unvergleichlichsten Dienste. Man wird zu seiner Verwunderung sehen, wie wohl sich die Schafe und anderes Weidevieh bis zum alten Maitage befinden. — Auf Wiesen streue man die Maulwurfshaufen so früh als möglich, damit durch ein zu spätes Ausstreuen der Erde das junge Gras dem Viehe nicht ekelhaft werde, und damit diese Erde sich um so früher an den Boden senke und den Wurzeln zu Hilfe komme. Auch suche man die kleinen Feld- und Waldbächlein auf die Wiesen zu leiten. Jedoch muß man dafür sorgen, daß diese Bewässerung wieder einen gehörigen Abfluß erhalte, ehe das Vieh die Wiesen beweidet, damit nicht die Schafe sich faul fressen und die Kühe nasse Füsse bekommen.

Wenn nun während dieser Hutungsperiode auf Wiesen und Feldern die Weide-Anger sich erholt haben: so werden sie für das Vieh eine zweite reichliche Hutungs-Periode darbieten, besonders wenn man sich noch dahin vereinigen wollte, die Schweine und Gänse von denselben zu verbannen, damit erstere nicht durch ihren Rüssel und leztere nicht durch ihre Exkremente sie verderben und ekelhaft machen. Sie würden eine längere und reichlichere Nahrung, als bisher möglich gewesen ist, dem Viehe gewähren. Wenn ferner der erste Kleewuchs zum Grünfüttern oder zum Heue benüzt worden ist, so überlasse man den zweiten Wuchs wieder dem Viehe, das sich nunmehr auf den Weide-Angern, Bergen und in den Gehölzen müde gefressen hat und sich nicht mehr darauf nähren kann, zur Zwischenweide, welches unstreitig die gedeihlichsten Wirkungen zuwege bringen muß. Denn — ich muß mich ja mit einer Körnerernte begnügen — warum will ich denn zwei Klee- und Heuernten verlangen? Auf diese Weise wird nun das Vieh wohl genährt um Jakobi die Winterstoppel mit dem darin sich befindenden dreijahrigen Klee, dann die Sommerstoppel mit dem darin sich befindenden jungen Klee, und auf Michaelis wieder die aus dem Gehege fallenden Grummetwiesen und Futteräker beziehen, wo Grummet- und Futterkräuter ihre fernere Existenz sicher stellen werden. Wenn nun gar noch Diejenigen, welche hier und da in den Gemeinden eremte Wiesen besizen, aus Patriotismus oder gegen eine billige Vergütung sich entschlössen, selbige nach vorgedachten Grundsäzen zu kultiviren und gleich andern beweiden zu lassen, so würde um so weniger an der Erreichung des obigen Endzweks zu zweifeln seyn.

Welch ein Hirngespinnst! wird der geneigte Leser ausrufen und gähnend den Verfolg überschlagen. Aber nein, mein Vorschlag ist kein Hirn-Gespinnst, sondern in der That und Wahrheit gegründet. Deßwegen sey es mir nun erlaubt, den Beweis mit eigener Erfahrung zu bewahrheiten.

Ich bin der Besizer von ungefähr 10 Morgen (à 120 Quadratruthen) Wiesen, welche als ehemaliges exemtes Land, aber wegen schlechten und nassen Bodens, Gott weiß, wenn eher, der lieben Natur anvertrauet worden sind, mit der Erlaubniß, daraus zu machen, was sie daraus machen wolle; und so hat sie Wiesen daraus gemacht. Ich habe dieses geistliche Pertinenz nunmehr seit eilf Jahren, genau nach oben gedachten Grundsäzen zum Wohl und allgemeinen Beifall meiner Gemeinde kultivirt. Daß dieses auch fernerhin geschehen müsse, wird man leicht begreifen aus der unserm Stande besonders auferlegten christlichen Menschenliebe, so wie auch deßwegen, weil es sogenannte, von Michaelis- bis Maitag mit Hut und Weide beglükte Herbstwiesen sind.

Sonderbar, daß man bei Austheilung der Gaben zwischen Besizern und Triftberechtigten nicht, wie doch billig seyn sollte, wenigstens al pari gegangen ist! Wären nur Geistliche in dem Besizstande solcher Minushalbeigenthumsarten, so würde

ich mir das Räthsel leicht dadurch lösen, daß, wenn Geistliche und Weltliche mit einander theilen, die erstern vor den leztern immer den kürzern ziehen, oder wenn die Gaben zwischen Weltlichen und Geistlichen ausgetheilt werden, die leztern immer die Schale mit dem Ausschlage nehmen müssen, und zwar aus oben gedachtem Grundsaze der christlichen Menschenliebe, die Alles verträgt, und Alles duldet und Alles leidet.

Ferner besize ich anderthalb Morgen Esparzette, die wegen ihrer Jugend jezt im besten Flor steht. Zugleich baue ich jährlich 4 bis 5 Morgen Kopfklee, wovon das Vieh der Triftberechtigten im Herbste und Frühjahre nicht genug rühmen kann.

Die Vegetation blieb seit mehreren Jahren etwas zurük und verursachte, daß der Klee etwas später, als gewöhnlich, zur Vollkommenheit kam; jedoch aber immer noch früh genug, um mein Vieh damit zu erfreuen und zu nähren. Dieß Mißrathen des Kopfklees soll aber dem Zahne des Hut- und Weideviehes nicht zur Last fallen, sondern der Vegetation dieses Jahres.

Der erste Wuchs meiner Esparzette wurde verzehrt, und damit der zweite Wuchs auch noch einmal recht einträglich werden möchte, so wurde Asche und Dux (Gyps) ausgestreuet. Der Klee wuchs herrlich und zeigte gegen Michaelis den gesegnetsten Ertrag. Nun soll es gut gehen, dachte und sagte ich, mit meinem Rindviehe. — Nun sollen sie sich im Herbste mit diesem Klee pflegen, damit ihnen Das wieder ersezt werde, was sie im verflossenen Sommer, wegen Mißwachs des Kopf-Klees und Mangel an Weide, durch schlechte Wege und Nässe erlitten haben. Um so mehr glaubte ich, so sagen und denken zu dürfen, weil dieses Esparzettenland eremt ist von der Hut und Weide des so genannten Herren- oder Domänen-Schäfers. Jezt fing ich an zu mähen und einzufahren. Man sah es kaum, wo ein Fuder weggefahren wurde; so schön stand sie. Kaum war 1½ Morgen abgefüttert, als der Frost der Sense Stillstand gebot. Gut, dachte ich! der Frost kann ja unmöglich von langer Dauer seyn und die Esparzette erfriert nicht leicht, und so kannst du da, wo du aufgehört hast, wieder fortfahren, und wenigstens bis Martini dein Vieh pflegen und nähren. Allein der Weideberechtigten Gedanken sind nicht unsere Gedanken, und ihre Wege sind nicht unsere Wege.

Denn kaum schien mir der Frost aus dem Grase und dem Erdboden verschwunden zu seyn, als ich sogleich hineilte, um zu sehen, ob nunmehr mein Klee wieder fürs Vieh benüzt werden könnte; da fand ich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, daß alle dieser schöne Klee rein abgehütet war; und ich konnte weiter nichts mehr entdeken, als die Spuren der Kuhexkremente, welche sie wahrscheinlich aus schuldiger Dankbarkeit in Menge zurük gelassen haben mochten.

Da stand ich nun und sah mich um nach Trostgründen für mich und mein Vieh. Denn Lärm zu schlagen ist wider die Etiquette meines Standes. Doch glaubte ich etwas thun zu müssen, um doch wenigstens zu zeigen, daß mich dieser Verlust schmerzte. Ich forderte den Kuhhirten zur Verantwortung und erhielt folgende Antwort: „Da, wo ein Schäfer gehütet hätte, dürfe er auch hüten.“ Meinen Einwurf, daß ich Tags zuvor den Klee besehen, unbeschädigt gefunden habe, und daß auch heute keine Spur von Schafen zu sehen sey, entkräftete er dadurch, daß der Schäfer vielleicht geschwind darüber getrieben sey. — Zudem, sagte er, sey er ein Diener der Gemeinde, und müsse thun, was sie ihm befähle. — Nach Michaelis sey das Feld Preis.

Jezt dachte ich wenigstens in seinem Gewissen einige Rührungen hervor zu bringen, wenn ich ihm mit beweglicher Stimme sagte, ob er nicht wisse und bedächte, daß die göttliche Vorsehung in diesem Jahre Alles habe später wie gewöhnlich zur Reife kommen lassen — und daß bei der bisherigen außerordentlichen Witterung kein Mensch im Stande gewesen wäre, das Seinige zur gehörigen Zeit aus dem Felde zu bringen — daß sogar die allergnädigsten Landesherren hier und da die Jagd später als gewöhnlich aufgethan hätten, um dem armen Landmanne doch nicht zu viel durch Jäger, Treiber und Hunde zertreten, verjagen und verwüsten zu lassen. — Wie er es nun habe über

sein Gewissen bringen können, seinem Seelsorger und Beichtvater, und, wie er es nicht läugnen könne, auch in anderer Hinsicht, seinem großen Wohlthäter, einen so empfindlichen Schaden zu verursachen u. s. w. Ja, war seine Antwort, er könne nicht dafür. Das wäre dieß Jahr mehreren Leuten so gegangen, und keiner hätte etwas davon gesagt; was dem Einen recht wäre, das wäre dem Andern billig. Wenn ich etwas wollte, so hätte ich es mit der Gemeinde zu thun. Dixit, und schnell verließ er mich, ohne sich weiter mit mir über diesen Gegenstand unterhalten zu wollen.

Da stand ich nun wieder und sah mich um nach Trostgründen für mich und mein Vieh. Mit der Gemeinde es zu thun zu haben, wußte ich, was das hieß. Was die Triftberechtigten für ein Recht haben, wußte ich auch aus Beispielen. Und Recht muß es doch seyn; denn sonst hätte, um mich eines Ausdruks der jezigen Aufklärung zu bedienen, dieser Hutungsunfug nicht den Ehrentitel „Recht" erhalten können. Darin bin ich nun völlig mit mir einig. Allein nur darin kann ich noch gar nicht mit mir einig werden: wie Landesherren durch ihre Regirungen, Sozietäten, Dekonomieräthe 2c. so viele Ermunterungen, Ermahnungen, und wohl gar Befehle ausgehen lassen können, den Akerbau zu heben, die Viehzucht empor zu bringen, den Futterbau und die Stallfütterung einzuführen, weil darin das wahre Wohl des Vaterlandes, der Staatsreichthum, ja sogar der Stein der Weisen verborgen liegen solle, — und doch den Triftberechtigten erlaubt werden kann, nach folgender Maxime zu handeln. „Wenn auch Jemand es darauf anlegt, durch Düngen, Abwässern, Aufstreuen von Gyps, Asche 2c. seine Wiesen und Futteräker so in den Stand zu sezen, daß sie entweder frühzeitige Nahrung fürs Vieh oder eine zweimalige Heuernte liefern, welches doch zur Vermehrung des Viehstabels und zur Einführung der Stallfütterung nothwendig ist: so hüten wir es ab. Denn Alles, was auch durch Mühe und Arbeit, durch Unternehmungen und Aufopferungen vor dem alten Maitage aus der Erde erzwungen wird, das ist für uns geschehen, obgleich wir nichts dazu beigetragen haben. Ferner, wenn Jemand seinem Akerbaue eine solche veränderte Gestalt geben wollte, daß es ihm durch Verbesserung der Wiesen und durch Anbau von Futtergewächsen möglich würde, entweder so viel auf Wiesen und durch Anbau von Futtergewächsen möglich würde, entweder so viel auf Wiesen und Futteräkern zu ersparen, oder auch durch den Anbau von Stoppel-Rüben und Spargel 2c. es so weit zu bringen, daß das Vieh nicht zu frühzeitig auf die trokene Winterfütterung gesezt werden müsse: so hüten wir es ab. Denn alle dergleichen Veränderungen im heiligen Dreifeldersysteme werden von uns als unzeitige Neuerungen betrachtet und nach höchstens altem Michaelis unserm Viehe zur Zerstörung übergeben."

Als ich einmal diese meine Zweifel und Bedenklichkeiten einem gelehrten und erfahrnen Freunde zur Entzifferung vorlegte, so erhielt ich folgenden unerwarteten Aufschluß: daß ich in der Aufklärung noch zu weit zurük wäre!

S. in S.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Sogar auf den Einfall kommen zuweilen Einige, selbst behaupten zu wollen, daß vor Alters, wo der katholischen Geistlichkeit auch selbst strafrechtliche Mittel, und Einschreitungen gegen unsittliche Handlungen 2c. zugestanden, und eingeräumt waren — sich die Landwirthschaft, wenigstens dem innern, häuslichen Verhältnisse nach, weit besser, ersprießlicher, und vortheilhafter befunden habe, als in unsern heutigen Tagen, wo man die wichtigste Anstalt für einen agronomischen Staat — eine Hagel-Assekuranz — ohne Erflehung des Beistandes Gottes, in's Leben rief. — Ich habe zwar, einen solchen Rath in der Bürger- und Bauernzeitung v. J. 1832 Seite 334 unmaßgeblichst ertheilet; — aber wir sind einmal in einer wahrhaft verderblichen, und verderbenden Aufklärung über Aeneid VI., wie es scheint, hinausgerükt, wo es heißt:

— — — Facilis descensus Averni,
Sed revocare Gradum, superasque evadere ad auras,
— — — Hoc opus, hic labor est. — —

Selbst Colerus, doch nur ein Lutheraner, empfiehlt vor Allem, und bei jeder Gelegenheit, und für alle landwirthschaftliche Unternehmungen das Gebet, und wir Katholiken! — Doch nun wieder zu was Anderm. Da fällt mir so eben, weil die Rindviehzucht hie und da rükgängig werden will, ein nüzliches Werk der Vorzeit ein; nemlich die seiner Zeit gekrönt wordene Preisschrift des Ober-Bienen-Inspektors Johann Riems über die dienlichste Fütterungsart der Kühe und deren Behandlung überhaupt, damit sie mehr und und fettere Milch, wie gewöhnlich, geben u. s. w. Auch Colerus u. a., wie auch der Verfasser der schon mehrmalen zitirt wordenen ökonomischen Briefe haben diesen hochwichtigen Gegenstand mit unermüdetem und wohlthätig wirkendem Fleiße besprochen.

Was die Eingangs früher gesammelte und nun mitgetheilte Meinung (ich sage Meinung) in Hinsicht der Schauer-Andacht und des Gebetes im Allgemeinen betrifft, so kann ich dieser Meinung selbst nicht ganz beipflichten, weil sie zu grell, zu schonungslos und zu umfassend mir seiner Zeit mitgetheilt wurde, und weil ich weder dem Orthorismus, noch dem Bigottismus, noch weniger Frömmeleiungen huldige. Betrachten wir seit der Zeit der so segnend wirkenden Regirung Ludwigs den Standpunkt der katholischen Kirche und die ächt fromme Richtung der katholischen Unterthanen Bayerns, so erbliken wir nur mit freudiger Rührung eine allmählige, aber sich ruhig bewegende und sicher bescheiden sich entwikelnde Annäherung zum vorigen guten Alten. Auch anders Gläubigen, in unserm Vaterlande tolerirt, kann man nicht das Mindeste vorwerfen; auch diese erfüllen ihre Pflicht, und lassen uns, wenigstens keinen gerechten Tadel übrig. Wir werden übrigens in unsern katholischen Ortschaften wenige oder keine antreffen, wo nicht noch immer, wie ehehin, die so betitelt heil. Schauermessen jährlich gelesen und von allen andächtig Gläubigen mit angehöret werden. Ein Leichtes möchte es daher seyn, eine das ganze Vaterland und jede Religions-Partei ergreifende und ihr zusagende, allgemeine Kirchen-Andacht an jenem Tage in Zukunft einzuführen, an welchem die Zentral-Hagel-Assekuranz ihre Subskriptions-Listen öffnet, und an jenem Tage, wo sie ihr Geschäft schließt, um am ersten Tage den Segen des Himmels für die Verminderung der Hagelschäden zu erflehen, und am lezten Tage den Vater der Lichter und der Erbarmungen für gewordene Gnaden, jedoch jederzeit mit Mitsegnung und Gedächtnisse der Armen zu bitten, zu danken und zu preisen! Da die lieben evangelisch gläubigen Brüder und Schwestern, da alle Sektirer ihre dießfalls eigenen Gebetformeln haben, um besonders bei wirklichen Ungewittern demüthig vertrauend den Beistand Gottes um Abwendung großen Unglükes zu erflehen, so bin ich auch noch so frei, eine ältere Meinung, und einen Rath eines wirklichen Gelehrten der Vorzeit, aus dessen schon einmal in diesen Blättern zitirten Werke: „Briefe eines Reisenden ꝛc. über verschiedene Gegenstände der Naturlehre und Mathematik ꝛc.“ hier wörtlich und auszugsweise mitzutheilen (Seite 209 und 210). Die Kirche lehret uns zu bitten: „Vom Blize und Ungewitter erlöse uns o Herr!

Ganz richtig und mit der Lehre der römisch-apostolisch-katholischen Kirche vollkommen übereinstimmend, und mit der gesunden Vernunft im Einklange, bemerkte dabei schon früher der würdige Gelehrte, daß aber dieses Gebet nur alsdann helfen werde, wenn es aus einem reinen, von Sünden befreiten, oder wenigstens reumüthigen Herzen kömmt. (Dieser Grundsaz gilt gewiß bei allen Religions-Sekten und — Parteien! Den Katholiken besonders gibt nun der gemeinte Gelehrte Seite 213 noch weiters folgenden Rath: „Da das Wetterläuten als ein geistliches Mittel mit Beihilfe eines eifrigen Gebetes und festen Vertrauens auf den Herrn der Elemente nüzen kann, so gebe man, wenn ein Hochgewitter im Anzuge ist, mit der Gloke ein Zeichen, wie man sonst in den katholischen Kirchen zum englischen Gruße zu geben pflegt, um die Gläubigen zum Gebete zu ermahnen. Wird das Gewitter stärker, fängt ein den Feldfrüchten verderblicher Hagel auszubrechen an, so kann man das nemliche Zeichen wiederholen, damit man neuerdings seine Zuflucht zu Gott zu nehmen ermahnt werde u. s. f.“

Dabei und bei diesem Allen glaube ich aber nochmal auf die Vorsicht aufmerksam machen zu müssen, die Kirchenthürme selbst vorerst nicht blos nach Außen, sondern auch in ihrem Innern, wohl mit Blizableitern, und zwekmäßig zu versehen, und wo möglich das zu gebende Zeichen der Kirchenglokken auf einem noch kürzern Zeitraume und Andauer, als dieses beim Aveläuten üblich ist, zu beschränken.

Der nemliche Gelehrte gibt Seite 225 zur Ersparung der Unkosten den weitern Rath, alte Bratspieße, die in der Küche nicht mehr brauchbar sind, für die Zweke der Blizableitung anzuwenden, indem selbe, wenn sie gleich sonst nichts mehr taugen, wider das elektrische Feuer noch immer ihre Dienste thun.

Von der gütigen Vorsehung gleichsam berufen, Alles, was für die Hagelassekuranz u. s. a. im Gebiete der Landwirthschaft nüzlich und wohlthätig seyn kann, zu sammeln und mitzutheilen, halte ich auch diese Mittheilung für meine Pflicht, und wünsche sie zur Freude der Kirche, zum Segen des Vaterlandes und der Menschheit gemacht und niedergeschrieben zu haben!

Pfiffige Gedanken.

Könntest du mir noch verzeihen, wenn ich dich jezt todt schösse, und dann um Verzeihung bäte? — Das Fleischessen ist manchmal keine Sünde, sondern nur ein Ungehorsam. — Was Gott etwa am achten Tage erschaffen hätte, wenn er am 7ten nicht aufgehört haben würde? — Wie würde wohl ein Kreis seyn, der nicht rund wäre! — Wenn du meine Gedanken zeichnest, male ich deine Empfindungen. — Der Geiz ist eine kleine Gewohnheit des Geldzählens, damit Andere es auch sehen, wie weit man in der spekulativen Arithmetik gekommen sey. — Die derbsten Schläge theilt der Bliz aus; wie würde erst Gott zuschlagen. — Könntest du mich sehen, wenn ich dein Gewissen wäre? — Schön ist das Frauenzimmer eben nicht, aber es hat so etwas Angenehmes in seinem Wesen. — Könnten wir denn nicht den Adam wie den Messias erwarten, Herr Itzig, und dann die Erbsünde begehen lassen? — Was das doch für eine Dummheit ist um die Thorheit. — Dir könnte ich meinen Rüken peitschen lassen, wenn du mir nicht weh thätest. — Wie lange hat Nero nach seinem Tode noch gewirkt? — Das Ding wird mir zu rund, wenn ich nüchtern bin. — Du hast ihn gesehen, und hast ihn nicht bezaubert? — Meiner Treu'! ich glaube fest, daß ich auch noch fromm werde. — Das Zeitgeisterwesen muß ja doch einmal aufhören. — Der herrliche Junge muß klug werden, da er so munter ist. — Er hätte mich erschlagen, wenn er mich erwischt hätte; darum ist er des Todes würdig. — Kleinigkeiten sind wahre Raritäten. — Mach dich lustig in der Noth, damit sie dir vergeht, oder Niemand was merkt. — Hast du deine Feder vom Greise selbst gepflükt? — Der Herr muß was Großes seyn, weil er gar so schön gekleidet ist. — Noch habe ich zwei Jahre, dann habe ich das ganze Fach absolvirt. — Wo hat denn die erste Sündenwurzel gestanden? — Hätte doch nicht gehofft, daß mein Vater vor mir sterben sollte. — Ein Weib ist immerhin ein Kind Gottes. — Die herrliche Strophe wird nie sterben. — Wo bist du denn damals gewesen, als ich dir entgegen ging? rc.

Anm. Wenn Gott dem Einsender dieß Zeit und Gesundheit verleiht, so wird er diese pfiffigen Gedanken belegen mit auserwählten Stellen aus Prosa und Poesie, aus den pfiffigsten Verfassern pfiffiger Werke. L. N.

Der Bettler.

Ein Bettler ist eine Satyre gegen die Obrigkeit, die entweder die Unglüklichen nicht versorgt, oder die Schuldigen nicht straft. Verdient eine arme unglükliche Person so viel Schonung, so sorge man für sie daheim, und seze dieselbe nicht der traurigen Nothwendigkeit aus, ihr Brod vor den Thüren zu suchen. Verdient sie es aber nicht, so folge Schimpf und Verachtung dem verschuldeten Bettler. Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm. Der Reichthum besteht nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschiklichkeit und Fleiß. Diese haben einen güldenen Boden und verlassen nie, nie; das Geld aber sehr oft. — Möser.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Ob man den Peter und die Annemargt zusammengeben soll oder nicht?

Gelt, sagte der Peter zu seiner Mutter, ihr sähts halt gar zu gern, wenn ich die Schulzen-Annemargt nähm? Sie wär mir recht; denn schö ist se, dös muß wahr sey, wie Milch un Blut, un Augen in Kopf, mer werd ganz err, wemmer nei gukt. Ihr Vater ist ach å reicher Ma. So weit wär älls recht. Ich bin euch zu Gefallen ihr scho lang ums Maul rum zange. Aber sie ist euch gar zu enfältig, recht hornochsendumm. Un ich will doch å gescheite Fra hab. Was söll ich mit enner dumme? Wenn ich kumm, so fängt se a zu lachen. Bliz noch amal! Wos sölls denn sei mit dem ewigen Gekiker? An vieln Lachen 'erkennt mer den Narrn. Aber ich mog sag, was ich will, sie lacht halt. Ei, so lach du un der Gukuk, du Lachketter! Ich habs er mehr als hunnertmal gesagt, daß ich auf mein rechten Ohr net gar zu gut hör, ällemal hat ses doch vergessen un vispert mer in dös Ohr, wo ichs net versteh. Sie versteht mich aber ach älles verkehrt, un wenn ich schö mit er thu will, so springt se gar fort. Neulich kömmt se gesprunge un ziert sich, wie å klens Kind. Mutter, schreit se, unner schwarze Henne gakert, sie legt heuer ihr örstes Ei. Nu gib nur acht, wo ses hinlegt, sagt die Mutter. Ueber å weile brengt se dös Ei, legts auf den Tisch und wie der Bliz wieder naus; denn sie is å Ding, wie å Hinnewidder. Ich will en Spaß mach un will er das Ei verstekel. Da sagt ihr Bruder, der å bisle gescheider ist, wie sie: sez dein Hut auf, Peter, un steks drunter. Nu geht der Bruder ach naus. Wie se rei kömmt, thut se net wie närrisch nach ihrn Gakele? suchts überall; ich denk, such Du ner. Auf åmal springt se auf mich zu un schreit: Peter du hosts; wie ses net in meiner Taschen findt, sagt se, du hosts doch net unter dein Hut, un gibt mer so en Schmiß auf den Dekel, daß mer die gelbe Brüh, durch die Haar durch, das Gesicht runter läst. Mutter, sagt selber, war dös gescheit? Wenn se denkt, es ist untern Hut, muß sies denn zerschmeiß? Gestern hab ichs noch besser inne worn. Wie se ihrn Staar gefüttert hat, sagt ich zu ihr: Annemargt, sagt ich, du hast aber en rechten hübschen Vogel. Ja, sagt se, wenn er ner ken stinkenden Athem hätt. Geh mer wek, sagt ich, dös hab ich meilettig net gehört, daß die Vögel ach en stinkenden Athem hätten. Ja, ja, sagt se, wenn dus net gläbst, so riech en nur in Hals. Nu fängt se den Staar, macht en den Schnabel ausenanner und hölt mern unter die Nosen. Un wie ich recht riech will, beißt mich das Luder gar höllisch in die Nosen, sie lößt en fahr, un so hängt er denn å ganze Weil an der Nosen un schlögt mer mit sein Flüzeln bald die Augen aus. Mutter, sagt selber, ist dös gescheit, wenn sie denkt, ihr Staar hätt en stinkenden Athem?

Doch mer muß Ens sag, wies Anner; für mei schlimmes Ohr hat se mer doch å Mittel verrathen. Sie hats aber net aus ihrn dummen Kopf. Sie gestehts selber, daß sies von ener Zigeunern gekriegt hat. Es ist å großer Sten, der ist in der Walpersnacht, um zwölf, auf en Kreuzweg gesucht worn, ist in en rothen Lappen eingeslikt, und den muß ich so lang zwischen den zwe Schulterblättern trag, bis hilft. Der Sten wiegt gern seine zwe Pfund; zu Nacht lieg ich miserabel; ich willn aber doch fort trag, denn es ist mir als wenn ich schon öppes Linnring spürt. Aber, gelt Mutter, ich soll mer å gescheitere raus züch?

Ga, wenns freilich so aussieht, sagte die Mutter, so wolln wir uns halter noch å weile Bedenkzeit nehm.

Die Schulzen-Annemargt führt nun die nemlichen Klagen bei ihrer Mutter über den Pachters-Peter. Ich habe sonst an dem Kerl nichts auszusezen, sagt sie, als daß er so schreklich dumm ist. Ich habe tausend Muthwillen mit ihm getrieben, und noch trägt er einen Zweipfundstein zwischen den Schultern, weil ich ihm weiß machte, er wäre für sein taubes Ohr gut; allein ich mag mit ihm machen, was ich will, er ist der dumme Peter und bleibt der dumme Peter, und was mich am Meisten verdrießt, ist, daß er sich für gescheut hält und mich für dumm.

Die beiden Mütter hätten nun gar zu gerne ihre Kinder zusammengekuppelt, des schönen Vermögens wegen; doch jezt stehn die Ochsen am Berg. Sie wissen sich nicht zu rathen und zu helfen. Wir haben Mitleid mit den guten Weibern und fragen deßwegen alle Nachbarn, die unsere Bauern-Zeitung lesen, wie ihr meint, ob man die jungen Leute zusommengeben soll, oder nicht? oder ob ihr vielleicht eine bessere Partie für den Peter und für die Annemargt wißt? Eure Antwort schreibt nur auf, und schikt sie an den Mann, der diese Blätter ausgibt. Er kann Geschriebenes lesen.

Was Gebet vermag!

Ein bekannter alter General, der Graf von S*** zog mit einem Häuflein von 1000 Mann gegen einen beinahe zehnmal so starken Feind. Im Angesichte des gegen über stehenden feindlichen Heeres ordnete er sein Häuflein zur Feldschlacht, stieg vor der Fronte seiner Gruppe vom Pferde, nahm seinen Helm vom Haupte, und rief mit ausgebreiteten Armen voll Herzensinnigkeit mit lauter Simme zum Herrn der Heerschaaren: „Herr Gott! wenn du willst, hilf mir! — Willst du mir nicht helfen, so hilf nur auch dem Feinde nicht, und du sollst deine Wunder sehen." Mit dem lezten Laute seiner Gottesergebenheit und des Selbstzutrauens bedekte er sein Haupt, schwang sich auf sein Pferd, und stürmte sausend in die dichtesten Reihen der Feinde. Alles ihm nach. In einigen Stunden war Geschüz, Gepäk, und das ganze feindliche Lager erobert, und die Feinde in die Flucht gejagt.

Die Zeitung.

Viel Neues sag' ich dir; denn dieß ist meine Pflicht.
Viel Wahres? — Ja, das weiß ich öfter selber nicht.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 35. 30. August 1835.

Inhalt: Oberwittelsbach. — Vorrichtung, um Heu, Klee ɛc. im Freien zu troknen. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Ist die Erde nicht mehr so fruchtbar wie sonst? — Das Affenthum der Menschen. — Holzschnitte der Kindererziehung. — Geständniß eines Kaffeetrinkers. — Bestrafung der Trunkenheit in Schweden.

Oberwittelsbach.

Am 26. August 1834.

(Mitgetheilt aus den ungedrukten Spazirgängen des J. Gutner.)

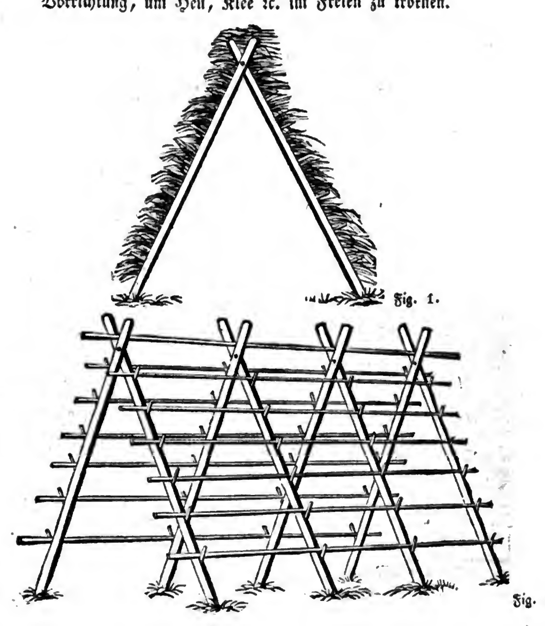
Aus Aichas Mauern, aus der Mitte biederer Bürger
Empfängt mich der heilige Hain, welcher den Schloßberg umzieht.
Behorchend, was auf dem Burgplaz die Zeit verdirbt und beschirmet,
Und was zum Bürger der Stadt offen der Landmann oft spricht,
Wenn er mit Ehrfurcht die Stelle betritt aus gothischem Tempel,
Und tief mit Seufzern betrau'rt Wittelsbach stummen Ruin,
Erwacht in meinem Gemüthe heute die jubelnde Freude,
Denn aus der Zerstörung erstand glorreich der Ahnenwelt Ruhm.
Sey mir gegrüßt, du heiligste Stätte des bayrischen Reiches,
Aus deinem natürlichen Schmuk leuchtet ein herrlicher Glanz!
Ich sehe die Enkel Ottos alle als Schatten erscheinen
Am alten Tempel dort unter der Eiche Gewölb.
Sie nahten aus der Gruft von Scheiern, aus Regensburgs Gräbern,
Aus Palästina, vom Inn, welcher den Eichwald bespühlt
Bei Oetting, der des Theodo Heldenasche umschattet,
Von Andechs, und aus dem Gewölb, das die Metropolis zeigt
Mit glänzenden Sarkophagen, umleuchtet von rühmlichen Thaten.
Ein Ludwig reichet dem Max dort das umlorberte Schwert. *)
Die Saga mit den Walkyren tritt vor den Helden zum Tempel,
Geäzt in den Schild von Stahl glänzen die Thaten des Ruhms:
Sie tragen umlorberte Helme, blizende Schwerter gezüket.
Im weiß und blauen Kleid wallend zum Feste herbei,
Beschüzen das Volk sie, bewaffnet mit tausend geschwungenen Lanzen,
Und zeigen im frommen Gesicht' Tugend und offenen Sinn.
Ich höre den Hymnus, sie singen im lauten Chorale als Sieger:
Dem Einen und einzigen Gott schallt ihr harmonisches Lied!
Sie feiern ein Fest, bekannt seit fünf und siebzig Dekaden, **)
Das, glänzender immer an Ruhm, in den Provinzen des Reichs
Verkündet den Enkeln der Scheiern Wittelsbachs fürstlichen Namen,
Der ihr erlauchtes Geschlecht durch die Geschichte verzweigt,

*) Kaiser Ludwig IV. und Kurfürst Maximilian I.

**) Seit dem Jahre 1080, sohin 754 Jahre.

Und rühmlich von diesem Orte erschallt durch die Gaue der Bayern,
In deren Herzen der Laut Blut und Leben durchglüht.
Wie bist du bräutlich geschmükt, ehrwürdiger Hügel der Veste,
Wie haben die Bayern dich heute so festlich geziert!
Die heiligste Stelle der Burg bezeichnet die hohe Fiale:
Mit Freudenthränen im Aug' Jeder das Haupt hier entblößt.
Die Morgensonne vergoldet den Hain in grünender Fülle,
Zum Erstenmal brechend den Strahl an der Fiale Koloß,
Der stolz den Enkeln zeigt der Gegenwart Liebe zum Fürsten,
Und vor der Nachwelt erneut Bayerns Treu' für den Thron!

Vorrichtung, um Heu, Klee rc. im Freien zu troknen.



Es werden 2 Latten so zusammen gefügt, daß sie in der Höhe eine Gabel bilden, und in jede Latte werden von 2 zu 2, oder von 3 zu 3 Schuh hölzerne Nägel geschlagen; nun werden diese Latten, wie Fig. 2 zeigt, von 5 zu 5 Schuh so paarweise in Reihe hintereinander gestellt, daß sie unter sich einen weiten offenen freien Durchgang bilden (m. s. Fig. 1) und zur Festhaltung wird oben in die Gabel eine Hopfen- oder andere Stange gelegt und befestiget, um die ganze Lattenreihe unter sich in Verbindung und Zusammenhang zu halten. Auf die in gleicher Linie fortlaufenden Lattennägel werden nun ebenfalls gewöhnliche Hopfenstangen gelegt, und über diese der zu troknende Klee zu beiden Seiten hingeworfen, und dem Luftzuge bloß gestellt. Eine mit Klee oder Heu auf diese Weise überworfene Troknungs-Maschine, welche, wenn sie auch nur aus 4 oder 5 Lattenreihen besteht, ein ganzes Fuder faßt, und von vorne einem geladenen Fuder Heu gleicht, leistet bei nassen Sommern vorzüglich gute Dienste; der Luftzug durch unten troknet, und der Regen läuft darüber ab.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Als ich noch Amtsschreiber zu Schleißheim war, damals war die Verfügung eben so zwekmäßig als billig von der allerhöchsten Regirung dahin gestellt, daß ein jeweiliger dort angestellter Thierarzt zugleich auch zu dasigen Kanzlei-, oder andern ökonomischen Beschäftigungen verwendet werden durfte. Möchte diese Verfügung, nachgeahmet von königl. oder größern Privat-Güter-Administrationen, nicht folgenreich auf die zwekmäßigen Wirkungen unserer Herren Thierärzte Einfluß haben? (Dabei war dem jeweiligen Thierarzte zu Schleißheim nebst der Einweisung anständiger, seinen Stand und seine Verhältnisse beehrenden Nebenbeschäftigungen auch noch die freie Praxis in dortiger Umgegend zugestanden.)

Kömmt das lezthin in diesem Gukkasten zur Sprache gebrachte Wetterläuten, eigentlich die Zeichengabe der Kirchenglokken, hier und dort zuweilen wieder in Anregung, dann meint man, daß man besonders in größern Städten und Märkten, wo viele, oder mehrere Kirchen vorhanden sind, damit nicht vorsichtig genug zu Werke gehen könne. Man sollte daher, so wurde geäußert, dort nur mit einer, oder höchstens mit zwei Gloken der dasigen Kirchen, das Zeichen geben; nicht nur allein die Kirchenthürme von Außen und Innen entsprechend mit Blizableitern vorerst, sondern auch damit zugleich die zunächst und entfernter anstossenden Gebäude versehen. — Ich glaube nun, diesen Artikel zur Reife seines Abschlusses gebracht zu haben, indem ich alle dießfalls gesammelten Meinungen redlich zu Papier schrieb, um nach dem Ausspruche des heil. Apostels Paulus: „prüfet Alles und behaltet das Bessere," den Einsichtsvollern meines Vaterlandes Gelegenheit ehrfurchtsvollest angeboten zu haben, in der Sache ein kompetentes Endurtheil fällen zu können.

Die Fischzucht, oder die sogenannte Deich-Wirthschaft, dann der zwekmäßige Nachzügel, Pflege und Wart des Hoch- und andern Wildes, sohin die Jagdwissenschaft in ihrem eigentlichen Sinne, die Biberzucht u. dgl., in so fern diese Gegenstände alle, hier und dort als Nebenerwerbe einen integrirenden Theil eines landwirthschaftlichen Gutes, sohin der Landwirthschaft selbst ausmachen, verdienten auch mehr und allgemeinere Theilnahme. Warum liefern nicht auch unsere landwirthschaftlichen Blätter dießfalls, wenigstens von Zeit zu Zeit, gründlich belehrende Worte?

„Gebet und verschafft uns in allen Ständen lauter tugendhafte Menschen, und wir werden bald zugleich lauter einsichtsvolle Bürger und Landwirthe besizen!" So rief auch unlängst irgendwo Jemand aus! Hatte dieser Jemand wohl Unrecht? Der große Mann, Montesquieu, sagt: „Nicht das Glük regirt die Welt, sondern die Tugend," und gewiß hat dieser vortreffliche Gelehrte niemals etwas Wahreres, niemals etwas Schöneres gesagt; denn die Tugend ist der unbetrügliche Maßstab, nach welchem man die wirkliche Stärke der Königreiche abmessen, und ihre Erhöhung, oder ihren Verfall mit Gewißheit vorhersagen kann; wer ihr, der Tugend, folget, kömmt zu Ehren, wer sie ver-

nachläßigt, nahet sich dem Rande des Abgrundes und Verderbens; dieses ist und bleibt eine Wahrheit aller Zeiten, aller Sitten und aller Völker. Damit aber ein Jeglicher von uns je nach seinen Kräften und nach seinen Verhältnissen dazu beitragen könne, dieses schöne, und allein würdige Ziel zu erreichen, so gibt uns hierüber die Madame de Maitenon in ihren Memoires folgenden Rath: „L'intérêt, que chaque citoyen doit prendre au bien de la patrie, l'oblige d'avancer ce bien par toutes les voies légitimes. C'est le dévoir de tous les sexes, de toutes les conditions, de tous les ages: et qui ne peut le remplir par son emploi, par son credit, par ses conseils, doit le remplir par ses voeux." — Wer einem solchen erhabenen Ziele nach lebet, wer beiträgt, der Tugend eine bleibende National-Stätte zu erbauen und zu befestigen, wahrlich! nur ein solcher ist es würdig, seinen Grabhügel mit den wenigen zwar, aber viel bedeutenden Worten einst ehrend zu zieren: „Demjenigen, der für das Vaterland gelebt, und für dasselbe gestorben ist." Denn

„Alle Schätze hier auf Erden
Müssen Staub und Asche werden;
Alle Lüste eitler Herzen
Werden Schmerzen.
Nur, wer thut, was Gott gefällt,
Ueberlebet Zeit und Welt."

Gutmüthige Menschen, die ihr Vaterland wo nicht in 5 Minuten, doch wenigstens auf dem Post-Eilwagens-Wege, uneingedenk des Lateiners: non cadit arbor uno ab ictu, überglüklich machen wollen, wünschen, daß sich in Bayern der scharfsinnige Spekulationsgeist jezt besonders dahin wenden möge, jungen Männern, in andern Aussichten für die Zukunft beschränkt, im Gebiete der Landwirthschaft Unterkunft und Versorgung zu verschaffen. Das wird sich aber so schnell nicht machen lassen, denn deutsche Appius wachsen nicht, wie Champignons über Nacht, die z. B., diese Appius nemlich, oder Flächen an sich kaufen, solche fruchtbar machen, mit Holz, Vieh, Wasser, Wegen und all Nöthigen versehen ließen, Wohnungen darauf bauten, diese einrichteten, mit arrondirten Gütern versehen, und endlich all solches an Kulturlustige gegen großmüthige Bedingnisse austheilen würden, welche nicht, übertrieben berechnet, die ganzen Prozente des gemachten Aufwandes sogleich forderten, sondern vielmehr auch den Wohlstand kommender Generationen mit in Anschlag brächten, wie z. B. einst der Herzog von Bridgewatter in England schon in einem Alter von 21 Jahren sich unsterblich gemacht hatte, da er um das Jahr 1759 durch einen Kanal, den man ein Wunder der Unternehmung heißen sollte, die inländische Schiff-Fahrt herstellte, und die beiden großen Städte Manchester und Liverpool verband. (S. Archenholz von England und Italien, 1ter Theil, 3ter Abschnitt.) — Könnte nur das neue Königreich Griechenland aus eigenen Mitteln allein, neuen, kulturfähigen Ansiedlern so recht kräftig unter die Arme greifen; oder hätten wir schon nur ein Paar Duzend neuer Klöster in Bayern, diese Sache und dieser Wunsch würde bald erfüllt seyn, und die Eremiten der Vorzeit, unter passenden Richtungen von Seite der Kirche und des Staates zugleich gegeben, die nützlichen Kolonisten unserer Zeit und der Segen der Zukunft werden.

Unlängst kam es auch irgendwo zur Frage; ob Johann Riems ꝛc. praktischökonomische Encyklopädie in unsern Tagen keiner Revision und neuen Auflage gewürdigt werden dürfte? Warum nicht, so dachte ich bei mir selbst, konnte aber keine weitere Antwort auf diese Frage geben, weil mir bezeichnetes Werk nicht bekannt ist. Das Alte bleibt immer ehrwürdig, wenn es dem Neuen auf eine ebenfalls ehrwürdige Art und Weise beigegeben wird, besonders mit einer solchen Ruhe und Bescheidenheit, wie in einer Beilage zur allgemeinen Zeitung ddo. 7. Mai. h. Js. der Wolle- und Getreide-Handel besprochen wurde.

Ist die Erde nicht mehr so fruchtbar wie sonst?

Nein! sagte ein Kastner, als diese Frage aufgeworfen wurde, sie ist nicht mehr so fruchtbar als sonst! Das sehe ich aus der Vergleichung meiner Zehentregister mit denen meiner Vorfahren: diese haben 102 Schok verrechnet, ich ver-

rechne nur 80, also ist die Erde wenigstens um ein Fünftheil unfruchtbarer geworden. — Allein sollte dieser Grund wohl haltbar seyn? —

Angenommen, daß der Kastner als ein ehrlicher Mann seine Pflicht erfüllt, so ist doch die Frage, ob seine Untergebene es auch thun. Es ist leider eine traurige Erfahrung, daß diese Art Menschen sehr oft ganz gewissenlos handeln. Und wie, wenn der Kastner selbst mit seinen Untergebenen unter dem Hute schielte? Wäre denn das etwas Neues und Unerhörtes? — Es ist aber möglich, daß bei aller Redlichkeit des Kastners und seiner Untergebenen Jahre eintreten, wo der Zehent nicht so ergiebig ist als in vorhergehenden, nicht zu gedenken, daß man auch wohl heut zu Tage größere Garben macht; aber dann läge die Ursache nicht an der verminderten Fruchtbarkeit der Erde, sondern in äußern Umständen, die nicht in unserer Gewalt stehen.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß die Erde nicht mehr so fruchtbar sey als sonst, so würde daraus folgen, daß die Erde bei der Schöpfung noch unendlich fruchtbarer gewesen seyn müsse. — Wozu wäre diese große Fruchtbarkeit aber bei den wenigen darauf lebenden Menschen nöthig gewesen? — Hat die Fruchtbarkeit der Erde abgenommen, so wird es in Zukunft noch mehr geschehen, und welche traurige Aussicht gibt dieses bei der täglich steigenden Menschenvermehrung! Vor 1800 Jahren gab es in Palästina hundertfältige Frucht von einem Korne, das auf gutes Land fiel, Luc. 8, 8; und noch jezt gibt es Gegenden in Deutschland, wo ein Korn mehr als 300fältige Frucht bringt in gutem fetten Boden. Wie schrecklich wäre der Gedanke, daß die Fruchtbarkeit der Erde immer mehr abnehme! Würden nicht die meisten Menschen künftig Hungers sterben müssen, und alle, sobald die Fruchtbarkeit ganz erschöpft wäre? Btr.

Das Affenthum der Menschen.

„Zeiten sind Elemente und Elemente Metalle.“
J. A. Kanne. I. Thl. der Urk. d. Gesch.

Wenn Jemand etwas in Schriftstellerei nachahmt, auch nur dem Titel nach, so macht sich Alles oder wenigstens der Neid darüber her, und verachtet es mit dem Namen der Nachahmung; wenn Einer einen Bau einem schon geträumten oder vollzogenen eines Andern nachahmt, so sagt dieser Andere: Das habe ich längst gewußt, und rümpft seine stumpfe oder Spiznase. Und so finden wir es bei Malern und Pfuschern und überall. Und doch stehen diese Menschen, diese so originell, ächt, brav, neu, aus sich und mächtig seyn wollenden Menschen und Völker im Grunde meistentheils Affen(?). Nicht genug, daß der Deutsche den Franzosen nachahmt, wie der Enkel seinen Großvater, wir selbst unter einander ahmen nach, schwören auf Schrift, Lehrer, Muster, und geben dadurch zu erkennen, daß wir noch rechte, originelle Kinder sind. Ich verschweige die Religionsgebräuche des Wallfahrtens, Kreuzens u. dgl. unwesentlichen Dinge; ich sage Nichts von der Betreibung der Gewerbe und Einrichtung der Dinge; ich übergehe den Handel und die Besizungs-Theile; ich spreche auch nicht von literarischen Dingen; denn man könnte dadurch Jemands Zorn erregen, was nicht unsere Sache ist. Ich will nur die Kleider, das Schamgefühl und die Lebensweise einiger Stände kurz des Affenthums überführen; hoffe aber nicht, durchaus nicht, daß meine Stimme in einer moralischen Wüste von den Bezeichneten werde vernommen werden.

Es geht die Josephine Phaios seit drei Tagen in einem seidenen Mantel von einem Zuschnitte, daß man lachen muß, und sagt, ihr Gehirn sey ganz vertroknet. Aber weil es die schöne Phaios so hat, so ahmen geschwind alle alten und jungen Frauen und Jungfrauen nach, der Schneider wird bestürmt, er muß es so machen, nicht ein Stich darf mehr oder weniger daran seyn, es ist die einzige ächte Mode, ganz naturgemäß, scharmant! Die Mutter der Kathi fragt einmal unbescheidener Weise, ob denn das Ding da, das sie nicht zu nennen wisse, auch gut zu tragen sey; wie erstaunt sie, die Kathi, Mutter, ruft sie, ist das auch eine Manier, mich so zu fragen! Die ganze Welt (welches ihre Gasse ist) trägt sich so, schon lange. Will ich einmal eine gnädige Frau werden, und soll mich tragen, wie eine Dienst-

magd. Von meinem Heirathgut gehts her ꝛc. — Eben so macht es der Lippl; der Sepl trägt einen weiten Hut, der Lippl auch; jener spize heut, und breite Stiefel morgen, dieser auch. Jene geht halb nakt, diese auch. Diese schmiert sich die Wangen, diese auch. Kurz überall ahmt Eins das Andere nach, ohne eigentlich zu wissen, warum! und eben darin besteht das lebendige Affenthum, das so herrliche Zinsen einträgt!!

Das Schamgefühl ist selten, und man meint es überall zu finden. Wenn die Tochter nicht zu Zeiten weint, der Sohn nicht zur rechten Zeit lacht, der Weise über hohe Verweise nicht auch lacht, der Arme nicht überall schweigt, der Betrogene nicht um Vergebung bittet, der Dieb nicht recht lügt, was er nicht that, der Niedere dem Obern nicht auch tolle Streiche gut heißt, der Handwerksmann sich nicht abbrechen läßt, der Knabe nicht auch ohne Verstand betet, der Gassenjunge nicht aufbegehrt u. s. w. — so sagt man, er habe kein Schamgefühl, er sey ein verdorbener Mensch. Und doch soll die Braut nicht weinen, weil sie einen Mann nimmt; der Sohn nicht heulen, weil er seinen Bruder nie vergessen wird in Andenken und Gebet; der Weise nie in die Lage kommen, sich hudeln zu lassen; der Arme nicht danken, ehe man ihm etwas gegeben; der Handwerksmann nicht mehr und nicht weniger annehmen, als er sich rechtlich verdiente ꝛc. Ach! das Schamgefühl, das wahre, das sich schämt, weil es Unrecht that, aber den ernstlichen Willen zur Besserung fühlt; das wahre, welches Sündhaftes nicht sehen und thun darf, das ist eine seltene Gabe! Die Verziehung durch Aefferei reutet es immer mehr aus.

Noch ein Wort von der Lebensweise. Man trinkt, ißt, schläft, geht, reitet, fährt, streitet, liebt, liest, haßt, spielt viel oder wenig, zur Unzeit und ohne Beruf, weil Andere essen, studiren, schlafen, reden, sich erhizen oder verkälten, so daß dieses unser wahrhaftiges Brodstudium der Seele unsern ganzen Geist in Anspruch nimmt. Aus lauter Mode, d. i., Nachäfferei wird man noch so weit kommen, als manche Mondbeschreibungen. Wir werden den Tintenflek für einen Nachtschatten ansehen und uns weiße Frake machen lassen, um ad libitum viele Blümchen darauf machen zu können. — Ich ehre allerdings jede Verbesserung in der Mode, wie z. B. die Entfernung der Haar-Beutel und Haarzöpfe, und anderer Theile; aber schwerlich werde ich anderer Meinung, als daß der größte Theil, worunter auch viele angesehene, der diesen sonderbaren Erdball bewohnenden Menschen vom Affen nichts voraus habe, als eine etwas bessere Darstellung und Stellung und eine Unsterblichkeit, die vielleicht nicht zum Glüke ihnen gegeben ward, aber übrigens sich nie fragen, ob Das, was sie nachahmen, klug, gut und erlaubt sey, oder nicht. Gott verleih mehr Denkkraft!

Chrysostomus.

Holzschnitte der Kindererziehung.

Das Söhnchen, ein Kind von fünf Jahren, ruft in einer halben Stunde nach eingenommneem Frühstük (zwei Schalen Kaffee) „Kirschen will ich haben."

Der Vater, ein reicher Mann, sagt im gutmüthigsten Tone: „liebes Kind, du weißt ja, daß der Arzt verboten hat, dir Obst zu geben, weil es dein Magen nicht verträgt."

Das Söhnchen ruft noch einmal: „Kirschen muß ich haben."

Die Mutter erschrikt über die Ton-Weise des Knaben, und sagt: „liebes Herzchen, du könntest krank werden und sterben müssen."

Das Söhnchen schreit zum Drittenmal und wird roth „Kirschen, Kirschen."

Die Mutter jammert jezt vor Angst „Gott im Himmel! das Kind wird mir krank — der Knabe alterirt sich — bekommt die Fraiß — Vater! was ist zu thun? man kann das Kind doch nicht zu Grunde gehen lassen."

Dem Vater geht das Jammern der Mutter zu Herzen — überlegt — beschließt, unter zweien Uebeln das geringste zu wählen, und läßt Kirschen holen. —

Das Söhnchen verschlingt sie — klagt, als der Arzt, wie gewöhnlich, um eilf Uhr kommt, über Magenwehe — äußert sich, Hunger zu haben, und wünscht, weil das Frühstük gering gewesen wäre, Zukerbrod.

Der Arzt weiß aus Erfahrung, daß hier Widerspruch nichts nüzt — denkt, die Eltern wollen es doch nicht anders haben — die reiche Kundschaft zahlt gut — ich darf es nicht mit ihr verderben, erlaubt ein wenig Zukerbrod, und empfiehlt sich.

Das Söhnchen jubelt, seinen Zwek erreicht zu haben, und läßt sich das Zukerbrod weidlich schmeken. Bei Tisch aber um ein Uhr mundet ihm die Suppe und alle Speisen nicht.

Die Mutter bittet das Herzchen, wenigstens eine Suppe zu essen.

Das Söhnchen sagt: ich mag keine, plag mich nicht.

Die Mutter wiederholt ihre Bitte, und spricht: „Es wäre dir aber gesund."

Das Söhnchen stampft mit den Füssen.

Der Vater sagt: „laß gut seyn — ich bin auch kein sonderlicher Freund von der Suppe."

Das Söhnchen merkt, daß er abermal gewonnenes Spiel habe, und ist zufrieden. Nach drei Uhr ruft er: „mich hungert."

Die Mutter reicht ihm Mandel-Confitüren, weil ihr bewußt, daß er solche Sachen gerne speist.

Der Vater schlägt vor, einen Spazirgang zu machen: „die Luft ist dem Knaben gut."

Das Söhnchen: „nicht ausgehen — mir thun die Füße weh."

Die Mutter entgegnet: „ich glaube, es kömmt vom Wachsen."

Dem Söhnchen ist der Mutter Aeußerung erwünscht, und

Der Vater steht von seinem Vorschlag ab.

Dem Knaben fällt am späten Abend ein, Husaren von Blei zu besizen.

Der Vater verspricht ihm solche morgen in aller Früh.

Das Söhnchen schreit: „nein — nein — heute noch."

Die Mutter sucht ihn zu beschwichtigen, indem sie ihn versichert, daß der Vater mit Tages Anbruch die Husaren holen soll.

Das Söhnchen aber weint und lamentirt: „muß ich zornig werden — der Zorn bringt mich um."

Die Mutter ist außer sich vor Schmerz.

Der Vater meint: „der kleine Kerl hat einen beharrlichen Geist, und Thatkraft," geht und holt bleierne Husaren.

So wird das Kind an Leib und Seel' verdorben — der Keim zu allen Untugenden gelegt. — O Eltern! auf euch haftet die Schwere der Verantwortung — ihr tragt die Schuld vom Beginnen der Laster — die zarte Pflanze verwelkt, und Glük genug, wenn sie bei Zeiten — stirbt.

Geständniß eines Kaffeetrinkers.

Mir ist von meiner ersten Kindheit an der indische Kaffee verleidet und habe vor 25 Jahren gar keinen getrunken. Später trank ich ihn, aber sehr mäßig. Vor wenig Jahren wurde ich krank am Schleimfieber. Der Kaffee machte mir zu viel Hize und war mir auch zuwider. Ich wendete mich zu einem sogenannten Kaffee aus Gerstenmalz. Man röstet dieses Malz nur schwach, so daß es wohl braun, aber nicht schwarz aussieht. Man bemerkt beim Rösten gar bald, daß die Gerste einen balsamischen Geruch und Oel verspüren läßt. Man muß darauf sehen, daß beide erhalten und ja nicht verdorben werden, denn sonst geht gerade das Beste verloren. Durch dieses Kaffeesurrogat erhält man ein angenehmes warmes Getränk, das folgende gute Eigenschaften hat, welches 1) sehr nährend ist und 2) gar keine Hize macht. Was will man mehr? Ich befand mich bei meinem Getränke wohl und die Meinigen folgten mir, und so ward es unser Haustrunk. Mittlerweile haben ihn auch viele Einwohner im Orte angenommen und sich daran gewöhnt. Das Getränk ist gut und wohlfeil zugleich und was will man mehr?

Bestrafung der Trunkenheit in Schweden.

Wer zum ersten Mal betrunken gefunden wird, zahlt 3, zum zweiten Mal 5, zum dritten Mal 9 Thaler, beim vierten Mal verliert er sein Wahlrecht, und kommt am Sonntage vor der Kirchenthüre an den Pfahl; beim fünften Mal folgt eine halbjährige, und beim sechsten einjährige Zuchthausstrafe. Trunkenheit auf Jahrmärkten wird noch härter bestraft. Geistliche verlieren ihr Amt. Trunkenheit entschuldigt keine Handlung. Die darauf bezüglichen Geseze werden jährlich von der Kanzel in den Kirchen verlesen.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Gottes Gericht, oder der Schweinfraß.

Im b*** Heere war zu Anfang des jezigen Jahrhunderts noch ein Offizier, welcher sich durch grausame Behandlung seiner Rekruten sehr berüchtigt machte. Aufgeblasen von eitlem Stolze kannte er weder Geduld noch Gefühl und spukte seinen Soldaten beim Exerzieren gewöhnlich ins Gesicht; wandte sich der Mann nach mehrmaliger Mißhandlung durch den Judasspeichel um, so fluchte der Herr Lieutenant alle Bliz und Donner und dergleichen andere auferbauliche Reden, und spukte von Neuem. Das Aergste war sein Sprung. Nemlich wenn ein Gemeiner ob des heidnischen Unfuges murrte, oder der brausekövfige Herr Kommandant so recht in eine Furie verwandelt war, dann sprang er mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel-Absaz dem armen Soldaten auf die Zehenspizen, daß nicht selten Blut hervordrang. Dabei wiederholte er immer: „Dich, Kerl! sollen die Schweine fressen." Man wundere sich nicht, daß die Soldaten es duldeten. Es war zur Blüte Napoleons, wo man Soldaten brauchte und weniger auf Behandlung sehen konnte, wenn nur die Heere ergänzt und Subordination erhalten wurde. Gott sey es aber gedankt und auch den Regenten, welche solche Gräuel und Verbrechen nicht mehr dulden.

Im Russischen Feldzuge kam unser Ungeheuer vor einem Offizier, dessen Name vor Gott ein fürchterliches Gericht forderte, weit gegen Moskau, und wurde, weil ihn Niemand liebte und er Alle fürchtete, bei eingetretener stürmischen Jahreszeit um so leichter unwohl. Er verfiel in eine Art Fieber. Da brach die fürchterliche Retirade des großen Heeres im vollsten Maße der Unordnung los, und unser Held, welcher jezt jeden sonst verfluchten gemeinen Teufel mit aufgehabenen Händen bat, man möge ihn nur auch mitnehmen, wurde in einer Bauernhütte seinem Elende überlassen und nicht mitgenommen. Bald darauf kam eine andere Abtheilung an denselben Ort, und sieh da die Strafe und das Gericht! Ein grosses Mutter-Schwein mit seinen Jungen durchbrach wegen Kälte und Hunger, vielleicht durch die allgemeine Unordnung begünstigt, die Stallung und kam in die Stube des Offiziers, welcher schon zur Hälfte gefressen war, als die Landsleute dazu kamen. Schnell verbreitete sich die Nachricht hievon unter den Trümmern des Heeres und Grausen erfüllte Jeden, der es hörte; Jeder erkannte darin Gottes Gericht, und mancher Soldat mochte sich lebhaft früherer Mißhandlungen erinnern.

So geht es im Leben. Manchem Schurken glükt seine Bosheit bis zum Tode. Aber wenn es Einer zu arg treibt, dann schreitet die Vorsehung ein. Sie richtet streng und fürchterlich. Wir sehen den Fluch erfüllt am Flucher. Keine Rache brauchte der Gekränkte zu nehmen — Gott selbst rächt die Bosheit am Richtigsten. Leide daher getrost, arme Seele, es wird wieder anders! Ein Menschen-Alter triumphirt die Bosheit nicht. —

Unlängst wurde ein 9jähriger Bauernbube attrapirt, als er so eben außerhalb Straubing den vollkommen mit Früchten gefüllten Stadel eines Wirthes dortselbst angezündet hatte, welcher auch ganz, ohne daß eine Frucht aus demselben gerettet werden konnte, abgebrannt ist. Auf die Frage an den jungen Bösewicht, warum er dieses Verbrechen verübt habe, antwortete er ganz lakonisch: „die Leute sagen ja immer, daß dieser Stadel schon lange nicht auf den rechten Plaz stehe, somit habe ich dem Uebel abhelfen wollen," und auf die weitere Frage, die man an denselben gestellt: ob er sich nicht vor der ihn nun treffenden Strafe gefürchtet habe, entgegnete er eben so gleichgiltig: „Na, da komm' i halt in's Zuchthaus, und da müssen's mir doch zu essen geben." Diese einfachen Aeußerungen dürften wohl zu den ernstesten und wichtigsten Betrachtungen über den gegenwärtigen herrschenden bösen Geist führen, mit welchem selbst schon die Schuljugend von dem liberalen Reformatismus angesteckt zu seyn scheint? —

Das Königsfest.

Hört den Donner der Kanonen!
Blizend kündet er sich an,
Schüttelt die Gebäude —
„Brennt es?" ruft die Menge dann.
Euers Königs Fest, auf! Wisse,
Daß der Ungehorsam büße.

Hört der Töne Sturm und Siege!
Lieblich dringen sie in's Ohr,
Fesseln das Entsezen —
„Wird lebendig an dem Thor'!"
Euers Königs Fest, auf! Wisse,
Daß er alle Müh' versüße.

Hört den Wirbel einer Trommel!
Rollend nahet sie heran,
Ruft zu aller Menge —
„Stärk' und Tugend ziert den Mann."
Euers Königs Fest, auf! Wisse,
Daß der Krieger wachen müße.

Eine Fahne aus der Menge!
Hoch erglänzt der edle Leu',
Selbst im Golde muthig —
„Geht's in's Feld?" Das Land ist frei.
Euer's Königs Fest, auf! Wisse,
Er verließ', wer Gott verließe.

„Gib dem Vaterlande Segen!
„Segen jedem biedern Geist',
„Dem Palast', der Hütte —
„Glük, wo sich Dein Segen weis't.
„Unsers Königs Fest, auf! Wisse,
„Daß es aus dem Herzen fliehe.

L. M.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 36. 6. September 1835.

Wie der Kleesame auf eine gute Art einzusammeln ist.

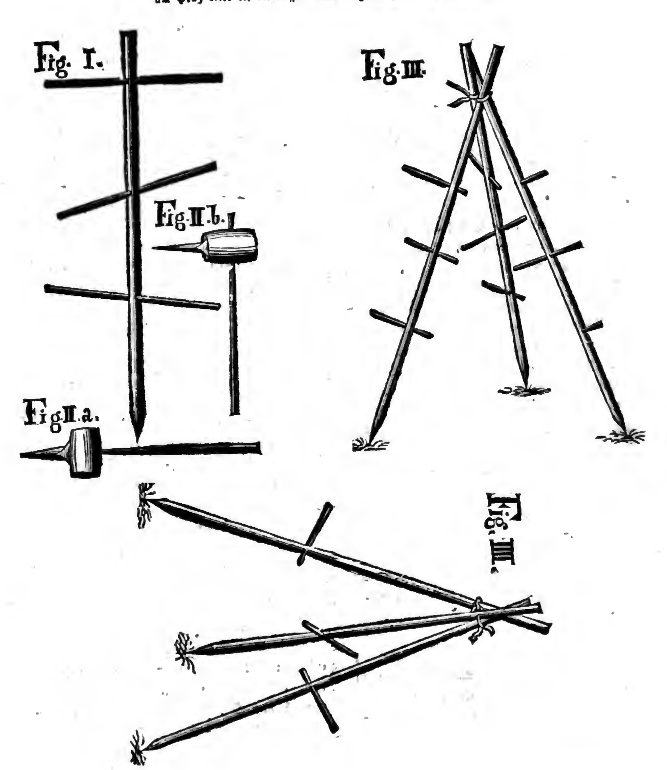
Wenn der Kleesame reif ist, daß er wie gewöhnlich abgehauen wird, so schneidet man ihn, bei gutem Wetter, mit einer Sichel ab, doch etwas hoch, daß der junge wieder aufwachsende Klee stehen bleibt, und legt etliche Hände voll zusammen, doch so, daß sich die reifen Häupter zusammendrehen. Alsdann nimmt man einen großen Sak, worin man die zusammengelegten Häufchen so stellt, daß sie ordentlich wieder herausgenommen werden können. Nun bringt man den gefüllten Sak auf einen Boden oder eine Kammer, nimmt den Klee heraus, stellt ihn reihenweise, daß die Häupter aufwärts kommen, auf, und läßt zwischen jeder Reihe ein wenig Plaz, damit die Luft durchziehen kann. So läßt man ihn stehen, bis er völlig troken ist und gedroschen werden kann. Es ist aber dabei nicht aus der Acht zu lassen, 1) daß der Klee auf einen gespündeten dichten Boden ausgesezt wird, damit nichts von dem ausfallenden Samen verloren gehe; 2) daß die Fenster geöffnet werden, damit Luft und Sonne den Samen desto besser troknen und dörren könne; 3) daß die Häufchen loker aufgesezt und nach ein Paar Tagen noch einmal aufgelokert werden; 4) daß man den ausgefallenen Samen, welcher in den Säken ist, auf den Boden schüttet und ihn einige Mal umrührt, damit er austroknen kann. Auch kann man den ausgefallenen Samen unter den Häufchen wegkehren, weil sehr viel ausfällt. Auf diese Art kann man viel Kleesamen auf einen kleinen Plaz auf den Boden bringen.

Der Nuzen, den Kleesamen auf diese Weise einzuernten, ist vielfach: 1) fällt nicht so viel Samen beim Abschneiden aus, als bei dem Mähen, oder Hauen; zumal wenn er sehr reif ist; 2) der gehauene Klee muß einige Tage liegen und troknen, weil der junge Klee mit hineinkommt: und durch das viele Wenden geht der beste und vollkommenste Samen verloren. 3) Beim Hereinschaffen, beim Auf- und Abladen ist ebenfalls der Verlust nicht unbeträchtlich. 4) Bei anhaltendem Regenwetter wächst der beste Same aus, ja, der junge Klee geräth in Fäulniß. 5) Wenn der Samenklee abgeschnitten, so gibt der junge eine gute Viehweide, oder kann zur Fütterung abgemähet werden. 6) Die Art, auf diese Weise Kleesamen zu gewinnen, nimmt auch nicht so viel Zeit weg, als die gewöhnliche.

Schneidet man den Samenklee, und es ist windsstilles, ruhiges Wetter, so kann man ein Tuch oder Laken auf dem Felde ausbreiten, den abgeschnittenen Klee handvollweise nehmen und mit einem Holze oder Klöpfel etliche Male daran herunterschlagen: die reifen Köpfe gehen dann gleich ab; und man läßt sie hernach auf dem Boden völlig troken werden. Wenn aber Wind ist, muß dieß Verfahren unterbleiben, weil der Same sonst verweht wird.

Vorrichtung,

um Heu, Klee ꝛc. bei nasser Witterung im Freien zu troknen.



Es gibt hier zwei Arten von solchen Vorrichtungen, die unter dem Namen von Heinzen (Heuzähne) bekannt sind.

Die erste Art (Fig. I. der beiliegenden Abbildung) besteht aus einem 6 Fuß hohen mit 3 Querhölzern versehenen Pfahle, der am untern dikern Ende etwas zugespizt ist, und bei seinem Gebrauch mit einem hölzernen Schlegel (man siehe Fig. II. a. und b.), nachdem vorher mit dessen spiziger Seite ein Loch vorgearbeitet worden ist, einen halben Fuß tief in die Erde geschlagen wird.

Von den Querhölzern, welche durch den Pfahl gestekt sind, ist jedes 3 Fuß lang, und das mittlere stehet mit den beiden andern in einem horizontalen Kreuze.

Das Unterste fängt nach 2 Fuß von dem untern Ende des Pfahles an, das Mittlere steht 10 Zoll vom Untern, und das Obere eben so viel vom Mittlern entfernt, so daß vom obern Theil des Pfahls 1 Fuß 4 Zoll noch frei bleiben. Ueber diese Querholze oder Schwingen des Heinzen wird Gras und Klee, von unten angefangen, gelegt, und am obersten Ende, oder am Kopfe dem Gras und Klee eine solche Form und Richtung gegeben, daß das Wasser darüber wegläuft. Am untern Ende des Heinzens bleibt gewöhnlich ein Raum von 9—10 Zoll für freien Luftzug.

Auch Getreid wird auf diese Weise gegen Witterung geschüzt. Die Getreidbüschel werden quer über die Schwingen nahe an den Aehren aufgelegt, so daß sie gleichsam nur durch diese hängen.

Am oberen Ende des Heinzens wird mittelst eines solchen Getreidbüschels ein Mantel über die übrigen gemacht, um das Wasser abzuleiten. — Diese Art Heinzen ist vor 20 Jahren in der hiesigen Gegend bekannt geworden, und seit dieser Zeit so in Anwendung gekommen, daß schwerlich ein Landwirth zu finden ist, der nicht eine zu der Größe seines Gutes verhältnißmäßige Anzahl von Heinzen hat.

Die zweite Art von Heinzen (Fig. IV.), die aber erst bekannt geworden, und noch nicht sehr im Gebrauche ist, besteht aus 3 Pfählen, wovon jeder 6 Fuß lang ist. Sie sind am untern diken Theile gleichfalls etwas zugespizt. Jeder Pfahl hat einen ½ Fuß langen nach außen gehenden, 2 Fuß vom untern Ende entfernten Seitensprossen, oder auch (Fig. III.) drei Sprossen, wovon der mittere durchgeht, und mit den beiden andern kreuzweis steht. Nach einem Fuß vom obern Ende herein sind alle drei Pfähle mittelst eines Striks, welcher durch die gebohrten Löcher der Pfähle gezogen ist, etwas loker zusammen gebunden. Sie werden in jeder Lage, eben oder uneben, in einem gleichseitigen Triangel aufgestellt. Die obern Ende der drei Pfähle formiren gleichfalls einen gleichseitigen Triangel, nur im verjüngten Maße. Das Gras und Heu wird nun auf den nach außen gehenden Seitensprossen bis über die obere 3züngige Gabel aufgeschichtet.

Diese Vorrichtungen von beiderlei Art werden aus geraden, jungen Fichtenstämmchen, die durch einen zu dichten Stand ihr ordentliches Wachsthum verloren, und dadurch etwas hart und winddürr, wie man es in der hiesigen Gegend nennt, geworden sind, gearbeitet, und zu 5 fl. das Hundert von jeder Sorte verkauft.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

In Genf herrschte vor ungefähr etlich fünfzig Jahren folgender Gebrauch: Die Eltern errichteten nemlich für ihre Kinder in der zarten Jugend derselben eigene Gesellschaften; diese bestunden aus zehn, zwölf, oder mehrern Kindern, jedoch einerlei Geschlechtes, und beiläufig einerlei Alters und Standes. Diese Kleinen versammelten sich wöchentlich einmal in den Häusern der verschiedenen Eltern, welche die Gesellschaft mäßig, und anpassend bewirtheten, und begasteten, übrigens die junge Versamlung ihrem eigenen freien Umgange überließen. Diese Verbindung ward ihre ganze Lebenszeit über sorgfältig beibehalten; welche Veränderungen sich auch übrigens im Vermögen, oder in andern Umständen später dieser frühern kindlichen Mitglieder ereignen mochten. — Gesezt auch, sie errichteten nachher neue, oder vorzüglichere Bekanntschaften, so gaben sie doch diese erstere Gesellschaft und liebevoll freundschaftliche

Verbindung niemals ganz auf; sondern fahren bis ans Ende ihres Lebens fort, jedes Jahr wenigstens einige Abende mit ihren Jugendkameraden und Freunden hinzubringen, oder sich mit den Abwesenden in einen gegenseitigen belehrenden, oder was immer für einen Briefwechsel, von Zeit zu Zeit, einzulassen. — Wie gefällt wohl den verehrlichen Lesern dieser beliebten Zeitschrift diese Mittheilung, besonders in einer Epoche, wo eine neue Kinder-Zeitung in Nürnberg erscheint, die es sich nach dem ehemaligen dießfallsigen Blatt, eines Weiße zur angenehmen Tendenz machet, die religiöse und moralische Bildung der lieben Jugend, mit der wissenschaftlichen, den Kräften der Kleinen anpassend, und besonders auch mit Belehrungen aus dem Gebiete der Landwirthschaft 2c., zu verbinden? — Unsere so weise allerhöchst bayerische Regirung, welcher nichts dringender am Herzen liegt, als der schon aufkeimenden Jugend eine wahrhaft christliche Erziehung und Bildung zu verschaffen, — bei welcher die Religion die einzige Lenkerin der Aufklärung ist, — würde es ganz gewiß eben so angenehm, als erfreulich überraschen, wenn die Bildung gemeinter jugendlicher und schon kindlich freundlicher Zirkel vorerst aus der Mitte adelicher Eltern hervortreten möchte. — Die Wissenschaften im Allgemeinen, und vorzüglich die Landwirthschaft im Besondern, würden hiedurch, wenigstens in Folge der Zeit, bedeutend gewinnen, und der allgemeinen Menschenliebe, und der Beachtung der Würde anderer, einzelner bürgerlicher Stände, und Verhältnisse, nicht der mindeste Abbruch, vielmehr eine mehr annähernde Beehrung, geschehen, und werden, wenn diese kindliche Versamlungen stets der wachende Geist kosmopolitisch gesinnter Eltern umgeben würde, — und wenn zum Besten der Landwirthschaft einmal für Alt und Jung, segnend wirkend, ein J. M. Beitelrock, wenn auch nicht in landwirthschaftlich-historischer, doch wenigstens in ökonomisch-moralischer Beziehung zugleich handelnd angeregt werden könnte. —

Herr Professor Beitelrock hat nemlich in seinem Lehrbuche der allgemeinen Geschichte, wovon bereits der 3te Theil unter Weges ist, die Aufgabe vortrefflich gelöset, aus der Entwiklung u. s. w., historischer Begebenheiten die waltende Hand der gütigen Vorsehung, zu erkennen; und es wäre ein edel lohnendes Bestreben, wenn es besonders heuer 1835 noch gelingen könnte, den Grund zu einem landwirthschaftlich-sittlichen Verein, als Sektion der bereits bestehenden derlei Vereine, in unserm Vaterlande zu legen; dessen Tendenz und Bestreben dahin gerichtet wäre, besonders auf das gemeine Landvolk durch ein alljährlich-erscheinendes, vom 12ten Oktober 1836 an, beginnendes Gedenkbuch — in der Art, einzuwirken, indem diesem Landvolke merkwürdige höhere, und geringere Landwirthe alljährlich bekannt gegeben würden, bei welchen sowohl in ihrem landwirthschaftlichen Treiben vorzüglich, wie auch in ihrem übrigen Lebenswandel der unverkennbare Segen Gottes über ächt religiöses und moralisches Trachten, Streben, und Vertrauen, ermunternd hervorleuchten würde! — Aber nun habe ich hohe Zeit, wieder einen andern Betreff zu wählen. — Ueber die Feier des 27. Mai d. J. habe ich mich bereits sub Nro. 25, Seite 198 in dieser Zeitschrift vorigen Jahres, unmaßgeblichst ausgedrükt, und ich wage in Beziehung auf den 12. Oktober l. J. nur noch die schüchterne Frage, ob es nicht möglich wäre, eine ewig bleibende landwirthschaftliche vaterländische Stiftung dadurch zu begründen, indem durch freiwillige Beiträge die Möglichkeit eruirt würde, vom Oktober d. Js. angefangen, und dann für immer alle Jahre aus jedem Kreise nur einen ärmern Knaben als Zögling zur landwirthschaftlichen Lehr-Anstalt in Schleißheim abzugeben; ihn von dort aus, nach entsprechend zurükgelegter Lehrzeit, zur Erlernung des Runkelrübenbaues, und der Runkelrüben-Zukerfabrikation nach Obergiesing bei München, und endlich, wo möglich, auch noch zur Ausbildung im Gartenbau-Fache 2c. nach Frauendorf bei Vilshofen abzuordern, um eine kleine Pflanzschule tauglicher landwirthschaftlicher Gehilfen für den untern Rang, — allmählig zu bilden? —

Vor beiläufig 30 Jahren erzählte mir einmal ein Reisender, daß er es, ich weiß nicht mehr wo? selbst gesehen hatte, daß man Versuche machte,

Weizenstroh zu mahlen und mit einem Drittheil Zusaz von Kornmehl, oder Weizenmehl zu baken, was ein treffliches Nahrungsmittel für Thiere, welche sonst mit Getreide gefüttert werden müßen, abgeben solle. — Bekanntlich fressen Pferde, Kühe, Ochsen, Kälber und Lämmer gar gern zu Herel geschnittenes Weizenstroh. Mit dem Zusaze von 6 Pfund Roggenmehl sollen damals 20 Pfund Brod gebaken worden seyn, welches auch Hunde und Hühner gerne fressen: und das Stroh zermahlen und gebaken fand man kräftiger und nährender, als in seinem natürlichen Zustande. Könnten nicht eben so die Stengeln des Klees und der Kartoffeln, die Queken (tritic. repens L.) Heidekraut, Erbsen-, Hirse, und Roggenstroh, u. dgl., und zwar die holzigen Theile als Kleie, und die markigen als Mehl benüzt werden? Verdient überhaupt die Anweisung über Ersparung des Strohes, gegeben durch irgend ein landwirthschaftliches Blatt, nicht die Aufmerksamkeit auch unserer heutigen Landwirthe?

Die Klage über die moralisch verdorbene Jugend

wächst mit Recht von Tag zu Tag; man erstaunt, wie gescheid jezt die lieben Kleinen, die noch nicht einmal zehn Jahre alt sind, in gewisser Beziehung (nicht nur in der Schule) schon sind; man wundert sich, wie bei so vieler Obsorge der Eltern (so wie diese sagen) endlich mißlungene Subjekte daraus entstehen können. — Wenn man aber der Sache genau auf den Grund sieht, den man erkennt, wenn man spät Abends die Wirthshäuser mit Kindern gefüllt sieht, was hier ein so häufig, ein überhandnehmender Fall wird und oft schon gerügt wurde, so findet man, daß das Verderben der Kleinen in der unvernünftigen Affen-Liebe der Eltern liege, die ohne ihre lieben Kleinen in Wirthshäusern kein Vergnügen finden, ja, sie glauben sogar, daß sich alle anwesende Gäste über diese jugendliche Munterkeit erfreuen. Die Neigung zum Wirthshause wird bei diesen Jungen so wach, daß die Eltern kaum mehr eine Aenderung treffen können; denn die lieben Kinder würden sich ja zu Hause todt weinen und schreien, im Falle Vater und Mutter allein ihre Wirthshaus-Gesellschaften besuchen würden; das kann also nicht mehr seyn, und es würde ihnen ja auch die Freude nicht zu Theil, zu sehen, wie diese Herzkäferchen auf solchen öffentlichen Pläzen alle Unarten recht schnell auffassen, und auch sogleich ausüben; und welch ein Genie denkt sich nicht der Vater in seinem Kinde, wenn er sieht, daß selbes auf alle Reden der Gäste recht aufpaßt, und sich selbe auch recht gut auszulegen weiß. Vor lauter Freude denkt weder Vater noch Mutter mehr an ein Nachhausegehen; die ausgelobten Kleinen liegen an den Tischen und Bänken schlafend herum, und nun gibt es erst recht Zeit zum ungestörten Zechen.

Da denn die allerhöchste Behörde für die Erziehung der Jugend mit unerschöpflichem Eifer alle Mittel zu erfinden und anzuwenden sucht, damit der Staat nüzliche Menschen zu Dienern und Unterthanen erhalte: kann denn nicht polizeilich darauf hingewirkt werden, daß die Kinder wenigstens nach einem uralt bayerischen Brauche beim Gebetläuten zu Hause seyn müssen? —

Will der Vater nicht mit, so liegt es in der Pflicht der Mutter, ihre Kinder zu Hause zu pflegen und zu rechter Zeit in das Bett zu schiken.

Reiseangelegenheiten.

Als Studiosus machte ich einmal eine Reise, da ereignete sich Manches, was ich meinen ehrenwerthen Lesern mittheilen möchte. Meine Reise geschah vor ungefähr 20 Jahren, also noch zu einer Zeit, wo dem Studenten das Betteln noch nicht verpönt war; aber da ich das Gewerbe nicht recht verstand und nach 8 Tagen 3 fl. zusezen mußte, kehrte ich wieder direkte heim zur — Mutter.

Ich kam am ersten Abend nach N. bei N. Eine Stadt, dachte ich, müsse jezt schon ziemlich kultivirte Einwohner haben; am Meisten dürfte man das von einem Wirthe fordern, wenn man auch nicht beim goldenen Zapfen oder beim übertünchten Lümmel einkehrt. Ich ging in's Zimmer. Guten Abend. Keine Antwort. Da hat

ich modern um ein Glas Bier. Nach einer Viertl-stunde brachte mir der Herr Kessel eine Maß, woran ich junger Hecht mich schrekte. Da, sprach der Kesselwirth, wenn du keine Maß willst, kannst es anschauen. Weil ich übernachten wollte, mußte ich es doch mir gefallen lassen, und Muth fehlte mir auch. Nach einer inneren Bekämpfung wollte ich trinken. — Da war im Kruge ein Büschel Heu eingefeuchtet, um etwa den Tisch damit zu reinigen. Schau, dachte ich, du bist kein Roß und keine Kuh, obwohl der Herr Professor dich oft einen Ochsen schalt, wenn ihn seine Haushälterin ärgerte; aber doch sezt er mir eine Heusuppe vor, wär's doch nur eine Brodsuppe, ein Bier-Brod. Doch **nolens, volens** ward getrunken, das Heu herausgenommen. Die Reise machte mich müde und hungerig. Ich ersuchte also den Herrn Wirth um einen Vierting Käse, welchen eine große, dike Weibsperson brachte, und auf der blossen Hand trug, auf den Tisch warf und davonging. Die Käse war ganz faul, und höchst unappetitlich. Der Wirth pfiff und rief seinem „Türkl,“ indeß ich geschwind meine Abendkost in die Tasche schob. Ich hätte es in meiner Scheue nicht um Alles gewagt, diesen Edamer auf den alabasternen Boden zu werfen. Lange saß ich allein, als ein Bürger der Stadt kam, und aus Neugierde sich an mich machte. Er war sehr nobl gekleidet, aber da, wo man reinlich seyn sollte, war er der Herr Vetter Schmuzflek. Er fragte mich per Bub, woher ich wäre, und hieß mich hinaufrüken. Ich war ganz in Angst, als ich meinen Ausweg (denn noch immer wollte ich Reißaus nehmen) durch einen so tüchtigen Kloz verrammelt sah. Kaum aber saß der neue Ehrenbürger fünf Minuten an meiner Seite, so hielt er sich über den Geruch auf, welcher von mir dünstete. Er kannte den herrlichen Imbis meiner Tasche nicht. Ich bat, mich hinauszulassen, mußte aber über den Tisch steigen, da der Plebejer sagte, er stehe nicht jedem Lumpen auf. Ich verließ das Haus, und übernachtete in einem Bäker-Hause etwas bequemer, als es in dem Gasthofe zum Kessel seyn mochte. Das Sonderbare liegt darin, daß mir zwei (wahrscheinlich) Ehrenbürger dahin riethen, als ich einfältig fragte, wo man billige und ordentliche Herberge fände. So kann es noch in Deutschland seyn, wenn man nur 12 Stunden von der Studienanstalt sich entfernt hat! **Credite posteri!** V.

Gefällige Aufnahme, die Professor Oertel's Rük- und Vorblik gefunden hat.

Das königliche Konsistorium der Provinz Brandenburg hat Ihre Schrift „Rük- und Vorblik auf Luthers Bibel-Uebersezung,“ welche nach der sie begleitenden Eingabe vom 19. März d. Js. an ein nicht bestehendes Oberkonsistorium gelangen sollte, dem unterzeichneten Ministerio vorgelegt, welches Ihnen für die gefällige Mittheilung dieser Schrift seinen Dank bezeugt.

Berlin, den 15. Mai 1835.

Ministerium der
Geistlichen, Unterrichts- u. Medizinal-Angelegenheiten.
Altenstein.

Hydropatik.

Unparteiisches Urtheil über Wasserkuren.

Wie kommt es, kann man billig fragen, daß die große Heilkraft des kalten Brunnen- oder Quell-Wassers von den meisten Aerzten so wenig anerkannt, und noch weniger als Kurmittel gehandhabt wird? Eben so könnte man fragen, wie kommt es, daß der größte Theil der Menschen der Wahrheit abhold ist, und dem Scheine huldigt, der mehr Vortheil verspricht? In diesem Falle befindet sich auch die Wasserheilkunde, von welcher der ungleich zahlreichere Theil der Aerzte nichts wissen will. Es gibt aber in einem Staate gar viele Dinge, deren Werth oder Unwerth keineswegs die Mehrzahl, sondern der unparteiische und sachkundige Beurtheiler zu bestimmen und zu entscheiden hat.

Gewiß erfüllt es jeden Wasserfreund mit hoher Freude, und selbst das theilnehmende Publikum wird es mit vielem Vergnügen vernehmen, daß der einsichts- und verdienstvolle Herr Staatsrath und k. preuß. Leibarzt Hufeland schon voriges Jahr das Verdienst des Hrn. Prof. Oertel wegen seiner allgemeinen Empfehlung des

kalten Wassers als allgemeines Heilmittel öffentlich angerühmt *) und heuer ihn sogar mit folgendem eigenhändigen Briefchen beehrt und höchlich erfreut hat.

An den k. bayer. Professor Herrn Oertel zu Ansbach.

Ew. Wohlgeboren danke ich verbindlichst für die übersendeten interessanten Schriften über den Gebrauch des kalten Wassers. Ich habe den Auftrag ertheilt, davon so viel sich dazu eigne, Anzeige in meiner Bibliothek zu machen. Sie wissen ja, welcher Freund und Protektor dieses großen Heilmittels ich von jeher gewesen bin, ja, ich glaube, den ersten Anstoß zu seiner Wiederanwendung gegeben zu haben. **) Auch erkenne und schäze ich die großen Verdienste, die Sie Sich darum erworben haben, vollkommen, und ehre Ihren Eifer dafür. Auch gedenke ich, mich darüber noch einmal öffentlich auszusprechen, wenn mir Gott noch länger Leben und Kraft verleiht. Fahren Sie indessen auf dem rühmlich betretenen Wege fort, und seyen Sie meiner fortdauernden Theilnahme versichert.

Mit aufrichtiger Hochachtung

Berlin, 6. Mai 1835.

Ihr

ergebenster Hufeland.

Ohne die große Anzahl der Aerzte aus der ältesten Zeit, noch auch die aus dem Mittelalter hier namentlich anzuführen, begnügen wir uns, nur einige in laufender Zeit zu nennen, welche aber doch, bevor die obigen aufmunternden und wahrhaft einladenden Gesinnungen und Aeußerungen des berühmtesten Arztes in ganz Deutschland über das heilkräftige Naturmittel, kaltes Wasser, bekannt gegeben worden sind, sich mit diesem vorzüglichen Kurmittel zu befreunden, haben sich, wo nicht ausdrüklich doch stillschweigend nach dem Beispiel des Hrn. Professors Dr. Oertel für die Wasserkuren als heilbringend vor allen Kunstmitteln erklärt: Ein hiesiger Arzt zu Anfang der fürchterlichen Cholerasenche, dann Dr. Fabricius, Dr. Bekstein, und mit diesen völlig gleich gesinnt Dr. Schulze. Dieser nennt uns noch in seiner erst kurz erschienenen Schrift unter den Aerzten der neuesten Zeit Dr. Fröhlich (jezt mit dem Titel „Edler v. Fröhlichsthal" geadelt), Dr. Reuß zu Aschaffenburg, Dr. Schönlein in Zürich, Dr. Markus in Bamberg, Dr. Pez in Fürth, Dr. Hinsth' in Baireuth, Dr. Horn in Berlin, und fügt bei: Wir können auch den tapfern Kämpfer, Professor Oertel zu Ansbach, nicht unerwähnt lassen. Diesen reihet der Einsender mit Fug und Recht den Dr. Bollmann an, der wie Dr. Girtanner von der Unsicherheit und Unzulänglichkeit der Medizin, da es ihr an einer festen Stüze mangelt, gleiches Urtheil gefällt hat, und deßwegen zulezt den Rath ertheilt, sich dafür, wie der Herr Professor Oertel, an das heilsame Wasser zu halten.

Wenn nun, sagt Dr. Schulze, solche berühmte Namen, und unter ihnen Aerzte vom ersten Range, auftreten und eine Kurart empfehlen, die sie durch die glüklichsten Beispiele belegen und bekräftigen: dann sollte billig Jedermann aus Liebe zu sich selbst dieser Kurart seine Aufmerksamkeit schenken, und sich derselben zur Aufrechthaltung seiner Gesundheit, so wie in Krankheitsfällen bedienen. *)

*) Nationalzeitung Nro. 77 S. 306 1. Sp.

**) Das ist pünktlich wahr. Wer hat aber darauf geachtet, oder von der Heilkraft des Wassers Gebrauch gemacht? —

*) Die heilsamen Wirkungen des kalten Wassers zc. von Dr. Schulze S. 4 u. 5.

Der Wohlstand.

Es gibt drei Stufen des Wohlstandes. Auf der ersten Stufe hat der Mensch so viel, als er zur Erhaltung seines Lebens nothdürftig bedarf, und befindet sich glüklich, wenn er dessen gesichert ist; auf der zweiten Stufe des Wohlstandes reichen seine Unterhaltungsmittel aus, der gewohnten Anständigkeit zu genügen; auf der dritten und höchsten Stufe ist er mit Ueberfluß von Unterhaltungsmitteln gesegnet, so daß sie ihm allen Genuß lebenslang gewähren können, welchen Kunst und Natur dem Menschen darbieten. — Hierbei darf man jedoch nicht die Meinung hegen, als sey auch das Glük auf diese Stufen gewiesen, wo denn der reichste auch der glüklichste seyn müßte.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Aufruf
zur Errichtung einer Wasserheilanstalt.

Das einfache, gemeine, frische Quell- und Brunnenwasser hat sich bisher an unzähligen Kranken in und außer Deutschland unzleich heilkräftiger, als die vielfachsten, vornehmsten, kostbarsten Arzneien und Mineralbäder, bewiesen, so daß man das frische Wasser für das ächteste Allheilmittel und für die sicherste Lebensessenz halten und als Solches vor Allem liebgewinnen muß.

„Im frischen Wasser, sagt unser ehrwürdiger Heilveteran Hufeland, liegt eine ungleich höhere Kraft, als wir bisher geahnet haben — eine wunderbar belebende Kraft. Mit jedem Trunke frischen Wassers trinken wir neuen Lebensreiz. Und oft, wenn alle Arzneimittel vergeblich waren, hat noch das frische Wasser Hilfe und Rettung des Lebens bewirkt."

Dieß habe auch ich nunmehr tausendfältig bewährt gefunden, und durch meine 15 Hefte von den allerneuesten Wasserkuren (Nürnb. 1829 — 35. 8. à 24 kr.), so wie durch meine Geschichte der Wasserheilkunde von Moses an bis auf unsere Zeiten (Leipzig 1835. 8. 2 fl. 24 kr.) unwiederlegbar bewiesen. „Ich erkenne und schäze, (schrieb Herr Staatsrath und Leibarzt Dr. Hufeland unterm 6. Mai d. Js. an mich) die grosen Verdienste, welche Sie Sich darum erworben haben, vollkommen, und ehre Ihren Eifer dafür. So fahren Sie denn auf dem rühmlich betretenen Wege fort, und seyn Sie meiner fortdauernden Theilnahme versichert."

Dieß hat auch seit 1826 der schlichte Landmann und erfahrne Natur- und Wasserdoktor Vincenz Prießnitz zu Gräfenberg in Oesterr. Schlesien durch seine förmliche Wasserheilanstalt, in welcher bisher Schwerkranke und Aufgegebene wieder zurecht gebracht und sogar Aerzte, Doktoren der Medizin und Chirurgie, mit Kaltwasser auskurirt wurden, praktisch bewiesen; worüber mein: Vincenz Prießnitz oder Aufruf an alle Staatsregirungen Deutschlands zur Errichtung von Wasserheilanstalten (Leipzig 1834. 8. 40 kr.) das Nähere berichtet. Vergl. Allg. Anz. d. D. 1835. Nro. 159.

Es haben daher mehrere verehrliche Wasserfreunde des In- und Auslandes gegen mich den Wunsch geäusert, daß ich eine ähnliche Wasserheilanstalt, in welcher so mancherlei Krankheiten und Leibesgebrechen leicht und sicher beseitigt oder doch gemildert werden könnten, errichten möchte. Und ich erkläre mich auch hiezu um so mehr geneigt, da ich das, aus reiner Liebe für die leidende Menschheit allgemein empfohlene, grose Naturmittel, das frische Wasser, bisher so segenreich befunden habe, und nunmehr eine förmliche Anstalt wegen der beim Wassergebrauche so nothwendigen strengen Aufsicht — sowohl zur pünktlichsten Befolgung der Kurvorschriften, als auch zur Verhütung fremder Einmischungen und Verpfuschungen — für zwekmäßiger, als blose geschriebene Wasserrecepte, erkenne. — Allein hiezu gehört — wenn wir auch nur erst einen kleinen Anfang (mit Hausmiethe, Geräthschaft, Dienerschaft) machen — baares Geld! Sind also wohlwollende Wasserfreunde, hohen und niedern Standes, und namentlich dankbare Wasserkuraten, wirklich geneigt, sich dieser Heilsache ernstlich anzunehmen und zur Stiftung eines solchen guten Werkes für lebende Personen, die noch Genuß davon haben können, sowohl unter sich als unter ihren Bekannten beliebige Geldbeiträge aus Menschenliebe etwa nur so im Kleinen zu sammeln und an mich einzusenden, wie sie bisher zur Errichtung lebloser, steinerner Denkmähler für verstorbene Personen, die keinen Genuß mehr davon haben können, aus Kunstliebe im Großen gesammelt und an ihre Vereine eingesendet worden sind; so muß ich hiemit der leidenden Menschheit im Voraus meine herzliche Beifreude bezeugen.

Professor Dr. Oertel,
Verbreiter
der Wasserheilkunde in und außer Deutschland.
Ansbach im Königreich Bayern
1835.

Der Segen.

Ein Knabe, gut, doch dumm und schwer,
Bekam von Mutterhand
Der Streiche mit der Hand, nach Quer,
Mehr als sie Gründe fand.
Dann sprach sie: Komm um meinen Segen,
An Muttersegen ist gelegen.

Der Knabe hatte 'nen Kumpan
Am kleinen Nachbar Veit;
Der kam einmal, rief: Christian,
Geh morgen mit nach Reuth!
Dort gibt ein junger Herr den Segen,
Daran, sagt man, ist viel gelegen.

O Freund, rief jezt der Christian,
Geh du nur deinen Pfad;
Ich fange stets zu schreien an,
Wenn mich gesegnet hat
Die Mutterhand, erst Herrensegen!
Und spür' doch nichts als Augenregen.

v. L.

Vom deutschen Worte.

Tuiskon's Stamm, in welcher Schul' hast du verweilt?
Ein Mann ein Wort — ein Handschlag galt statt Eid
Im alten lieben deutschen Vaterlande.
Und jezt heißt der ein Mann mit Weltverstande,
Der nach geschwornem Eide spricht: Es thut mir leid,
Das Wort hat mich in dem Kontrakte übereilt!

J. Sutner.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 37. 13. September 1835.

Ansichten über die Mittel, eine wesentliche Steigerung der Landeskultur zu bewirken.

Der erfahrene und vorurtheilsfreie Oekonom wird nicht in Abrede stellen, daß seit einer Reihe von Jahren recht erfreuliche Schritte zur Förderung der Landeskultur, besonders durch umsichtsvolle Leitungen ökonomischer, sich zu diesem Behufe gebildeter Vereine, unternommen werden, und dankend anzuerkennen sind; er wird aber auch eben so wenig behaupten, daß in dieser Hinsicht nichts mehr zu leisten wäre. Die Landwirthschafts-Kunde ist eine in sehr verschiedene Fächer verzweigte Wissenschaft, welche Erwerbsquellen eröffnet, die, gehörig wahrgenommen, zu den erfreulichsten Erwartungen berechtigen, die aber Kenntnisse der Mittel, so wie der Art und Weise ihrer zwekmäßigsten Anwendung voraussezen, welche nur durch ein reges, mit Theorie und Praxis verbundenes Studium erlangt und erlernt werden können, die sich daher Landwirthe so viel, als möglich, anzueignen befleißigen müssen.

Die Hauptgründe einer bis daher noch nicht höher gesteigerter Landeskultur liegen unläugbar darin, daß man, mit einigen ehrenvollen Ausnahmen, zu wenig Kenntniß von Gewächsen nimmt, durch deren Anbau bei Berüksichtigung der klimatischen Verhältnisse, der Conjekturen rc., eine wesentliche Verbesserung des häuslichen, agrikolen und manufakturiellen Wohlstandes zu gewärtigen wäre, sie deßhalb auch nicht zu beschaffen, und mit Fleiß zu kultiviren sucht, so wie ferner, daß man theils mancherlei beachtungswerthen Vegetabilien, die nicht selten auf vielfache, oft sehr verschiedene Weise benüzt werden können, zu wenig Berüksichtigung zollt, theils auch den mit der praktischen Landwirthschaft sich leicht verbindenden Nebengewerben, die ihren Besizern zu allen Jahres-Zeiten sichere Einnahmen gewähren, nicht die gebührende Aufmerksamkeit schenkt, und endlich auch darin, daß man, nach Umständen, bald kleine, bald große Streken Landes, in der irrthümlichen Meinung, daß dieselben keines zwekmäßigen Anbaues fähig wären, (z. B. scharfe Bergrüken, abhängige Lehnen u. s. w.) nur selten zu bebauen pflegt, ob es gleich wenig Pläze gibt, die nicht geeignet wären, nuzbare Vegetabilien, ja häufig genug von sehr verschiedenen Arten, selbst auf Sümpfen und in Gewässern hervorzubringen. Da dergleichen noch nicht hinlänglich bekannt sind, um von denselben zur Steigerung der Landeskultur den nöthigen Gebrauch zu machen, so habe ich in dem 2ten Jahrgang, 3ten Bandes, 1ten Heftes der zu Breslau herauskommenden schlesischen landwirthschaftlichen Zeitschrift pag. 36 bis 54, und in den Numern 32 bis 35 der zu Regensburg erscheinenden Bürger- und Bauern-Zeitung vom Jahre 1833 auf den Anbau und die Benüzung einer nicht unbedeutenden Anzahl von Gewächsen aufmerksam gemacht, welche ohne eine Schmälerung guten, zu dem Getreidebau und ähnlichen Zweken bestimmten Akerlandes zu veranlassen, auf wüsten Ländereien, Sümpfen, und in Gewässern rc., mit Vortheil kultivirt werden können, und zur Vermehrung der Renten wesenlich beitragen. (Ich führe hierbei zugleich noch mit an, daß China z. B. auch sogar zwei in das Geschlecht der Schmarozerpflanzen gehörende Gewächse, Luftblumen genannt (Aerides) eine geruchlose und eine wohlriechende Art aufzuweisen hat, welche die merkwürdige Eigenschaft besizen, auch

dann noch, wenn sie von den Bäumen genommen worden sind, freudig fort zu wachsen, und in dieser Verfassung ihre Nahrung blos aus der Luft zu nehmen. Die Chinesen bedienen sich ihrer daher, gleich der Immortellen, zu mancherlei schönen Verzierungen; doch wählen sie zu diesen gewöhnlich nur die wohlriechende Art, welche sie in den Zimmern, die diese Blumen mit Wohlgeruch erfüllen, geschmakvoll aufhängen, wo dieselben, ohne auch nur je begossen zu werden, fort und fort vegetiren, und sogleich als Luftreiniger dienen sollen.) In den europäischen Staaten gibt es noch mehrere Millionen von Morgen sumpfiger Ländereien (wie z. B. in Frankreich, nach J. N. Monfalcon, allein 18,000), auf welchen, wenn man eine Urbarmachung derselben fleißigen Händen überließ, mindestens 5 Millionen Menschen, mit dem so ihrem Lebensunterhalt erforderlichen Grund und Boden versehen, bequem untergebracht werden könnten, und wodurch in vielfacher Hinsicht, besonders aber zur Begegnung von Verarmungen und häufigen Auswanderungen zahlreicher Familien in die entferntesten Welttheile wegen der in mehreren Gegenden zu starken Bevölkerung keine unbedeutenten Vortheile für ganz Europa zu gewärtigen wären. Den augenscheinlichsten Beweis, was Industrie bei einer beharrlichen Verfolgung des von umsichtsvollen Männern vor Augen habenden Ziels zu leisten vermag, geben die jezt so blühenden Staaten von Nordamerika, welche vor 100 bis 150 Jahren fast alle nichts, als unermeßliche Sümpfe und Moräste waren. Doch sind in dieser Hinsicht auch anderwärts in neuerer Zeit recht erfreuliche und nachahmungswerthe Schritte, namentlich in Rußland, Bayern und der Schweiz, vollzogen worden, die Menge der außer diesen noch wüste liegenden Ländereien ist nicht minder bedeutend, und welche Räume werden von dem Wasser eingenommen! die man — ob sie gleich aus leicht erklärbaren Gründen, blos theilweise, doch wenigstens so gut, wie in China benüzt werden könnten (wo man eine beträchtliche Anzahl von Kanälen, Teichen und kleinen Seen mit einträglichen Wassergewächsen bebaut, an den es auch in Europa, weder was inländische noch was exotische mit günstigem Erfolge akklimatisirte anlangt, mangelt) und deßhalb gleich jenen benüzt werden sollten, — doch höchst selten berüksichtiget.

Wäre man bemüht, genaue Kenntnisse vorzüglich nuzbarer Vegetabilien, deren Gedeihen auf vaterländischem Boden zu erwarten ist, nebst den erforderlichen, bei ihrer Kultur zu beobachtenden Verfahrungsarten zu erlangen, sie zu beschaffen und mit Sorgfalt anzubauen, so würde man sich nach Verlauf weniger Jahre in dem Besiz der beachtungswerthesten Getreidearten, Hülsenfrüchte, Futterkräuter, pharmaceutischer und merkantilischer Gewächse, Gartenerzeugnisse, Obstbaum- und Wein-Sorten, Forstgehölze u. s. w. befinden, welche vor den meisten der bis daher kultivirten bedeutende Vorzüge haben.

Die nuzbarsten Vegetabilien, welche bereits auf Deutschlands Grund und Boden angebaut werden, sind exotischen Ursprunges, und in dem 10ten Jahrgang 1832 der allgemeinen deutschen Garten-Zeitung, herausgegeben von der praktischen Gartenbau-Gesellschaft in Bayern zu Frauendorf pag. 222—227, mit ihren botanischen und deutschen Namen, nebst Angabe ihres ursprünglichen Vaterlandes von mir aufgeführt worden.

Durch Erforschung der zwekmäßigsten und und vielseitigsten Anwendung und des von mancherlei Gewächsen zu erzielenden, noch unbekannten Nuzens würde auch kein unbeträchtlicher Gewinn zu gewärtigen seyn, so wie nicht minder von Betreibungen spekulativer landwirthschaftlicher Nebengewerbe und der Kultur wüster Ländereien, Sümpfe und Gewässer. Aber besonders hat man sich auch ferner zu befleißigen, berüksichtigungswerthe exotische Animalien jeder Art, so wie vorzugsweise solche Gewächse, für deren Beziehung alljährlich noch große Summen außer Landes gehen, mit Sorgfalt einzubürgern, und diejenigen, welche keiner Akklimatisation fähig sind, wo möglich, durch den Anbau inländischer, ihre Stelle vertretender zu ersezen; und ferner auch vorzüglich brauchbare landwirthschaftliche Maschinen, Akergeräthe und Fuhrwerke in Anwendung zu bringen, so wie nicht minder Mittel aufzusuchen, welche eine Beschleunigung der Erntegeschäfte, Verminderung eines Samen-

Ausfalls, gute Aufbewahrung der eingebrachten Sämereien und Früchte ꝛc., Vertilgung schädlicher Thiere, Düngervermehrungen und Verbesserungen bewirken, und eine Auffindung in dem Schooße ruhender Mineralien gewärtigen lassen.

Durch eine Berüksichtigung des Gesagten müßten die ersprießlichsten Folgen für alle Theile der weit verzweigten, in das Gebiet der Dekonomie einschlagenden Fächer erwachsen. Unberechbare Vortheile wären nur allein von umsichtsvoll in Ausführung gebrachten Kulturen wüster Ländereien, Sümpfe und Gewässer zu erwarten, welche Zuwüchse nuzbarer, wie gefundener Flächenräume, rentirende für todte Kapitale gewähren würden: auch könnte schon ein beträchtlicher Gewinn durch Urbarmachungen zahlloser, noch brache liegender Lehnen an Aekern, Wegen, Bergen, Flüssen ꝛc. hervorgehen, die sich nicht selten zu den schönsten Obst- oder Weinlagen eignen, so wie, nach Umständen, auch von Erforschungen und Zulageförderungen nuzbarer Mineralien zu Gunsten des Staates, oder der Grundeigenthümer, von denen aber der schlichte Landwirth bis daher aus Unkunde nur selten Gebrauch macht.

Um eine baldige wesentliche und ausgebreitete Steigerung der Landeskultur auf diese Weise zu bewirken, müssen jedoch dem landwirthschaftlichen Publiko vor allen Dingen Wege zur Aneignung der hierzu nöthigen Kenntnisse gebahnt, und ihm Gelegenheit, zu den zu ihrer Ausführung dienlichen Mittel zu gelangen, verschafft werden. Zu Herbeiführung dieser Zweke erlaube ich mir daher, die Errichtung einer bis daher noch nicht bestehenden Art landwirthschaftlicher Vereine, von denen das Direktorium, wo möglich, seinen Siz in dem Mittelpunkt einer jeden Provinz zu wählen haben dürfte, welche deßhalb mit dem Namen landwirthschaftlicher Central-Vereine zu belegen seyn würden, und deren Leitung von Personen, aus der Zahl praktischer Landwirthe, Forstmänner, Botaniker, Techniker, Chemiker, Pomologen, Mineralogen ꝛc. bestehend, ausgeht, in ganz ergebenſten Vorschlag zu bringen.

Damit nun jeder Landwirth der Provinz, in welcher die Bildung eines solchen Vereines, dem die ersprießlichen Folgen seiner Wirksamkeit zu Theil werden sollen, vor sich gegangen ist, in den Stand gesezt werde, von derselben den erforderlichen Gebrauch zu machen, so hat sich das Direktorium zu befleißigen, dem landwirthschaftlichen Publiko Belehrungen der anschaulichsten Art über alle zur Beförderung der Landeskultur gereichende Gegenstände und zwar, nach Umständen, mündlich und schriftlich, hauptsächlich aber durch Verbreitung zu niedrigen Preisen gestellter Drukschriften in zwanglosen Heften, oder einzelnen Bogen, zu ertheilen, die dasselbe in den Stand sezen, den Betrieb seiner Wirthschaften auf die zwekmäßigste Weise darnach einrichten zu können. Da jedoch das Beispiel den besten Lehrmeister abgibt, und es zur Nacheiferung sehr anfeuert, wenn sprechende Beweise die Vortheile, welche durch Befolgungen Dessen, was gelehrt wird, erzielt werden, vor Augen stellen, so würde, aus diesen Gründen, das Direktorium eines jeden sich bildenden landwirthschaftlichen Central-Vereines ein Landgut zur Errichtung einer möglichst vollständigen Musterwirthschaft, und zwar, nach Umständen, auf Kosten des Staates, auf Aktien, oder auf seine Rechnung zu kaufen, zu bewirthschaften, mit einer zur Förderung seiner Unternehmungen gereichenden guten Bibliothek zu versehen, und um dem gemeinnüzigen Wirkungs-Kreise eine noch größere Ausdehnung zu verschaffen, auch ein landwirthschaftliches Lehrinstitut und eine Werkstätte zur Anfertigung aller Arten landwirthschaftlicher Maschinen damit in Verbindung zu bringen haben, wodurch das Direktorium zugleich vermögend seyn würde, das ökonomische Publikum mit den empfehlungswerthesten Animalien, Vegetabilien, Sämereien, landwirthschaftlichen Maschinen ꝛc. selbst zu versorgen.

Rimptsch, im Juli 1835.

Freiherr von Kottwitz.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

Wenn in Sachsen wichtige und sehr verwikkelte Rechtsfälle zur Sprache kommen, so sind alsdann die dortigen Schöppenstühle die lezt' entscheidende Instanz, sohin ein Institut vom un-

verkennbar hohen Werthe, und von folgenreicher Influenz auf die Rechtswissenschaft und Rechts-Pflege. — Oft dachte ich schon bei mir selbst, ob eine Art Schöppenstühle für die Zweke der Landwirthschaft, und des damit verwandten Gartenbaues ꝛc. nicht auch recht gemeinnüzig wirken könnten? — Nicht selten geschieht es, daß besonders der geringere Landmann in seiner ersten Nähe sowohl, wie auch in Entfernung, keinen Rath, geschweige erst Hilfe und Unterstüzung finden kann, um irgend ein, oder den andern wohlthätigen Vorschlag, und Versuch, selbst ausführen, und durchsezen zu können. — Vereine der Art, woran auch Männer, die keine Gutsbesizer sind, Theilnahme nehmen könnten, in den Kreisen des Reiches konstituirt, wären zwar sehr empfehlungswürdig, aber wir werden uns damit wohl bis zur Errichtung und Vermehrung der Klöster, oder bis zur erfolgten Emanzipation der Juden, vertrösten müßen, welche, wenn sie diese, nicht von den Landständen, — sondern auch Gott — von den Regenten allein, ausgehende und daher nur dort allein vorerst unterthänigst vertrauend, nachzusuchende, Gnade erhalten haben werden, welche Juden, sage ich, — alsdann mit dankbarer Freude, die ihnen selbst lästige Bürde der Stockjobberie ꝛc. ablegen, und dagegen vereinet nur für den Segen rein vaterländischer Zweke wirken werden; — wobei vor Allem die Landwirthschaft gewinnen dürfte, z. B. durch Aufschwung des Koloniewesens, durch Beförderung der Getreide-Magazine-, der Getreide-Magazine-Assekuranzen u. s. w. — Gönnen wir Katholiken — doch wenigstens den Juden ein geistig gesichertes Heimats-Recht, ein geistiges Reich hienieden, verbürgt so durch politischweise geordnete Maßregeln für ihre irdischen Heimats-Rechte zugleich; denn dieses ist ja nur die gehoffte Messiade aller verständigen Israeliten. — —

Scherzhafte Lobrede auf den Tanz.

Der Tanz ist die erste Kunst, nicht blos auf der Erde, sondern überhaupt auf der Welt. Ist es doch, als wenn dem ganzen Universum bei der Schöpfung auf einem Oberonshorne wäre geblasen worden, so daß es sich drehen muß in ewigen Kreisen. Macht nicht jede Erde, jeder Planet ihren Rundum nach Kräften und Vermögen, und selbst die Sonne, der wegen ihrer Korpulenz viel Bewegung nicht zuzumuthen ist, dreht sich um sich selbst, von der allgemeinen Tanzlust hingerissen. Was unsere eigene Erde betrifft, so hat die Art Zweitritt, die sie mit dem Monde im ovalen lampenhellen Tanzsaale macht, ohnstreitig die erste Veranlassung zur Erfindung des Walzers gegeben, den man daher mit vollem Rechte einen himmlischen Tanz nennen kann.

An diese großen Beispiele halte man sich, und lasse Moralisten und Aerzte schwazen, welche den Tanz verdammen. Es gibt doch gewiß auf der Welt keine bessere Motion, als einen recht raschen Walzer nach einer gut gestrichenen Geige. Wer sonst gegen diesen Tanz eingenommen ist, braucht sich ja auch nur vorzustellen, wenn er einem Balle mit zusieht, — die Leute darauf, die sich die Woche hindurch krank gegessen haben, treiben sich blos des Schwizens, und um den Säfteumlauf zu befördern, im Kreise herum, weßhalb auch Mancher mit Armen und Füßen dabei rechts und links nach Vermögen ausschlägt, — und er muß die Sache ganz zwekmäßig finden. Nur darum ist die Kugel die vollkommenste Gestalt, weil sie unendlich viel Beine zum Tanzen hat, ja, um und um blos aus solchen besteht; denn jeder Punkt an ihr ist eine Zehenspize, auf der sie sich drehen kann, und sich wirklich dreht bei der leisesten Anregung. Wir unvollkommenen Wesen haben nur erst zwei Punkte von dieser Gestalt, die ein alter Weiser die Göttliche nannte, gemein, mittelst deren wir die kreisförmigen himmlischen Bahnen nachahmen sollen, aber diese beiden Organe sind auch die edelsten unsers ganzen Körpers; wie zwei Consuln einst die ganze Last des Staats, so haben sie die ganze Last unsers Organismus zu tragen, zu leiten und zu regiren, der ihrer Willkür unbedingt gehorchen muß, und wie an einer Nadel der Kopf blos der Spize halber vorhanden ist, so hat auch am Menschen der Kopf nur im Bezug auf seine Füße Werth, in wiefern er mittelbar oder unmittelbar der Kunst der Füße Vor-

schub leistet. — Es ist in Wahrheit gar nicht zu verwundern, warum für manche Schönen die Sommer-Jahrszeit nur eine traurige ist, weil er den Bällen gewöhnlich ein Ende macht; zwar hat man die Freuden der Natur, allein wie wenig Ersaz vermögen diese so Mancher zu gewähren. Der Sonnenaufgang, ja, er mag ganz herrlich seyn, aber die Sonne paßt es allemal ab, daß sie früher aufsteht, als wir selbst, so daß sie zwar bei der Toilette unserer Damen durchs Fenster zusieht, umgekehrt aber sich nicht von diesen bei der Toilette zusehen läßt; eben so maliziös ist sie beim Untergange, sie nimmt gewiß jedesmal die Zeit dazu wahr, wo die spazirengehenden Damen gerade in einem eifrigen Gespräche über einen Hut, Schuh oder ein anderes Stük der menschlichen Hülse begriffen sind, so daß dieselben nichts davon gewahr werden. So wachsen zwar auch recht schöne Blumen im Sommer, allein gerade an solchen Stellen, wo meist nur Schafe u. dgl. hinkommen, dagegen auf den Spazirgängen der Menschen Wegstaub den Blütenstaub reichlich ersezt. Was hat man also am Ende im ganzen Sommer, das uns das Wintervergnügen des Tanzes ersezen könnte? der Sommer ist höchstens als ein schwacher Versuch der Natur zu betrachten, uns für die Entbehrung des Tanzes in einer gewissen Zeit, in der wir neue Kräfte zum Wintertanze sammeln sollen, etwas zu entschädigen.

Wollte man selbst gegen alle Vortheile der Bälle stokblind seyn, so würde man doch nothwendig zugeben müssen, daß Bälle die Arbeitsamkeit der jungen Mädchen auf das Vortheilhafteste befördern. Manche, die sonst keine Nadel anrühren, und die Hände müssig in den Schooß legen würde, wird durch den Ball zum angestrengtesten Kunstfleiße aufgeregt und ihre Finger fliegen vor dem Balle eben so geschwind, als ihre Füsse auf demselben. Jedem Mädchen gibt ein Ball 8 Tage vorher und dann geistig noch 8 Tage nachher zu thun, so daß die ganze Zwischenzeit von einem Balle zum andern entweder nur ein Düngen oder eine Aussaat für die Ernte des Ballsaals, oder eine Nachlese von den Früchten desselben ist, die sie in der Rükerinnerung und noch mehr in der Nachrede genießt.

Man denke sich einen Maler, der sich schon Wochenlang mit der Idee zur Ausführung eines Gemäldes herumgetragen hat, man denke ihn, wie er die beste Leinwand, die glänzendsten Farben in allen Läden aufzutreiben sucht, wie er, fast Essen und Trinken vergessend, von seiner Staffelei nicht weicht, noch wankt, einzig und allein mit Ausführung seines Gemäldes beschäftiget, das ihm am Tage der Vollendung Ruhm erwerben soll, wie er hundertmal übermalt und retouchirt, indem er das Bild, das er im Geiste trägt, nicht so ganz, wie er möchte, anschaulich darzustellen vermag; wie er weiß, daß seine Idee göttlich ist, und wie er, wenn er nun zulezt Alles geendet hat, das feste Vertrauen hegt, Jeder würde bei den übrigen Gemälden vorübergehen, nur bei dem seinen stehen bleiben; kann man sich einen solchen Maler lebhaft vorstellen, nun so seze man statt des Malers ein junges Mädchen, statt der Staffelei den Spiegel, statt des Pinsels Nadel und Scheere, statt Leinwand und Farben Seidenzeug und Bänder, statt des Gedankens zum Gemälde, die beste Idee, die ein Mädchen von ihren Reizen nur immer haben kann, und man braucht nichts mehr zum Bilde eines jungen Mädchens, das sich auf einen großen Ball zurichtet.

Der Himmel verzeihe den tyrannischen Vätern, die ihren Töchtern einen Ball versagen können. Gewiß sind mehr Mädchen an Gram über versagte Bälle gestorben, als am Balle selbst, und wenn sich selbst eine oder die andere die Schwindsucht auf dem Balle holte, ist es denn nicht schöner, flott aus dem Leben zu tanzen, als krumm und grämlich am Stabe darauf fortzuschleichen, und den einen Fuß ein Paar Jahre eher ins Grab zu sezen, als den andern? Wenn ein Mann im Felde fällt, so heißt es, er ist auf dem Bette der Ehre gestorben, und für ein Mädchen ist ein solcher Ball das Bett der Ehre, und ein wakeres Mädchen wird dem Tode durch den Tanz, und sähe sie ihn leibhaftig vor ihr, mit einem solchen Muthe in die Augen sehen, als ein Tapferer dem auf dem Schlachtfelde; — höchstens wird sie noch

um Frist zu einem einzigen Walzer bitten. Grausam auch nenn' ich die Mutter, welche die Tochter, die widerstrebende, die schmeichlerisch kosende, hinwegzieht mit Gewalt vom Balle, ehe noch der Hahn den Nachtwächter schlafen gehen heißt. — Barbarin, rührt dich nicht der fleh'nde Blik der Holden, — wenn bat sie je so süß. — „Du schadest dir, mein Kind, es ist genug für heut.“ „Du wolltest wirklich fort, kaum bin ich warm geworden!“ — „ja, ja, mich schläfert längst, und sieh, der Vater schilt.“ — „Nur noch den Cotillon, dann will ich gern dir folgen.“ — „Nicht einen Walzer mehr, du hast dich noch zu kühlen, du mäßigst dich auch nicht, du wirst die Folgen fühlen!“ Und siehe, jezt rufen die Flöten und Geigen von Neuem die Paare zum muntern Reigen; ihr wakelt von selber der Fuß, der süßeste Herr der ganzen Schaar kommt zephyrgleich auf den Zehen gegangen. — „Mein schönes Fräulein, darf ichs wagen?“ — Die Arme, sie muß es ihm abschlagen, und sieht ihn, jammernd in ihrem Innern, mit einer andern durch die Reihen schimmern; sie wikelt den Shawl voll Unmuth um, und schmollt nun mit der Mutter nach Hause.

Es kommen, es kommen die Paare all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen hernieder,
Das Mädchen sieht keines wieder.

Die Stekmuschel (Pinna marina)

liefert eine Art Wolle oder Seide, die nicht ohne Grund von Vielen für den berühmten Byssus des Alterthums gehalten wird. Die Stekmuschel gehört zu den zweischaligen Meerkonchylien, ist meist mit Spizen und kleinen Auswüchsen besezt, und die größte Muschel im mittelländischen Meere. Die französische Encyclopädie gibt im Artikel Pinna marina eine ganz irrige Erklärung. Die Stekmuschel wird immer mit der Spize nach unten auf dem Meergrund stehend gefunden. In dieser Muschel befindet sich ein kleiner Krebs, den die Alten Cancer Custos nannten, und der diesem Thier gegen den Blakfisch zur Wache dient; denn sobald die Muschel sich öffnet, um den zu ihrer Nahrung nöthigen Meerschlamm einzuziehen, sucht der Blakfisch mit seinen langen Armen ein Steinchen zwischen die beiden offenen Schalen zu schieben, damit die Muschel sich nicht schliessen und er hineindringen, und sie verzehren könne. Jener kleine Krebs nun sezt sich, wenn die Stekmuschel sich öffnet, auf den Rand der einen Schale, und wenn er das Vorhaben des Blakfisches merkt, zieht er sich in das Gehäuse der Muschel zurük, die sich dann sogleich schließt. Dieses ist die Vertheidigung, welche die Natur für ein Geschöpf bestimmte, das sonst, allen Naturforschern zufolge, keine Augen hat, und den Nachstellungen seines Feindes erliegen müßte. In Taranto wird nur die Wolle oder Seide hauptsächlich benüzt, die am Hauptnerven (oder Muskel) des Thieres sizt und aus der Schale unten heraushängt. Sie ist von schmuzig weißlicher Farbe, wie der Bart des Mytilus esculentus. Die Fischer sammeln diese Floken und verkaufen sie. Sie werden sorgfältig mit gewöhnlichem Wasser und nachher mit Seifenwasser gewaschen und im Schatten getroknet; dann kämmt man sie aus, und was im Kamme sizen bleibt, heißt man stra dente (extra dentes) und dient zu gröbern Arbeiten. Sie wird dann mit einer sehr feinen Spindel gesponnen und mit Handeisen verwebt. Wenn die Arbeit fertig ist, so wäscht man sie, bestreicht sie mit Limoniensaft, läßt sie im Schatten troknen und glättet sie mit einem heißen Eisen, indem man ein Blatt weißes Papier dazwischen legt. Es werden daraus Handschuhe, Strümpfe, Westen gemacht. Als der Churfürst Karl Theodor die Fabriken zu Monchau im Jülich'schen besuchte, überreichten ihm die Kaufleute einen solchen Rok zum Geschenke.

Oekonomischer Versuch, das Mehl vortheilhaft zu Brod zu verbaken.

In verschiedenen Gegenden der Schweiz, besonders um Genf herum, wird das Getreide, ehe es nach der Mühle gebracht wird, in eigens dazu errichteten Bad- oder Dampfstuben bei gelinder Kohlenhize gedämpft, oder gedörrt. Man erhält dadurch von jedem cubischen Schuh Getreid um beinahe 28 Loth mehr an Brod. Diese Manipulation ist Ländern, wo wenig Getreide wächst,

von beträchtlicher Wichtigkeit, und gewährt in großer, in allgemeiner Ausführung eine bedenkbare Getreidersparung. Wir wollen die Folgen von einem Versuche, welcher erstlich in jener Gegend nur mit 242 cubischen Schuhen Korne gemacht worden, umständlicher hieher sezen. Nachdem die Menge Korn besagtermassen gedämpft war, verlor es an seinem vorigen Maße 5 Schuhe. Nachdem es gemahlen war, gab eben dieses gedämpfte Korn gegen anderes ungedämpftes um 68 Pfd. 18 Loth weniger Mehl. Nachdem aber dieses davon erhaltene Mehl mit Wasser eingefeuchtet, geknätet und zu Brod gebaken wurde, erhielt man von obigen 242 Schuhen gedörrten Kornes um 210 Pfd. Brodes mehr, als von jedem ungedämpften, nach gemeiner Weise. Die Ursache davon ist dem Physiker unschwer einzusehen. Ob und unter welchen Zeitumständen, und für wem eigentlich dieser Versuch nachzuahmen auch hier zu Lande ersprießlich wäre, kann Jeder leicht selbst untersuchen, besonders der Gelegenheit hat, sein Zehrgetreid, ohne ein eigenes hiezu allein bestimmtes Feuer zu brennen, gelegenheitlich und nach und nach zu dämpfen, und dem überdieß an Ersparung seines Getreides und Ausgiebigkeit seines Mehles gelegen ist. Vermuthlich möchte nach obiger Art getroknetes reines Getreid wohl aufbewahrt, dem Kornwurm wenigst längere Zeit widerstehen, welches vermuthlich von der Erfahrung zu erwarten seyn dürfte.

Erinnerung an ein altes Mittel, um ein hohes Alter zu erreichen.

Dazu muß man einen alten, großen, frischen Eichbaum erwählen, und im Herbste um das Aequinoctium unten um die Wurzel der Erde aufgraben, und in die Wurzel an verschiedenen Orten Löcher bohren, und Zapfen hineinschlagen, an die Zapfen Krüge richten, und wohl verhüten, daß nichts Unreines von außen hineinkomme, hernach verwirft man das Loch wieder, und läßt es alſo bis in den Frühling; dann gräbt man es wieder auf, und findet die Flasche voll Eichensaft, wovon der Baum abstirbt: den Saft zieht man über den Helm, und reiniget ihn von den foecibus. Von dem rektifizirten Safte nehme der Mensch alle Morgen nüchtern einen Löffel voll, so wird er seine Wunder sehen, wie er an Kräften und Stärke, Gesundheit und Verlängerung seines Lebens zunimmt. Dagegen wird der todte Eichbaum, welcher dem Menschen sein Leben überlassen, umgehauen und zu was Anderm angewendet.

Alten seidenen Flor wieder nuzbar zu machen.

Aus Lauchstädt hat sich eine Erfindung verbreitet, allen alten, zu keinem andern Behufe mehr dienenden seidenen Flor noch recht nuzbar anzuwenden, den man sonst entweder gänzlich zu vernichten, oder zum Spielen für die Kinder zu nehmen pflegte. Die Behandlung ist diese: Der Flor wird von aller Stärke und von allem Fette mit lauwarmem Wasser und Seife rein ausgewaschen, mit kaltem Wasser rein ausgespühlt und wieder getroknet; alsdann wird selbiger in kleine Stükchen zu einem halben bis zwei Zoll zerschnitten; diese werden in Faden gezupft, auf feinen Krempeln in Flekchen gekrempelt, und dann wie Baumwolle zu Garn gesponnen. Aus dem Garne, welches feiner und fester, als das Garn von Zupf- und Floretseide ist, verfertiget man Strümpfe und Handschuhe, welche ein gutes Ansehen bekommen. Sortiret man den gelblich gewordenen Flor von dem noch weiß gebliebenen, so erhält man ein in der Farbe desto mehr egales Garn; und das Zupfen des Flores kann eine Beschäftigung für Kinder seyn.

Freundliche Anfrage.

Welche Mittel dürften wohl zu empfehlen und mit günstigem Erfolge in Ausführung zu bringen seyn, um der Entstehung bei Gutskäufen und Verkäufen so häufig Statt findenden Verwikelungen vorzubeugen, die nicht selten Prozesse, Verschlechterungen der Güter, Subhastationen, Ausfälle von Hypotheken, und Verarmungen zahlreicher Familien zur Folge haben?

N. N.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Moral, Erfahrung und Wahrheit
(im Fabel-Gewande).

Je kürzer eine Wahrheit gesagt wird, desto leichter bewahrt sie das Gedächtniß; erscheint sie vollends mit fröhlicher Miene, so findet sie überall erfreulichen Eingang.

„Richtet die Wahrheit mit einem süßen Brühlein an,
„So ißt sich keiner krank daran." Castelli.

1. Ziel des bessern Menschen. — Tugend und Laster.

Das Laster rief: „Ich bin auf Erden König!"
Die Tugend rief: „Mir ist der Himmel unterthänig!"
Nun wähle, unsterbliche Seele.

2. Erziehung. — Das Bäumchen und der Baum.

Ein junges Bäumchen bog sich sehr,
Man achtet's nicht; doch später glükt's nicht mehr,
Es grad zu biegen, troz der eifrigsten Bemühung:
Ist dieß nicht die Geschichte der Erziehung?

3. Reichthum bringt Sorgen. — Der Wanderer und der Räuber.

Zog ein Wanderer singend am Morgen
Froh durch den Wald. Sah ein Räuber ihn,
Sprach: weil so lustig er singt, mag er ziehn;
Der hat kein Geld, denn sonst hätt' er auch Sorgen.

4. Zufriedenheit mit seinem Schiksale. — Die beiden Eichhörnchen.

Ein Eichhorn aß Mandeln; doch war es gefangen.
Ein anderes aß Eicheln; doch war es frei.
Sie tauschten; doch keines war glüklich dabei. —
S'ist auch vielen Menschen schon also ergangen.

5. Klugheit leite dich! — Das Schiff ohne Ruder.

Ein Schiff ohne Ruder vertraut sich den Wellen
Nicht lange, so sieht man's an Klippen zerschellen.
Das Meer ist das Leben, das Schifflein bist du,
Die Klugheit, mein Freund, ist das Ruder dazu.

6. Menschenleben. — Der Streit der Rosen und der Nelken.

Es stritten um den Rang die Rosen und die Nelken,
Da kam ein Gärtner, pflükt sie alle ab,
Und bindet sie als Strauß, wo bald sie welken, —
Weltlauf! — Sie blühn, sie streiten, gehn zu Grab! —

7. Verborgenheit. — Der Schmetterling und die Schneke.

Ein Schmetterling höhnt' eine Schneke,
Daß sie sich immer in ihr Haus versteke;
Da kam ein Knab und hascht den Schmetterling,
Die Schneke lächelnd in ihr Häuslein ging.

8. Arbeitsamkeit. — Die beiden Pflüge.

In einer Scheuer lag verstekt
Ein Pflug, schon ganz mit Rost bedekt,
Ein zweiter Pflug daneben glänzte sehr; —
Sein Glanz kam von der Arbeit her.

9. Die Gelegenheit. — Das Kind.

Ein liebliches Kind im rosigen Schimmer
Erschien einem Manne; — der stand zerstreut,
Und erhascht' es nicht schnell; da entschwand's und kam nimmer.
Wer war das Kind? — Die Gelegenheit.

10. Rechte Verwendung. — Das Gold.

„Mit Undank lohnet mich die Welt,
Da sie mich für die Ursach alles Uebels hält,
Indeß ich auch so vielen Segen spende.
Nur daran liegts, daß man mich recht verwende."

11. Muth gegen das eigene Talent. — Der Künstler und die Leier.

Ein Musiker warf seine Leier,
Als sie ihm Ehr' und Geld gebracht, in's Feuer.
So nimmt manch anderer Künstler nicht in Acht
Das herrliche Talent, das ihn empor gebracht.

12. Stille Güte. — Der Wasserfall und das Bächlein.

(Wasserfall).
Wer wird denn so verstekt und langsam fließen?
Benüze deine Kraft, dein Bett durchbrich!
Und rausche, schimm're, so wie ich!
(Bächlein).
Immer rausche du, — ich wäss're Wiesen.

13. Heilung der Herzenswunde. — Die beiden Aerzte.

Ein Arzt griff hastig auf der Wunde Beulen;
Der Kranke schrie. — Ein klüg'rer Mann
Griff sie nur langsam und gelinde an. —
So muß man auch des Herzens Wunden heilen.

14. Lust für Arme. — Der Schmerz.

Der Schmerz erhob einst lächelnd seinen Blik.
„Was endet, fragt die Lust, so plözlich denn dein Stöhnen?"
Der Schmerz erwiderte: „Mir ward das Glük,
Zu troknen eines ärmern Bruders Thränen."

15. Zeitverlust. — Der Sensenmann.

Kam ein Sensenmann gegangen. —
„Mäh' die Jahre mir, die langen!"
Und er mäht sie ab, den Fordrer auch zugleich!
Tödtet nicht die Zeit, sie tödtet Euch!

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 38. 20. September 1835.

Inhalt: Von dem Thee, als einem Haupthandlungsprodukt in China. — Landwirthschaftlicher Gukkasten. — Etwas über den Akerbau der Römer. — Die Jahreszeiten des Herzens. — Mittel, um sich bei umgestürzten Wasserfahrzeugen vor Ertrinken zu retten. — Kesselzwirn. — Verschiedene Hausmittel.

Von dem Thee, als einem Haupthandlungsprodukt in China.

Thee, den die Europäer im 15ten Jahrhunderte mit großem Appetite trinken gelernt, und seit der Zeit sich mit einander um die Wette bestrebt haben, den Chinesern dafür — das meiste Geld zuzuwenden, wächst sowohl in China als Japan, der beste Thee aber kömmt von Fokien. Wir haben so viele Theenamen, als Orte sind, von welchen er kömmt, und als er verschiedentlich zubereitet wird, obgleich aller chinesischer Thee von einem und ebendemselben Strauche seyn soll. Man pflegt die Theesorten überhaupt in braune und grüne, je nachdem sie das Wasser färben, einzutheilen.

Brauner Thee (Hänam Te, oder Kuli Te), welcher an gewissen Orten um Quantong wächst, und von den Chinesern, aber nicht von den Europäern getrunken wird, weil er von schlechterem Geschmake ist, als der übrige. Die getrokneten Blätter sind theils gelb, theils bräunlicht. Die Theebäumchen, die sonst in Blumentöpfen verkauft werden, erreichen kaum die Höhe einer Elle. Die Blume besteht aus 7 kleinen Blättern. Nun folgen verschiedene Theearten.

Te Bo-he bei uns Theebou. Tao-Kjäan, der beste Theebou. Kongo, ist besser als Theebou und theurer. Sutschang oder Soatchuen, der theuerste und beste unter den braunen Theearten. Padre-Sutschang. Linkisäm, eine Sorte Thee, welche schmale, rauhe Blätter und Stiele hat, wird selten allein, sondern vermischt zur Verbesserung anderer Sorten gebraucht. Packhä ist der, den wir Peko nennen, und besteht aus punktirten Blättern. Ist gelinde, wohlschmekend und hizt am Wenigsten.

Von grünen Theen hat man:

Heysang. Singto. Bing oder Kaiserthee. Tis Te, ist wie Erbsen zusammengerollt. So-be, hat lange schmale Blätter. Sie machen auch Theekuchen.

Es ist beinahe unglaublich, was für eine Menge Thee jährlich sowohl nach Europa, als in andere Länder verschikt wird, und welche unzählige Menge Hände mit einer so unnüzen Arbeit beschäftigt sind.

Der Landmann muß die Theesträuche mit Mühe pflanzen und warten, jedes Blatt für sich zu rechter Zeit zu pflüken, die jüngern von den ältern absondern und sie mit einer ungemeinen Genauigkeit troknen. Der grüne Thee soll von den jüngern Blättern oder auch durch öfteres Rösten so verändert worden seyn. Da aber einige braune Theearten ebenfalls aus zarten jungen Blättern bestehen, und die andere Ursache unwahrscheinlich ist, so glaube ich, daß es von der Verschiedenheit der Gefässe oder Platten, auf denen der Thee getrunken wird, herrühre. Es ist wahrscheinlich, daß der grüne Thee auf kupfernen, der braune aber auf eisernen Platten geröstet wird, um so vielmehr, da der grüne Thee laxirt, welches eine Wirkung des Kupferrostes zu seyn scheint, der braune aber eine entgegengesezte Wirkung zeigt. Wenn der Kaufmann die Theekörbe der Bauern gegen geringe Bezahlung erhält, so muß er ihn oft ganze Jahre lang ungemein in Acht nehmen, und ist beständig ungewiß, wenn, oder für welchen Preis er ihn absezen werde. Haben sich nun die Europäer entschlossen, an einem Orte zu handeln, so lassen sie die Körbe ausschütten, um den Thee in neue Kisten zu paken, welche gezeichnet und mit Blei ausgefüttert sind. Ein

Chineser steigt in eine solche Kiste und tritt den Thee, so wie er aus den Körben hineingeschüttet wird, darin fest zusammen, welches eine so beschwerliche Arbeit ist, daß, ungeachtet ein solcher Kerl fast ganz nakt ist, ihm doch der Schweiß an den Füßen herunterläuft. Obgleich man alle Vorsicht anwendet, zu verhüten, daß nichts Fremdes in den Thee komme, so läßt sich doch nicht verhindern, daß, außer dem Schweiße des Chinesers, wenn dieser sich etwa stößt, auch wohl etwas Blut mit hinein kommen kann. Der Thee ist aber schon vorher durch so viele niedliche Hände gegangen, daß ein Paar schwizende Füße nicht viel zur Sache thun u. s. w.

Die Weiber sizen auf den Märkten mit ihren Theetöpfen und verkaufen ihn schon zubereitet den Vorübergehenden, und nennen dieses Getränk Chau.

Landwirthschaftlicher Gukkasten.

In dem bayerischen Landboten Nro. 195 Seite 835 ddo. 14. Juli 1835 lesen wir über die Abwendung des Mißwachses an Fütterung bei anhaltender Dürre einen zwar sehr wohlgemeinten, und mit entsprechenden Berufungen belegten Aufsaz, dessen Ausführung aber Geld und wieder Geld, ja, viel Geld erfordert. Ob hiezu auch wieder, wie für die Erreichung anderer landwirthschaftlicher Zweke die Emanzipation der Juden, oder Herr Baron v. Rothschild als Bayerns Hausfreund allein entsprechend bei- und aushelfen könnten, hierüber mögen Einsichtsvollere ein kompetentes Urtheil fällen. — Was dießfalls in Schleißheim in der, wenn ich mich so ausdrüken darf, wichtigen National-Angelegenheit bereits vorbereitet und eingeleitet wurde, könnte und möchte freilich die Initiative zu einem dießfalls zu begründenden besondern Vereine geben; allein wir haben der mitunter auch landwirthschaftlichen Vereine bereits so viele, daß neue der Art kaum mehr Theilnehmer und Liebhaber finden dürften, und es daher klüger dünken möchte, mit einem bereits bestehenden landwirthschaftlichen, oder Garten-Vereine, oder mit einem neuen die unterm 13ten Juli v. Js. in dieser Zeitschrift beabsichteten und erst zu bildenden Vereine, oder mit einer dem Runkelrübenbau ꝛc. bezwekenden Sozietät auch vorgemeinte Tendenz zu verbinden und zu konsolidiren. Doch salvo meliori!

Wenn wir mit dem Buche der Geschichte in der Hand Schleißheims schön und zwekmäßig kultivirte Gefilde, wozu der verdienstvolle Schönleutner (Ehre und Ruhe seiner Asche!) den unwidersprechlichen Grund legte und dessen patriotischen Bau voll Edelsinn und Einsicht unser Baron v. Ruffin fortsezet; wenn wir mit dem Buche der Geschichte in der Hand Schleißheims Gefilde durchwandern, so werden wir, mit dankbarer Wehmuth und Rührung an Herzog Wilhelm V., oder den Frommen erinnert, uns des Wunsches voll Herzlichkeit nicht enthalten können, wenn auch nicht auf einer dort seiner Zeit anzulegenden Kolonie, doch wenigstens in der Nähe Schleißheims selbst diesem gottesfürchtigen Manne und huldvollen Regenten Bayerns ein kleines historisches Monument zu sezen! — Umgürten wir uns gleichsam und für diesen und für einen damit, aber ehrwürdig zu verbindenden landwirthschaftlichen Zwek, mit den Waffen der Wissenschaften und mit den Schilden der Kunst zugleich, um der Nachwelt durch die Inschrift auf den Stein, auch die Züge unserer gerechten und beharrlichen Fürstenliebe und Unterthanen-Treue mit der damit verbunden werdenden Stiftung, segnend die Armen, erfreuend den stets nach Vervollkommnung strebenden Geist zu verewigen!

Mit diesem unmaßgeblichsten, aber rein patriotischen Wunsche und Antrage, besonders in Beziehung auf das mir vorzüglich anno 1809 so werthvoll gewordene Schleißheim, dem ich auch zur Erhaltung der dortigen Bilder-Gallerie eine so recht zwekmäßige Feuer-Versicherungs- und Feuerlösch-Anstalt wünsche, schließe ich diesen meinen landwirthschaftlichen Gukkasten, mit dem Versprechen, meine dießfallsigen Scherfleins künftig auf andere Art und Weise nicht ermangeln zu lassen, indem größere geistige Anstrengungen, bei meinem Gott, dem Könige, der Kirche, dem Vaterlande und der Menschheit seit sehr vielen Jahren her gebrachten An-

strengungen und dadurch sehr geschwächt wordenen Kräften, eben diese Verhältnisse, früherer Opfer nicht mehr gestatten.

Die Hand des Herrn und sein Segen sey und bleibe über und bei uns Allen!

Etwas über den Akerbau der Römer.

Der Ursprung des Akerbaues (blos als mechanische Kunst, die Erde aufzugraben, sie zur Erzeugung der Pflanzen und Früchte tauglich zu machen, die Heerden auf die Weiden zu führen rc., betrachtet) verliert sich in das entfernteste Zeit-Alter. Fast alle Völker haben die Erfindung desselben ihren Göttern zugeschrieben, und alle bemühten sich, die Altäre derselben mit den Erstlingen ihrer Arbeit zu deken. Die Egypter verehrten Osiris, die Griechen die Ceres und ihren Sohn Triptolemus, die Latier vergötterten deßhalb ihren König Janus, die Römer den Numa und Romulus krönte seine Priester mit Kornähren. Die Römer haben sich unter jenen Völkern am Meisten um den Akerbau verdient gemacht, nicht dadurch, daß sie Verfahrungsarten erfunden und Akerwerkzeuge vervollkommnet haben, sondern weil sie dergleichen von den überwundenen Völkern in ihr Vaterland brachten und durch eine glükliche Vermischung der verschiedenen Methoden ein Ganzes aufstellten, welches lange zum Muster diente.

In der ersten Epoche des römischen Reichs, von seiner Entstehung bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts, scheint sich die Regirung mit dem Akerbaue beschäftigt zu haben; in der zweiten, von dem Ende der vorigen bis zur Unterwerfung der Republik unter Cäsars Zepter, hat sich die Regirung nicht mehr damit beschäftigt.

Romulus theilte das Territorium der Republik in dreißig gleiche Theile, gab jeder Kurie einen solchen Theil, und ein bestimmter Flek Landes war zum Dienste der Götter und für die Bedürfnisse des Vaterlandes aufbewahrt. Die Familienhäupter jeder Kurie hatten nach ihrem Range eine gewisse Anzahl Aeker, und die Aermsten hatten deren zwei. Das Gesez machte diese unzertheilbar, und so blieb es bis zum Jahre Roms 385. Ein römischer Morgen enthielt 28,000 Quadratfuß. Nach und nach rissen die Reichen die Aeker der Armen an sich, diese beklagten sich, jene wurden beraubt, und man machte neue Eroberungen, und nach der Besiegung der Vejer wies der Senat sieben Morgen des eroberten Landes für jeden Kopf dem Volke zu. Aber auch dieses Gesez wurde bald übertreten und vergessen. Sempronius Gracchus machte 621 das Gesez wieder aufleben, nach welchem das höchste Besizthum 500 Morgen seyn durfte. Dieses Gesez erlaubte auch dem Vater, 250 Morgen für jeden seiner Söhne zu besizen, und verbot den neuen Eigenthümern den Verkauf der Ländereien der Republik. Mit dem Sempronius starb auch dieses Gesez. Man legte zwar nun einen Lehnzins auf die Aeker aus dem Eigenthume der Republik, um ihn unter die Dürftigen zu vertheilen, aber nach und nach wußten sich die Reichen dieser Zahlung zu entziehen. Das Gesez des Eigenthumsrechts war bei den Römern so heilig, daß sich auch die Kaiser es nicht erlaubten, es zu übertreten, und die es absichtlich verlezten, wurden mit dem Kreuze bestraft. Wer während der Nacht die Ernte eines Andern abschnitt, oder die Grenzsteine verrükte, wurde für einen Verbrecher gehalten, und konnte mit Recht getödtet werden. Jeder konnte auf seinem Boden das Wild erlegen, kein Gesez zwang Jemanden, seine Waaren und Produkte nach dem Markte zu bringen, man durfte eine günstige Gelegenheit abwarten, um sie zu einem vortheilhaften, ja, zum doppelten Preise über ihren gewöhnlichen Werth zu verkaufen. Keiner hatte das Recht, seine Heerden auf seines Nachbars Felder zu treiben, und das Viehtriebrecht war in Rom unbekannt. Man vermehrte die Märkte, und verbot an solchen Tagen Versammlungen zu halten, um die Landleute nicht zu überlisten. Große wohl unterhaltene Straßen erleichterten den Transport, die Handelsfreiheit lokte die Konkurrenz herbei und diese sicherte Wohlfeilheit und Ueberfluß der Bedürfnisse. Die Tribus des Landvolks standen mehr in Ansehen, als die in der Stadt, der Akersmann stand, dem Range nach, gleich nach dem Adel; um Soldat oder Vertheidiger des Va-

terlandes zu werden, mußte man Ländereien besizen, und ein Freigelassener wurde zu dieser Ehre nicht zugelassen, wenn er nicht 30,000 Sesterzen besaß. Damals ließ Manius Marcius dem Volke den Scheffel Getreide für ein Aß (5 Pfennige) geben, und in eben dem Preise stand es, als Lucius Metellus im Triumphe nach Rom zurük kehrte.

Plinius erklärt sich den Abstand, der zwischen Rom zu seiner Zeit und dem alten Rom herrschte, daraus, daß die Generäle der Armeen ihre Felder mit eigenen Händen bauten, und daß die Erde sich geschmeichelt fühlte, sich von Männern gepflügt zu sehen, die mit Lorbern gekrönt und mit der Ehre des Triumphs geschmükt waren. So war Serranus eben mit dem Besäen eines Feldes beschäftigt, als er die Nachricht seiner Ernennung zum Konsul erhielt. Quintus Cincinnatus akerte die vier Morgen Landes, die er auf dem vatikanischen Berge besaß, er war entblößten Hauptes, und das Gesicht mit Staub bedekt, als der Bote des Senats mit der Nachricht zu ihm kam, daß er zum Diktator ernannt sey; er mußte sich erst ankleiden, um die Befehle des Senats und des römischen Volks zu empfangen. Um einen Anführer der Truppen, oder einen tapfern Bürger zu belohnen, gab die Republik ihm einen solchen Erdstrich, als ein Mann in einem Tage beakern kann, und es war eine der ehrenvollsten Auszeichnungen, wenn das Volk Jemanden ein kleines Maß Getreide zuerkannte. Die ersten Familien trugen Namen, die vom Akerbau entlehnt waren, und Cato glaubte Niemanden besser loben zu können, als wenn er ihn einen Akermann nannte.

Diese Einfachheit der Sitten, diese Anhänglichkeit an den Akerbau und Genügsamkeit kam bald nach dem Jahre 620 in Vergessenheit. Die ungeheuren Reichthümer Roms aus allen Welttheilen zusammen gehäuft, Luxus, Pracht, Durst nach Ehrenbezeugungen verdarben die Herzen der Römer. Der Akerbau fing zu sinken an, die Felder wurden in Parke und Gärten verwandelt, die Gegenstände des Luxus nur kultivirt.

Die ungeheuren Besizungen der Republik wurden gegen einen Lehnzins, den man nicht mehr bezahlte, an andere überlassen, oder in fünfjährige Pacht gegeben, wodurch die Felder erschöpft wurden. Abgaben aller Art an Strassen und Thoren wurden eingeführt und nach Willkür mit grossen Uebertreibungen erhoben, und das Volk, das ehedem Feste zu Ehren der Pflugochsen, Tempel zu Ehren des Sterkutus (des Mistgottes) stiftete, entfernte sich immer mehr von der Quelle der Wohlfahrt.

Um sich einen richtigen Begriff von dem Akerbaue der Römer zu machen, darf man nur die Werke des Cato, Plinius, Columella, Virgils u. a. lesen, sie berühren jeden kleinen Umstand und verbürgen die Wahrheit des Folgenden.

Die Erde wurde mit dem Pfluge bearbeitet, welchen Virgil beschreibt, und der noch jezt in den mittäglichen Provinzen Frankreichs im Gebrauche ist, er wurde von Ochsen, nicht von Pferden, gezogen. Die Römer lernten in den lezten Zeiten der Republik von den Galliern, diesseit der Alpen, den Gebrauch des Räderpflugs. Ein Jahr wurde die Erde besäet, das andere ließ man sie brach liegen. — Sie benüzten den Mergel nicht, obgleich dessen Gebrauch bei den Galliern und Britten allgemein war, aber ihre Industrie in Bereitung anderer Düngarten war aufs Höchste getrieben. Der Schlamm aus Roms Kanälen wurde einmal um 600,000 Thaler verkauft. Ihre Ställe, Höfe und Taubenschläge lieferten ihnen viel Dünger, so auch die Vogelhäuser, in welchen Rebhühner, Drosseln und andere Gattungen Geflügel aufgezogen wurden. Reichte der Mist nicht hin, so säete man Hülsenfrüchte, und selbst Roggen, und pflügte sie in der Büte um. Man verbrannte die Stoppeln und machte Pferchpläze für alle Vieh-Arten.

Alle grasartigen Pflanzen, welche Körner trugen, deren Mehl zum Brode tauglich war, hiessen frumentum. Sie säeten immer viel Gerste, Sommer- und Wintergerste. Far folgte auf die Gerste. Dieses Korn wurde von den Römern dem übrigen Getreide vorgezogen, sogar dem Weizen; es gab nach Columella vier Gattungen davon. Plinius sagt, das Far troze der Strenge des Winters, und komme in kreidigem und feuch-

ten Boden, in trokenen und warmen Gegenden, gut fort, daher er es auch mit dem Beiworte hart bezeichnet. Man kennt jezt diese grasartige Pflanze nicht mehr, vielleicht war es eine Varietät der Gerste, die durch den Mangel der Kultur wieder entartete. Die Römer bauten eigentlich drei Gattungen Getreide: 1) unsern gewöhnlichen Weizen, oder rothes Getreide, rubor, oder schweres Getreide genannt; 2) siligo oder weißes Getreide und 3) tremas oder triticum trimestre, welches wir Sommergetreide nennen. Spelt oder Zea wurde bei Verona und in Campanien, so auch Hirse, viel gebaut. Man zählte vier Gattungen panicum (vielleicht Buchweizen, Heidekorn): rothen, weißen, schwarzen und purpurfarbnen. Zur Zeit des Julius Cäsar war nur Hirse und panicum bekannt. Der Roggen wurde wenig geachtet, man mischte das Mehl unter das Farmehl. Hülsenfrüchte, legumen, waren die Bohnen, Linsen, alle Gattungen Erbsen, Kicher, Wike, Wolfsbohne, die leztere wurde häufig gebauet, und diente Menschen und Vieh zur Nahrung; die Korsen kultiviren sie jezt fast allein noch als Nahrungszweig, sie mischen das Mehl davon mit starkem riechenden Olivenöl, und lassen es darin — auch wohl manchmal in bloßem Wasser kochen. Rüben und Rettige waren bei den Römern sehr beliebt, und Columella sagt, daß der Kohl von den Königen und dem Volke sehr geachtet war. Die Römer bedurften viel Wiesen, weil sie viel Vieh aufzogen; sie hatten auch künstliche Wiesen, säeten Roggen und Wolfsbohnen zum grünen Futter; man säete den sogenannten farrago, Mengefutter von Gerste, Bohnen, Erbsen, Linsen u. s. w. Luzerne war ein Hauptgegenstand ihrer künstlichen Wiesen, Bokshorn wurde mit Sorgfalt gebaut, vielleicht auch Schnekenklee.

Die Weinberge waren für die Römer eine große Quelle der Reichthümer, sie haben wahrscheinlich zu ihrer Zeit den Weinbau auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht, doch scheinen sie mehr auf die Menge, als auf die Güte des Weins hingearbeitet zu haben, denn Columella und Varro sagen, daß ein Morgen von hohen Weinbergen in gesegneten Jahren bei 15 culeos (also 30 Ohm à 300 franz. Maß) erzeugte. Man ließ entweder den Weinstok auf der Erde fortkriechen, oder zog ihn an Pfählen und Gitterwerk oder an Ulmen, Pappeln und Aeschen; diese leztere Art war sehr geschäzt, man kann aber daraus auf die geringe Güte schließen.

Der Oelbaum wurde ebenfalls gezogen, Columella nennt zehn verschiedene Sorten, und Plinius erzählt, daß zur Zeit des ältern Tarquinius der Oelbaum in Italien noch nicht bekannt gewesen sey. Die Römer verführten das Olivenöl in alle Provinzen ihres Reichs, und dieses Oel wurde für das köstlichste gehalten. Heut zu Tage hat fast jedes wälsche Oel einen scharfen, stinkenden und widrigen Geschmak. S.

Die Jahreszeiten des Herzens.

Wenn man bedenkt, wie der Mensch als Mensch durch sein Herz sich selbst und Andere beglüken, oder auch elend machen kann, so möchte man wohl so viel Arten von Herzen annehmen, als es Jahreszeiten gibt.

1) Dem Frühlingsherzen ist der Wille und die Macht verliehen, sich selbst und Andere zu beglüken durch den ewig reinen und lieblich warmen Himmel seiner edeln und wohlwollenden Gesinnungen, seiner schönen Empfindungen und gemäßigten Leidendenschaften. Die zarten Blüten seines hellen Frohsinns bekränzen das Heiligthum der Pflicht in festlicher Freundlichkeit. Sanftmuth und Liebe sind seine Schuzengel.

2) Das Sommerherz hegt in seinem Innern jene heftige Glut, welche die milden Lebens-Blüten versenkt, und nur den sehr aromatischen Freuden und Genüßen üppiges Gedeihen gewährt, dabei aber von Begierden und Leiden wie von den wüthendsten Ungewittern durchtobt und zerstört wird. Es verzehrt sich selbst, und was ihm nahe steht, und die Ruhe bleibt ihm ein fremder Pilger, dem es spottend nach dem heiligen Grabe ziehen heißt.

3) Unter den Herbstherzen unterscheidet man zweierlei Arten: solche, die den Frühherbst, und andere, die den Spätherbst in sich tragen; die

erstern sind zwar von etwas kühler Natur, und, in einen leichten Nebel eingehüllt, schwer zu durchschauen, dabei aber rein und reich an Empfindungen, welche sie jedoch immer zu beherrschen wissen. Sie haben sich bei ihrer friedlichen Stille ganz in ihrer Gewalt, sind nicht zurükstossend, aber auch nicht anziehend, nicht sanftbescheiden, aber eben so wenig hochmüthig anmassend, und öffnen sich nur in dem reifenden Strahl, welchen vorhergegangene Verstandesprüfung auf sie herabsendet. Einmal redlich gewonnen, bleiben sie dem Schäzbaren ein unverlierbarer Schaz. Die Spätherbstherzen haben zwar keinen elektrischen Stoff in sich, keinen Gewitterhimmel mit Donnerkeilen; sie sind aber immerfort mit trübem Gewölk umzogen. Schneidend-naßkalter Frost weht uns aus ihnen unfreundlich entgegen, und sie überschwemmen ihre Umgebung mit den Hagelstürmen des Unmuths, der Lieblosigkeit und des Hohns.

4) Die Winterherzen endlich sind nur täuschende Scheinbilder und betrügliche Surrogate wirklicher Herzen. Sie haben sich an den berechnenden Verstand verkauft, sind hell, wie der hellste Wintertag, aber auch ganz erstarrt im kältesten Dezemberfrost eines Egoismus, der für das Wohl und Weh des nächsten so wenig Empfänglichkeit hat, als ein Stein für Musik. *)

Manchmal trifft es sich, daß die herrschende Jahreszeit des Herzens dicht an die Grenze einer andern stößt, von welcher sie denn, nach Beschaffenheit der leztern, bald gemildert, bald verschlimmert wird. Leider geschieht es sogar, daß Frühlingsherzen durch eine Reihe bitterer Erfahrungen endlich in Winterherzen verwandelt werden!

---

*) Dezemberzen sind zum Sprichwort geworden; mehr als je waren sie in dem eben durchlebten eisernen Zeitalter an der Tagesordnung, oder hatten sich zu offenbaren vielfache Gelegenheit. Da gaben sich öfters ohne Scheu zu erkennen Menschen von verderbten Herzen; so wie die Menge der Herzlosen. — Die Egypter behaupten, das Herz des Menschen nehme eine zeitlang zu, und dann nehme es wieder eine zeitlang ab. Moralisch genommen ist das leider einiger Massen wahr.

Mittel, um sich bei umgestürzten Wasserfahrzeugen vor Ertrinken zu retten.

Wenn mehrere Personen in einem Kahn auf dem Wasser fahren, vom Sturm ergriffen werden, und das Fahrzeug umgeworfen würde, so können sie sich retten, sobald Jeder sich mit nachstehender Kenntniß vertraut macht: — denn ein Kahn, von Fichten- oder Tannen-Holz gebaut, ganz mit Wasser angefüllt, kann nicht untergehen. Beweis: 1 Cubic-Fuß Wasser ist schwer 64 Pfund, 1 Cubic-Fuß Fichten-Holz 32 Pfund. Wenn ein Kahn aus 20 Cubic-Fuß bestände, so würde das ganze Fahrzeug 640 Pfund schwer seyn, und von 6 Menschen auf den Schultern getragen werden können, mithin nur ein kleines Fahrzeug seyn, welches circa 10 Fuß lang, 3 Fuß breit und 2 Fuß hoch wäre; jedoch bis zum Niederdrüken unter den Wasserspiegel 3840 Pfund Last erfordert. Angenommen nun, es befänden sich 9 Personen in dem Gefäß, jede Person soll 160 Pfd. schwer seyn, mithin würde ihr gesammtes Gewicht 1440 Pfd. betragen, verbleibt noch ein tragbarer Ueberschuß von 2400 Pfd. Nun aber wäre das Gefäß durch irgend einen Unglüksfall umgeworfen und die Personen in's Wasser gestürzt; wenige davon wissen es, daß der leere Kahn nicht bis auf den Grund sinken kann, sie wollen, ohne schwimmen zu können, sich dennoch durch Schwimmen retten, und ertrinken. Ob nun dasselbe Fahrzeug, womit die 9 Personen umgeworfen worden, auch alle 9 retten kann? wollen wir prüfen. Das ganze Fahrzeug war an Holzmasse 640 Pfund schwer. Würde das Holz in's Wasser geworfen, wird es, durch seine eigene Schwere niedergedrükt, circa 320 Pfd. verlieren, aber die andere Hälfte über dem Wasser (wie an den Floßhölzern sichtbar) hervortreten, und noch eine Last von 320 Pfd. tragen können. Wenn nun alle 9 Personen sich an das Fahrzeug anhängen, und Jeder sich nur mit Kopf und Hals bestrebte, über dem Wasser zu schweben, so rechnet man nur 18 Pfd. Hebung zu bedürfen, — wir wollen aber für einen Jeden 25 Pfd. rechnen; sodann hängen an dem Kahn 225 Pfd., verbleiben noch 95

Pfd. mehr Hebung, als sie bedürfen. Es scheint dem Menschen so natürlich zu seyn bei jeder Schwankung, sich so lange zu balanciren, bis auf irgend einer Seite ein Uebergewicht erfolgt, und Alle nach einer Seite herausgeworfen werden, wodurch es sich wohl zutragen könnte, daß der ganze Kahn umgekehrt würde; woran sollen sie sich nun festhalten? zumal wenn alle Personen auf einer Seite des Gefässes im Wasser liegen. Es wird anzunehmen seyn, daß jeder vorsichtige Mann, wenn er sich auf eine Wasserfahrt begibt, sich auch auf Unglüksfälle vorbereitet; sodann wäre für lezteren Fall weiter nichts zu fordern, als an jeder Spize des Fahrzeugs eine Kette oder ein Seil von nur 5 Fuß Länge zu befestigen; dieses Seil soll nur bis zur Mitte des Fahrzeugs reichen, damit die eine Personen-Hälfte genöthigt wird, an einer, und die andere Hälfte an der andern Spize des Kahns sich anzuhängen, dadurch wird die Last gleichmäßig vertheilt, und sie werden Alle nicht im Stande seyn, den Kahn in seiner Holzmasse ganz niederzudrüken, weil ihre persönliche spezifische Schwere vom Wasser gehoben wird.

Nesselzwirn.

Die Art Zwirn, welche man seit 1751 in Leipzig unter dem Namen: Nesselzwirn, verfertiget hat, und zu vielerlei Frauenzimmerarbeiten verbraucht, wird von der Pflanze, die man urtica urens maxima, die große Nessel, nennt, gemacht. Die Pflanze wird eingesammelt, wenn sie noch grün ist, jedoch zu der Zeit, wenn ihre Blätter schon verwelkt sind. Man läßt sie troknen und darauf dergestalt zerquetschen, daß das Holz aus der Mitte der Rinde herausgeht. Diese Rinde ist eine Art von grünem Werg, welches man als Flachs zubereiten kann, das sich spinnen läßt und einen dunkelgrünen, sehr ebenen und dünnen Faden gibt, der beinahe einem wollenen gleichkömmt. Wenn dieser Faden gekocht wird, so gibt er einen grünlichten Saft; allein er wird hernach weit weisser, glatter und fester. Die Versuche, welche man damit angestellt hat, Zeuge daraus zu verfertigen, sind sehr gut ausgefallen. Da diese Nessel in vielen Gegenden als ein Unkraut sehr häufig wächst, so könnte dieses ein Nahrungsgeschäft für viele Menschen abgeben, die so öfter über Mangel an Verdienst klagen.

Verschiedene Hausmittel.

1. Man lasse den jungen Gänsen täglich eine Mahlzeit von gestampften Disteln, Träbern und ein wenig Gerstenschrot zurecht machen und in besondern Trögen vorsezen, daß sie, wenn sie von der Weide kommen, diese Mahlzeit vorfinden. Wochentlich drei bis vier Mal streue man auf dieß Futter die vom Rauchtabak gesammelte Asche oben auf. Hiermit fahre man fort bis zur Ernte, wiewohl dann etwas seltener. Dieses Mittel ist von der besten Wirkung.

2. Daß die Fliegen die Pferde in Ruhe lassen, siede man schwarzen Kümmel in Oel und beschmiere die Pferde damit; der Geruch davon hält die Fliegen ab.

3. Um die Gärten vom Ungeziefer frei zu erhalten, fange man einige Kibize, ziehe ihnen die Schwungfedern aus, daß sie nicht hoch fliegen können, und lasse sie im Garten umherlaufen, sie werden vom Morgen bis Abend arbeiten, die Raupen, Ameisen, Schneken, Frösche und dergleichen wegzuschaffen, auch wohl die Maulwürfe und Mäuse beunruhigen. Den Blumen und Garten-Gewächsen thun sie keinen Schaden.

4. Um die Maulwürfe zu vertilgen, koche man abgeschälte welsche Nüsse 1 bis 1½ Stunde lang mit einer guten handvoll Schierlingskraut in Wasser, und steke in jeden Maulwurfshaufen einen solchen Nußkern. Die Maulwürfe fressen diese Lekerbissen begierig und sterben bald davon. Es versteht sich, daß man gehörige Vorsicht dabei anwende.

5. Gegen die Hamster ist es ein untrügliches Mittel, wenn man Turnipsrüben in Würfel schneidet, sie mit Arsenik kocht und in die Löcher wirft, welche man sodann zutritt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Moral, Erfahrung und Wahrheit.
(Im Fabel-Gewande.)

16. **Ebne dem Guten den Weg. — Die Erdscholle und die Egge.**

„Warum zerdrükst du mich denn?" frug eine Scholle von Erde
Eine Egg' auf dem Feld; — diese versezte hierauf:
„Weil sich gebührt, daß der Weg dem Edlen geebnet werde,
Sonst von dem Bösen gehemmt, — kömmt ja das Gute nicht auf."

17. **Manche fühlen kaum ihr Glük. — Die Brille.**

Brigitte sucht' einst ihre Brill' im Grase;
„Frau," sprach die Magd, — „ihr habt sie auf der Nase."
So suchen wir auch oft des Glükes Gaben,
Wenn wir sie haben.

18. **Culminationspunkt. — Der Baum im Herbstschmuke.**

Ein Baum im Herbstschmuk rühmt sein buntes Farbenspiel.
Der Nachbar ruft ihm warnend zu: „Sey nicht verwegen!
Der Glanzpunkt ist des Lebens und der Schönheit Ziel!
Mit seinem Licht gehst du der Grabesnacht entgegen."

19. **Stelle Alles aus rechte Ort. — Das Blümchen im Wege.**

(Der Gärtner zum Blümchen.)
Schönes Blümchen, hier im Pfade
Wirst zertreten ohne Gnade,
Trag in's Blumenbeet dich fort,
Viel hängt ab vom **rechten Ort.**

20. **Wohlthätigkeit. — Die Pappel und die Linde.**

„Thor!" sprach die Pappel zum Lindenbaum: „breite
Doch nicht die Zweig' in die Tiefe und Weite;
Heb dich empor!" — „Laß die Zweige mich biegen;
And're erquiken, ist auch ein Vergnügen."

21. **Nichtsthuende Schreier. — Der Haushund und die Bruthenne.**

„Faule," schimpft ein Hund eine brütende Henne;"
„Sizest, indeß ich stets bellend im Hof herum renne;"
Drauf die Henne: „Viel Schreien macht es nicht aus;
Während du nichts thust und bellst, bring' ich Hühner in's Haus."

22. **Schönheit und Nüzlichkeit. — Die Birke und die Axt.**

„Warum treffen denn mich, du böse Axt, deine Streiche,
Und der Zweischgenbaum dort, der alte Krüpel, bleibt stehen?"
Also klagt' eine Birke. Die Axt ließ die Antwort ergeh'n:
„Weil es billig ist, Freund, daß das Schöne dem Nüzlichen weiche."

23. **Hinscheiden des Guten. — Schwanen-Gesang.**

Es tönte Gesang vom Teiche heran;
„Sind dieses — frug ich, — Töne der Freuden?"
„Singend sterb ich," erwidert ein Schwan;
„Der Gute geht froh aus dem Thale der Leiden."

24. **Unterstüze das Talent. — Der Apfel.**

Ein Apfel stand in Schatten, reifte nicht;
Der Gärtner zürnte drob. — „Stell' mich in Sonnenschein,"
Der Apfel sprach, „wirst du dich meiner freun!"
Soll das Talent gedeih'n, so stell's in's rechte Licht!

25. **Lehren und Handeln. — Die Maus.**

Die Maus verwies das Naschen jungen Mäusen;
Doch bald sah man sie selbst zum Speke wandeln,
Und tödtlich traf sie dort der Falle Eisen.
Viel Lehrer lehren klüger, als sie handeln.

26. **Guter Herr und schlechte Diener. — Der Löwe und die Wölfe.**

Um eine Ziege stritten voll Uebermuth
Zwei Wölfe, Diener des Löwen; — der ging vorbei,
Sah es, und machte die Ziege frei. —
Grausam sind oft nur die Knechte, der Herr ist gut.

27. **Rede nicht vorschnell. — Die beiden Krämer.**

Ein Krämer gab die Waaren nach dem Gesicht,
Gab bald zu viel, bald zu wenig deßwegen;
Ein Anderer wog sie und fehlte nicht! —
So sollte man auch seine Worte wägen.

28. **Klugheit des Dummen. — Der Affe.**

Im Doktorhut wollt' ein Affe sich zeigen;
Er saß gravitätisch, das Haupt gesenkt.
„Seht, — rief man, — den Philosophen, er denkt,"
Die einzige Klugheit des Dummen ist — Schweigen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 39. 27. September 1835.

Wie wichtig ein denkender und thätiger Oekonom für den Staat sey.

Wer den Gang, den die Akerkultur seit den lezten zwanzig Jahren genommen, mit Aufmerksamkeit beobachtet hat, der wird mit Vergnügen bemerkt haben, wie groß der Unterschied zwischen unsern und den vorigen Zeiten sey. Die Land-Güter stehen in einem noch einmal so hohen Werth wie ehemals, und dieser Werth ist nicht etwa eingebildet oder relativ, sondern wahr und absolut. Denn er hängt nicht von der Summe des Geldes ab, um welche sie gegenwärtig verkauft werden, sondern von ihrem wahren innern Gehalt.

Wenn noch jezt die Güter ihre ehemalige produktive Beschaffenheit hätten, wenn der Boden noch jezt so arm an Kräften, wie ehemals und gleichwohl der Geldpreis so ungeheuer gestiegen wäre, dann würde der Staat im Ganzen, wie der Gutsbesizer im Einzelnen, um desto ärmer geworden seyn. Nicht die Menge des Geldes macht den Staat und seine Bewohner reich, sondern die größere Menge der Produkte, die erzeugt werden.

Es ist eine unsichere Angabe, wenn man ein Landgut an Geld schäzt und sagt: es sey 20, 30 und mehrere tausend Reichsthaler werth. Richtiger würde man den Werth desselben bestimmen, wenn man sagte: es trägt so und so viel Getreide, gibt so und so viel Fuder Heu, in der Regel nemlich, und hat so und so viel Holzung. Hieraus ergibt sich, daß der wahre Werth des Akers noch immer vermehrt werden könne, je nachdem der Ertrag desselben vermehrt wird. Freilich ist hierin bisher schon Vieles gethan, aber Vieles kann noch gethan werden, und unsere Nachkommen, wenn sie auf dem betretenen Wege fortgehen werden, werden sich einst wundern, daß wir gegen sie so weit zurük stehen, wie wir dasselbe in Ansehung unserer Vorfahren thun.

Mecklenburg hat seit den beiden lezten Decennien große Fortschritte in der Akerkultur gemacht und dadurch die Wunden wieder geheilt, die der siebenjährige Krieg ihm geschlagen hatte. Auf allen Landgütern sieht man gegenwärtig eine bessere Einrichtung. Unsere Felder werden durch aufmerksame und fleißige Wirthe beständig verbessert; unsere Heuwerbungen sind und werden noch immer ergiebiger; unsere Schäfereien werden durch spanische Racen veredelt, und unsere Obstkultur ist wenigstens nicht in Abnahme, wenn es gleich nicht zu läugnen ist, daß besonders dieser Zweig der Erzeugnisse noch einer großen Verbesserung bedarf.

Gleichwohl wiederhole ich es, daß wir bei allen Fortschritten in der Oekonomie noch bei Weitem nicht den erreichbaren Standpunkt erreicht haben, und daß noch manche sowohl Lieblingsideen als Vorurtheile die Hindernisse sind, wodurch der fortschreitende Gang der Verbesserung aufgehalten wird. Zu den erstern rechne ich die seit einiger Zeit eingerissene Neigung, die Landgüter auf alle mögliche Art zu vergrößern. Unsere Gutsbesizer finden zum Theil etwas Besonderes darin, mehrere an einander grenzende Güter in ein Einziges zusammenzuschmelzen. Bauern und selbst ganze Bauerndörfer sind und werden allenthalben gelegt, und entweder zum Hauptgut gezogen, oder auch wohl eigene Güter daraus gemacht. Die Befriedigung dieser Neigung ist auffallend nachtheilig für den Staat sowohl, als für die Akerkultur. Denn sie entzieht dem erstern eine Menge von Menschen, deren schlafender Genius durch das

anziehende Interesse seit lange schon für alle Arten ökonomischer Verbesserung gewekt ist, und wirft sie in die Klasse der Tagelöhner wieder zurük, und der leztern schadet sie auf mancherlei Weise. Ihr ist es besonders auch zuzuschreiben, daß die Ländereien der Geistlichen größtentheils ein Opfer des Interesse geworden, und eine Menge von Familien in Armuth und Noth gestürzt wird. Denn man hat die meisten Pfarrländereien durch sogenannte Erbpachtkontrakte an sich gezogen und sie den Gütern inkorporirt, um diese dadurch zu vergrößern. Dadurch sind gerade Diejenigen, von denen im Fache der Oekonomie von jeher die meisten Verbesserungen ausgegangen sind, die als denkende Männer sich am Besten zu Versuchen und zu richtigen Resultaten derselben qualifiziren, und denen das Bedürfniß immer ein Sporn zu den nüzlichsten Verbesserungen geblieben seyn würde, die Prediger, gewaltsam aus der Sphäre gerissen, in welcher sie dem Staate auch noch neben ihrem Hauptgeschäfte auf mannigfaltige Art hätten nüzlich werden können. Man hat freilich, indem man die Unkunde und die Umstände benüzte, seine Neigung befriedigt und den Flächen-Inhalt seiner Güter um viele tausend Quadratruthen vergrößert, aber man hat auch dem Staate damit so augenscheinlich geschadet, daß nicht allein allenthalben die lautesten Klagen erschallen, sondern daß sich auch die Geistlichen durch Armuth und Noth in die Nothwendigkeit gedrängt sehen, ihre Pfarrländereien zu reklamiren, damit sie nicht endlich gar das traurige Schauspiel von Bettlern geben, die vor den Thüren Anderer ihr Brod suchen. So gewiß inzwischen der Zeitpunkt kommen muß und wird, wo alle diese sogenannten Pfarr-Erbpachtkontrakte in ihr wahres Nichts aufgelöst sind, so sehr ist es nur zu bedauern, daß man selbst bei Millionären nicht die zu erwartende Bereitwilligkeit antrifft, der lauten Stimme der Billigkeit zu folgen, und die zu Grunde gerichteten Pfarren in ihre natürlichen Rechte wieder einzusezen, sondern erst durch schikanöse Prozesse Alles versucht, was nur immer abzuschreken oder zu ermüden vermögend ist. Ich werde hiervon vielleicht ein auffallendes Beispiel an einer Pfarre aufstellen können, deren beträchtliche Ländereien durch einen solchen Erbpachtskontrakt mit einem der größten Güter im Lande verbunden sind, und deren Inhaber, weil es ihm wegen der unbedeutendsten Pacht zu subsistiren, durchaus unmöglich war, in die Nothwendigkeit geworfen ist, den Faden eines Rechtsschritts aufzunehmen. Die Welt wird sich freilich wundern, aber wenn es die Pflicht der Wahrheit ist, edlen Männern ein Denkmal der Verehrung zu sezen, so ist es nicht weniger ihre Pflicht, für die Ungerechtigkeit und den Eigennuz eine Säule aufzurichten, die das reine Gepräge ihres Daseyns trägt. Doch ich kehre jezt wieder zu meinen Betrachtungen zurük.

Wir haben mehrere Güter, deren Superfizialinhalt so groß ist, daß drei und mehrere Güter daraus gemacht werden könnten, deren jedes immer noch groß genug seyn würde. Wenn diese Idee einmal durch die bessere verdrängt seyn und man aus einem großen Hofe mehrere kleine errichten wird, dann werden unfehlbar die Produkte noch um ein Beträchtliches vermehrt werden.

Zu den Leztern, den Vorurtheilen aber rechne ich die Einrichtung unserer Bauerfelder. Man hat freilich einen großen Theil unserer Bauern, die ehemals zu Hofe dienen mußten, auf Pacht gesezt, und ihre Felder in Schläge gelegt; allein bei dieser bessern Einrichtung ist immer noch eine gewisse Communionwirthschaft vorhanden, und wo diese ist, da leidet die Akerkultur noch fortdauernd. Ueberall würde es gewisser Lokalhindernisse wegen wohl nicht einzuführen seyn, wie in vielen westphälischen Gegenden, die Bauerhöfe von einander abzusondern, und aus jedem ein eigenes Gehöft zu machen, das in der Mitte seiner Grundstüke läge; aber mit vielen Bauerdörfern würde gewiß diese Einrichtung getroffen werden können, und ich bin überzeugt, daß für den Staat sowohl, als für den Bauer selbst daraus ein sehr großer Gewinn erwachsen würde. Dann würde so mancher Aker, der schlechte nemlich, wirklich verbessert werden, und der aus Mangel an Dünger vernachlässigte, die in ihm liegende Kraft zeigen können, und Getreide, Vieh und Obst würden den Reichthum des Landmanns vermehren.

Wie viel aus einem Landgute werden könne, wenn der Besizer desselben ein denkender, vorurtheilsfreier und thätiger Wirth ist, das kann ich mit einem sehr auffallenden Beispiele beweisen.

Vor etwa vier und zwanzig Jahren war ich ein Hausgenosse auf einem Gute von mittler Größe, das zum Theil guten, zum Theil aber auch nur leichten Boden hattte. Der damalige Besizer desselben war ein recht guter Mann, der sich aber um seine Feldwirthschaft nicht sonderlich bekümmerte, sondern diese fast ganz einem Schreiber überließ, der seine Wirthschaft mechanisch gelernt hatte, und mechanisch trieb. Nach damaliger Art bestellte er das Feld sehr gut, und der Aker trug reichlich. Er versicherte mir mehrmals, daß er den jährlichen Ertrag auf 16 bis 1800 Rthlr. brächte. Indessen stand dieser Ertrag doch nicht mit den Bedürfnissen des Besizers im Verhältniß, und dieser mußte den Entschluß fassen, das Gut zu verkaufen. Meine Neugierde trieb mich an, zu erforschen, wie hoch man wohl mit seiner Forderung gehen werde? und da erfuhr ich denn, daß man ungefähr auf 34,000 Rthlr. rechnete. Freichlich mußte dieser Preis festgesezt werden, wenn man mit den aufkommenden Zinsen des Kapitals auf den jährlichen Ertrag kommen wollte. Allein der wirkliche Verkauf des Guts fiel noch weit vortheilhafter aus. Ein gewisser Pachter, der sich durch günstige Umstände vor einigen Jahren ein kleines Gut gekauft und solches mit beträchtlichem Gewinn wieder abgestanden hatte, hatte als ein erfahrner Oekonom entdekt, daß hier manche Verbesserung zu machen und daß bei einer andern Eintheilung des Feldes der jährliche Ertrag ansehnlich vermehrt werden könne. Er erstand es daher um 39 oder — das lasse ich ungesagt — 40,000 Rthlr. und fing sogleich an, seine Verbesserungsplane auszuführen. An der entlegensten Grenze ließ er eine Meierei erbauen, theilte das Feld anders ein, errichtete eine der Größe der Weide angemessene Holländerei und verbesserte überall, wo er konnte. Nach einigen Jahren sah sich das Gut nicht mehr gleich. Jeder, der es sah, lobte die neue verbesserte Einrichtung, und glaubte, der neue Besizer habe Alles daraus gemacht, was daraus gemacht werden könne. Gleichwohl hatte er noch bei Weitem nicht das non plus ultra daraus gemacht. Nach einigen Jahren verkaufte er es wieder mit großem Gewinn an den gegenwärtigen Besizer und dieser zeigte nun erst, was ein denkender und thätiger Oekonom zu thun im Stande sey. Kaum war er einige Jahre Besizer gewesen, so gewann Alles wieder eine ganz andere Gestalt. Er richtete auf Alles seine Aufmerksamkeit, sah überall mit eigenen Augen, benüzte jede Gelegenheit, die ihm die Natur gab, machte Gebrauch von den neuen Entdekungen in der Landwirthschaft, wo es sich thun ließ, ließ Gräben ziehen, wo keine gewesen und wo sie doch nöthig waren, um die überflüßige Nässe abzuleiten, machte Versuche mit englischen Kornarten und neuen Futterkräutern, verbesserte auf alle ihm mögliche Art den Boden, scheute keine Kosten und brachte es dahin, daß aus einem mittelmäßigen ein angenehmer Rittersiz geworden ist, der seinen Mann reichlich nährt, und nicht nur die aufgewendeten Summen gut verzinset, sondern auch seine Mühe durch den Anblik seiner eigenen Schöpfung bezahlt. Wenn ich sage, daß der Werth dieses Guts bis zu 100,000 Rthlr. und darüber gestiegen, so habe ich damit den wahren Werth desselben immer noch nicht angegeben. Aber wenn ich versichere, daß der vorige Besizer bei allem Rufe seiner ökonomischen Einsichten und Verbesserungen nur auf fünfzig Last Getreide gekommen, der jezige aber in der Regel schon jährlich zwischen neunzig und hundert Last rechnen darf, so wird man begreifen, wie groß der Abstand zwischen jezt und jemals, und welches gegenwärtig der wahre Werth dieses Gutes sey. Aber freilich muß es auch der Mann darnach seyn, wenn er den Namen eines Oekonomen verdienen und sich selbst sowohl, als dem Staate nüzlich werden will. Er muß bei seinen Verbesserungen zuvor Alles sorgfältig überlegen, muß die Hindernisse, die sich ihm in den Weg werfen, muthig wegräumen, muß sich durch eine einmalige Fehlschlagung gemachter Versuche nicht irre machen lassen, sondern ruhig seinen Gang fortgehen und die Entscheidung von der Zukunft erwarten. Ein solcher Mann

ist der Besizer von Gorschendorf, Kammerherr von Wickede und Curator des minderjährigen Grafen von Hahn, Enkels des durch seinen Reichthum sowohl, als durch seine Gelehrsamkeit berühmten weiland Erbmarschalls, Grafen von Hahn, und mit Recht verdient sein Name in der Bürger- und Bauernzeitung aufbewahrt zu werden.

W ü s t n e g.

Etwas auf die Reise.

Den Reisenden über Land geschieht es gemeiniglich, daß sie etwas, zuweilen das Nothwendigste mitzunehmen vergessen haben. Mir ist herzlich leid; ich kann auch nicht davor, wenn man auch sogar den Verstand zu Hause gelassen hätte. — Unterdessen habe ich auf den Nothfall, wenn einer auf der Reise etwa seine Gedanken verlieren, oder sperre trokene Luft in den Wagen kommen sollte, hier etwas Weniges in ein kleines Magazin gepaket, so ich Ihnen, meine allerliebste Herren! in Form einer Feldapotheke mit auf die Reise geben will. Ich sage es aber lieber gleich, es ist Alles untereinander. Nehmet, was Ihr braucht, es gehört Alles Euch. — Ihr wißt schon, daß man auf krummen und schlechten Reisen nicht immer in gerader Linie so ordentlich zufahren kann, und jezuweilen einen Stoß geduldig aushalten muß.

S e n t e n z e. Der Geist, der zu zärtlich für seinen Körper sorgt, macht sich selbst sein Gefängniß unerträglich.

Die Ordnung, die Mäßigkeit und eine anständige Leibesbewegung sind die beste Apotheke für die Gesundheit. Einige wollen unter dem leztern die Arbeit verstehen: aber nein! sagte ein Müssiggänger, ich sitze ja nicht. —

Der Freund, der uns unsere Fehler verhüllet, macht sich weniger um uns verdient, als der Feind, der uns dieselben vorwirft.

Auf der Welt ist nichts Furchsameres, als ein böses Gewissen.

In der b ö s e n W e l t hat man dagegen ein Hausmittel erfunden, nemlich den Unglauben und Alles für erlaubt zu halten.

Die beste Form eines Staats ist, wo das Vermögen gleich ausgetheilt wird; denn damit werden die Armen befriediget, und die Reichen in Schranken gehalten.

Die Glükseligkeit des Leibs besteht in der Gesundheit, und die des Geistes in dem Besize der Wissenschaften.

Die drei schwersten Dinge sind: Geheimnisse verschweigen; Beleidigungen vergessen; und die müssigen Stunden wohl anwenden.

Die Fröhlichkeit ist der Balsam für das Alter, deßhalben, wer jung im Alter seyn will, der sey alt in der Jugend. —

Das Gold prüft man durchs Feuer, die Frau durch Geschenke, und den Mann durch die Frau.

Vergebung ist besser als Reu: und die Hälfte ist besser als das Ganze; denn wer das Ganze besizt, verliert das Verlangen, welches der Maßstab des Vergnügens ist.

Eine gute Kinderzucht ist das beste hinterlegte Heirathsgut. Aus dem Sohne lernt man den Vater, und aus der Tochter die Mutter kennen.

In China werden die Eltern wegen der Fehler ihrer Kinder von der Obrigkeit gestraft: bei uns aber die Eltern von den Kindern.

Drei Dinge sollte man den Kindern vorzüglich lernen: die Gottesfurcht, die Klugheit und die Ordnung.

Wer Freude an den Kindern erleben will, der gib ihnen eine gute Erziehung.

Wer seine Kinder glüklich versorgen will, der gewöhne sie zeitlich zur Arbeit, zur Mäßigkeit und zur Tugend.

Wenn die Eltern die Strafruthe nicht gegen die Kinder brauchen, so brauchens nachmal diese gegen jene. —

Der Reichthum besteht nicht in dem Besize der Güter: sondern in dem wohlthätigen Gebrauche derselben.

Die Wohlthaten sind Siegsreihen, die man sich im Herzen des Nebenmenschen errichtet.

Die Staaten sind ihrem Untergange nahe, wenn die Belohnung der Verdienste nicht dem verdienten Mann zu Theil wird.

Eine gute Regirung, sagt Antisthenes, muß 3 Haupteigenschaften haben: nemlich eine prompte

Justiz, die Sorgfalt für den Eifer, für Ordnung und Sicherheit.

Ein Haus, worin die Tugend erfriert, und das Laster sich wärmt, ist gleich einem Kalender, der nur auf ein Jahr dauert.

In einem Lande, wo man die Wahrheit kränkt, die kleinen Diebe hängt, und die großen beschenkt: da wird es immer närrisch zugehen.

Die allerbeste Münze ist ein gutes Gewissen: denn sie ist in allen Handlungen gib und gäb.

Es ist eine grosirrige Meinung, daß der Geizige seine Güter besizt: nein! sie besizen ihn — —

Ein Geiziger bekümmert sich noch in seinem Sterbebette: daß man etwa seine Grabschrift gratis lesen möchte.

Die Bösen gehorsamen ihren Leidenschaften eben so, wie die Sklaven ihren Herren.

Wer keinem guten Rath folget, der ist mit seinem Eigensinn genug bestraft.

Die Natur ist gescheider als wir, sie hat uns nur einen Mund, aber zwei Ohren gegeben.

Einer, der zu viel geschwiegen, gleicht einer Armee, die den Feind hätte schlagen können: und Einer, der zu viel geredet, einer geschlagenen.

Man muß nicht reden, daß man bewundert werde: sondern sich der Seelenkräfte so zu bemeistern wissen, daß man nicht Zeit habe, es zu bewundern.

Der Schlaf und das Alter machen uns am Besten mit dem Tode bekannt. Die Hoffaung aber ist der Traum der Wachenden, und das Lezte, was in dem Menschen stirbt.

Wer ein Freund der Wahrheit ist, der kömmt dem ehrlichen Manne am Nächsten.

Einer hat sein Gebet so eingerichtet:

Großer Gott!
Ehrlich leben, selig sterben:
Und sodann den Himmel erben.

Ein Anderer aber so:

Himmel! deine G'rechtigkeit
Find' ich nicht auf Erden:
Verläumder gnug, und böse Streich;
Was wird das Ding noch werden?
Ein Jeder thut nur, was er will:
Die Hölle ist verschwunden.
Das Laster prangt im goldnen Stoff,
Die Tugend ist geschwunden.

Der Schneider zwikt mit seiner Scheer:
Und Andre zwiken noch viel mehr;
Wann? — Himmel! wirst du heiter?
Am Besten wär's, wenn's besser wär:
Jezt weiß ich nicht mehr weiter.

* * *

Und wieder Einer antwortete diesem verzagten Schmäher so:

Mensch! mache dich verdient um Andrer Wohlergehen,
Hier zeig ihm, daß du liebreich bist,
Und mit Vergnügen eil'st, dem Nächsten beizustehen:
Denn was ist göttlicher, als seyn ein wahrer Christ? —

Von Anlegung nüzlicher Miststätten.

Mein lieber Bauer! laß dir was sagen: die Herren in der Stadt darinnen verstehen das Ding nicht. — Und du lachest so gerne, wenn die Bauern, die Haarbeutel und Degen tragen, von der Bauernarbeit daher reden: und nicht einmal wissen, wie man den Mist breiten, und dem Düngerhaufen warten muß, daß er nicht schimmelt, und nicht verbrennt. — Jezt, lieber Bauer! laß dir was sagen, wie ich es gemacht habe, und es hat gut gethan. — Ich ließ im Kühe- und Pferdestall eine Grundrinne anlegen, daß das Urinwasser vom Mist im Stall herausgeronnen ist, in eine außer dem Stall tief gegrabene Brenten, oder Poding: Diese Mistjauche führte ich auf die Wiesen im Frühling. Zur Miststätte muß eine Tiefe vorhanden seyn, oder man muß dergleichen zu erlangen suchen, damit der Mist darin übereinander seine Fäulung erhalte, doch aber auch nicht versaure; zu naß, und immer in der Schwemme soll der Mist eben nicht liegen. Daher suchen gute Hauswirthe die Nässe abzuziehen. Wenn eine Düngerstätte eingerichtet wird, daß die Mistjauche in einen Sumpf, oder Tiefe läuft, ist es das Beste; welche Grube oder Tiefe neben dem Düngerhaufen am Boden vorher wenigst einen halben Schuh tief mit Lehm ausgeschlagen und der Boden befestiget, oder darauf gepflastert werden muß, damit die Mistjauche, wenn sie vom Düngerhaufen abläuft, nicht so leicht am Boden durchseihen, sondern sich wie in einer Schwemme erhalten möge: diese Mistjauche wird alsdann vor anbrechendem Regen auf die abge-

mähten Wiesen und Aenger geführt und ausgeschüttet; dieses ist besser als etliche Futter Dünger, und man kann, wer die Zeit wohl in Acht nimmt, und fleißig ist, jede Wiese oder Anger dreimädig machen. Die vorsichtigen Hauswirthschafter begießen bei troknem Wetter die Dünger-Haufen mit dieser Dünger- oder Mistjauche, damit der obere Mist nicht von der Sonne verflüchtiget werden könne, und der untere nicht verbrenne, auch der Dünger besser faule, und die Gährung desto besser von Statten gehe. Im Gebirge, im Gericht Marquartstein und zu Traunstein in der Insel pflegt man den Düngerhaufen ein oder zwei Mal umzuschlagen, damit er nicht schimmlicht werde und die Fäulung besser von Statten gehe. Obenauf pflegt man den nassen fetten Dünger zu legen, damit seine Fruchtbarkeit durchsizen könne, auf den Boden aber legt man den troknen Mist. Die Miststätte soll wenigstens drei Schuh Tiefe in der Erde haben, und mit Lehm am Boden befestiget seyn und nebenher eine Abseihgrube, wo die Mistjauche herausrinnt zum Gebrauch auf die abgemähten Wiesen, wie oben gesagt worden, und zum Begießen des Düngerhaufen selbst bei troknem Wetter. Man muß alle Mittel anwenden, daß die Mist-Jauche nicht abfließe, oder verloren gehe: vermögliche Leute lassen die Düngergruben über dem Lehm mit Steinplatten auspflastern.

Wie man einen delikaten Herriko macht.

Man hört oft sagen: wenn man nur genug dazu hat, so kann man schon etwas Gutes auf den Tisch bringen. Diese Redensart ist aber kaum halb wahr und kann auch noch ganz anders gedeutet werden. Viel mehr Wahrheit trauen wir der Redensart zu: daß eine perfekte Köchin jeder Speise, also auch der minder kostbaren, einen Wohlgeschmak beizubringen weiß. Hierin liegt offenbar der Grund, warum dasselbe Gericht fast aus jeder Küche anders schmekt und der Wirthin Ruf gibt.

Also ist es die Zubereitung eines Gerichtes, welche ihm Das gibt, was man eigentlich mit dem Namen Wohlgeschmak bezeichnet. Ein auffallend bestätigendes Beispiel hierzu gibt der Herriko, der aus ganz gemeinen Nahrungsmitteln bereitet wird und dessen Bereitung hier gelehrt werden soll. Man wird es uns Dank wissen.

Um einen Kartoffel-Herriko zu machen, nehme man z. B. 4 Pfund rohe Kartoffeln, befreie sie von aller Schale, wasche sie rein ab. Man schneide sie in Scheibchen, doch nicht zu dünn. Nun werden 2 Pfund Schweinfleisch genommen und dieses ebenfalls in nicht sehr große Scheiben oder flache Stükchen geschnitten, gehörig gesalzen, und als Würze etwas Pfeffer und klein geschnittene Zwiebeln bereit gemacht.

Ist diese Vorbereitung geschehen, so nimmt man einen Topf, der sich mit einem Dekel verschließen läßt. Hierein bringt man nun zuerst eine Lage Kartoffelscheibchen, darauf eine Lage Fleisch-Scheibchen und so fort, bis das Gefäß bald voll ist. Zu oberst wird wieder eine Schicht Kartoffeln gelegt, so daß nun etwa ein halber Zoll bis am Dekel leerer Raum verbleibt. Ohne Wasser oder sonst noch etwas hinzu zu thun, wird nun der Dekel aufgepaßt, damit er so gut als möglich schließe. Um zu verhüten, daß kein Dampf durchdringe, wird der Dekel mit Teig verschmiert, oder man legt ein Blatt Papier unter den Dekel und bindet es um den Topfrand geschlagen an. Es wird feucht und läßt dann keinen Dampf durch.

Das so gefüllte und verwahrte Gefäß wird in einen Kessel, der mit Wasser angefüllt ist, gestellt, und zwar so, daß das Kochgefäß etwa zwei Zoll über das Wasser hervorragt. Von der Zeit an gerechnet, wo das Wasser zu kochen anfängt, dauert es ungefähr eine Stunde, wo der Herriko gar ist. Daß man das Wasser fortwährend im Sieden erhalten müsse, versteht sich von selbst. Ueberdieß schadet es nicht, wenn man das Kochen über eine Stunde hinaus dauern läßt. Denn es soll die eingesezte Masse nicht nur weich gekocht, sondern auch von den Ingredienzien durchdrungen werden, was den ausgezeichneten Wohlgeschmak alles Gedämpften erzeugt. Man thut daher wohl, wenn man nach vollendetem Kochen das Gefäß nicht sogleich öffnet.

Wenn man einen kleinern Herriko machen

will, so ist gerade nicht nöthig, daß man dazu einen Kessel heizt, sondern man nimmt dafür einen großen Topf, in den ein kleinerer paßt, der eben groß genug ist, die garzukochende Masse aufzunehmen. Dieser kleinere wird in den grössern gestellt und der Zwischenraum mit Wasser angefüllt. Dieses Wasser kommt bald ins Kochen und so wird auch der Herriko geschwinder fertig, als im Kessel.

Der fertige Herriko wird in eine Schüssel geschüttet und so aufgetragen. Schon der Geruch ladet zum Genusse ein. Wir können auf Ehre versichern, daß der Geschmak äußerst kräftig und interessant ist. Kurz, man wird sich dabei überrascht finden. Am Vorzüglichsten haben wir dieses Gericht gefunden, wenn wir Salzfleisch dazu nahmen; es schadet nicht, wenn es auch schon im Rauche gehangen hat, oder mit Holzsäure behandelt worden ist.

Es ist just nicht gerade Schweinfleisch nöthig, man kann auch Rindfleisch und Schöpsenfleisch zur Hälfte anwenden. Lezteres haben wir jedoch nicht selbst versucht. Wir glauben aber, daß Schweinfleisch, besonders das gesalzene überhaupt am Passendsten sey.

Landwirthschaftliche Notizen.

Die gewöhnliche öffentliche Ausstellung von Schaf- und Rindvieh und von Akerwerkzeugen in Prag, wurde heuer am 14. Mai, und die Generalversammlung der Mitglieder des Schafzüchter-Vereins am 15. Mai abgehalten.

Zu der Schafausstellung und Beurtheilung durch die gewählte Kommission, zum Theil aber zum Verkaufe wurden 10 Schafpartieen von folgenden Dominien gebracht.

Von Czaslalowitz, Daubrawitz, Horzowitz, Lissa, Nassaberg, Oberliebich, Rostock, Sehuschütz, Smetschna, Swigan; überhaupt 78 Stüke.

Nur von zwei Dominien wurde Rindvieh vorgeführt, das allgemein Beifall erhielt, und an dem durchaus kein Mangel an hinreichender Nahrung zu erkennen war, indem alle Stüke gut beleibt und abgerundet waren, so daß man sie füglich für Mastvieh nehmen konnte.

Die erste Partie war von Smeczna, und bestand in drei Stüken, als:

1 einjährigen Stiere,
2 vierjährigen Kalbinnen,

alle von Merzthaler Abstammung und einheimischer Züchtung.

Die zweite Partie von Rindvieh wurde vom Herrn Baron Carl von Putenany zur Ausstellung geschikt; sie bestand aus einem Stier und einer Melkkuh, die Beide von der Merzthaler Race abstammen, und in Blahotitz gezüchtet sind.

Landwirthschaftliche Maschinen.

Dießfalls wollen wir blos die nachstehenden zur Ausstellung gebrachten besonders anzeichnen:

a) Pflüge.

1. Der von Grangé in Frankreich erfundene und verfertigt von dem Prager Schlösser- und Maschinenmeister Hrn. Frenzel auf Kosten der k. k. patr. ökon. Gesellschaft.

2. Mehrere Zugmayerische Pflüge aus der Fabrik des Hrn. Frenzel, die bekanntlich kein Pflughaupt, und ein gewundenes Streichbrett haben.

3. Von Herrn Kainz wurde ein Doppelpflug aufgestellt, bei welchem an dem hinten gebogenen Pflugbaume zwei Schaaren hinter einander angebracht sind, so daß der Pflug zwei Furchen auf Einmal nimmt, welches im leichten Boden und besonders bei der Saatakerung keinen Anstand haben, und die Arbeit wesentlich fördern dürfte.

b) Anderweitige landwirthschaftliche Maschinen.

1. Die Saatharke des Herrn Kainz.

2. Mehrere Brükenwägen von verschiedener Größe aus der Fabrik des Hrn. Frenzel, worauf auch nebst andern Lasten lebendige Thiere von jeder Größe und Schwere gewogen werden können.

3. Handschrottmühlen aus derselben Fabrik.

4. Eine Säemaschine für kleine Samen, als: Klee, Rübs rc., die zugleich auch als Gypsstreu-Maschine brauchbar seyn soll, wurde von dem Dominium Knopitscht eingesendet, ohne daß der Erbauer derselben bekannt geworden wäre.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Moral, Erfahrung und Wahrheit.
(Im Fabel-Gewande.)

29. Verstellte Liebe. — Die Liebe und die Freundschaft.

Liebe ließ Amorn in's Haus nicht hinein;
Dieser fing bitterlich an zu weinen.
„Wechsle," sprach Freundschaft, „dein Kleid mit dem meinen;
„Klopfe, — man öffnet, — der Sieg ist dein."

30. Macht des Goldes. — Der Schlüssel.

Ich wünschte mir alle Mädchen hold.
Da fleht' ich, es möchten mit gnädigen Händen
Die Götter den Schlüssel der Herzen mir senden;
Es bracht' ihn Merkur mir, er war von Gold.

31. Blindheit in der Liebe. — Illusion.

„O seht nur," rief Wilhelm, „meine Helene,
Und sagt mir, ob es was Reizenders gibt?
Die Augen, — der Mund, — die Haare, — die Zähne —"
Sie war gar nicht schön, aber er war verliebt.

32. Allgemeines Gesez der Liebe. — Der Magnet und das Eisen.

Magnet. Warum folgst du mir auf meiner Bahn?
Eisen. Warum ziehst du mich denn immer an?
Stimme. Lieb' hat euch Natur in's Herz geschrieben,
Also müßt ihr lieben.

33. Schmerzende Liebe. — Die Rose und die Biene.

Ein Röslein empfing eine Bien' mit Vertrauen,
Versprach von dem Kosen sich süße Lust;
Doch bald fühlt den Stachel sie in der Brust. —
Gott Amor ist so wie die Biene, ihr Frauen!

34. Ruf der Frauen. — Die Rose und der Zephyr.

Ein Röslein ließ der Flur sein sanftes Roth beschauen;
Ein Zephyr kam und trieb sein Spiel;
Ein Blättchen nach dem andern fiel. —
So welkt von einem Hauch der gute Ruf der Frauen.

35. Beugsamkeit der Frauen. — Die Eiche und der Strauch.

Ein Eichenbaum versuchts, dem Sturm zu widerstreben;
Ein Strauch, sich beugend, gibt dem Sturme nach;
Noch steht der Strauch, die Eiche aber brach.
Euch, Frauen, mag der Strauch ein Beispiel geben.

36. Eifersucht. — Der Pudel.

Ein Pudel sieht sich in dem Spiegel,
Und kennt sich nicht, und läßt dem Grimm die Zügel,
Beißt, bellt, gebehrdet sich gar fürchterlich. —
So wüthet Eifersucht auch öfters wider sich.

37. Frauenregiment. — Aenderung.

Melint, der bravste Mann und treuste Freund,
Ist jezt der ganzen Menschheit Feind,
Ihr fragt, woher die Aendrung rührt?
Er nahm ein Weib, das ihn regiert.

38. Emporkömmlinge. — Der Schmetterling und die Raupe.

„Fort, häßliches Thier!" ein Schmetterling sprach
Zu einer Raupe, die auf einem Blatt gesessen,
Doch diese gibt ihm Antwort: — „Nur gemach!
Das heißt doch seine Abkunft schnell vergessen."

39. Gefahr der Größe. — Das Pappelblatt und das Erdbeerblatt.

Zu einem Pappelblatte, das hoch im Aether schwebte,
Und bei dem schwächsten Lüftchen furchtsam bebte,
Sprach einst ein Erdbeerblatt: „Was kann dich so erschüttern?"
Drauf jenes: „Wer hoch steht, muß immer zittern."

40. Loos der Günstlinge. — Das Seifenbläschen.

Es flog ein Seifenbläschen hin und her,
Und prahlt' mit seinen Farben sehr;
Ein Lüftchen weht', und es zerfloß.
Ihr Günstlinge! Seht euer Loos.

41. Steigen durch Andere. — Der Spielball.

Hört doch des Balles Klagen erschallen:
„Wenn ich auch steig', muß ich wieder fallen;
Darf ich denn nicht immer höher streben?" —
Allen gehts so, die durch Andre sich heben.

42. Hochmuth kommt zum Falle. — Der Hirsch.

Ein Hirsch pries sein Geweih; da tönet Hörnerschall,
Er floh, verwikelt' seinen Schmuk in ein Gesträuch,
Der Jäger kommt und tödtet ihn sogleich. —
So kömmt der Hochmuth durch sich selbst zum Fall.

43. Neid. — Der Hase und der Storch.

Bei einem Sumpfe nährt ein Hase sich vom Gras,
Drob ärgert sich ein Storch, der dort Frösche aß.
So mancher Mensch sich beim Genusse kränkt,
Daß andern Menschen auch das Glük was schenkt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 40. 4. Oktober 1835.

Ein, Jugend und Schönheit zur langen Dauer, beförderndes Mittel.

Es war ein französischer Leibarzt, der im verflossenen Jahrhunderte wegen einer mißlungenen Spekulation einen beträchtlichen Verlust an Geld erlitten hatte. Diesen Verlust wieder gut zu machen, verfiel er auf ein ergibiges Mittel, das ihm auch vollkommen glükte. Dieses Mittel bestand in einer Wasserkur. Bekanntlich liegt in dem Wasser, wie der k. Staatsrath und Leibarzt Hufeland bezeuget, und zahlreiche Thatsachen es beweisen, eine wunderbarbelebende Kraft. Die Kur war darauf berechnet, daß sie den Personen, die sich ihr unterwarfen, eine, Jugend und Schönheit verlängernde, Kraft ertheilen werde. Sie dauerte drei Wochen, und der Leibarzt ließ sich von einer Person 25 bis 33 Karolin bezahlen.

Daß der Unternehmer auf diese Weise mehr als hinreichend entschädigt ward, liegt am Tage. Denn, wer wünscht nicht jung und schön zu seyn? — Die Hauptsache beruhete, wie man leicht begreifen wird, auf dem häufigen Genuß des frischen Wassers, verbunden mit öfterm Baden des ganzen Leibes in demselben, und auf Enthaltung von geistigen und hizigen Getränken und gewürzreichen Speisen. Diese freiwillige Beraubung seiner Genußlust aber konnte man sich um so williger gefallen lassen, als dadurch nicht nur gefährliche Krankheiten vom Körper entfernt bleiben, sondern auch die Gesundheit an Festigkeit und Dauer ungemein gewinnt, und obendrein eine weit längere Lebenszeit zur glüklichen Folge hat. Nur die hohen Preise dieser Kur sezten dem sehnlichen Wunsche vieler jungen Leute ein unübersteigliches Hinderniß entgegen, sich gleichfalls einer lange dauernden Jugend und Schönheit erfreuen zu können.

Ei, wendet man hier ein, viel frisches Wasser trinken, und öfters Baden, wie auch erhizende Getränke und Speisen meiden, konnte ja Jeder für sich ohne Geldauslage und ohne ärztliche Anordnung. Es ist wahr, allein die tägliche Erfahrung sagt uns, daß man in Kurverordnungen, besonders wenn die vorzuschlagenden Mittel dem Geschmakssinne mißbehagen, Niemanden als den Aerzten zu gehorchen pflegt. Ob nun gleich dieses Mißbehagen nicht leicht einem Heilmittel häufiger widerfährt, als dem unschuldigen Wasser, so sind es doch nur die Aerzte, denen man auch hierin Folge leistet; schade nur, daß sie es so gar selten oder gar nicht in dem erforderlichen Maße und mit der nach Umständen verschiedenen Anwendungsweise benüzen; dafür aber lieber die nicht so unschuldigen, ja, oft gefährlichen Mineralwasser empfehlen, besonders wenn die Kunstmittel ihrem Wunsche nicht entsprechen, oder gar die Krankheit bedenklich machen, um sich zulezt den schlimmen Erfolg allenfalls nicht zurechnen zu müssen. Was aber von keinem Kunstmittel mit Gewißheit zu erwarten ist, das leistet unser Naturmittel, das reine frische Wasser, wofern das Uebel noch heilbar ist. Aber wohl gemerkt, heilbar sind nicht nur jene Krankheiten und Körpergebrechen, welche die Aerzte als heilbar anerkennen, sondern auch viele andere, die sie, wie bekannt ist, nicht zu heilen wissen, als: Gicht, Podagra, Hämorrhoiden, Luftröhrenschwindsucht, Lustseuche, welche bereits nebst vielen in den merkwürdigen Wasserschriften enthaltenen Beispielen blos mit Wasser sind geheilt worden, und von Jedermann gelesen werden können. Es unterliegt demnach keinem Zweifel,

daß in dem frischen Wasser eine Kraft liege, Jugend und Schönheit zu verlängern, da es das einzige Getränk ist, dessen reichlicher Genuß Blut und Säfte und alle innern Theile des Körpers in ihrer naturgemäßen Beschaffenheit zu erhalten geeignet ist, und durch frisches Waschen und Baden das so wichtige Hautorgan und alle Sinnen-Werkzeuge gereiniget, erfrischt und zur Thätigkeit immer wieder auf's Neue angeregt werden. Wem kann es unbekannt seyn, daß man mit einer geregelten Wasserdiät statt geistiger Getränke, nebst behaglichem Wohlseyn, sein Leben zu einem hohen Greisenalter zu bringen vermag, zu dem sich auch noch als Zugabe zur verlängerten Jugendzeit der nicht ganz unbedeutende Vortheil gesellet, daß die Gesichtsrunzeln viel später, nicht so häufig, auch nicht tief gefurcht zum Vorschein zu kommen pflegen. Ohne Vergleich aber wichtiger und befriedigender ist die Entschädigung für das Opfer der Entziehung Zunge und Gaumen reizender, dagegen aber der Gesundheit und dem Leben verderblicher Gelüste in physischer, moralischer und ökonomischer Hinsicht, welche augenfällig ist, und weder einer Erklärung noch Erörterung bedarf. Niemand wird es wohl in Abrede stellen können, daß die zu häufigen, zu frühzeitigen Sterbfälle in jedem Jahre auf Rechnung des Uebermaßes im Genusse der gerügten Speisen und noch mehr solcher Getränke zu sezen kommen, wodurch viele Familien oft in unsäglichen Jammer, Elend und Noth geriethen, und selbst dem Staate nicht selten ein großer und empfindlicher Schaden verursacht wird, der manchmal sehr schwer oder auf der Stelle gar nicht zu ersezen ist, wie traurige Beispiele dieser Art genug vorliegen.

Wie unendlich schäzbar und dankeswerth soll uns demnach ein Geschenk des Himmels seyn, das einfach, Jedermann zugänglich und unentgeltlich zu haben, und unter andern sehr wichtigen Diensten, die es der gesammten Menschheit leistet, selbst von der weisesten Vorsehung eigens dazu bestimmt ist, durch dessen reichlichen Gebrauch Krankheiten und Schmerzen von unserm Körper abzuhalten oder sie zu heilen, nebst dem viele andere noch größere Uebel im Gefolge glüklich zu verhindern dienet, welche außerdem unserm häuslichen Wohlstande, und wohl gar unserer Gewissens- und Seelenruhe und einer frohen Aussicht in die jenseitige Zukunft störend, wo nicht gar vernichtend, entgegen treten würden, wie es leider an solchen höchsttraurigen Erscheinungen unter uns nicht gebricht!

Diese, allen genußsüchtigen Menschen drohenden, schreklichen Folgen ihrer befriedigten Gelüste dürften reiflich erwogen und beherziget werden, um bei Zeiten noch umzulenken und sich mit der unschäzbaren Gottesgabe, dem heilkräftigen frischen Wasser, vertraut zu machen. Pr. K.

Die ländliche Hausfrau und Hausmutter.

Ich habe Seite 237 in dieser Zeitschrift die Pflichten eines ländlichen Hauswirthes und Haus-Vaters punktirt, und später das Versprechen gemacht, auch jene einer Hauswirthin in Kürze nachzutragen. — Da ich nur für die geringere Volksklasse dießfalls kurze Vorträge zu machen gemeint bin, so kann ich mich auf Zitationen, z. B. einer Elise, oder das Weib, wie es seyn soll u. s. w. größtentheils gelehrter Werke nicht einlassen, indem die Hoffnung nicht unbegründet ist, ja vielmehr sogar von manchem Auslande her nur zu fest überzeugend dasteht, und einleuchtet, daß es nach Unten hin von selbst, und allenthalben besser werden wird, wenn von Oben herab wahre Tugend und Religiosität anziehend und ermunternd glänzet.

Vor Allem, liebe ländliche Hausfrau und Hausmutter, erhebe deinen Geist und dein Herz zu dem Allmächtigen, damit er dich an der Seite eines gottesfürchtigen Mannes fest und unwandelbar an dem Glauben und an den ewig unantastbaren Wahrheiten unserer christkatholischen Kirche erhalte. Erfülle du, gute Hausfrau, voranleuchtend deinem Manne, deinen Kindern und deinen Hausgenossen, alle Pflichten einer Christin mit unerschütterlicher Treue und Redlichkeit, und mit unerschrokenem Muthe und standhafter Ausdauer. — Vor Allem laß dir die Hausandacht unserer ehrwürdigen Vorfahrer gepflogen täglich im Zirkel der ihrigen so recht im ächt frommen Sinne

und wahrhaft im Herzen liegen! Sey und bleibe das starke Weib Salomons nach Pro. 31!

Alle jene übrigen häuslichen Verrichtungen, Arbeiten und Pflichten, welche ich unlängst dem ländlichen Hauswirthe in dieser Zeitschrift liebvoll an's Herz legte, all dieses, werthe Hauswirthin, theile nach Anweisung und Anordnung deines Ehemannes, mit allem Fleiße, mit allem Gehorsame und mit aller Treue mit diesem deinen Gatten. Beginne und vollende dabei Alles mit einem vertrauenden Gebete, und vergiß niemals den Ausspruch des heil. Apostel Paulus: „Die Ehe ist ein großes Sakrament in Christo und in der Kirche." Laß dich, verehrungswürdige Hausmutter, durch die falschen Propheten unserer Zeit, denen der alte Gott gleichsam lästig, und mit ihren Grundsäzen unvereinbarlich geworden ist, und die einen neuen Gott, huldigend dem Lastersinne der heutigen Aufklärung und ihrer verdorbenen Menschenvernunft, die, weil sie die göttlichen Geheimnisse der Religion nicht begreift und nicht begreifen will — lieber gar keinen Gott, und gar keine Religion haben will — die also, diese falschen Propheten, einen neuen Gott schaffen und lehren, und aber nur zu ihrem eigenen zeitlichen und ewigen Verderben haben wollen; laß dich, gute Hausfrau, von diesen falschen Propheten auf keine Art und Weise anloken, irre machen und verführen. Der Gott Adams und der Gott Jesu Christi lebt noch und lebt ewig, ewig ein und derselbe, gleich gerecht, gleich gütig, allmächtig und barmherzig, und gleich unveränderlich. Besonders, liebe Hausfrau, erhalte unter deinen Kindern Gottesfurcht und Ergebung in den göttlichen Willen; wer von Jugend auf keinen freien Willen anerkennt und haben will, der wird immer, aber auch nur freiwillig, der edelste Sklave Gottes, der getreueste Diener der Kirche, und der redlichste Unterthan seines Monarchen und Staates seyn und bleiben.

Erforsche alle Abende, werthe Hausmutter, vereint mit deinem Gatten, dein Gewissen, ob du unter andern auch gegen deine Dienstboten redlich und gewissenhaft gehandelt hast, und ob keines deiner Ehehalten eine anklagende Thräne zum Himmel zu senden Veranlassung fand!

— — — — — — — — —

Ich überlasse es vertrauend der Einsicht bewährter und in diesem Fache erfahrner Männer, dich, liebe ländliche Hauswirthin, über die Führung, über die innere und äußere Leitung deiner landwirthschaftlichen Hauhaltung, seiner Zeit, und besonders in dieser so wehrten Zeitschrift näher und gründlicher zu belehren; und hoffe dieses so ganz vorzüglich von den bewährt edelmüthigen Gesinnungen und gesammelten Erfahrungen unserer allverehrten Verfasserin der Marianne Strüf.

Hiemit empfehle ich dich, liebe Hausmutter, dem Schuze des Allgütigen, und erwarte zuversichtlich von dir, daß du allen deinen Kräften aufbieten wirst, aus deinen Kindern und Dienstboten getreue Diener der Kirche und des Staates zugleich heran= und auszubilden, wahre Anhänger des Königthumes, ächte Patrioten und Christen zu schaffen.

Zum Schluße ermahne ich dich nochmal zu einem beharrlichen Gebete, zum öftern Erflehen des Beistandes der Gnade des heil. Geistes, und füge zur Verehrung deines heil. Schuzengels ein altes Gedicht bei:

„Du mein Schuzgeist, Gottes Engel!
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durch's Thal der Mängel,
Bis hinauf, hinauf zu dir!

Laß mich stets auf dieser Erde
Deiner Führung würdig seyn,
Daß ich stündlich besser werde,
Nie ein Tag mich darf gereu'n!

Gehe zärtlich mir zur Seite,
Wenn mir manche Schwachheit winkt;
Gib mir dann auch das Geleite,
Wann mein müdes Leben sinkt.

Sey in einer Welt voll Mängel,
Stets mein Schild und mein Panier!
Du mein Schuzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir."

Ermunterung zum Anbau der Futterkräuter.

Die Erfahrung hat schon oft bewiesen, daß nicht nur bei eintretenden Kriegszeiten, sondern

bei jedem trokenen oder mißlichen Jahre alle Gattungen Futterkräuter zuerst auf hohe Preise hinaufsteigen.

Diejenigen, welche von ihren entbehrlichen Gemeinde-Gründen mehrere Tagwerke zu Heuwachs bestimmten, haben sich offenbar überzeugt, welche beträchtliche Vortheile diese Vorsicht sowohl ihnen, als der gesammten Gegend gewährt hat.

Die Besorgnisse hören noch lange nicht auf, daß das Futter aller Art noch auf sehr hohe Preise abermal heranwachse, und wenn nicht recht gute Maßregeln unverzüglich ergriffen werden, wohl gar Mangel und Noth entstehen.

Jeder Zeitpunkt ist hierin wichtig, um die Ueberzeugung anzunehmen, daß die Anlegung der Wiesen vor entbehrlichen Huth- und Weidepläzen, die Anfhebungen der Weiden selbst, und die Einführung des Einschlages an jenen Orten und Gegenden, die lediglich auf Besteifung eines unergründlichen gemeinschädlichen Vorurtheiles sich bisher den besten ökonomischen Vorschlägen zuwider hierzu nicht verstanden haben, einen ungleich ergiebigern Vortheil, als die frazungsweise Benüzung abwerfen.

Jeder Unterthan, so weit ich ihn kenne, und da einer wie der andere hierinfalls in gleicher Lage sich befindet, — hat Ursache über Ursache, alle jenen Quellen zu eröffnen, die ihm zur Erleichterung seiner sich immer anhäufenden Abgaben dienen können. —

Bei diesen neu dringenden Umständen also, wo der Futterkräuterbau überhaupt das gedeihlichste Mittel ist, dem Mangel zu steuern; wo die Umänderung der Triften (öder Pläze) in ergiebige Wiesen die darauf zu verwendende geringe Unkosten, bei den stets erhöhten Futterpreisen, in Bälde vielfach ersezen werden, wo die Einführung des Endrechtes sich wohl gewiß der Mühe lohnt, die einmähdigen Wiesen in einen ungleich ergiebigern Zustand zu versezen; und wo endlich in so vielen futterleeren Gegenden, die viele hundert Tagwerke betragenden, öde herumliegenden Pläze bei einer den jezigen Zeitumständen angemessenen Benüzungsweise schon allein hinreichend sind, für die nachkommenden Jahre und Fälle jeden Unterthan selbst vor zu beträchtlichem Fütterungsmangel hinlänglich zu sichern, den übrigen Theilnehmern einen ungleich größern Vortheil, als aus den Mastochsen bisher erhoben wurde, ganz zuversichtlich zu gewähren, wie kann ich den wärmsten Wunsch unterdrüken, daß jeder Unterthan sein eigenes Beste beherzige, die sämmtlichen Gemeinden unter Beseitigung der alten Vorurtheile sich brüderlich vereinigen, gemeinsame Hand an das Werk zu legen, keinen angeführten Gegenstand, wo es thunlich und nüzlich ist, unbenüzt zu lassen, sondern meine bestmeinende Erinnerung wohl zu Gemüthe zu nehmen?

Jeder Landwirth und Oekonom, welcher Glauben und Nachdruk besizt, verabsäume seinerseits nichts, was an der erforderlichen Belehrung, Unterstüzung nur immer für ersprießlich und dienlich von demselben erachtet wird.

Die Ortsbeamten, Vorstände, Geistlichkeit, Privatpersonen (ich schreibe es mit hoher Meinung von ihnen, und reiner Zuversicht zu denselben) dürfen blos alle nur immer mögliche Verwendungen eintreten lassen, damit den sämmtlichen Gemeinden wie den einzelnen ihre bisherige so schädliche Benüzungsart, oder ihre Unterlassungen zu Gewinnung der Wiesen und derer Verbesserungen begreiflich gemacht, und die betreffenden Glieder durch sachdienliche Erläuterung zu ihrem eignen, unverkennbaren Vortheil belehret werden, welcher Nuzen dann wirklich aus den Viehausschlägen (Viehtrieben) bezogen wird, und was selbe dagegen gewinnen können, wenn sie mit Aufhebung der Weiden, oder wenigstens derselben möglichster Einschränkung den zu einem ungleich ergiebigern Ertrag bestimmten, von der Natur mit einem fruchtbaren Erdreich begabten Boden zwekmäßiger zu benüzen sich angelegen seyn lassen wollen.

Aemter und Gemeinden wollen das Ihrige thun, daß diese ihr dermaliges Beste mit Beseitigung aller Privat-Nebenabsichten in Güte unter einander befördern, jene zu der beabsichteten Erzielung ihr schuldiges Bestreben, jedoch ohne Zwangs-Anlegung eintreten lassen, damit ja gewisser durch ihre Anstalten ein solcher Vorrath gewonnen wird, um auf alle Fälle mit Futterkräutern hinlänglich

versehen zu seyn, und sowohl an dem eigenen Landesbedürfniß keinen Mangel leiden zu dürfen, als auch bei allgemeinen und besondern Bedürfnissen mit dem erforderlichen Vorschuß gegen bare und billige Bezahlung aushelfen zu können. —

Schneid.

Der Luftfahrer und die Bauern des Dorfes.

x — — —

Jüngst, als ein Luftballon in einem Dorfe niedersank, drängten sich die Bauern alle um den Luftfahrer, und fragten begierig, was er denn oben Alles gesehen habe. Ja, da habe ich wunderliche Dinge wahrgenommen, erwiederte der Luft-Segler. Nun denn, schrien die Bauern, so erzählet uns, befriediget unsere Neugierde. Oberhalb, sprach derselbe, habe ich nichts gesehen, aber unterhalb, daß die Hälfte Landes nicht, oder sehr schlecht angebaut ist, meistens aus Weiden, Brachen, ungeheuren Wäldern, öden Streken, wüsten Sümpfen bestehe; ich dachte daher, daß ihr wohl verdient habt, daß ihr stets tüchtig durchgeprügelt wurdet. Eben, weil man uns nur stets geprügelt und in nichts unterrichtet, nichts für den Aufschwung des Akerbaues gethan, sondern ihn und uns in schmählichen Fesseln — in dem Stande der Barbarei gelassen hat, rief ein junger Bauer, saht ihr das Land so wenig und schlecht bebaut. Ich wenigstens weiß, wie so mancher meiner Nachbarn, daß die bisherige elende Dreifelderwirthschaft, die Brache, die öden Streken und Weiden, die vielen schlechten Wälder und Sümpfe nichts taugen, sondern nur Unheil bringen; aber der Fehler liegt nicht da, wo euer Luftballon niedergefallen ist, sondern wo ihr aufgestiegen seyd.

Das Gespräch hatte nun ein Ende, und der Luftsegler eilte beschämt nach der Hauptstadt zurük.

Von den Mitteln, die Vertilgung des weißen und schwarzen Kornwurms zu bewirken.

(Von dem Hrn. Apotheker Julius Weiß in Mühlhausen.)

Die Ausrottung dieser so schädlichen Insekten wurde bisher für unmöglich gehalten; dieses hatte aber seinen Grund nur darin, daß man auf die Natur derselben nicht die gehörige Aufmerksamkeit verwendet hatte, und nicht allein Mittel, die keinen Einfluß auf das Leben dieser Thiere haben, zu ihrer Vernichtung angab, sondern sogar eines empfahl, welches die allgemeine Verbreitung noch mehr beförderte, nemlich die Erregung von Luftzug, wodurch man ihnen Gelegenheit gab, von einem Fruchtboden zum andern zu gelangen.

Meiner dreijährigen Beobachtung zufolge, findet die Verwandlung der Puppe des weißen Kornwurms in den Schmetterling, und die Fortpflanzung dieses Insekts nicht blos im Mai und Juni, sondern auch in den spätern Monaten, bis Mitte September, Statt, und wenn die in den erstern Monaten aus den Eiern hervorgegangenen Würmer nach ihrer Zeitigung bei öfterem Umarbeiten des Getreides sich nach dem Holze ziehen, so suchen die zulezt ausgegangenen Würmchen in ausgehöhlten Getreide-Körnern sich zu sichern, wodurch es geschieht, daß auch noch im Herbste neu eingeerntete und ausgedroschene Frucht, wenn sie kurze Zeit bei älterer, vom Kornwurm angegangener gelegen, der Zerstörung unterworfen ist, und diese beim Weitertransport auf Böden verbreitet, wo vorher nie der Kornwurm verspürt worden war. Dieß fand bei Getreide Statt, welches ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Bleibt nun, wie Viele solches fälschlich für das Beste halten, die Frucht ruhig liegen, so ziehen die Würmer ein seidenartiges Nez über dieselbe, das binnen zwei Jahren einen halben Schuh dik werden kann, und ihnen einen so sichern Schuz gewährt, daß sie nicht genöthigt sind, sich nach dem Holze zu ziehen, sondern bis zum Ausgange als Motte darunter verbleiben. Auch ist es unrichtig, wenn behauptet wird, daß ältere Frucht, ihrer Härte wegen, von diesem Wurme nichts mehr zu leiden habe.

Die bisherigen mir bekannt gewordenen Tilgungsmittel habe ich sämmtlich als unwirksam erkennen müssen; auch das beste derselben, der Gebrauch von feuchten blauen Tüchern, ist nicht nur zu umständlich und bei großen Quantitäten zu

kostbar, sondern auch unzureichend, da ein großer Theil der Würmer im Korne verbleibt, ein anderer aber sich ins Holzwerk der Böden zu ziehen pflegt.

Ganz zwecklos ist aber das Besprengen der Dielen und des Estrichs mit stark riechenden Oelen, das Aufschütten von Hopfen und das Anstreichen der Dachsparren mit Vitriolauflösungen. Selbst nach meinen Versuchen mit Arsenik, Sublimat, Bleisalz-Auflösungen 2c. krochen über alle, mit diesen Substanzen angestrichene Gegenstände die Würmer nicht nur ohne allen Nachtheil hin, sondern es hatten benannte Gifte auch da nicht einmal Einfluß auf dieselben, als ich Holz, in welches sie sich eingebohrt, mehrmals und stark damit überstrichen hatte. Auch der Verschluß dieser betreffenden Löcher mittelst mehrfachen Anstrichs von Glaslösung und Oker, welche Mischung nach dem Troknen steinhart geworden, hielt sie nicht ab, als Motte im nächsten Frühjahre wieder zum Vorschein zu kommen.

Was nun das Verfahren betrifft, welches ich als bewährt empfehlen kann, so besteht es in Folgendem:

Bei kleinen Fruchtvorräthen in Kammern ist alles Holzwerk mit einem dünnen Ueberzuge von Spar- oder Gypskalk, durch welchen die Korn-Würmer ins Holz zu gehen abgehalten werden, zu überziehen, auch ein sorgsames Augenmerk auf die Thürfugen zu richten, damit sie hierin keinen Zufluchtsort finden. Bei großen Fruchtlagern aber auf Böden, muß das Getreide so geschüttet werden, daß es nicht an Säulen zu liegen kömmt, und eben so auch ein leerer Raum zwischen der Frucht und den Dachsparren bleibt. Die Säulen verwahrt man dann, wie auch die Dachsparren, durch vor denselben aufzustellende ungehobelte Bretter von weichem Holze, da die Würmer glattes und hartes Holz meiden. Ringsum auf dem Rande der Fruchtscheibe stellt man hierauf ebenfalls dergleichen rauhe Bretter auf, und zwar der Länge nach auf die sogenannte hohe Kante. Ist die Fruchtscheibe sehr breit, so müssen auch in der Mitte derselben Dielen so aufgestellt werden, wie oben erwähnt ist; jedoch sind sie nur so tief ins Korn einzusenken, daß das Umfallen derselben verhindert wird.

Findet nun die Wanderung der Würmer gegen Ende Juni oder Anfangs Juli Statt, welche man durch öfteres Umschaufeln mit größtem Vortheile befördert, da sodann auch noch nicht ausgewachsene Würmer sich nach den Brettern ziehen; so tödtet man die an die Bretter gekrochenen Würmer, indem man die Bretter mit einem Stük Pappe überstreicht; die Oberfläche der Fruchtscheibe aber überzieht man mit einem eisernen Rechen, um auch das Einspinnen zu verhindern, und die angefangenen Gewebe zu zerstören. Man vergesse aber auch nie, die vor den Säulen und Dachsparren aufgestellten Bretter ebenfalls zu untersuchen, und die daran befindlichen Würmer zu tödten.

Diese Arbeit des Tödtens der Würmer und des Ueberziehens der Frucht mit dem Rechen muß täglich wenigstens zweimal vorgenommen werden, bis zu der Zeit, wo man auch an vorzüglich warmen Herbsttagen durchaus keine Würmer an den Brettern mehr bemerkt. Nur hierdurch wurde es mir möglich, bedeutende Quantitäten Korn vor der Zerstörung zu bewahren, indem die Würmer im ersten Jahre sich in so grosser Menge vorfanden, daß auch ich ihre Tilgung für unmöglich hielt, mittelst dieses einfachen Verfahrens aber mich im nächsten Jahre auf denjenigen Böden gänzlich davon befreit sah, wo die erwähnten späten Motten sich nicht gezeigt hatten, während auf den darunter befindlichen Frucht-Lagern anderer Besizer, die mein Verfahren nicht angewendet hatten, das Korn so beschaffen war, daß es nur noch nothdürftig zu Schrot für das Vieh gebraucht werden konnte.

Was nun die Tilgung des schwarzen Korn-Wurms anbelangt, so glaube ich, daß es vortheilhaft sey, in geringer Entfernung von den Frucht-Scheiben einen einige Zoll hohen Wahl von Asche zu ziehen, und die Käfer zu tödten, denen es ihrer Natur nach unmöglich seyn soll, über die Asche zu entweichen. Jedoch würde ich auch hier das öftere Umstechen der Frucht als wesentlich nüzlich anrathen, auch die Vorsichtsmaßregel anwenden, einen solchen Aschenwall auch vor den Wän-

den zu bilden, um die bei dem Umstechen der Frucht vorzüglich entweichenden Käfer vom Holze abzuhalten und tödten zu können.

Möchten sich doch recht Viele von der Richtigkeit des Gesagten zu ihrem Vortheile überzeugen, und so der Zwek dieser Mittheilung erreicht werden.

Noch glaube ich hinzufügen zu müssen, daß da, wo alljährlich Zinsfrüchte von vielen verschiedenen Böden aufgeschüttet werden, stete Aufmerksamkeit von Nöthen seyn wird, um bei der so sehr starken Vermehrung des Kornwurms das Uebel nicht bald wieder zurükkehren zu sehen.

Artesische Brunnen als Triebkraft angewendet.

Die Benüzung der artesischen Brunnen zur Ueberzeugung von Triebkräften, welche schon mehrere Male in Vorschlag gebracht wurde, ist bereits an verschiedenen Orten ins Leben getreten. So erzählt Herr Arago, daß in Frontes bei Aire die Wässer, welche 10 artesische Brunnen liefern, nicht nur eine große Mühle, sondern auch das Gebläse und den Hammer einer Nagelschmiede treiben. In Tours gießt ein artesischer Brunnen von 450 Fuß Tiefe in jeder Stunde 225 Gollos in die Tröge eines Rades von 21 Fuß im Durchmesser, welches die Triebkraft einer großen Seidenzeugfabrik bildet. — Von welcher Wichtigkeit dieß für Orte werden muß, die bei einer günstigen Lage an Wassermangel leiden, erhellet von selbst.

Strassenbau-Verbesserung.

Man hat eine höchst beachtenswerthe Erfindung gemacht, die Chausseen mit einem sehr wohlfeilen Gemisch von einem hydraulischen Mörtel und Kies oder Steinen (Beton genannt) zu deken. Man glaubt, damit die Strassen so glatt und fest machen zu können, daß sie den Eisen-Bahnen gleichkommen, ja, dieselben der geringern Reibung an den Seitenwänden der Räder wegen, sogar noch übertreffen, und dabei ganz ungleich wohlfeiler anzulegen sind.

Amerikanische Luftschifffahrt.

Am 8. Mai l. Js. stieg ein Herr Clayton in Cincinnati mit einem Luftballon auf, um eine kleine Luftschifffahrt zu machen. Er verschwand bald nach seinem Aufsteigen mit seinem Fahrzeuge in südöstlicher Richtung, und man hörte längere Zeit nichts von ihm. Nach 9 Stunden wurden endlich die Besorgnisse über sein Schiksal durch seine glükliche Rükkunft nach Cincinnati gehoben. Nach seinem Berichte vollbrachte er die größte Luftfahrt, die noch je gemacht worden; denn er legte nicht weniger als 350 englische Meilen zurük. Da er hierzu nur 9½ Stunden brauchte, so kamen 37 englische Meilen auf die Stunde. Die größte Höhe, auf die er stieg, betrug nur 2¼ englische Meilen. Diese Luftfahrt übertraf daher jene, welche die berühmte Garnerin i. J. 1807 anstellte, indem sie 300 englische Meilen zurüklegte; die Geschwindigkeit bei lezterer war jedoch etwas größer, da die Fahrt nur 7½ Stunden währte.

Pariser Gerichtsscene.

Der Präsident des Zuchtpolizeigerichts zu dem Angeklagten: Ihr seyd als Vagabund angegeben. Angeklagter: Ich bin es nur, wenn es mir gerade einfällt. Präs. Man hat Euch bei der Nacht in einer Gosse schlafend gefunden. A. Ich schlief eben recht gut, als man mich verhaftete. Sehen Sie, es war gerade recht warm in dieser Nacht, und ich fühlte das Bedürfniß, mich abzukühlen. Darum legte ich mich in die Gosse. Präs. Habt Ihr denn keine Wohnung? A. Wozu brauche ich sie denn? Ich habe das himmlische Gewölke des Weltalls über mir. Ich nehme doch Niemand den Plaz weg, nicht wahr? So lasse man mich denn; es geschieht dadurch Niemanden Unrecht. Präs. Hat Niemand Ansprüche an Euch? A. Ja, es gibt Jemanden; das ist der Tod, unser Aller Herr. Aber auch der mag mich noch nicht; ich bin zweimal vergebens in's Wasser gesprungen, um mich zu ertränken; ich habe in Allem Unglük. Pr. Was würdet Ihr thun, wenn man Euch frei ließe? A. Erst ließ ich mich rasiren, und dann ginge ich in Gottes Namen der Nase nach. Das Gericht verurtheilte ihn zu dreitägiger Gefängnißstrafe.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Moral, Erfahrung und Wahrheit.
(Im Fabel-Gewande.)

44. Wahrheit und Schmeichelei. — Die beiden Maler.

Zwei Maler malten eines Reichen Sohn;
Der Eine malt ihn wahr; — man peitscht' ihn aus dem Thor,
Der Andere schön; — man gibt ihm tausend Louisdor.
Dieß ist der Wahrheit und des Schmeichelns Lohn.

45. Dem Schiksal widerstreben. — der Nagel.

Ein Nagel seufzte unter schweren Schlägen
Des Hammers; endlich sträubt er sich dagegen,
Da schlug ihn dieser ganz entzwei.
Du widerstrebst umsonst des Schiksals Tyrannei.

46. Man muß oft Dummen hofiren. — Die beiden Kornähren.

(Eine Aehre).
Du bist von Körnern schwer,
Und ich bin leer,
Und seh' ich vor mir dich neigen?
(Die andere Aehre)
Man muß sich oft vor hohlen Köpfen beugen.

47. Dank für ein kleineres Uebel. — Der beraubte Wanderer.

Ein Räuber nahm dem Wand'rer all sein Geld. —
Der bat; — da hat er ihm die Hälfte rükgestellt.
Er dankt. — So müssen wir uns oft zum Dank bequemen
Dafür, daß Manche uns nicht Alles nehmen.

48. Dem Bösen glaubt man nichts Gutes. — Der büßende Fuchs.

Ein Fuchs, dem Tode nah, entsagt dem Hühnerblute,
That ernsthaft Buße und ging nicht mehr auf Mord,
Und dennoch flohn die Hühner vor ihm fort.
Dem Lasterhaften glaubt man nicht das Gute.

49. Schlechte verrathen einander. — Der Rabe und die Elster.

Rab' und Elster warfen ihre Diebesthaten
Laut sich vor; es wollte jeder besser seyn.
Dieß hört' ihr Herr, und sperrt' sie beide ein,
Sprechend: Seht, wie sich die Schlechten selbst verrathen!

50. Einen bestrafe, die Andern fliehen. — Die Ratten.

Man hatte eine Ratt' in einem Haus gefangen,
Hing ihr ein Schällchen an und ließ sie ziehn,
Und, wenn sie schällte, nun die Ratten all entsprangen.
Freund! Zeichne einen Wicht und alle andern fliehn.

51. Charakterlosigkeit. — Echo.

Echo lacht und weint und jauchzt und klagt,
Spricht bald trozig und bald mild,
Wie's ihm vor ein Anderer sagt.
Des Charakterlosen Bild.

52. Allerweltsfreunde. — Der gute Mops.

Theresens Mops thut Niemand was zu Leide,
Auch nicht dem Dieb, der ihr das Armgeschmeide
Im Schlafe stahl. — Du wirst sehr leicht betrogen
Von einem Freund, der aller Welt gewogen.

53. Böses verbreitet sich schneller als Gutes. — Die Diener des Rufes.

Der Ruf war müde, da dingt' er zwei Knechte,
Den einen für's Gute, den andern für's Schlechte.
Der Schlechte hat aber die Schwindsucht bekommen,
Bevor noch das Gute das Amt übernommen.

54. Unvorsichtigkeit. — Die Lust und die Besorgniß.

Die Lust, ein Kind, verhätschelt, unvernünftig,
Sah lächelnd man an jeden Abgrund stehn.
Da sprach der Gott der Götter: du sollst künftig
Nur Arm in Arm mit der Besorgniß gehn.

55. Kluge Auswahl. — Der Wanderer und die Biene.

(Wanderer).
Flieg an jener Blum' vorüber,
Giftig ist sie, gutes Thier!
(Biene).
Nur den Nektar saug' ich, Lieber!
Und das Gift'ge laß ich dir.

56. Kritik. — Die faule Frucht.

Von einem Baume brach ein Lekermaul
Ein Birnlein, dieses war von Innen faul;
Nun haut den Baum er um sammt vielen guten Früchten.
O möchte die Kritik nie so ihr Amt verrichten!

57. Lohn der Wahrheit. — Die Nußbäume.

„Zum Dank, daß wir die Nüsse tragen,
Pflegst, unbarmherz'ger Erdensohn,
Mit Stangen du auf uns zu schlagen!" —
Ist dieß nicht auch der Wahrheit Lohn? —

58. Rechtes Ende. — Der Panther.

Der Panther war schon lang des Löwen General;
Doch endlich wurd' er schwach, das Alter macht' ihn kahl.
Da legt' er ihm den Feldherrnstab zu Füßen. —
Man muß zu rechter Zeit zu enden wissen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. G. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 41. 11. Oktober 1835.

Belehrender Wink,

den Verwüstungen der Cholera im Menschenleben zu entgehen, als Vorläufer einer folgenden, etwas ausführlichern Behandlung dieses heut zu Tage höchst wichtigen Gegenstandes.

Die wahrhaft fürchterliche Cholera bedroht auch heuer wieder Deutschland mit ihrem mörderischen Besuche. Ihr erstes Auftreten vor vier Jahren war entsezensvoll; wo sie sich hinwendete, fielen Menschenopfer zu Tausenden. Alle Vorsichtsmaßregeln, alle Vorkehrungen waren vergeblich. Sie forderten große Summen Geldes, und halfen nichts. Alle erdenkliche Heilmittel wurden versucht, und von allen diesen war nur Eines, welches, gleichförmig und allein nebst strenger Diät in Anwendung gebracht, sich überall heilbringend bewährte und völlige Genesung zur Folge hatte. Und dieses Eine war kein anders, als das einfache, heilkräftige Naturmittel Wasser, das der Himmel selbst uns Menschen zu unserer Wohlfahrt verliehen hat. Diese herrliche, allgemeine weit übertreffende Gottesgabe, das frische Wasser, dient sowohl zur Verhütung als zur Heilung der Cholera. Man muß es innerlich und äußerlich im ersten Falle reichlich, im lezten aber bis zum Uebermaß gebrauchen.

Zwar ist das Wasser ein Jedermann zugängliches Freigut, und steht in jedes Menschen Willkür, davon nach Belieben Gebrauch zu machen; allein sehr Vielen erlaubt es ihre beschränkte Lage nicht, eine geeignete Wasserkur vorzunehmen. Darum ist es dringendes Bedürfniß, überall, wo Gefahr droht, von dieser schreklichen Unholdin Cholera heimgesucht zu werden, Wasserheilanstalten herzustellen, da es unerläßliche Menschenpflicht ist, seinen leidenden Mitmenschen mit thätiger und wirksamer Hilfe beizuspringen, hier um so mehr, weil unläugbaren Erfahrungen zu Folge die Wasserkuren in der lezthin umherziehenden Cholerasseuche vor jeder andern Kur die erwünschtesten Ergebnisse lieferten. Kann demnach noch ein vernünftiger Zweifel Statt haben, ob nicht etwa das auf Errichtung einer Wasserheilanstalt verwendete Geld auch so, wie jenes im Jahre 1831, erfolg- und nuzlos aufgeopfert werden möchte? Das Gegentheil verbürget schon eine seit Jahren wirklich bestehende, zwar in großer Ferne, aber zugleich auch, ihrer mit bloßem Wasser vollführten außerordentlichen Kuren wegen, in so ausgezeichnetem Rufe stehende, von dem verdienstvollen Prießnitz selbst errichtete Wasserheilanstalt, daß nicht nur viele Aerzte seitdem schon sich offenkundig für das Wasser, als das bewährteste, ja eigenthümliche Heilmittel erklärten, sondern sogar schon viele Aerzte, wirkliche Doktoren der Medizin und Chirurgie, sich mit Wasser von diesem unstudirten Landmanne gesund machen ließen. Denn Wasser ist mit Ausschluß aller andern Arzneien das einzige — nur verschiedentlich in der Anwendung — womit er heilet, das Körperübel mag innerlich oder äußerlich, veraltet oder minder alt, chronisch oder akut seyn, und hat sich bisher überall vollkommen genügend erprobt. So sind in der Prießnitzer Anstalt vielfältig schwere, veraltete und für völlig unheilbar gehaltene Krankheiten — was oft an das Wunderbare grenzte — glüklich geheilt worden. *)

Wer sollte nun in der Gefahr, in der wir Alle schweben, da es Leben oder Tod gilt, eine ähnliche Wasserheilanstalt, und zwar ohne Zöge-

*) Man lese Vincenz Prießnitz, oder Aufruf an alle Staatsregirungen Deutschlands zur Errichtung von Wasserheilanstalten. Von Prof. Oertel. Leip. bei Franke.

rung hergestellt, nicht sehnlichst wünschen, indem wir das Näherrüken der schreklichen Seuche täglich hören und lesen, und Auswanderungen von angestekten Orten täglich sich häufen? Pr. K.

Landwirthschaftliche Gedanken.

Soll es mit der Emanzipation der Juden zu einem Gewerbe und die Landwirthschaft segnendem Geseze einst kommen, so kann man, wie gemeint wird, zu diesem wohlthätigen und entsprechenden Resultate nur dadurch gereichen, wenn auf dem Wege der Landräthe-Versammlungen Bayerns vorerst der redlichen Entscheidung der Herren Landstände an die Hand und vorgearbeitet wird. — Eine solche Initiative bedingt sich auch von selbst als Propädeutik für eine allgemeine Kultur-Gesezgebung unsers Vaterlandes.

Sehen wir mit Dank auf das Gedeihen und Wirken unserer Kreis-Hilfe-Kassen, so können wir uns bei allem schuldigen und ehrerbietigen Gefühle doch des eben so patriotischen, als menschenfreundlichen Wunsches nicht enthalten, daß unsere so verehrten Herren Landräthe auch einmal solche bürgerliche und landwirthschaftliche Kreis-Unterstüzungs-Vereine im Vorschlage und in's Leben bringen möchten, gleichsam als eine Art Nachfeier zu dem eben so kirchlich, als vaterländisch historisch wichtigen 12. Oktober 1835 — aus welchen Vereinen seiner Zeit ganz unverzinsliche und unrükzahlbare Vorschüße und momentane Unterstüzungen an Hilfe bedürftige Bürger und Bauern nach Bedarf geleistet werden könnten. Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit meines damals im Gewerbsblatte des polytechnischen Vereins v. J. 1817 so gut aufgenommen, und auch in der Polizei-Fama von mir mitgetheilt wordenen Scherfleins, meines Beitrages im bayerischen National-Blatte v. J. 1821 u. s. w., wie auch eines weitern Scherfleins anno 1827 zweimal unter dem Titel: „über Konzessionen" in der Bauern-Zeitung aus Frauendorf enthalten; und füge den ehrerbietigen Wunsch bei, dießfalls und besonders die Statuten des zu München unlängst entstandenen bürgerlichen Hilfs-Vereines in nähere Erwägung zu ziehen, und dort, vorzüglich auf dem platten Lande, wo Einzelne gleichsam Beitrags unfähig erscheinen, die allgemeine Kontribution nach dem in Bayern bereits bestehenden Repartitions-Verhältnisse für Gemeinde- oder Kreis-Umlagen festzusezen. Uebrigens möchte es nicht ungerecht erscheinen, wenn Privaten, oder ganze Gemeinden, welche sogenanntes Bestand-Vieh in ihren Stallungen, oder so betitelte Pacht-Schafe auf ihren Huthen und Triften gegen jährliche, nicht unbedeutende Geldzinse und Pachtschillinge, gleichviel, ob von In- oder Ausländern, aufnehmen, wenn, sage ich, solche Privaten und Gemeinden gesezlich angehalten würden, zur Erleichterung der ärmern Gemeinde-Mitglieder jährliche und verhältnißmäßige Beiträge für die Tendenz der fraglichen Kreis-Unterstüzungs-Kassen zu leisten? — (Salvo meliori!)

Wenn es mit den Gewerben, und mit der Landwirthschaft besonders im Hinblike auf den neuen Zoll-Verein Deutschlands und mit dem dießfallsigen Handel so recht segnend vorwärts in Bayern kommen solle, wie in einem Aufsaze der Münchner politischen Zeitung vom Monate August d. Js. gewunschen wurde, so meint man, daß die wohlthätigsten dießfallsigen Ende-Resultate nur auch dann wieder von unsern Stände-Versammlungen mit Grund erwartet werden könnten; wenn hierüber vorerst die Landräthe der Kreise unsers Königreiches, und im zu berüksichtigenden mehr, oder mindern Einklange und so anderer Verhältnisse rc. reiflich vernehmen und gründlich gehöret würden!

Was ist der Gnadenweg, und wessen hat man sich auf demselben zu getrösten?

Mit dieser Frage kam unlängst ein aus der Kreisstadt zurükgekommener Bauer zu einem Bürger der Stadt St., welcher in dem Rufe steht, daß er alle bei ihm Hilfe Suchenden mit einem ehrlichen wohlgemeinten Rathe unterstüze, und bei dem derselbe nichts kostet, während man oft einen verschnizten Rath bei einem Advokaten mit

einem Sündgelde bezahlen muß. Ich würde diesen erfahrnen Ehrenmann mit Namen nennen, müßte ich nicht besorgen, daß ihn die Herren Advokaten durch irgend eine Polizeistelle als Winkelagenten bestrafen ließen.

Der Bürger entgegnete lächelnd: Was hat man dir denn von diesem Gnadenwege Alles beigebracht, hat dir denselben bisher noch gar Niemand zu erklären gewußt? O ja! erwiedert der Bauer, ein Advokat hat mir gesagt, er sey der kostbarste Weg und sehr lange; und er mag nicht ganz unrecht haben, denn ich mußte ihm für einen nach einem Schauerjahre nach Jahr und Tag bewilligten rentämtlichen Nachlaß von 15 fl. an Deserviten 11 fl. 58 kr. zahlen. Der Pfarrer sagte, es wäre der Gnadenweg der Weg der Bettelleute, und darauf nur Almosen zu erwarten. Ein starker Finanzrath sagte mir im Vertrauen, auf dem Gnadenwege verkaufen jene Beamten, welche nicht im Justizfache dienen, im Namen des Fürsten, jedoch für den eigenen Säkel, Gunstbezeigungen, Dienststellen, Rechte, Pensionen ꝛc. Dieser Aeußerung trat am Nächsten ein hoher Präsident bei, indem er auf meine vielen für mein Recht erhobenen Gründe ganz kalt und troken entgegnete: Was nüzen dir alle deine Rechtsgründe? du siehst ja, daß man nicht will! Der Rechts-Konsulent lachte laut hierüber, und fragte, was ist nun aus deiner Ansicht vom Gnadenwege geworden? Der Bauer erwiedert: Ich meinte immer, man müsse darauf eine Wohlthat finden, oder eine Gnade erlangen!

Ganz recht! sagte hierauf der redliche Bürger, indem er den Bauer auf die Schultern klopfte: auf dem Gnadenwege kann der Fürst, Gutsherr ꝛc. nur von den ihm zustehenden Rechten einem Bittenden Gnaden und Wohlthaten gewähren und menschenfreundlich, oder großmüthig schenken; die Rechte des auf dem Gnaden- oder so betitelten Administrativwege Bittenden kann und darf er nicht im Geringsten antasten, sondern muß sie wie der Richter unantastbar achten, und wenn es auf dem Gnadenwege gesucht wird, unverkümmert gewähren! Daß es aber, leider, in der Welt anders gehalten wird, dieß haben dir obige Herren schon gesagt! Lebe wohl. —

Merkt euch dieses, ihr gnädigen Herren, und saget nicht so oft und frech zu den Parteien, wenn sie vor euch ein Recht geltend machen müssen, hier ist keine Gerichtsstelle, wir geben — kein Recht, nur Gnaden!

Isidor Mayr,
Bauer zu Reuth.

Ein unmaßgeblichstes Scherflein.

Die Akademie für gemeinnüzige Wissenschaften in Erfurt hat unlängst eine unsern Zeitverhältnissen und Umständen sehr angemessene und der Tendenz dieser Akademie wahrhaft würdige Preis-Aufgabe erlassen, deren Lösung sie mit Ende September 1836, und mit vorzüglicher Rüksichtnahme auf Armenkolonieen bedingt.

Da mich das Ausland nichts, aber gar nichts angeht, besonders unter Beziehung auf ein ämtliches und dokumentirtes Protokoll vom 2. Juli d. Js. u. s. w., so bringe ich nur zum Besten meines Vaterlandes all Dasjenige in ehrerbietigst unmaßgebliche Rükerinnerung, was ich über das Armenverwesen und über Kolonieen im Allgemeinen, und über Armenkolonieen im Besondern seit Jahren theils öffentlich, theils auf andern Wegen, z. B. in der Bauern-Zeitung aus Frauendorf anno 1827, in dieser Zeitschrift selbst, im Münchner Tagblatte ꝛc. mittheilte; und bin und bleibe dabei der, jedoch unzielsezlichen Meinung, daß Armenkolonieen nur dann ein wahres Gedeihen geben würden, wenn sie eigentlich nur, und einzig allein dafür geschaffen werden und dafür bestimmt sind, und dafür bestimmt bleiben, irgend einem menschenfreundlichen Privat-Vereine seiner Zeit eine Rente, den arbeitsfähigen Armen aber selbst beständige Beschäftigung und Verdienste zu verschaffen.

Da man gegenwärtig in Bayern das Koloniewesen vielseitig und unter dem viel versprechenden Beistande des würdigen und so verdienstvollen Hrn. Baron v. Ruffin ꝛc. in Schleißheim, praktisch

durchgreifend zur Sprache bringt, so möchte dieser Gegenstand so ganz geeignet seyn, in Gegenwart der Herren v. Hazzi, v. Utzschneider, des Herrn Baron v. Hallberg, und besonders des Herrn Baron v. Rothschild rc., und anderer edler und einsichtsvoller Männer in nähere Berathung gezogen zu werden; und zwar um so mehr, da auf diese Art und Weise die Unterthanen nicht beschweret, sondern vielmehr in Folge der Zeit gleichsam gesegnet werden.

Die Wiesenkultur
(ein Schäfergedicht).

Oft täuschet der Sterblichen Herz ein Märchen, im bunten Fabelschmuk mehr als die Wahrheit: denn der Dichtung Zauberreiz, der Alles dem Menschen versüßt, kleidet die Fabel in ein ehrwürdig Gewand, und schafft dem Unglauben selber oft Glauben. Pindar.

Ruhig weideten die Schafe bei Aespa am östlichen Rangen zwischen überhangenden grauen Kalkfelsen und schattigtem Gebüsche, und der einsame Hirt Damon schnitt sich eine scharf tönende Rohrpfeife, die Lieder der Nachtigall behorchend, welche das sanfte Echo nachsang, und im stillen Thale verbreitete. Er sprach bei sich:

„Arm bin ich, denn die Heerde hüte ich einem viel Gesegneten. Was ich erübrige, gehört meinem kranken Vater, der durch Ueberschwemmung und Viehseuche arm geworden ist. Ach, wie macht ihm und mir das Wenige mehr als andere Gaben Vergnügen! Ja, recht arm sind wir, aber — zufrieden und glüklich. Werden wir doch von allen Hirten der Gegend geliebt und theilnehmend unterstüzt. So habt ihr, allmächtige Götter! uns die schöne Heerde, ja, sogar die eigne Hütte genommen, aber eine glüklichere Liebe gegeben. Habt Dank, daß wir arm, aber zufrieden sind!"

So sprach Damon und wadete jezt, an seine Hirtenschaufel sich haltend, über die morastige Moosflechte, die verfaulend zu Torf sich bildet, und durch die Moosröhre, die öfters mit ihm unterzusinken drohten.

Von ihm aufgescheucht flüchteten sich der schwarze Rohrvogel ein Feind der Rebhühner und jungen Hasen, der im zweiten Sommer sich gelb färbt; die augenhassende Kropfgans, die den Schnabel in den Schlamm stekend ein großes Gebrüll macht, sie nährt sich von Fröschen, wie ihr Nachbar der Mäusefalk; so entflatterten die äffende Rohrdrossel, die gleich der Schwalbe mit Müken vorliebnehmende Moorente, die schnelle Doppelschnepfe, die braune Grasmüke, das stille Wasserhuhn und die kleine Rohrmöve.

„Schade," rief Damon, nachdem er das Schilf durchstrichen hatte, zurükblikend aus, „daß die Quellen, diese wohlthätigen Gaben der Götter, hier wieder versinken, die Heimat dieser Raub-Vögel bilden, das schöne Thal, die süßen Gräser versäuern, und Rieth und Moosgräser, die große Heidelbeere, das Rauschgrün, die Dotterblume, den Löwenzahn, das Erd-, Lungen-, Kelch- und Formmoos, die Rohrkolben, das Rohrdikel — befeuchten müssen, anstatt daß hier ein klares Bächlein über bunten Sand glökelt, des müden Wanderers Durst löschet, oder den holden Nymphen kühlende Bäder bereitet! — Recht schade um dich, daß nicht sanftaufschwellende Ufer, die du bewässerst, dir dankbar blühen, daß die röthlichen Erlen dir nicht kühlenden Schatten geben, deren durstige Wurzeln du tränkest. Schade, recht schade! — Aber gütige Götter! ist das nicht abzuwenden? — Ich beklage Etwas, dem ich selbst vielleicht abhelfen kann. Stehet mir bei, liebliche Najaden! wahrlich, ich will eine Abänderung versuchen. Meine Schafe lieben des Ranges würzige Kräuter von der fleißigen Biene umsumst; kein räuberischer Adler oder hungeriger Wolf störet ihre Weide, oder sprengt sie über den grauen Felsen. Der Stab ruhet immer ohne Beschäftigung in meiner Hand, statt meiner Flöte erschallen lieblicher die Melodieen der Nachtigall und der Grasmüke. Ja, ich versuche es. Ich grabe eine breite Furche, — leite die Wasserfäden alle hinein, — und dann wird sich ein Bächlein, und darneben troknes Land bilden. Zwar wird es vieler Tage Arbeit kosten, aber größeres Vergnügen wird diese Arbeit, und ein sanft rieselndes Bächlein durch eine bunte selbst geschaffene Aue gewähren. Sollten da, wo jezt nur Rohrkolben

und Löwenzahn wachsen, nicht süßer Klee, Futter für die Schafe blühen können?" —

So ward die schöne Arbeit vom Damon überdacht und muthig begonnen. Da, wo der Rangen sanfter ins Thal sich verliert, die Höhe sich vom Thale scheidet, hub er an, einen Graben zu machen. „Was soll ich," dachte er, „einen Graben in den Sumpf bilden, eine schmuzige Arbeit verrichten, wo der ausgeworfene Morast sogleich wieder zusammen sinkt, wo kaum ein Grund zu finden, und auch auf diese Art schwerlich Land zu schaffen seyn dürfte. Wenn aber dem Sumpfe das Wasser entzogen, und aufs Moos trokne Erde hineingeworfen wird, so mag es bald besser werden. Mehr Mühe wird es kosten, aber desto angenehmer und zuverläßiger ist die Arbeit, größer wird die Fläche. Die kleinen Felsen hie und da kann ich schon sprengen, und dann allererst in den Sumpf wälzen, dort können sie ruhen, hier aber sind sie der ewigen Verwitterung ausgesezt." So bekomme ich eine größere Fläche, und Erde zum Ausfüllen.

So warf Damon mit seiner Hirtenschaufel einen großen Damm trokener Erde gegen den Sumpf auf, wälzte mit Pfählen die Steine hinab ins eisenocherische Moos. —

Schon sank die Sonne hinter das westliche Reisachgebirge, und warf nur noch einige goldene Strahlen auf die höchsten Wipfel der rothen Tannen, schon spiegelte der volle Mond sich in den Freudenthränen der glüklichblühenden Dryaden und Nymphen, und die Schafe erhoben ihre Köpfe an die gewohnte Heimreise mahnend; als Damon, auf seine Schaufel gestüzt, den Schweiß sich von der Stirne wischte und mit frohen Bliken den guten Anfang wahrnahm. Er konnte nicht begreifen, wie er schon beim Anfange eine so ansehnliche Arbeit zu Stande bringen konnte: aber unsichtbare Nymphen unterstüzten sein Geschäft zur Verschönerung und Verbesserung der Erde. „Morgen," gelobte er sich, „soll mich schon die erste Rose in Aurorens Triumphbogen an der Arbeit finden." Er rief seiner Heerde, und führte sie ruhig in die Pferche. Kaum hatte er von der ihm freundlich vorgesezten Milch, Käse und Honig genossen, als ihn, auf junger Wolle gelagert, sanfter Schlummer erquikte. Bei der ersten Morgendämmerung eilte Damon, seine Heerde auf die felsigten Höhen führend, zu seiner sich gewählten Arbeit, und hub mit neuen Kräften und heiterm Nachdenken an zu graben, unbekümmert, wenn andere Hirten über eine solche Neuerung erstaunt Bedenken zeigten.

Sanfter senkte in diesen Tagen Phöbus seine flammenden Strahlen zur Erde, emsiger bemühten sich leichte Zephyre, die rosigen Wangen Damons zu kühlen, melodischer ertönten der Grasmüken, Amseln und Nachtigallen zärtliche Lieder. Diana hielt ihre Hunde und das Wild zurük, damit Damons Schafe ruhiger weiden könnten. Tag für Tag sezte Damon seine liebgewonnene Arbeit fort, und statt der blühenden Weide und der muthwillig scherzenden Lämmer sah er nur die braune frisch aufgeworfene Erde und weißen Kalksteine; nur manchmal fand er zu seiner Erquikung Erdschwämme, und die süßen Schäze der falbgelben Mooshummeln.

Das Ende der Arbeit rükte immer näher. Zur Abwechslung warf Damon die ausgegrabene Erde in das Moos, und bedekte so die dahin gewälzten Steine, und das hie und da hingeworfene Gesträuß vom nahen Rangen und Wasen. Der Sumpf erhob sich allmählig zum troknen Land.

Luna bestieg ihr beleuchtetes Schiffchen, um die Lüfte der Erde zu umsegeln, und Damon hatte seinen Kanal auf einige hundert Schritte bis zur weitesten Quelle hergestellt. Jezt leitete er das Wasser hinein, und machte deßhalb mehrere Nebenfurchen. Schon bildete sich ein Bächlein, schon rieselte solches rein und klar über die weiche Erde dahin. Freudig übersah Damon seine Arbeit. Freudiger bliket nicht die Mutter ihr neu gebornes, schön gestaltetes Kind an. Philomele flötete zärtlicher ihr Abendlied. Kühle Dämmerung sank auf die Flur. Damon rief seiner Heerde zur Heimreise. Eben wollte er das Thal verlassen, als wie aus einer Schleierwolke die holdeste Nymphe aus der Gruppe anderer reizender Najaden zu ihm trat, und mit einer Stimme re-

dete, die dem sanften Murmeln himmelspiegelnder Quellen ähnlich tönte:

„Fleißiger Hirt! viele hundert Jahre schon ersehnte ich die Trokenlegung dieses Sumpfes, eine Arbeit, die nur Menschenhänden vorbehalten wurde. Ich bin die Göttin dieser Quellen. Mehrere Tage schon beseelte himmlische Wonne mich ob deinem anhaltenden Bemühen, mir das vorenthaltene glükliche Loos wiederzugeben, das mir und meinen Schwestern eine rächende und mächtigere Gottheit, wegen verschmähter Liebe, geraubt hatte. Du, glüklicher Hirt, hast das Versöhnungs-Opfer der Natur gebracht. Nicht mehr bin ich verbannt, hier zu vermodern. Eine herrliche Lauf-Bahn beginne ich, die schon vielmals gerühmten, von mir ersehnten Arme des weinumpflanzten Rheins umfangen mich ewig mit Liebe; beglüke und werde beglükt. Ich genieße wieder die Seligkeit der Götter im Meere Alles einigender Freuden. Glaube daher nicht, daß ich gegen dich undankbar seyn könnte, da du der neue Schöpfer meines Glükes bist. Sprich, wie kann ich dir's lohnen? Jeden deiner tugendhaften Wünsche zu befriedigen, habe ich Macht und Willen. — Du schweigst? — Ich hörte öfters aus deinen einsamen Liedern, daß du die schöne Phyllis liebest. Du bist arm; sie ist reich. Ihre Eltern bestimmten sie dem heerdereichen Menalk, den sie aber nicht liebt. Rede frei! denn nur dein ausdrükliches Verlangen kann ich erfüllen.“

Damon, von namenlosen Gefühlen durchdrungen, sah staunend vor sich hin, faßte sich endlich und stammelte: Gütige Göttin! wie! du willst mir die wenige frohe Arbeit so reichlich belohnen? Wie dank' ich dir schon deine Huld. — Ja, ich gestehe es, ich liebe Phyllis mehr, als die Biene den weißen Klee, die Nachtigall den kühlen Schatten; aber ich liebe sie nur in Armuth, und habe noch nie gewünscht, durch Reichthum sie mir zu erwerben. Die Armuth hat mich bisher so glüklich gemacht, daß ich für mich jezt keinen Wunsch habe. — Doch wenn du meiner Bitte huldreiches Gehör schenken willst, so muß ich dir gestehen, daß ich ein großer Schuldner meines Hirten bin. Er hält mich als seinen Sohn, meinen Vater ernährt er mit mir. Diese dir gefällige Arbeit habe ich in seinem Dienste verrichtet. Ihm gebührt der Lohn, den du mir gnädig gewähren willst. Segne dieses von mir bearbeitete Land, und das ich noch bearbeiten werde, mit nährenden Kräutern für eine Futter-Kammer seiner Schafe! Auch ist von seinen sieben Knaben einer krank, laß ihn gesund werden, erhalte Alle gesund!

So sprach Damon bittend. Die Göttin nikte ihm holdlächelnd zu, wie die untergehende Sonne im sanften Abendroth, und verschwand in neblichter Dämmerung.

Damon eilte mit entzükendem Schauern zu seiner Hütte, wo ihm der Jubel über die plözliche Genesung des kleinen Pythias wie ein Triumphlied entgegen scholl. Seine stille Freude darüber verdankte er der huldvollen Göttin. Freudiger noch eilte er wieder mit dem kommenden Morgenroth, seine Arbeit zu vollenden. Aber sieh! eine neue Erscheinung! Das ganze Thal war wie die Fläche einer stillen See ausgeglichen, war festes Land, auf welchem die würzigten Gräser und Kräuter und Blumen dufteten.

Jezt ergriff ihn neues hohes Entzüken. Mit freudig glänzendem Auge breitete er seine Arme dankend gegen das sanftmurmelnde Bächlein aus; aber, neues Wunder der höhern Fügung! ehe er sichs versah, stürzte Phyllis in seine umfangende Arme, und gestand ihm erröthend ihre längst verborgene Liebe.

Ein hehrer Glanz, ein süßer Geruch verbreitete sich um sie. Beide erhoben ihre seligen Blike, und sahen in unschuldiger Umarmung auf einer Lilienwolke mit Rosen mannigfaltig durchwunden Flora und Ceres, welche aus einem gemeinschaftlichen Füllhorn Blumen und Früchte über sie herabstreuten, und den Bund tugendhafter Liebe segneten.

So lohnen die Götter Fleiß und Dankbarkeit, und redlichen Sinn durch Segen der Erde, und Liebe der Menschen. Und dann gedeihet das Nüzliche am Liebsten, wenn es mit dem Angenehmen verbunden wird.

J. B. Greger.

Edle Handlungen.

In der Schlacht von Waterloo machte ein preußischer Soldat einen französischen Offizier zum Gefangenen. Der Leztere stellte dem Sieger sehr beweglich vor, wie unglüklich er seyn würde, wenn er, fern von der Heimat und den Seinigen, in die Gefangenschaft geführt werden sollte; wie, da die Schlacht doch schon so gut als verloren wäre, seine Gefangenschaft keinen wesentlichen Vortheil bewirken könne, und bat ihn flehentlich, ihn wieder auf freien Fuß zu stellen. Da der preußische Soldat der französischen Sprache unkundig war, der Franzose sich im Deutschen nicht recht verständlich machen konnte, so dauerte die Kapitulation eine geraume Zeit. Endlich ließ sich der Preuße aus Mitleid bewegen, den Bitten des Franzosen Gehör zu geben, ohne an eine Ranzion zu denken. Der Leztere dachte jedoch daran und gab seinem großmüthigen Sieger, da er nichts weiter vom Werth hatte, eine Brustnadel mit ächten Steinen, ließ sich dagegen den Namen des Soldaten und die Numer des Regiments sagen, bei welchem er stand. Beides merkte er sich und dankbar froh entfernte sich der Franzose. Dieser hatte auf die Brust-Nadel einen besondern Werth gelegt, indessen unter den mancherlei Verhältnissen seines Lebens nicht daran gedacht, wie er sich wieder in deren Besiz sezen könne. Jezt zum General vorgerükt, wünschte er dieses Kleinod wieder zu erlangen. Er schlug daher den vorschriftsmäßigen diplomatischen Weg durch die französische Gesandtschaft zu Berlin ein, und erbot sich, dem Soldaten den vierfachen Werth der Nadel zu zahlen, falls er sie durch ihn wieder erhielte, wenn er aber — da er voraussezte, daß er sie wohl nicht mehr selbst besizen würde, — nur noch wisse, wohin sie gekommen, wolle er ihn reichlich belohnen.

Durch das k. Kriegsministerium wurde endlich dieser Soldat ermittelt. Es ergab sich, daß er nicht mehr bei dem Regimente stand, sondern als ein verstümmelter Krieger in dem Invaliden-Hause zu Berlin eine Versorgung auf Lebenszeit erhalten habe. Hier wurde er nun nach der Brust-Nadel gefragt. Er erinnerte sich des Vorfalls genau, erklärte auch, daß er noch im Besiz der Nadel sey; aber die Unterhandlung mit diesem französischen Offiziere habe sich so verzögert, daß er dadurch in ein feindliches Feuer vom groben Geschüze gerathen, wodurch er ein Bein verloren und Invalid geworden sey; dieses Umstandes wegen habe er die Brustnadel zum Andenken aufbewahrt und würde sie für keinen Preis abgeben. Diese Erklärung wurde der französischen Gesandtschaft mitgetheilt, mit dem Bemerken, wie man bedauere, unter solchen Umständen nichts weiter zur Befriedigung des Wunsches des Generals thun zu können, und man den Invaliden nicht zu zwingen befugt sey, die Nadel herauszugeben. Diese Nachricht wurde dem General mitgetheilt. Ihm lag zu viel an der Wiedererlangung seines Kleinods. Er schrieb also selbst unmittelbar an den Invaliden einen Brief in französischer Sprache, der mit den Worten anfing: **Mon Camerade!** Der Brief wurde dem Invaliden vorgelesen und übersezt. Er war so herzergreifend geschrieben und der General erbot sich, für diese Nadel dem Besizer unbedenklich jede von ihm zu machende Forderung zu bewilligen, wenn er sie nur wieder erhielte, daß dem Invaliden Thränen in die Augen traten, und er nach einem langen Besinnen und innerem Kampfe, was er thun sollte, endlich in die Worte ausbrach: So werd' ich mich denn wohl von der Nadel trennen müssen; er soll sie zurük erhalten. Und nach einer Pause sezte er hinzu: aber Geld nehme ich nicht dafür! Man hielt die Sache für beendigt. Der General hatte aber den Vorfall dem König von Frankreich erzählt. Ganz unerwartet bekam der Invalide ein Schreiben von diesem, worin er ihm seine Zufriedenheit über sein Benehmen zu erkennen gab, und ihm als Anerkennung dafür den Orden der Ehrenlegion übermachte mit der Bekanntmachung, daß er ihm eine Pension von 800 Franken jährlich angewiesen habe. Ohne Erlaubniß des Landesherrn durfte der Invalide weder diesen Orden, noch die Pension annehmen. Er mußte daher diese bei dem Könige nachsuchen und daher auch darin die Veranlassung, wodurch ihm beide zu Theil geworden, erwähnen. Diese hat ihm der König nicht nur bewilligt, sondern zum Beweise, wie auch er mit seiner biedern Denkungsart zufrieden sey, ihm auch eine Pension von 200 Reichsthalern jährlich angewiesen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der Adelstolze.

Adelst. So eben habe ich meine Ahnenprobe vollendet; ich habe zwei und dreißig!

Vernunft. Je mehr, desto schwieriger für dich.

Adelst. Ich betrachte daher meinen Stammbaum für mein schönstes Erbtheil!

Vernunft. Mit vollem Rechte, sobald dir in jedem Namen die Erinnerung an einen edlen Vorfahren vorschweben kann, sonst handle, als ob du erst adelig werden wolltest.

Adelst. Du hältst also wohl nichts auf den Erbadel?

Vernunft. Gerade umgekehrt, ich halte ihn für ein wohlthätiges Institut; denn jeder Nachkomme sollte in ihm eine moralische Röthigung finden, seine Väter zu übertreffen.

Adelst. Also ist es lächerlich, Ahnen zu zählen?

Vernunft. Wenn du es blos thuest, um sie zu zählen, allerdings; keineswegs aber, wenn es geschieht, um dir oder andern ihre Verdienste zu verdeutlichen.

Adelst. Was muß ich wohl thun, um deinen Beifall zu erhalten?

Vernunft. Deine Pflichten lassen sich in wenig Worten aussprechen: sey deinem Fürsten treu, liebe dein Vaterland mehr als dich selbst, und sey ein Beispiel eines guten Bürgers.

Supscription.

Theodo.

Ein episches Gedicht in sechs Gesängen

von J. Gutner.

Zweite vermehrte und mit acht J. M. Mettenleiterschen Kupfern versehene Auflage,

erscheint, wenn durch Subscription die nöthigsten Drukkosten gedekt seyn werden.

Diese neue Auflage ist von 2331 auf 6000 Verse vermehrt, mit zwölf Bardengesängen versehen, und die historisch-geographischen Noten sind von 82 auf 150 ausgedehnt, und umfassen neben einer vollständigen Topographie der beiden Rhätien und Norikums eine, zur Erläuterung der im Gedichte enthaltenen Mythen, deutsche Mythologie, dargestellt in Definirung von 833 Gottheiten und mythologischen Begriffen.

Des Herrn J. M. Mettenleiters kunstreiche Bilder erheben den Werth dieses vaterländischen Heldengedichtes, welches in Großoktav 25 Drukbogen umfassen wird, und mit Hintansezung alles Eigennuzes auf 2 fl. 42 kr. Subscriptionspreis gesezt werden muß. Der spätere Ladenpreis für die unbestellten Exemplare von 4 fl. möge die Buchhandlungen ꝛc. zur theilnehmenden Beförderung der Subscription veranlassen, und auch alle Freunde der vaterländischen Musen auffordern, zum Erscheinen dieses Manuscriptes mitzuwirken.

Höchstwichtige Nachricht für Pomologen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben ein

General-Register

zu

Dr. Aug. Friedr. Adr. Diel's Systematischer Beschreibung

der

vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen

Kernobstsorten.

Bd. 1—21. Frankfurt a. M. 1799—1821,
Bd. 22—27 (Forts. 1tes—6tes Heft) Stuttg. 1821—32.

Bearbeitet von

H. Meyer,

Mitglied der praktischen Gartenbau-Gesellschaft ꝛc.

Braunschweig, 1834. 8. 130 Seiten. 16 gr.

Bedarf diese Arbeit wohl einer Empfehlung? Gewiß nicht. Alle Besizer des Diel'schen Werkes (in 27 Bänden) werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er ihnen ein alphabetisches Register über alle darin vorkommenden Obstsorten zur Uebersicht gab. Noch mehr Werth hat dieses Register dadurch erhalten, daß der Verfasser auch auf alle Trivial-Namen und Synonymen Rüksicht nahm, unter welchen irgend eine Obstsorte bei andern Pomologen vorkommt, bei jeder auf das Diel'sche Werk verweisend.

Wer Diel's Werke besizt, dem ist dieses Register unentbehrlich. Aber auch wer Diel's Werke nicht besizt, wird solches als einen General-Katalog über alle in Deutschland vorhandenen Obstsorten willkommen finden; in dieser Rüksicht bildet es gleichsam ein für sich bestehendes eigenes Werk, einzig in seiner Art, wie wir längst eines gewunschen haben. Darin sieht Jedermann sogleich, welche Sorten ausser denen, die er schon besizt, es noch sonst in Deutschland gibt; er lernt aber auch zugleich aus den Trivialnamen und Synonymen vermeiden, daß er nicht ein und dieselbe Sorte unter zweierlei Namen verschreibt. Noch einen besondern Werth hat dieses General-Register dadurch, daß jeder Obstgartenbesizer seine Obstbäume und Früchte aus selben richtig nennen und schreiben lernen kann, weil bekanntlich durch Schreib- und Drukfehler in manchen Baumschul-Katalogen die Namen oft sehr verhunzt bezeichnet stehen. — Wir erinnern bei dieser Gelegenheit, daß die Frauendorfer Baum-Schulen seit 1824 durchgängig nach Diel's System angelegt sind, und wir alle seine beschriebenen vorzüglicheren Sorten aus seiner eigenen Hand erhalten und ächt zur Abgabe vorräthig haben.

Fürst.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 42. 18. Oktober 1835.

Nekrolog
des Steinmezmeisters, Architekten und Bildhauers Michael Mathei zu München.

Warum nur immer von großen Helden und Staats-Männern sprechen? Auch des Bürgers und Bauers ruhmwürdige Verdienste und edle Handlungen sollen verkündet und verewiget werden. — — —

Schon ruht der kunsterfahrne und menschenfreundliche Mathei drei Jahre im Grabe, ohne daß sich eine Feder bisher die Mühe gegeben hat, der Nachwelt zu sagen, wer dieser Mann von Jugend an war, den ganz München aus seinen Werken schäzen gelernt hatte, und noch in einem Alter von 80 Jahren täglich in seiner Mitte zu sehen gewohnt war.

Michael Mathei wurde am 3. Juni 1750 Abends nach 9 Uhr zu München geboren, und am darauf folgenden Tage in der Stadtpfarrkirche zu U. L. Frau getauft. Unter drei Brüdern und drei Schwestern war er der lezte Sohn des bürgerlichen Steinmezmeisters Joh. Michael Mathei zu München und der Antonia Innozentia, einer gebornen Torrelli. Seine Ahnen und Verwandten waren Italiener, wo auch noch jezt in der Nähe von Turin sein Name fortgepflanzt wird. Anton und Johann Mathei kamen nach Bayern, um in der Bergfestung Kuffstein drei Kasamatten auszuarbeiten und brauchbar herzustellen. Ein kurfürstliches Dekret vom 26. April 1704 sezt alle Steinmezarbeiter in ganz Bayern unter ihre Disposition, und ein Zeugniß des Intendanten der Festung Kuffstein vom 16. August 1704 gibt dem Anton Mathei, Steinmezmeister von Schleißheim für seine Arbeiten während 20 Wochen und einer 4 wöchentlichen Blokade die vollste Zufriedenheit auf empfehlende Weise zu erkennen.

Wir finden, daß sich sein Vater und Großvater schon bei wichtigen Bauunternehmungen in Bayern hervorgethan haben; die großartigen Steinmezarbeiten, z. B. das Klosterkirchenportal zu Fürstenfeldbruck (ungefähr aus den Jahren um 1750), die unter dem Baudirektor v. Cuvillier ausgeführte Faciata der Theatinerkirche, das 1778 in der St. Michaelskirche zu Berg am Laim aufgestellte Speisegitter, die Stiege (aus den Jahren um 1732) im herrlichen Schlosse zu Schleißheim, und die großartigen Steinmezarbeiten in Marmor im ehrwürdigen Kloster Ettal sind das Werk des Anton, und dessen Sohnes, des Johann Michael Mathei; denn Anton Mathei hat für seine von 1709 bis 1730 zu Ettal geleisteten Arbeiten 20,238 fl. 5 kr. 3 hl. bezogen. Ewig Schade, daß die marmorne Faciata der kostbaren Kloster-Kirche zu Ettal nicht bis an den Schluß gelangte, und daß die bereits fertig gewesenen Schluß-Steine und Kapiteler im Hofe liegen gelassen wurden, von wo sie sich in unsern Tagen, als der Vandalismus die Zierden des Landes, die Klöster, zerstörte, unsichtbar gemacht haben, und an verschiedenen Privatgebäuden, die kostbaren Kapiteler sogar als unbequeme Ruhbänke auf der Strasse über den steilen Ettaler-Berg wieder erschienen sind. Der Großvater Anton Mathei wurde durch Dekret vom 16. Mai 1721 zum Steinmezmeister in München bestätigt, und starb im Bade zu Rosenheim am 26. Mai 1732. Sein Sohn Joh. Mich. Mathei wurde durch kurfl. Dekret vom 14. August 1731 als Steinmezmeister erkannt, und gemäß Ausfertigung vom 27. August desselben Jahres als Bürger unter die Reiter gestellt, bei welchen auch schon Anton Mathei unterm 24. Mai 1721 eingereiht worden war.

Dem Anton Mathei, Großvater, wurde zu-

erst bewilligt, in Schleißheim eine kleine Steinsäge zu bauen, später wurde am Lehel die Steinsäge und Werkstätte auf kurf. Kosten erbaut, und gegen Zins dem Anton Mathei überlassen, weil von Seite des Aerars die Arbeiten zu Schleißheim unterbrochen, und der mit A. Mathei unterm 15. Mai 1723 über die Verfertigung der Haupt-Stiege durch den kurf. Oberbaumeister Effner abgeschlossene Accord nicht erfüllt wurde. Anton Mathei starb vor Kummer, ohne seiner Ehegattin und seinen drei Söhnen einen Kreuzer baaren Geldes, lediglich 3700 fl. Guthaben bei dem kurf. Aerar, zu hinterlassen, welche erst nach einer 1774 erfolgten Abschlagszahlung Karl Theodor, der dritte nachgefolgte Regent, ganz bezahlen ließ. Anton Mathei wohnte immer in der Stadt; erst Johann Michael Mathei, nachdem er ebenfalls mehrere Jahre noch in der Stadt gewohnt hatte, bezog eine Wohnung an der Steinsäge am Lehel, dermal St. Annavorstadt genannt. Joh. Mich. Mathei lebte in nicht bessern Glüksumständen, als ihm sein jüngster Sohn Michael Mathei geboren wurde, gleichwohl gab er allen seinen Kindern eine gute Erziehung. Michael Mathei machte als Studirender ausgezeichnete Fortschritte in den auf dem Gymnasium gelehrten Hilfswissenschaften, so wie im Kunstfache. Er vermochte sich, als er die Schulen verließ, eben so schön als richtig in der lateinischen und italienischen Sprache mündlich und schriftlich auszudrüken, als in der deutschen, wie seine hinterlassenen vielen Manuskripte beweisen. In architektonischen und historischen Zeichnungen hatte er es ebenfalls bald zur großen Vollkommenheit gebracht. Da er bestimmt war, das väterliche Anwesen einst zu übernehmen, so verlegte er sich als Jüngling mehr auf die Kunst, als auf theoretische Wissenschaften, obschon sein heller Geist auch in diesen an der Hand der Erfahrung in der Folge bewunderunswürdige Fortschritte machte, wie uns die tiefen Urtheile seiner Schriften überzeugen. Er bildete sich unter der Aufsicht seines Vaters mit Arbeiten seines künftigen Berufes in der Steinmezwerkstätte, womit die Steinsäge verbunden war, und lernte auf eine praktische Weise die Behandlung der verschiedenen Steingattungen, welche in vielen Sorten einheimischen und Tyroler-, dann Salzburger-Marmors, in Tuft und Nagel-Tuft (Pretschie) bestanden, da nur Seltenheit es war, wenn ein Sandstein z. B. von Weil oder Pößenbach verarbeitet wurde. Nebenher verwendete er die Mußestunden mit dem Studium der Architektur, und mit Zeichnen in allen Fächern: besonders aber im Fache der Baukunst und der Bilder. In lezterer Beziehung versuchte er bald in Wachs und Thon zu modeliren, und zum Bildhauer edle Anlagen zu entwikeln. Der kunsterfahrne Roman Boos, dessen Bildhauerarbeiten in Stein, Holz und Metall noch dermal zu München, Ettal und in vielen andern Kirchen ꝛc. geschäzt sind und bewundert werden, gab unserm fleißigen Mathei einen in der Art gediegenen Unterricht, daß schon seine Schülerarbeiten das Gewöhnliche überstiegen und veranlaßten, daß ihn der Vater nach Rom schikte, um sich in der Welt-Kunstschule zum Bildhauer vollkommen auszubilden. Als er eben dreißig Jahre alt war, und seine Eltern ihn im Charakter fest genug hielten, den nachtheiligen Eindrüken der Welt und der erwachten Leidenschaften Widerstand zu leisten, reiste er mit einem Paße der Stadt München vom 4. August 1780 und zwar zuerst in die Heimat seines Großvaters in das Piemontesische, dann mit einem sardinischen Paße de dato Turin am 3. Sept. 1781 durch Toskana nach Rom. Auf dieser Reise besuchte er neben den Kunstschäzen zu Venedig, Florenz ꝛc. die merkwürdigen Stein-Brüche von Carara, Venedig ꝛc. In Rom wurde Michael Mathei von Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VI. dem Bildhauer Ceragi, einem der ersten Bildhauer Europas, vorgestellt und empfohlen, welcher ihn auch liebreich in sein Attelier aufnahm, und beschäftigte. Die edelmüthige und uneigennüzige Theilnahme dieses berühmten Meisters entflammte unsern begeisterten Mathei vollends für die Kunst, und nie erzählte er ohne gemüthliche Rührung das Schiksal dieses seines Lehrers, der bekanntlich unter Napoleons Herrschaft zu Paris unter der Guillotine starb, weil er dessen Rechte zum französischen Thron zu bezweifeln gewagt hatte. In Rom, nicht minder dem

Studium der Architektur, als der Bildhauerkunst ꝛc. huldigend, zeigte sich Mathei bald als ein tüchtiger Bildhauer, so daß er schon nach einem einjährigen Aufenthalte unter den größten bildenden Denkmälern der alten und neuen Kunstwelt auf Empfehlung seines Lehrers Ceragi einen Ruf nach Wien, und das hiezu nöthige Reisegeld erhielt. Er reisete mit einem römischen Paße vom 12. August 1782, in welchem seine Rükreise nach Deutschland ausgedrükt ist, nach Wien. Die glänzende Kaiserstadt, welche von Rom diesen Titel mit einem Theile der römischen Größe geerbt hat, bot ihm in ihren Palästen, Kirchen, Festungswerken, Wasserdämmen und Brüken neue, das heißt, von den Musterbildern Roms verschiedene Gegenstände zu seinen täglichen Studien.

In seinem Berufe als Bildhauer arbeitete er hier unter andern an einer Büste des Kaisers Josephs II. und an der Dreifaltigkeitssäule, welche einer Ausbesserung unterworfen wurde.

Diese imposante Säule ist 66 Wienerfuß hoch, und wurde vom Kaiser Leopold 1679 zur Dankbarkeit nach dem Aufhören der Pestseuche gesezt. Nach einem einjährigen Aufenthalte zu Wien wurde unser Mathei zu dem Gewerbe seines Vaters nach München berufen, wo er schon unterm 30. August 1784 das Geschäft antrat, und unterm 24. September darauf als Bürger zu einem Büchsenmeister der bürgerlichen Artillerie ernannt wurde, nachdem er sogleich bei seiner Ankunft aus Wien, nemlich am 30. August 1783, als bürgerlicher Steinmezmeister aufgenommen worden war. Das kurfürstliche Dekret zu seiner Bestätigung erfolgte unterm 3. Sept. 1784. Von nun an wird uns Mathei als ein ehrlicher Bürger, dessen Herz Jedem, der sich ihm nahte, offen stand, nicht minder achtungswerth, als in seiner Werkstätte als fleißiger und industriöser Steinmezmeister, der jede gemachte Anforderung auf redliche Weise zu befriedigen suchte, und weniger den eigenen Vortheil, als die Ehre und den Nuzen des Bestellenden im Auge hate. Gleichwie sein Großvater Anton Mathei in den Jahren 1722 und 1724 nach Tyrol reiste, und bei Mühlbach nächst Brixen gute Marmorarten brach, und sein Vater Johann Michael Mathei auf einen Marmorbruch in den Gräben zu Hohenburg im sogenannten Isarwinkel von Jos. Joh. Markus von Herwart am 27. Juni 1732 Leibrecht nahm; so war nun Michael Mathei bemüht, eben so dauerhafte als schöne Marmorsteine nach der Residenzstadt zu bestellen, und man kann von ihm mit Recht sagen, daß er keinen schlechten Stein auf seinem Materialplaze duldete. In der That hat er zu Trottoireinfassungen, wozu man dermal die gebrechlichsten Sandsteine, oder gar Holz wählt, bessere Steinsorten verwendet, als die moderne Zeit zur Dekoration verschiedener Paläste verwendet hat. Die gegenwärtigt Flitterzeit sehen wir freilich nach ganz andern modernen Prinzipien handeln; sie sucht in stofflosen Gaskleidern zu glänzen; läßt durch den Theaterdekorateur aus Brettern, Leinwand oder Papier, oder durch den Konditor in Zukerbakwerken Prunkgebäude ausführen, mit Farben gute Steine und in Spielsachen die Natur nachahmen ꝛc. Seinen bei Traunstein geöffneten Marmorbruch hat er viele Jahre hindurch durch einen Palier betrieben. In der Nähe dieses Steinbruches entdekte er allein fünferlei Marmorarten; auch einen Sandstein in der dortigen Salinenwaldung Sulzberg hat er bemerkenswerth gefunden. Er durchsuchte auf eigene Kosten das ganze oberländische Gebirg Bayerns, und machte eine sehr schäzbare Sammlung von allen Marmorsorten, die er theils in großen Lagern, theils als Findlinge in den Flüßen und Gießbächen ꝛc. aufgefunden hatte. Leider ist diese Sammlung, welche die k. Akademie in ihren naturhistorischen Sammlungen gewiß nicht so zahlreich besizt, und mit Nachweisung des Fundortes anzuzeigen vermag, nach seinem Tode unter seinem gemischten Rüklasse zerstreut worden, weil die prunksüchtige Gegenwart nur den Luxus des Auslandes zu erhaschen sucht, und den gehaltreichern Werth des Vaterlandes dabei zu übersehen gewohnt ist. Ich erinnere mich, in der berührten Sammlung auch weiße Marmore gesehen zu haben, die mir übrigens als Findlinge auch in mehrern Orten Bayerns zu einer Zeit vor die Augen gekommen sind, da ich als Student noch Mineralien sammelte:

eines besonders schönen und großen Findlings von weißem Marmor erinnere ich mich, in einem Kessel der Partnach im hintern Reinthale gesehen zu haben. Wie belohnend in unsern Tagen wäre nicht die Mühe, ein Lager dieser Art aufzusuchen, da man gegenwärtig für den weißen Marmor aus Schlanders, Rathschings ꝛc. in Tyrol ungemein große Frachtkosten bezahlen muß? Nicht nur für das Fach eines erfahrnen Steinmezmeisters *) ließ sich Mathei keiner Mühe gereuen; auch um als Architekt nüzliche Dienste leisten zu können, scheute er nicht Kosten und Zeit. Er sammelte alle Bau-Werke der Vorzeit vom Vitruvius angefangen bis zur neuesten Zeitschrift, und arbeitete fast täglich zu bestimmten Stunden an Entwürfen zu Neubauten, Brüken, Altären und originellen Grab-Denkmälern. Ein Plan zur Verschönerung und Erweiterung der Stadt München, welchen er noch zu den Lebzeiten des unsterblichen Rumfords und Adrian von Riedls entworfen hatte, vereinte alle Vorzüge in sich, welche nun die in das Werk gesezte Erweiterung dieser k. Residenzstadt vermißt. Dieser Plan und ein zweiter zur Erhaltung und Verschönernng des Isarthores, lag noch in den lezten Lebensjahren Mathei's wiederholt vor ihm auf dem Tische, wenn er Reflexionen über die überspannten Anlagen zu den 4 neuen Vorstädten Münchens mit stillem Lächeln machte, die Folgen davon überlegte, und im Zirkel seiner Bekannten vorhersagte. Ein schriftlicher Aufsaz Mathei's über dieses Kapitel, das nun über seine Vorhersagung hinaus sich zu München an so vielen übrigens redlichen Häuserbesizern so traurig mit gänzlichem Ruin und Vergantung realisirt hat, beurkundet seinen tiefen Geist, welcher sich in Berechnung der Folgen, so weit ich dessen Urtheile aus persönlicher Mittheilung kenne, oder aus seinen hinterlassenen Manuskripten ersehen habe, immer auf eine fast unfehlbare Weise geoffenbaret hat. Eine seiner lezten Originalzeichnungen galt noch dem Patriotismus: dieselbe ist der Entwurf zu einem Wegweiser auf die Aichacher-Münchner Landstrasse an die Stelle, wo ein Vizinalweg nach Oberwittelsbach auslenkt, und stellt einen orientalischen Palmbaum aus Stein mit Ruhebänken dar. Obgleich unser Mathei vom eigentlichen Künstler zum zünftigen Steinmezmeister und beschränkten Architekten nach dem Zwange äußerer Verhältnisse und Umstände überzugehen genöthigt war, so vernachläßigte er doch, wenn ihm eine Stunde übrig war, auf keine Weise den Umgang mit den Musen der Künste und Wissenschaften. Aus allen Fächern besaß Mathei die besten Bücher aus der Geschichte, Topographie, Architektur ꝛc. und viele tausend Kupferstiche von allen Künstlern und Fächern. Auch eine umfangreiche Modellensammlung aus Holz, Gyps und Stein schloß sich an seinen Kunst-Reichthum an, und Oelgemälde von Weich ꝛc. mit einer großen Anzahl von Skizzen und Handzeichnungen berühmter Künstler. Einen großen Theil des Tages noch in seinen spätern Jahren, wo ihn Berufsarbeiten weniger mehr beschäftigten, widmete er, wenn ihn nicht Entwürfe zu Bauten, Denkmälern ꝛc. an den Zeichnungstisch fesselten, oder Aufsäze zum Nuzen des Staates, seiner Mitbürger, oder in Gegenständen seines Gewerbes okkupirten, der Betrachtung von Kunstwerken, oder einer gemeinnüzigen Lektüre. Er besaß in allen seinen Gemächern nur Kupferstiche, Modelle, Bilderbücher und Drukwerke von ausgezeichneten Autoren, welche seinen ganzen Reichthum bildeten, und mehrere tausend Gulden kosteten. Ich habe bei zwei Jahre hindurch täglich eine andere Par-

*) Eine richtige Behandlung der Steine ist nicht, wie man doch praktischen Arbeitern zutrauen sollte, allen Steinmezen ꝛc. gegeben. Es ist z. B. eine fehlerhafte und ganz der Natur des spröden Marmors widersprechende Manipulation, wenn man in Marmorbrüchen, wie ich in dem zwischen Egern und Kreuth gelegenen sogenannten Tegernseer-Steinbruche sehen mußte, die abgesonderten Marmorblöke über die Felsenwände rollen läßt, und ihre Festigkeit durch das harte Anstossen an die schon abgerollten Marmormassen zu prüfen wähnt; denn bei diesem Verfahren muß der gesündeste Blok in Trümmer gehen, oder mindestens Sprünge bekommen, welche der Grund, wenn nicht zu seiner augenbliklichen Unbrauchbarkeit, doch zur schnellen Auflösung durch die Verwitterung werden. Ein im Lager als gesund erkannter Stein muß sowohl mit dem Schrott-Hammer, als mittels Anwendung des Schießpulvers, welches besser ganz vermieden werden soll, um Blöke von der nöthigen Größe sicher gewinnen zu können, mit der nöthigen Vorsicht und Sachkenntniß behandelt, und vom Lagerplaze mit Hebeln, Windten ꝛc. gleichsam gehoben werden. —

tie von mir großentheils nur den Namen nach bekannten Künstlern in bedeutender Anzahl Kupferstichen rc. vor ihm aufgeschlagen gefunden, und bin in seinem Zimmer gleichsam die ganze Welt, in so fern sie Baudenkmäler und eine von Künstlern nachgeahmte große und schöne Natur umfaßt, durchgewandert. Auch diese Kunstsammlung ist nach seinem Tode sammt dem größten Theile seiner werthvollen Handzeichnungen durch Versteigerung in solche Hände gekommen, wo sie nie wieder Das leisten kann, was sie im Ganzen dem lernbegierigen Architekten und Kunstfreunde rc. zu gewähren im Stande war. Seine nach reifen Erfahrungen mit wissenschaftlicher Gründlichkeit geschriebenen Aufsäze verdienten einen Verleger zu erhalten, welcher solche der Nachwelt zur nüzlichen Belehrung vor die Augen legte, da die durch Flitterprunk und Eigendünkel betäubte Gegenwart Alles zu übersehen gewohnt ist, was nicht flimmert, oder den Unternehmer schnell bereichert. Ich habe, gleichsam als Einladung an Buchhändler, unter Lit. A. ein Verzeichniß über den größern Theil seiner wichtigern Abhandlungen und Auffäze rc. am Ende dieser Biographie beigefügt, wobei zu bedauern ist, daß so viele mit Bleistift von seiner Hand nachgetragene Glossen und Randbemerkungen oft gar nicht mehr, oder nur mit Mühe leserlich sind. Was Mathei über die Beschäftigung der arbeitsamen Volksklasse durch successive Bauunternehmungen nach Erfahrungen, die er an der Bau-Polizei zu Rom gemacht hatte, schreibt, ist eben so wahr, als berükſichtigungswerth. Die Befolgung seiner Maßregeln sichert den Staat vor Bettlern, welche ihn nicht weniger kosten, als die umfassendsten Bauunternehmungen, und überdieß von vielen Lastern befreit, welche der physische Zwang der Armuth oft zur größten Calamität eines unklug administrirten Staates zur nöthigen Folge hat. Nicht minder verdient gelesen zu werden, wie er als Politiker Bayern im Falle eines glüklich oder unglüklich geführten Krieges scharf in das Auge faßt und würdigt. Gegen die Fremden, die oft vor den Einheimischen um einige Groschen an Arbeitslöhnung rc. zu gewinnen gesucht und beschäftigt werden, führt er ebenfalls ein beachtungswerthes Wort, indem sie oft das Geld aus dem Lande tragen, das den Wohlstand der Gewerbe und Handwerker rc. des Inlandes begründen und die ansäßigen Einwohner auf längere Zeit nähren soll. Neben andern sagt er dießfalls: „Wenn man schon z. B. einen Juden, dem der Staat viel schuldig ist, in das Land hereinzieht, und zum Insassen gewinnt, um die Interessen und Kapitalien im Lande zu behalten, so gibt eben dieses zu einem neuen Schaden Anlaß. Diese Nation gedenkt sehr selten, oder niemals, dem Staate eine Wunde zu heilen, vielmehr neben solcher eine neue zu schlagen, wie ich in einer besondern Schrift beweisen werde.“

Eben so umsichtig und scharf beurtheilt er den Handel. Nicht reiche Fabrikanten und Handelsleute, die einzeln als Millionäre in einem Reiche sich zeigen, und mit ihrem Gelde einen großen Theil der gewerbtreibenden Bevölkerung sich zinsbar machen, und zu ihrem wahren Sklaven herabwürdigen, während sie selbst gewöhnlich nichts thun, als Interessen berechnen, und sinnlichen Genüssen nachlaufen, begründen den wahren Nationalwohlstand, sondern vermögende Bürger und Landleute, welche die Mehrzahl der Staatsglieder bilden. In dieser Beziehung wiederholt unser Mathei die richtigen Grundsäze der Vorzeit, die nie hätten veralten sollen, unter vielen Andern mit folgenden Worten: „Wenn vom Verschleiße ausländischer Waaren die Rede ist, so ist nicht die Meinung, dem ganzen Comerz entgegen zu seyn. Kein Land kann sich von andern Ländern ganz isolirt stellen: wir würden, hätte nicht ein Produktenwechsel Statt, in die alte Barbarei der Urzeit zurükfallen! Für die dermal gesittete Welt braucht man verschiedene Bedürfnisse zu Manufakturen, zu Speis und Getränk, zur Distinktion in der Kleidung verschiedener Stände. Wenn wir manchem Nachbar kein Geld zu lösen gäben, so würde dieser nicht im Stande seyn, unsere Produkte anzukaufen. Zum Beispiel der ganze Handel mit Oesterreich und Tyrol ist nur ein Waarenaustausch: sie geben uns Wein und Schlachtvieh, wir ihnen dafür Getreid und Holz, und dieß ist das wahre Commerz! Ein Land gibt dem andern Dasjenige,

was es nicht selbst hat, denn damit kompensirt sich der Geldausfluß mit Dem, was zurük hereingeht. Die Waaren aber, die aus Ländern kommen, mit welchen wir entweder nur indirekte wenig, oder wohl gar auf keine Weise wegen der übermäßigen Entlegenheit im Verkehr kommen können, sollen von uns mit aller Sparsamkeit gebraucht werden. Ich zähle z. B. hieher den Kaffee: dieser ist dermal für verschiedene Stände zum größten Nachtheile des Staates zum Bedürfnisse geworden; denn er wird vom Vornehmsten an bis zum Bettelweibe, das vom Almosen lebt, genossen. Es muß in diesem Falle sogar die Almosenkassa an die handelnden Seemächte Tribut bezahlen! Dienstboten betriegen ihre Frauen, um Kaffee trinken zu können, und betrunkene Bauern gehen nicht aus der Stadt, und vollgesoffene Handwerksbursche an Sonn- und Feiertagen nicht aus dem Wirthshause, ohne den lezten Bazen für Kaffee ausgegeben zu haben rc."

In Betreff der Modewaaren sagt er Folgendes: „Es ist billig, daß ein Stand vor dem andern einen Vorzug habe, und daß in Kleidern dieser Vorrang ersichtlich sey: aber die öftere Veränderung der Mode in den Kleidern ist wegen des veranlassenden Geldausflußes einem Staate sehr schädlich; denn der Reichthum eines Staates besteht nicht in Modewaaren, diese geben nur ein äußerliches Ansehen, sondern im baaren Gelde, welches für Modeartikel aus dem Lande verschwindet, und zur nächsten traurigen Folge hat, daß aller Wohlstand, und alles wahre Ansehen um Dasjenige an Würde abnimmt, um was der Luxus zunimmt. Dieses durch überflüßige Modewaaren nach unserer Einbildung gewonnene Ansehen muß von jenen Ausländern, welche uns dieselben senden, mit einem lauten Gelächter beehrt werden; denn sie erhalten unser gutes Geld, wir haben am Ende ihre Lumpen. Welch schönes Comerz! — In jenen Ländern, wo die Modewaaren einen immer erneuerten Ursprung nehmen, wird aller Fleiß und jede Kunst aufgefordert, um immer etwas Neues zu fabriziren, solches allen, auch den weitestentlegenen Völkern vorzustellen, solche mit diesen Pausearbeiten äußerlich zu verschönern — im Grunde aber, um eine immerwährende Revenüe von uns zu ziehen, welche manchmal in eine namhafte Kopfsteuer ausartet, und folglich die abnehmenden Völker zinsbar dem fernen Auslande macht. Dieser freiwillig bezahlte Tribut ist für ein Land weit schädlicher, als jener, den der höchste Landesherr bezieht; denn dieser tritt schnell wieder in Cirkulation, während jener oft zum Theil, öfter ganz verloren geht, weil er wegen Entlegenheit durch den Handel nicht wieder zurük ersezt werden kann rc." In einem Aufsaze über den Handel mit Luxusartikeln sagt er neben vielen treffenden Wahrheiten auch diese: „Es hat keinen hinreichenden Grund, wenn man sagt, es gewinne doch der Handelsmann Vieles im Verkaufe auswärtiger Waaren und Luxusartikel. Wenn der ganze übrige Staat Mangel an Geld leidet, so wird sich dieser auch bald auf die Klasse der Kaufleute ausbreiten, während bei Verminderung des Handels mit vielen ausländischen Waaren, besonders mit Gegenständen des Luxus alle Stände wohlhabend werden, und der Handelsstand, der sich die nöthigen Artikel beilegt, dabei nicht verdirbt; denn es wird Alles baar bezahlt werden können, indeß bei dem Anhalten des Luxus den Handelshäusern, und auch andern Gewerbsleuten, nur Schulden angehängt werden, da der Luxus zum Bedürfnisse geworden ist. Folge davon ist zunächst, daß die Kaufmannschaft vielen Gewinn in den Büchern, und kein Geld in der Kassa haben wird. —"

(Schluß folgt.)

Neues Feuerlöschmittel.

Das gewöhnliche Mittel, welches bei einem brennenden Körper angewendet wird, um das Feuer zu löschen, ist das Wasser, da solches, wenn es in gehöriger Menge darauf gebracht wird, den Körper bedekt, und dadurch den Zutritt der Luft abhält, zu gleicher Zeit aber auch die Hize vermindert. Wasser in geringer Menge in ein grosses Feuer gegossen, vermehrt die Flamme, weil das Wasser nun in jene Bestandtheile, Sauerstoff und Wasserstoff zerlegt und dadurch der Wärme-

Stoff frei wird, der Sauerstoff aber dem Feuer noch mehr Nahrung gibt. Sicherer löscht Wasser das Feuer, wenn ihm Materialien beigemengt werden, die selbst unentzündlich sind, und die, da sie durch die Hize nicht verjagt werden können, die Oberfläche des in Brand gerathenen Körpers dauernd bedeken. Solche Materialien sind unter Anderm: feiner nicht sandiger Thon (Lehm), wenn er unter das Wasser gemengt wird; ferner Vitriol oder Alaun, auch Kochsalz im Wasser aufgelöst, und den brennenden Körper damit begossen; das Feuer wird nicht nur davon augenbliklich gelöscht, sondern der Körper dadurch außer Stand gesezt, sich durch die Hize aufs Neue zu entzünden. — Ein vorsichtiger Hausvater wird daher sich angelegen seyn lassen, das eine oder das andere der eben genannten, gegen die Verbreitung des Feuers sichernden Salz, oder auch nur geschlemmten Thon (Lehm) vorräthig zu halten, um das Material in Anwendung sezen zu können.

Das Schlemmen des Lehms geschieht, indem man eine Quantität davon so weit mit Wasser in einer Bütte anrührt und verdünnt, daß sich Sand und Steine aus der Flüssigkeit zu Boden sezen können, die feinern Theile aber schwimmend darin erhalten werden. Wird solches nun in ein anderes Gefäß abgegossen, und eine kurze Zeit ruhig stehen gelassen, so schlagen sich auch die feinern Theile nieder, die nun, nachdem das Wasser entfernt worden, getroknet und so aufbewahrt werden können.

Ueber den heurigen Schaden von Seite des Erdflohes in Bayern.

Dieser hat heuer in Bayern in Gärten, Kraut- und Rübenfeldern große Verheerungen angestellt. Ich kenne Landwirthe, die in ihren Krautländern keinen einzigen Krautkopf davon brachten, ja, welche 2 und 3mal die Rübenfelder besäeten und keine einzige Rübe erhielten. Nur ich war so glüklich, mein Kraut und meine Rüben zu retten, und zwar mittelst des Tabakstaubes, den man in den Tabaksfabriken um geringen Preis kaufen kann. Wo sich der Erdfloh zeigt, näßt man die zu schüzenden Pflänzchen oder wartet den Regen ab, und streut und stäubt dann den Staub recht stark darüber, wodurch das Insekt in kurzer Zeit getödtet wird. Ist der Staub vom Regen abgespült, so muß man diese Operation wiederholen. Auch auf den Repsbau möchte dieses Mittel anzuwenden seyn, wenn man es Morgens zeitig nach reichem Thau anwendet. — — —

Das Oktoberfest in München

ist heuer, wie aus allen öffentlichen Blättern bekannt, zur Verherrlichung der silbernen Hochzeit Seiner Majestät des Königs Ludwig mit besonderen Feierlichkeiten begangen worden.

Das Münchner Tagblatt schließt den Cyclus der Festlichkeits-Beschreibungen mit folgenden denkwürdigen Worten:

Die Festlichkeiten sind nun vorüber, auf die wir uns so lange freuten. Der große so viel Geschmak als Biederkeit verrathende Zug der ländlichen sinnreich ausgeschmükten Festwagen, das Rennen der Rosse, Wagner und Bäkergesellen, die Kämpfe und das Ringen der Leztern, Reichards merkwürdige Luftreise und der Schüzen emsiges Zielen nach der Scheibe, leben nur noch in der Erinnerung. Aber in allen diesen Einzelnheiten spiegelt sich des Bayern einziges Gefühl und der Gedanke, die Liebe und die Verehrung für den theuren Landesvater und das angestammte Regentenhaus, ab. Diese Liebe diente zugleich als Erinnerungs- und Belebungsmittel. Sie knüpft die Vergangenheit an die Zukunft, und so wie das treue Volk vor 25 Jahren seinen Kronprinzen an der Seite einer anmuthsvollen Braut mit unaussprechlicher Theilnahme sah, so erblikte es Ihn nun als König mit nicht minder lebendigem Gefühle im Kreise eines heranblühenden Geschlechtes, umgeben von hoffnungsvollen, geistreichen Prinzen, von Prinzessinnen in keimender Schönheit, deren älteste bereits die Frauenzierde eines alten deutschen Fürstenhauses ist.

Der allverehrte König Ludwig scheute die Stürme und Regenschauer nicht, welche die lezten Tage dieses ewig denkwürdigen Festes trübten, um in der Mitte seines biedern Volkes zu seyn, in dem Kreise seiner erhabenen Familie, war er der anwesenden Menge nicht weniger ein liebvoller Vater.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Die Verjüngungsquelle.

Von meiner frühesten Jugend an, hatte ich von der Verjüngungsquelle sprechen gehört. Ich wußte, daß vermöge ihres heilsamen Wassers jeder Sterbliche augenblicklich seine Kräfte, seine Schönheit und Jugend wieder erhalten könne. Man war zwar nicht über den Grad der Breite einig, wo sich diese Wunderquelle befände. Allein daran war mir wenig gelegen. Damals fiel es mir kaum ein, daß eine Zeit kommen werde, wo meine Kräfte verschwinden, meine Stirne voll Runzeln, meine Haare weiß seyn, und wo ich krumm und gebükt gehen würde; ich lachte über alle die Wünsche, die ich einen podagraischen Onkel, eine leichte Cousine, und eine Menge modischer jungen Leute machen hörte, daß doch diese kostliche Quelle endlich einmal in einer der Menge von Erdebeschreibungen genau angegeben seyn möchte, die alle Jahre erscheinen.

Aber wie haben sich die Zeiten verändert! Jezt, da ich Alles anbiete, um mich zu verjüngen, und die Verheerungen der Zeit zu verbergen, sehe ich, wie fast alle meine Bekannte nur älter zu seyn wünschen. Der Eine will gern 3 Monate älter seyn, um diese oder jene Stelle zu erhalten; der Andere wartet, nach der Aussage eines Arztes, mit Ungeduld auf den Herbst, um einen hektischen Anverwandten zu beerben. Frau von A*** hofft in einigen Monaten von der Last befreit zu werden, die ihr beschwerlich ist, und Demoiselle R*** schmeichelt sich in eben so viel Zeit keine so lange Taille, noch eine so lebhafte Farbe mehr zu haben. — Keine von diesen Personen scheint an die Verjüngungsquelle zu denken; ich suche den Grund davon zu entdeken, und ich kann es mir nicht anders erklären, als daß man der Hoffnung entsagt hat, sie hienieden zu finden; ist sie indessen nicht für Den vorhanden, der sich zum Erstenmale mit seiner Geliebten allein befindet, für zwei treue Freunde, die sich nach einer langen Abwesenheit wieder umarmen, für den Krieger, der zum Angriffe blasen, und für die Frau, welche die Ballstunde schlagen hört!

Die Duellanten.

Einst fordert' einen Welschen ein Franzos heraus.
Der Tag war angesezt, und dennoch ward nichts d'raus;
Denn als sie auf dem Kampfplaz' waren,
So wollte jener hier die Ursach erst erfahren.
Mein Freund, die Ursach ist, weil es euch nicht gebührt,
Daß ihr, was ich im Schilde führe, führt!
Was führt ihr denn im Schild? — Es ist ein Ochsenkopf!
O, rief hierauf der gute Tropf:
Wenn dieses ist, so stellet euch zur Ruh!
Denn was ich führ', ist nur der Kopf von einer Kuh!

Dieses alte Gedicht, erinnert uns zur daraus zu schöpfenden Moral, an die Narrheit der eitlen Menschen-Vernunft unserer Tage, womit dieselbe ohne alle Demuth in einem beständigen Zweikampfe mit Gott und mit der Kirche lebt.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 43. 25. Oktober 1835.

Nekrolog
des Steinmezmeisters, Architekten und Bildhauers
Michael Mathei
zu München.
(Schluß.)

Auf ähnliche Weise spricht Mathei nur Wahres und Nüzliches in allen seinen schon berührten zahlreich hinterlassenen Schriften. Er gedenkt mit Wärme der überhand nehmenden Bevölkerung, und empfiehlt ihr die Kultur des noch nicht benüzten Erdreiches, weil hier immer der solideste Nuzen sicher, und, ohne Betrug gegen den Mitmenschen nöthig zu haben, erzielt wird, da der Landmann unter Gottes Schuz einen großen Vorzug vor dem Fabrikanten hat, dessen Glük von der Veränderlichkeit polizeilicher Staatsverfügungen, besonders in konstitutionellen Ländern, abhängt. Er schreibt Vieles mit Umsicht und Erfahrung über Gewerbe, und gemeiner Taglöhner Loos, und Feststellung ihrer Existenz und ihres Erwerbes. Als Politiker zeigt er, daß er zwar die gewöhnliche Tendenz der Privat- und Staatspolitik in ihrer ganzen Verworfenheit kenne, aber als die Pest der menschlichen Gesellschaft verabscheue. Ueber Kunst, Architektur, Bildnerei, Brükenbauten, über die Eigenschaften eines Steinmezmeisters, über Akkorde bei Bauten ꝛc. hat er Beachtungswerthes hinterlassen. Seine Handzeichnungen tragen alle das Gepräge des praktischen Baumeisters, und sind ohne kostbare äußere Dekoration voll tiefem Ernste, die Bescheidenheit verräth, und den Zwek der innern Bequemlichkeit vor Augen hat. Unter Lit. B. werden seine gelieferten vorzüglichen Arbeiten als Steinmezmeister aufgezählt.

Von seinen Bildhauerarbeiten erinnere ich mich nur, zwei Modelle gesehen zu haben, die dem Kunstfache angehören, alles Uebrige gehört zum Gewerbe des Steinmezes. Wie hoch er auch die alten Klassiker und die sogenannte schöne Literatur achtete, davon gibt seine sorgfältige Uebersezung der Idyllen Virgils einen erfreulichen Beweis: er war voll Begeisterung für die Natur und vergaß darüber leicht das Drükende seines Berufes, den Launen eines vorgesezten Baumeisters, oder der Unwissenheit eines reichen Bauherrn zu folgen, wenn er im stillen Sommerhäuschen seines Eilandes — ein Gärtchen zwischen zwei Stadtbächen — anmuthige Landschaften oder Gebirge in Bildern durchwanderte.

Als Bürger war Mathei voll Eifer für den Nuzen der Gesammtheit und für die Ehre der einzelnen Bürger, und jeder auf Eigennuz beruhenden Täuschung trat er kühn in den Weg, wenn er anders irgend eine Veranlassung dazu nehmen konnte. Schlechtigkeiten, die er, so heimlich sie oft angelegt und ausgeführt wurden, immer richtig durchschaute, erfuhren seinen vollen Tadel, und noch in seinem hohen Alter wurde sein Angesicht glühend und seine Stimme, die oft gleichsam wegen Altersschwäche auf der Zunge bebte, erhob sich laut in gerechten Rügen, wenn ihm Betrügereien im Bau- oder Gewerbsfache vor die Augen, oder in die Ohren kamen. Mit einem indignirten Lächeln erzählte er oft, daß bei einem geführten Bau der neuern Zeit gemäß Rechnungen durch die Schuld eines gesuchten Architekten an gestohlenem Steinmez- und Maurer-Handwerkzeuge dem Bauherrn allein 10,000 fl. (zehntausend Gulden) Schaden zugefügt worden seyen.

Diese und andere Erscheinungen von noch größerm Umfange lernten dem ergrauten Mathei

den Unterschied zwischen der alten und neuen Zeit praktisch kennen, und er mußte sich allmählig so daran gewöhnen, daß er, wenn er mit seinem ebenfalls hochbejahrten Kollegen Jos. Leis über sein Handwerksfach ꝛc. sprach, statt des früher innig gefühlten Aergers nur zu lächeln pflegte. „Es ist mir unbegreiflich,“ sezte er oft am Ende einer erhaltenen Erläuterung bei, „wie man des Galgens noch länger entbehren könne!“

Als Steinmezmeister handhabte er neben dem Nuzen der bestellenden Kommune oder des Bürgers seine eigene Ehre. Er lieferte durchaus gediegene und solide Arbeiten in Marmor und in dem für das Klima von Bayern längst erprobten Tuffsteine. *) Als ich in seinen lezten Jahren auch lebkuchenartige gelbe, graue und blaue Sand-Steine auf seinem Lagerplaze entdekte und ihn auf seine frühern vielmal geäußerten Worte erinnerte, daß ein Sandstein von keinem rechtlichen Manne ein Stein genannt werde, da er nur ein zusammengekleistertes Aggregat sey, das sich im Wasser schnell wieder auflöse, erwiederte er lächelnd: „Mundus vult decipi, decipiatur ergo! Ich muß es meinen Collegen nachmachen, sonst bekomme ich keine Arbeit bei jeziger Zeit!“ Neben seinen bereits berührten Eigenschaften war Mathei ein außerordentlicher Menschenfreund, der kein Auge weinen, kein Leiden von Andern unbewegt dulden sehen konnte: sein Umgang war daher innig und von Allen gesucht, die ihn näher kannten, und einen theilnehmenden, erfahrnen Mann zu schäzen wußten. Junge Leutchen, die mit der Brille auf der Nase ihn genau zu betrachten pflegten, sagten freilich unter sich: „Herr Mathei paßt nicht mehr für unsere Zeit: er hat sich überlebt!“ Aber was denn eigentlich nach ihrem Urtheile für die moderne Zeit paßt, das haben sie wohlweise nicht gesagt, weil es wahrscheinlich in nichts Anderm bestanden hätte, als in Dem, was ihren Untergang gewöhnlich frühzeitig und selbst ihren Tod meistens vor dem dreißigsten Jahre physischen Alters herbeiführt. — Als Hausvater war Mathei in sich abgeschlossen, in Besorgung der Werkstätte fleißig und in Worten mit den Seinigen kurz. Er hatte sich nicht verheirathet, und hinterließ daher keinen Leibeserben, denn aus Hochschäzung für die großen und vielen Eigenheiten und Vorzüge des ganzen weiblichen Geschlechtes konnte er niemals auf Eine zurükkommen, welche, wie es bei dem Ehemanne seyn soll, seinen ungetheilten Beifall erhielt. Dieß war die redliche Ursache, warum er ein Hagestolzer blieb, obgleich die Hagestolzen eben nicht seine Freunde waren. Er schien in seinem Alter noch auf keine Weise gleichgiltig gegen den mächtigen Trieb der Minne und sprach bei verschiedenen Veranlassungen mit allem Enthusiasmus von den Vorzügen der Jungfrauen und Frauen, welche des Mannes irdische Glükseligkeit zu begründen vermögen. Vier Monate vor seinem Ende, als ihn verschiedene Körpers-, vielmehr Alters-Schwächen wiederholt befallen hatten, und ihn seine Bekannten erinnerten, sein Haus-Wesen, ohne nach seinem Ableben einer gerichtlichen Einschreitung dasselbe zu vertrauen, rechtzeitig in Ordnung zu bringen, übergab er sein Anwesen, bestehend in Steinsäge, zwei Wohnhäusern, Garten, Steinverlag, Kunstsammlungen, zusammengeschäzt auf 8000 fl. seiner Nichte Jungfrau Anna Maria Zwerger gemäß Urkunde vom 5. Febr. 1832. Sie hatte ihn während vielen Jahren seines mühseligen Alters gepflegt und ist die eheliche Tochter seiner schon am 23. Juni 1746 geboren, und als Malers-Wittwe zu München am 14. April 1804 verstorbenen leiblichen Schwester Maria Johanna. Einem durch Kunstsinn ihm zunächst angehörigen leiblichen Bruder Namens Anton, der Maler und Kupferstecher war, und als Kammerdiener des Prälaten von Schäftlarn starb, hatte unser Mathei schon früher ein Denk-

*) Es ist ein Irrthum, wenn man sagt, wir hätten in Bayern keine festen Marmorsorten. Wir haben seit Jahrhunderten kein Marmorlager in seiner Tiefe untersucht, wo gesunde Steine allein zu suchen und zu finden sind, sondern wir haben uns immer mit den schon halbverwitterten Steinen auf der ersten Erdoberfläche begnügt, wie die verbauten Marmorsteine so mancher Gebäude zu München, Nymphenburg ꝛc. zeugend beweisen, weil wir nur augenbliklichen Flitter lieben und alle höheren Kosten, welche die Beischaffung soliden Materials fordern, sorgfältig zu vermeiden suchen, ohne deßhalb die Kasse des bauenden Edelmanns oder Fürsten dabei zu schonen.

mal zu Schäftlarn gesezt. Auch seine vielgeliebte Schwester Maria Innozentia Cäcilia starb als Oberin des vom Anger zu München nach Dietramszell nach Aufhebung der Klöster versezten St. Clara-Klosters unter dem Klosternamen Augustina, 70 Jahre alt, am 2. Juni 1823: auch ihr errichtete Mathei ein Marmordenkmal auf dem ländlichen Dietramzeller-Kirchhofe am Kreuzbüchel. Um diese Zeit hatten Alter und andere Sorgen, indem er die Werkstätte und Steinsäge, welche ihm nunmehr kümmerlich Brod gaben, einem Werkführer anvertraut hatte, schon tiefe Eindrüke auf die frühere Heiterkeit seines Gemüthes, und auch auf seinen gebrechlichen Körper hervorgebracht. Sein Haupt, das die noch unverkennbaren Züge eines schöngebildeten Kopfes und freundlichen Gesichtes trug, beugte sich allmählig und seine ermatteten Glieder trugen nur mühsam die eigene Schwere. So ruhte er denn mehrere Monate auf seinem Sopha im Wohnzimmer von den Anstrengungen einer rühmlichen Thätigkeit (er war 49 Jahre lang Steinmezmeister) aus und bereitete sich mit gottergebenem Gemüthe zur weiten Reise in die Ewigkeit, die er nach seiner frommen Gemüths-Art mit seinem noch keineswegs gefühllos erscheinenden Geiste als ein lachendes Paradis sich öffnen sah. Seine Worte wurden selten, besuchende Freunde begrüßte er mit einem ruhigen Lächeln und sanften Handdruk, denn Altersschwäche hatte durch Krämpfe seine Rede stotternd gemacht, und öfters ganz den Laut gehemmt und die Verständlichkeit genommen. Als ihm der Priester die heiligen Sterbsakramente gereicht hatte, rief er mit sichtbarer Anstrengung: „Deo gratias!" und entschlummerte bald darauf ruhig ohne sichtbaren Schmerz am 7. Juni 1832 vormittags eine Viertelstunde vor 10 Uhr. Am 9. Juni darauf wurde er um 3 Uhr vom Leichenhause aus auf dem großen Kirchhofe der Haupt- und Residenz-Stadt begraben. Eine zahlreiche Nachbarschaft aus der St. Annavorstadt und viele seiner Freunde und Bekannten erschienen mit Theilnahme bei dem Leichenzuge dieses Biedermannes. Im Jahre 1834 wurde ihm aus grauem Marmor von Neubeuern ein verziertes Grabmal mit folgender Aufschrift errichtet:

R u h e s t ä t t e
des bürgerlichen Steinmezmeisters, Bildhauers und Architekten
M i c h a e l M a t h e i
geboren zu München am 8. Juni 1750, gestorben am 7. Juni 1832.

Ein edles Herz ist hier gebrochen,
Ein schöners deckt die Erde nicht,
Dem Kranz entgegen ist's gezogen
Hinüber durch die Nacht zum Licht.

Ach, ewig unvergeßlich Allen
Wohnt es im Gottes Palmenhain,
Bis selig Herz an Herz wir fallen
Auf ewiges Beisammenseyn!

Diess Trauerdenkmal der Erinnerung
w i d m e t
I h r e m O h e i m
S e i n e t i e f b e t r ü b t e N i c h t e.

Mögen zum glüklichen Gedeihen der Bürgerschaft und der Einwohner der ausgedehnten Hauptstadt München bald die guten alten Zeiten wiederkehren, wo Männer, wie Michael Mathei war, ein Fortkommen finden und geehrt werden!

München, am 20. August 1835.

J. S.

A. Dessen Schriften.

Michael Mathei hat in einem grossen Fascikel folgende besonders interessante Manuscripte größtentheils in der deutschen Sprache, hie und da mit italienischen und lateinischen Noten glossirt, hinterlassen, und zwar

I. aus wissenschaftlichen Fächern:

1) Vom Schimpf und von der Ehre der Hand-Arbeiten.
2) Ueber Gründevertheilung zu Kolonieen.
3) Vom katholischen Gottesdienste.
4) Ueber das Gewerbswesen.
5) Gegen die Gewerbsfreiheit.
6) Folgen der Gewerbsfreiheit.
7) Die Bauern sind die reichste und nüzlichste Menschenklasse.
8) Ueber ein Monument zu Sendling. (Die Aktion vom 25. Dezember 1705 betreffend.)

9) Vom Ausflusse des baaren Geldes.
10) Von jüdischen Betrügereien.
11) Zu gelinder Kriminalkoder.
12) Motive, die Löhnungen zu fixiren.
13) Ueber die Klösteraufhebung.
14) Außerortentliche Kälte im Jahr 1782.
15) Ueber die Auswanderung der Handwerksburschen nach Amerika.
16) Die Judenschaft beeinträchtigt auch die Gewerbe.
17) Ueber ein Gemälde, die Geburt des bayer. Kronprinzen Ludwig Karl August im Jahre 1786 betreffend. (Visionen eines tiefen Politikers.)
18) Deutsche Uebersezung der Hirtengedichte des Virgils.

II. Aus technischen Fächern.

1) Ueber die Bildhauerkunst.
2) Ueber Brükenbauten.
3) Vorschlag zu einer Brüke.
4) Darstellung der Vorfälle, welche sich nach geschlossenen Akkorden zu ereignen pflegen.
5) Von Sezung der Stundensäulen an den Landstrassen.
6) Verzeichniß der Orte, wo Steinmezarbeit getrieben wird.
7) Summarium des Kapitals eines Steinmez-Meisters.
8) Produkte, das in den Jahren 1794 bis 1795 errichtete Abbacher-Monument betreffend.
9) Ueberschlag zu einem Brunnen am Bazare und auf dem Marktplaze.
10) Vorschläge zu einem dem Erzherzoge Karl Ludwig von Oesterreich zu Regensburg zu errichtenden Denkmale.
11) Kunst, jede Schrift, oder jeden Kupferstich nachzudruken.
12) Erklärung über einen vom Himmel gefallenen Stein.

B. Dessen Arbeiten als Steinmez-Meister.

In München ist wohl keine Kirche, welche nicht größere oder geringe Steinmezarbeiten und Reparaturen aus der Werkstätte des Michael Mathei nachzuweisen hat, und der ganze St. Stephanskirchhof hat bis zum Jahre 1806 ungefähr nur Denkmäler von ihm nachzuweisen, welche jedoch nach den Grundsäzen der modernen Zeit bald alle verschwinden werden, wenn die magistratische Administration fortfährt, die Monumente, wofür nach sieben Jahren das Recht zum Stehenbleiben nicht neugekauft wird, abzutragen und entfernen zu lassen.

Unter seine größern Arbeiten müßen folgende gezählt werden:

1) Ihm Jahre 1791 hat er das neue Stadt-Thor zu Friedberg gebaut.

2) In den Jahren 1794 und 1795 hat er zwischen Abbach und Postsaal an der Donau durch hohe Felsen die Strasse gesprengt, und zwei große Gedächtnißtafeln mit gegossenen Inschriften errichtet.

3) In diesem Jahre 1795 erbaute er auch bei Traunstein eine Steinmezhütte, worin sein Palier Ant. Aigenber mit mehreren Arbeitern den daselbst gebrochenen Marmor bearbeitete.

4) In den Jahren 1796 und 1797 hat er das Pflaster der St. Michaelskirche mit grossen geschnittenen Marmorstüken ausgebessert.

5) Nach Contrakt vom 12. Juli 1797 hat er in der Stiftskirche zu Altötting den Choraltar aus Marmor gebaut.

6) Um das Jahr 1798 hat er das den ruhmwürdigen Grafen Rumford ehrende Denkmal mit dessen Bildniß en Relief und allegorischen Figuren im englischen Garten zu München aufgesezt.

7) Im Jahre 1801 hat er die Steinmezarbeiten zum grossen Gitter des alten Zeughauses, östlich der k. Residenz, geleistet.

8) Im Jahre 1803 hat er die Würmbrüke auf der Dachauer-Strasse erbaut, und in den Kolonieen Ludwigs- und Karlsfeld mehrere Steinmezarbeiten hergestellt. — Auf diese Zeit ungefähr fällt auch

9) seine Erbauung des neuen Thores an der Prannersstrasse und der dabei befindlichen Kanal-Brüke.

10) Im Jahre 1809 baute er das Monument bei Fürstenfeldbruck, auf der Stelle, wo

Kaiser Ludwig der Bayer auf einer Jagd gestorben ist.

11) Im Monate August 1810 stellte er die Widerlager zur Freisinger-Isarbrüke her.

12) Um das Jahr 1810 erbaute er auf dem Kirchhofe das grosse Grabmonument, welches die französisch-republikanische Rheinarmee dem Generale Bastoul sezen ließ, welcher an seiner 1799 zu Hohenlinden erhaltenen Wunde in München gestorben ist.

13) Um diese Zeit hat er auch für Kosten des k. Staatskassiers Michael von Ertl ein Monument auf den Ruinen der Karlsburg bei Leutstetten aufgestellt.

14) Im August und September 1824 hat er am südlichen Frauenthurme eine durch den Bliz in frühern Jahren verursachte Beschädigung reparirt. —

Verschiedene Einfälle.

„Gebet dem Jünglinge Alles, nur die Tugend nicht, und ihr werdet nichts zu seinem Glüke gethan haben." (Plato.)

Ist schon Alles vollendet, was zu einem künftigen und würdigen Priester gehört, wenn derselbe das Klerikal-Seminarium, oder sonst ein vor- oder nachbildendes Priesterhaus u. dl. verlassen hat? — Welche Pflichten, vielleicht noch weit wichtigerer Art, hat ein katholischer Pfarrer gegen den ihm zur Beihilfe übergeben werdenden jungen Priester, und für dessen eigentliche Ausbildung, und mit eigenem Beispiele voranleuchtend zu übernehmen und zu erfüllen? — Kann ein Weltpriester keinen Vortheil daraus ziehen, wenn er freiwillig iegend eine Ordens-Regel zu seiner künftigen Lebens- und häuslichen Richtschnur erwählet und zugleich beobachtet?

Welches ist die beste Ueberschrift eines Universitäts-Gebäudes, die zugleich unauslöschlich bleibt? Die religiöse Erziehung der Jugend, der reinsittliche Wandel der Studenten und die tugendvolle Lebensbahn und gerechte Handlungsweise der hieraus hervorgegangenen öffentlichen Lehrer, Priester und Beamten ꝛc. — diese Ueberschrift allein bleibt ewig und in ihren wohlthätigen Folgen für das Glük einer Nation unzerstörbar.

Man tadelt noch immer die Schlauheit und Weltklugheit der Jesuiten; aber ihrer Herzens-Einfalt läßt man keine Gerechtigkeit, dem unantastbaren Einigkeits-Prinzipie ihres Erziehungs-Systemes von Unten bis Oben nicht einmal Billigkeit widerfahren; und doch weiset die Zeit der Jesuiten wenige Ausgelassenheit, selten Rohheit und noch seltener Duelle nach.

Tugendhafte Bürger sind der beste Haus- und Kabinetsschaz eines Regenten. Gerechte Regenten wünschen um ihren Thron und um ihre Nähe wenigstens billige Umgebungen, damit Beharrlichkeit in der Tugend das Erbgut und der Segen der ganzen Nation werden.

Die Chronik eines Volkes wird unedel beschattet und widrig verdunkelt, wenn die Geschichte desselben Abschnitte unterdrükter Verdienste und verfolgter würdiger Patrioten nachweiset.

Einem Hammer gleicht die Zeit, der nach berechneten Schlägen einen Jeden unparteiisch, gleichviel, ob lebend oder todt, einmal aber gewiß trifft. — (Fürchte Gott und halte seine Gebote; nur durch dieses und nur für dieses ist der ganze Mensch, was er immer ist. Hoc est enim omnis homo.)

Würde folgendes Büchlein eine unserer Zeit angemessene Revision und neue Auflage nicht verdienen? Lehrreiche Gedanken mit kleinen Begebenheiten zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend. Von Mathias Schönberg ꝛc. (Köln am Rhein bei Thomas Odendall. 1787.)

Soll das Kind wieder, wie einst ein guter Knabe, der Knabe ein frommer Jüngling, und der Jüngling ein unerschütterlich tugendhafter Mann werden: dann muß, wie zu den Zeiten der Jesuiten, dem Erziehungs-Systeme ein fester Grund und dem ganzen Gebäude ein sicherndes Dach gegeben werden. (Sapientia pauca.)

Mit der so betitelt akademischen Freiheit der Studenten an Hochschulen muß es gehalten werden, wie mit der freiwilligen Ruhe der Gelehrten; denn nicht Sklaven, sondern freie edle Menschen will Gott und jeder Staat, würdige Glie-

der der Kirche und des Staates zugleich erwartet jede Nation mit Recht und Billigkeit ausgehend von ihren Universitäten. — Wer despotisch erzogen wird, wird auch nur despotisch später selbst in seinem künftigen Wirkungskreise herrschen wollen, dadurch aber sich und Andere verderben. — Dabei wiederhole ich es, was ich anno 1827 in der Bauern-Zeitung, als ich von Konzessionen rc. und von bürgerlichen Unterstüzungs-Vereinen redete, ausdrükte: „Jede Freiheit ohne Geseze ist, oder wird Zügellosigkeit."

Der Kronleuchter des himmlischen Segens eines Volkes ist das menschenfreundlich voranleuchtende, des Armen liebende und selbstthätige Wirken seines Priesterthumes; besonders gilt dieses für katholische Staaten. So manche Aehnlichkeit hat die Einigkeit zwischen Kirche und Staat, mit dem Wirken des Arztes und der pharmazeutischen Offizin. — Und diese, Völker so beglükende Einigkeit, sollte sie nicht schon ihre Basis auf Universitäten antreffen? —

Johann Adam Müller — diese Perle der deutschen Gelehrten, gleich geschäzet als Literat, gleich edel als Weltbürger und Mensch, dem das Glük ward, mit unserm allergnädigsten Könige und Herrn Ludwig, Majestät, so manch hohe Ansicht zum Segen der Menschheit und der Wissenschaften zu theilen — sollte es dieser vortreffliche Müller, dessen Geist in den Herzen würdiger Männer nie ersterben wird, nicht verdienen, in unserer süddeutschen Literatur-Zeitung, welche um für jeden Bayer so erfreulichen 12. Oktober d. J. zum Erstenmal erscheinen wird, mit einem anpassenden Nekrologe, wozu die Salzburger-Zeitung vor Jahren Bruchstüke lieferte, aufzutreten? Doch wer von der gebildeten Seite vergißt jemals einen Müller, einen Sailer, einen Möser, einen Göthe u. s. w.! Wer vergißt den Ausspruch des Evangeliums, wer die Wahrheit des griechischen Philosophen Antistenes: „Die ganze Weltweisheit besteht in der Ausübung der Tugend."

Der Beutelschneider in der Falle.

Ein gewisser Edelmann, der sich Geschäfte halber längere Zeit in einer großen Stadt aufhalten mußte, und meistens viel Geld bei sich zu tragen pflegte, wurde mehrere Male gewarnet, sich vor Beutelschneidern in Acht zu nehmen, deren listige Streiche eben damals zu den wichtigsten Neuigkeiten des Tages gehörten. Zum Unglük hatte er verschiedene Rechtshändel für sich und seine Freunde zu betreiben, und mußte sich daher sehr oft in dem Gerichtshofe einfinden, der bei der zusammenfließenden Menge der Leute einer der vorzüglichsten Tummelpläze dieser Helden war. Die außerordentliche Vorsichtigkeit, wodurch er ihre Nachstellungen schon so oft vereitelt hatte, erregte ihre Aufmerksamkeit und Lüsternheit nur desto mehr; denn leere Taschen, dachten sie, pflegt man nicht sorgfältig zu hüten. Eines Tages gelang es ihnen nun auch wirklich, unsern Edelmann ungeachtet aller Behutsamkeit in ein kleines Gedränge zu bringen, und seine wohlgespikte Börse zu erhaschen. Man stelle sich sein Erstaunen und seine Verwunderung vor, als er selbe wenige Stunden nachher vermißte und sich schlechterdings nicht vorstellen konnte, wie, wo und wann ihm selbe entwendet worden seyn könnte. Die Größe dieses Verlurstes sowohl — er betrug nicht weniger als 150 Pistolen — als auch der Aerger über seine getäuschten Vorsichtsmaßregeln spannte seinen Wunsch nach Entdekung des Thäters auf's Höchste. Lange dachte er der Sache nach und überlegte, was zu thun sey. Endlich begab er sich zu einem der geschiktesten Schlosser in der Stadt und ließ sich eine mit Springfedern versehene Art künstlichen Schlosses verfertigen, womit er seine Tasche ausrüsten und wie zu einer Falle machen könnte. Der Versuch dieser künstlichen Maschine fiel zu seinem größten Vergnügen vortrefflich aus. Die leiseste Berührung des inwendigen Theiles drükte die verborgenen Federn ab und die Hand des Berührenden befand sich wie in einer Schlinge gefangen. Der Edelmann ließ sich num dieses künstliche Springschloß in der nemlichen Tasche, woraus ihm die Börse entwendet

worden war, gut und wohl befestigen und begab sich wieder mit aller bisher gepflogenen Vorsichtigkeit auf den Gerichtssaal. Sechs Tage waren verflossen; und schon begannen die Flügel seiner Hoffnung zu sinken, als ihn endlich am siebenten einer aus der Spizbuben-Bande auf dem Gerichts-Saale bemerkte und für den Nemlichen erkannte, den ihr Prinzipal jüngst durch ein Meisterstük um 150 Pistolen leichter gemacht hatte. Er meldete es unverzüglich seinen Kameraden, und sie beschlossen, ihren Anführer auf der Stelle herbei zu holen. Indessen war der Edelmann eben beschäftiget, die schönen Porträte der Kaiser und Könige an den Wänden des Saales zu betrachten und sich als Kenner und Liebhaber der Kunst und Physiognomik etwas mehr, als es die Umstände rathsam machten, zu vertiefen, als ihn der herbei geholte Spizbuben-Hauptmann in dieser seiner Absicht so günstigen Stellung antraf. Er schlich sich hinzu und griff ganz sachte in die ihm bereits bekannte Tasche. Allein kaum hatte er den inneren Theil derselben betastet, als die Federn lossprangen und seine Hand gefangen war. Der Edelmann, den das Geräusch der Federn, wie aus einem Traume, aufwekte, ließ indessen nicht das Mindeste merken, als ob etwas vorgegangen wäre, sondern fuhr in seinen Betrachtungen fort, spazirte von einem Porträte zum andern, und ging endlich ganz gelassen und gleichgiltig auf dem Saale auf und ab, von da in das Gerichtszimmer, sodann wieder in den Saal zurük, endlich auf die Gallerie und in allen Gegenden herum. Natürlich mußte ihm der mit Angstschweiß bedekte Beutelschneidermeister auf dem Fuße nachfolgen, und ob er dem Edelmann gleich zu verschiedenen Malen in dem kleinmüthigsten Tone ins Ohr lispelte und um Loslassung bat, so stellte sich doch dieser blind, taub und stumm, nur kehrte er sich manchmal um und stieß ihn unsanft zurük, als ob ihn seine dreiste Annäherung belästige. Dessen ungeachtet blieb diese possirliche Prozession den Anwesenden nicht unbemerkt. Mehrere begleiteten sie unter beständigem Hohngelächter über den gefangenen Beutelschneider. Endlich nachdem der Spaß lange genug gedauert hatte, kehrte sich der Edelmann mit zornigem Gesichte um und sprach: „Was soll dieß, Herr Galgenschwengel, daß du mir Schritt für Schritt folgest? Du hast mir jüngst meinen Beutel gemauset. Gut, du sollst hangen!“ Bei diesen Worten warf sich der Gefangene erblaßt und mit Schweiß bedeket auf die Kniee nieder, und versprach Alles wieder zu geben, wenn er ihn losließe. Der Edelmann verlangte nun vor Allem sein Geld. Es wurde von Einem der Diebsbande auf der Stelle gebracht und dem Edelmann zurük gestellet. Indessen hatte sich der Ruf von diesem Schauspiele verbreitet, und der Zulauf der Leute so sehr zugenommen, daß er den Händen der Gerechtigkeit nicht mehr entgehen konnte und das alte Sprichwort neuerdings bestätiget ward: „Wer einen Schalk fangen will, der muß einen Schalk an die Luke stellen.

Stiller Reichthum.

Wer mit einem mäßigen Einkommen bequem oder durch einen weisen Haushalt mit einem gewissen Aufwande lebt, der wird für sehr reich und gewöhnlich auch für sehr geizig gehalten, ob er gleich keines von beiden ist. — Es sind weise Familien, die von einem mäßigen Einkommen gemächlich zu leben wissen. Es beruht dieß theils auf einer richtigen Ansicht des Lebens, theils auf einer gewissen Festigkeit, die gefaßten Grundsäze treulich in Ausübung zu bringen. Die Kunst, auf eine so glükliche Weise zu leben, besteht öfters allein in der strengen Beobachtung der Hausregel: Man gebe nicht mehr aus, als man einnimmt, nicht zu borgen und nicht zu leihen. — Vielmehr, als solche für reich gehaltene Familien, gibt es viele, welche sich durch einen gewissen äußern Glanz für reich gehalten wissen wollen. Sie machen Ausgaben, die ihre Einnahmen übersteigen, leben gewöhnlich immerwährend in Sorgen, oder wenn sie diese nicht fühlen oder achten, so gerathen sie in ein Labyrinth, aus dem sie sich mit aller Klugheit nicht herausfinden.

Das wahre Glük wohnt nur im stillen Kreise
Der Häuslichkeit, in schlichter Bürgerweise,
Das zu erringen, ist das schönste Ziel!
Hast Du's errungen,
Still, edel ohne stolze Forderungen;
Dann wurde Dir im Leben viel.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Im Hafen auf guten Wind warten.

Wer nie in einem Hafen auf guten Wind gewartet hat, kann sich auch keine Idee von diesem Interesse machen. Zehnmal in einer Stunde sieht man nach den Wetterflaggen, und Jeder will ein Wetterverständiger seyn. Es ist der erste Gedanke beim Erwachen, die erste Frage, mit der man sich entgegen kömmt. Alle Gespräche drehen sich um den Wind herum, und jeden Abend hofft man, ihn morgen günstig zu finden.

Die Langeweile! — Nirgends, nirgends kann sie grösser seyn! Immer reisefertig, und niemals fort! Die Ideen scheinen still zu stehen, man hat nur Eine — in See zu kommen.

An Unterhaltung ist nicht zu denken, der will nach Osten, dieser nach Westen; Jeder beschäftiget sich mit seiner Person.

Ich brauche Südost; der hat Nordwind nöthig; dieser wünscht Ost-Nord-Ost, und ein vierter will Westwind haben. Jeder hat ein eigenes Interesse, and alle Geselligkeit scheint verbannt zu seyn.

Ich will den Schiffern zuhören; ihr Gespräch dreht sich immer um eins herum. Fracht und Kaplaken, Ankertane und Segeltuch, Bodmerie und Hafengelder — Alles kömmt in weniger Wiederholung vor.

Ihre Punschterinnen und ihre Tabakpfeifen, ihre Ladung und ihre Kontrebande — wer einmal zugehöret hat, bekömmt auf Immer genug. Ich trete an's Fenster, Schiffe und Schiffe, und nichts als Schiffe. Ich habe im Nothfall ein Paar freundliche Schönen, wenn sie etwa gerade kein Matrose umarmt. —

Mit einem Worte, auf guten Wind zu warten, ist unter allen Expektationen gewiß die aller Abscheulichste, und diese Probe mit Freudigkeit bestehen, heißt, seine Geduld siebenfältig bewähren.

Zu X. erfand man eine neue Art, Tabaks-Pfeifen zu füllen. Ein alter, wunderlicher Kauz stopfte sich ganz in Gedanken, die wahrscheinlich keine Pfeife Tabak werth waren, auf folgende Art. Nachdem er sich sein Rauchgeschirr, Eisen, Stein und Schwamm vorgelegt, ergriff er bald dieß, bald das, bis er seinen Rettungskanaster — so nannte er den Leipziger — fest in den Wassersak gestopft hatte; das lange, vielgebissene und schwarzgallige Rohr — er nannte es seinen lieben Dudelsak — aber stekte der Hieronymus in den irdenen Kopf und fing an, anzubrennen. Es geschah ein-, zwei-, drei- und mehrmals; das verdrießt den Hieron noch nicht. Es ist ja seine Sache, und aller Anfang ist schwer. Die Herumsizenden können sich kaum des Lachens enthalten, fangen aus Noth zu wizeln an über Wetter und Sturm; Einem aber brichts laut aus. Das macht den Hans Dampf aufmerksam. Er sinnt nach, wirft dem Lächler die Geschichte vor die Füße und sagt: „Hm, du Lalli! — zend's du an." Am andern Tag schikte der dem Rauch- und Zünd- und Stopfmeister ein Billet mit der Aufschrift:

Dein Dudelsak zieht schlecht,
Zieh eine Wurst dafür
Durch deiner Zähne Reih',
Und freue dich mit mir.

Studentenstreich.

Es war in jenen sel'gen Tagen,
Als noch bei viel gelehrten Plagen,
Auch dann und wann, bei guter Nacht
Studenten einen Streich gemacht.

Drei lok're Vögel, schon Poeten,
Viel Lust zu Gänsebraten hätten,
Und weil sie noch nicht viel versteh'n
Sie ehrlich zu dem Maier geh'n.

Der ält're Curre-cito wollte,
Daß Habesne ihm helfen sollte,
Und Habeo von Lindenfeld
Stets treue Wach' am Thore hält.

Das Stük begann; der Maier hörte
Zwar, wie 'ne Gans sich sehr empörte,
Doch die Studenten waren leicht,
Gar bald die nahe Stadt erreicht.

Schon lachten sie und sagten immer,
Es gäbe süßern Braten nimmer,
Als Maier einst zum Rektor kam,
Und also seine Worte nahm:

„Herr Rekto, gelts, verzeigts mirs denna,
Doß i engri großn Studentn muß nenna;
Mir hammas jezt drei Gansert gstoin;
Mein Weib thut seitdem mit mir groin.

Wohl möglich — doch wie sind die Namen
Der Leute, die zu stehlen kamen?
Wißt ihr sie, dann hab ich Gewalt;
Sonst wird kein Kreuzer Euch gezahlt.

Dö kennö schon, die künna finden;
Gott stroft sein Lebtag große Sünden!
Sie waren Habes, Habeo,
Und einer heißt Curre-cito.

Der Rektor spricht erzürnt: Ah, verba
Sunt, verba sunt, sunt sane verba —
„O Färbers Hund, nöt wahr, äs sand
D' Studenten, kenn'd an ihrem G'wand.

N. L.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 44. 2. November 1835.

Warum machen wir nicht häufiger Getreideheu und bedienen uns so wenig der künstlich erbauten Futtergewächse.

Nachdem es endlich einmal doch dahin gekommen zu seyn scheint, daß wir allesammt eine reichliche Viehfütterung fürs erste und nothwendigste Erforderniß einer vollkommenern Landwirtschaft ansehen, warum bedienen wir uns nicht fleißiger aller der Hilfsmittel, die uns Natur und Kunst an die Hand geben, diesen so wünschenswerthen Endzwek zu erreichen?

Der Reihe nach möchten die Hilfsmittel folgende seyn, nemlich:

1) Eine glükliche Lage zum hinlänglichen natürlichen Graswuchs oder Wiesewachs.
2) Künstliche Anlagen von ausgesuchten Grasarten und Kleewuchs.
3) Benüzung des Getreides zur grünen und troknen Fütterung.
4) Anbau von Kohlarten und Wurzelfrüchten.

Eine glükliche Lage zum natürlichen hinlänglichen Graswuchs nenne ich das, wenn ein Landgut dergestalt an einem Fluße, oder in feuchtem fruchtreichen Thale sich befindet, wo die Beschaffenheit des Erdbodens einen so gesegneten Wuchs von lauter gesunden und nahrhaften Kräutern und Graspflanzen hervorbringt, daß nicht allein die verhältnißmäßig hinlängliche Anzahl Vieh, während des Sommers, mit genugsamen Grünen, sondern auch, während des längsten Winters, mit troknem Heufutter kann versorgt werden.

Dergleichen vorzügliche Landgüter gibt es indeß so wenige in allen Ländern, daß wir bei den meisten unsere Zuflucht zur Kunst zu nehmen mehr oder weniger gezwungen sind, wenn es nicht alsbald an Quellen fehlen soll, woraus allein der richtig handelnde Landwirth sein glükliches Fortkommen und den richtigen Gang der verschiedenen Wirthschaftszweige herleiten kann.

Fehlt es dem Landgute ganz, oder zum Theil an gutem Grase (denn schlechtes, saures Gras ist selten mehr werth, wie Stroh), dann haben wir die Aushilfe von Anlegung künstlicher Wiesen. Das heißt, man sucht schikliche Aker-Stüke aus, die mit Grasarten besäet werden, wie sie die Eigenschaften des vorhandenen Erdbodens und seiner Thätigkeitskräfte erfordern, und bauet allerlei Kleearten und Gräser an, die mehr oder weniger lange fortwachsen, und abwechselnd eine ununterbrochene Fütterung gewähren. Die Benüzung der verschiedenen Getreidearten und Hülsengewächse zu diesem Endzweke ist bisher wohl darum selten angewendet worden, weil man den Aufwand der Aussaat scheute und nicht genug in Erwägung zog, daß dieser Aufwand reichlich bezahlt wird, man mag das grüne Getreide ungetroknet, oder als Heu verfüttern, daß noch dazu der Aker auf diese Weise von seiner Fruchtbarkeit nicht nur nichts verliert, sondern auch noch merklich gewinnt, wenn die grüne Stoppel alsbald untergearbeitet und als vegetabilische Düngung dem nachfolgenden Gewächse überaus wohlthätig wird. Sollte denn nicht ein Aker von 300 Quadratruthen wenigstens 30 Zentner Heu geben, welche nach dermaligen Preisen 30 Rthlr. werth sind? Sollte die Düngung von der untergebrachten Stoppel nicht den Samen mit der Arbeit bezahlen?

Auch gibt es noch ganze Provinzen und unzählige Landgüter, wo wenig oder gar keine Kohl- und Wurzelfrüchte erbaut werden, wo noch

immer die vortreffliche Kartoffel blos für Menschen, und fast gar nicht für's Vieh angepflanzt wird. Gleichwohl ist doch im Herbste, wenn der Klee und Graswuchs nachlassen und diese Fütterung unkräftig zu werden anfängt, nichts Besseres, Milch und Dünger Schaffenderes, als dergleichen Kohlblätter und Rübenfutter, so wie zu dieser Zeit der beschwerlichsten Arbeit und eines lebhaften Bedürfnisses für den Magen die nahrhafte Kartoffelspeise ein ganz vortreffliches Erzeugniß auch für den Menschen ist. Nach Ablauf der heißern Erntetage, wenn der Magen von häufigem Trunke geschwächt war, und nun im kühlen Herbst mit verdoppelter Thätigkeit gleichsam das Verabsäumte nachzuholen scheint, wird man schwerlich etwas Wohlfeileres, Nahrhafteres und Sätigenderes für den gemeinen Arbeiter auffinden, als diese Kartoffelfrucht, die auf so mannigfaltige Weise sich zurichten und genießen läßt.

Für Denjenigen, welcher den ganzen Umfang der Hilfsmittel zu einer vollkommenen Fütterung gelangen zu können recht kennt, wird allein der unabänderliche Zwang jener Gewohnheiten, welche die Zeit oder andere Umstände zum bleibenden Recht erhoben, abhalten, sich ihrer zu seinem Besten zu bedienen. Wo aber Unwissenheit und Vorurtheile noch im Wege stehen, da laßt uns mit unermüdetem Eifer fortfahren, sie zu vernichten, und wenigstens die Nachwelt vom Elende befreien, das uns jezt so oft droht, — von der Angst des Hungertodes. H. A. v. Steindel.

Hausmärchen.

Der treue Johannes.

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte, es wird wohl das Todtenbett seyn, darauf ich liege; da sprach er: „laßt mir den getreuen Johannes kommen." Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener, und hieß so, weil er ihm sein Lebenlang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett kam, sprach der König zu ihm: „getreuester Johannes, ich fühle, daß mein Ende sich naht, und da hab' ich keine Sorge, als um meinen Sohn; er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu rathen weiß, und wenn du mir nicht versprichst, ihn zu unterrichten in Allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu seyn, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zuthun." Da antwortete der getreue Johannes: „ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenn's auch mein Leben kostet." Da sagte der alte König: „so sterb' ich getrost und in Frieden." Und sprach dann weiter: „Nach meinem Tod sollst du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und alle Schäze, die darin liegen; aber eine Kammer sollst du ihm nicht zeigen, die, worin das Bild von der Königstochter vom goldenen Dache verborgen steht; denn wenn er sie erblikt, wird er eine heftige Liebe zu ihr empfinden, und wird in Ohnmacht niederfallen, und wird ihretwillen in große Gefahren gerathen, davor sollst du ihn hüten." Und als der treue Johannes es nochmals dem alten König versprochen hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen König, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen, und sagte: „das will ich gewißlich halten, und will dir treu seyn, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten." Der junge König weinte und sprach: „deine Treue will ich auch nimmermehr vergessen." Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „es ist nun Zeit, daß du dein Erbe siehst, ich will dir dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichthümer und prächtigen Kammern sehen; nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das Bild stand. Das Bild war aber so gestellt, daß, wenn die Thüre aufging, man gerade darauf sah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte, und es gäb' nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an dieser Thür vorüberging, und sprach: „warum schließest du die Eine nicht auf?" „Es ist etwas darin," antwor-

tete er, „vor dem du erschrikst.“ Aber der König antwortete: „ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was darin ist,“ und ging und wollte die Thüre mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der getreue Johannes zurük und sagte: „ich habe es deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß du nicht sehen sollst, was in der Kammer steht, es könnte dir und mir zu großem Unglük ausschlagen.“ „Nein,“ antwortete der junge König, „jezt ists mein Unglük, wenn ich nicht hineinkomme, ich hätte Tag und Nacht keine Ruhe, bis ichs gesehen; nun geh' ich nicht von der Stelle, bis du aufgeschlossen hast.“

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bund den Schlüssel heraus. Darnach öffnete er die Thüre der Kammer, und trat zuerst hinein, und dachte, der König sollte das Bildniß vor ihm nicht sehen; aber dieser war zu neugierig, stellte sich auf die Fußspizen und sah ihm über die Schulter. Und als er das Bildniß der Jungfrau erblikte, das so herrlich war und von Gold glänzte, da fiel er alsbald ohnmächtig auf die Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf und trug ihn in sein Bett, und dachte voll Sorgen: „das Unglük ist geschehen, Herr Gott, was will daraus werden!“ dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam; das Erste aber, das er sprach, war: „ach! wer ist das schöne Bild?“ „Das ist die Königstochter vom goldenen Dache,“ antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zungen wären, sie könnten's nicht aussagen; mein Leben acht' ich nicht, um sie zu erlangen; du bist mein getreuester Johannes, du mußt mir beistehen.“

Der treue Diener sann lange nach, wie es anzufangen wäre; denn blos vor das Angesicht der Königstochter zu gelangen, hielt schon so schwer. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht, und sprach zu dem König: „Alles, was sie um sich hat, ist von Gold, Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgeräth; in deinem Schaze liegen fünf Tonnen Goldes, davon laß eine von den Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerhand Gefäßen und Geräthschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Thieren, damit wollen wir hinfahren und das Glük versuchen.“ Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen, sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes Alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an, und der König mußte ein Gleiches thun, so daß er unkenntlich war; nun fuhren sie über das Meer, und fuhren lange, bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldenen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiff zurükbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht,“ sprach er, „bring' ich die Königstochter mit, darum sorgt, daß Alles in Ordnung ist, laßt die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmüken.“ Darauf suchte er sich in sein Schürzchen allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg an's Land und ging gerade nach dem königlichen Schloß. Und als er in den Schloßhof kam, stand da beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldene Eimer in der Hand und schöpfte damit. Und als es das goldblinkende Wasser forttragen wollte und sich umdrehte, sah es den fremden Mann, und fragte ihn, wer er wäre? Da antwortete er: „ich bin ein Kaufmann,“ und öffnete sein Schürzchen und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „ei! was für schönes Goldzeug!“ und sezte die Eimer nieder und betrachtete Eins nach dem Andern. Da sprach das Mädchen: „das muß die Königstochter sehen, die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch Alles abkauft.“ Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf, denn es war die Kammerjungfer. Als die Königstochter die Waare sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „es ist so schön gearbeitet, daß ich dir Alles abkaufen will.“ Aber der getreue Johannes sprach: „ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmann, was ich hier habe, ist Nichts gegen Das, was mein Herr auf seinem Schiff stehen hat, und Das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gebildet worden.“ Sie wollte Alles herauf

gebracht haben; aber er sprach: „dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viel Säle, um es aufzustellen, als ein grosses Haus nicht hat." Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „führe mich hin zu dem Schiff, ich will selbst hingehen und deines Herrn Schäze betrachten."

Da führte sie der getreue Johannes freudig zu dem Schiffe hin, und der König, als er sie erblikte, meinte nichts anders, als das Herz wollte ihm zerspringen, und nur mit großer Mühe konnte er sich zurükhalten. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein; der getreue Johannes aber blieb zurük bei dem Steuermann, und hieß das Schiff abstossen: „spannt alle Segel auf, daß es fortfliegt, wie der Vogel in der Luft!" Der König aber zeigte ihr drinnen das goldene Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Thiere; so gingen viele Stunden herum; sie sah Alles mit großer Freude, und merkte nicht, daß das Schiff dahin fuhr. Nachdem sie das Lezte betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmann und wollte heim; aber als sie an des Schiffes Rand kam, sah sie, daß es fern vom Land auf hohem Meere ging, und mit vollen Segeln forteilte. „Ach," rief sie erschroken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns gerathen; lieber wollt' ich sterben!" Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „ein Kaufmann bin ich nicht, ich bin ein König und nicht geringer an Geburt, als du bist; aber daß ich dich mit List entführt, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich dein Bildniß gesehen, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen." Als die Königstochter vom goldenen Dache das hörte, ward sie getröstet und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie nun auf dem hohen Meere fuhren, daß der getreue Johannes, als er vorne auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblikte, die daher geflogen kamen; da hörte er auf zu spielen und horchte, was sie mit einander sprachen, denn er verstand das wohl. Die eine rief: „ei, da führt er die Königstochter vom goldenen Dache heim!" „Ja," antwortete die zweite, „er hat sie noch nicht!" Sprach die dritte: „er hat sie doch, sie sizt bei ihm im Schiff." Da fing die erste wieder an und rief: „was hilft ihm das! wenn sie an's Land kommen, wird ihm ein fuchsrothes Pferd entgegen springen, da wird er sich aufschwingen wollen, und thut er das, so sprengt es mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er nimmermehr seine Jungfrau wieder sieht." Sprach die zweite: „ist gar keine Rettung?" „O ja, wenn Der, welcher auf dem Pferd sizt, das Feuer-Gewehr, das in den Halftern steken muß, heraus nimmt und es damit todt schießt, so ist der junge König gerettet; aber wer weiß das! und wer's weiß und sagt's ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie." Da sprach die zweite: „ich weiß noch mehr! wenn das Pferd auch getödtet wird, so behält der junge König doch nicht seine Braut! wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemd in einer Schüssel, und sieht aus, als wär's von Gold und Silber gewebt, ist jedoch nichts als Schwefel und Pech; wenn er's anthut, verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen." Sprach die dritte: „ist da gar keine Rettung?" „O ja," antwortete die zweite, „wenn einer mit Handschuhen das Hemd pakt und wirft es in's Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's! wer's weiß und es ihm sagt, der wird halbes Leibes Stein vom Knie bis zum Herzen." Da sprach die dritte: „ich weiß noch mehr! wird das Brauthemd auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch noch nicht! wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, wird sie plözlich erbleichen und wie todt hinfallen; und hebt sie nicht einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Tropfen Blut und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verräth das Einer, der es weiß, so wird er ganzes Leibes zu Stein vom Wirfel bis zur Fußzehe!" Als die Raben das mit einander gesprochen, flogen sie weiter, und der getreue Jo-

hannes hatte Alles wohl verstanden; aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglüklich, entdekte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: meinen Herrn will ich retten, und sollt' ich selbst darüber zu Grunde gehen.

Als sie nun an's Land kamen, da geschah es gerade, wie die Rabe vorhergesagt hatte, und es sprengte ein prächtiger fuchsrother Gaul daher. „Ei," sprach der König, „der soll mich in mein Schloß tragen," und wollte sich aufsezen; doch der treue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und schoß ihn nieder. Da riefen die anderen Diener des Königs, die dem treuen Johannes doch nicht gut waren: „wie schändlich, das schöne Thier zu tödten, das den König in sein Schloß tragen sollte!" Aber der König sprach: „schweigt und laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes, wer weiß, wozu das gut ist!" Nun gingen sie in's Schloß, und da stand im Saal eine Schüssel und das gemachte Brauthemd lag darin, und sah aus nicht anders, als wär' es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollt' es ergreifen, aber der treue Johannes schob ihn weg, pakte es mit Handschuhen an, trug es dann in's Feuer und ließ es verbrennen. Die anderen Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Seht, nun verbrennt er gar des Königs Brauthemd!" aber der junge König sprach: „wer weiß, wozu es gut ist, laßt ihn gehen, es ist mein getreuester Johannes." Nun ward die Hochzeit gefeiert; der Tanz hub an und die Braut trat auch hinein, da hatte der treue Johannes Acht und schaute ihr in's Antliz; auf Einmal erbleichte sie und fiel wie todt zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer, da legte er sie nieder, kniete und sog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und speite sie aus. Alsbald athmete sie wieder und erholte sich; aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes gethan, ward daher zornig darüber und rief: „werft ihn ins Gefängniß." Am andern Morgen ward der getreue Johannes verurtheilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden, soll ich das Recht auch haben?" „Ja," antwortete der König, „es soll dir vergönnt seyn." Da sprach der getreue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurtheilt, und bin dir immer treu gewesen!" und erzählte, wie er auf dem Meer das Gespräch der Raben gehört habe, und beschlossen, seinen Herrn zu retten, darum er das Alles habe thun müssen. Da rief der König: „o, mein getreuester Johannes, Gnade! Gnade! führt ihn herunter." Aber der treue Johannes war bei dem lezten Wort, das er geredet, leblos herabgefallen, und war ein Stein.

Darüber trug nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „ach! was hab' ich große Treue so übel belohnt!" und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und sprach: „ach! könnt' ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes!" Es ging eine Zeit herum, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihre Freude. Einmal, als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildniß voll Trauer an, seufzte und rief: „ach, könnt ich dich wieder lebendig machen, mein getreuester Johannes." Da fing der Stein an zu reden und sprach: „ja, du kannst mich wieder lebendig machen, wenn du dein Liebstes daran wenden willst." Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für dich hingeben." Sprach der Stein weiter: „wenn du mit deiner eigenen Hand deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder." Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst tödten sollte, doch dachte er an die große Treue, und daß der getreue Johannes für ihn gestorben war, zog sein Schwert und hieb mit eigener Hand den Kindern den Kopf ab, und bestrich mit ihrem Blute den

Stein; und als das geschehen war, kehrte das Leben zurük, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er aber sprach zum König: „deine Treue will ich dir wieder lohnen," und nahm die Häupter der Kinder und sezte sie an, und bestrich die Wunde mit ihrem Blut, davon wurden sie im Augenblike wieder heil, und sprangen herum und spielten fort, als wär' ihnen nichts geschehen. Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, verstekte er den getreuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie herein trat, sprach er zu ihr: „hast du gebetet in der Kirche? „Ja," antwortete sie; „aber ich habe beständig an den treuen Johannes gedacht, daß er so unglüklich durch uns geworden ist." Da sprach er: „liebe Frau, wir können ihm das Leben wieder geben, aber es kostet uns unsere beiden Söhnlein, die müssen wir opfern." Die Königin ward bleich und erschrak im Herzen; doch sprach sie: „wir sinds ihm schuldig für seine große Treue." Da freute er sich, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf, holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sey gelobt, er ist erlöst, und unsere Söhnlein haben wir auch wieder," und erzählte ihr, wie sich Alles zugetragen hatte. Da lebten sie zusammen in Glükseligkeit bis an ihr Ende.

Anekdoten.

Eitelkeit Mazarins. — In den lezten Lebensstunden brachte dem Kardinal Mazarin ein Arzt die Nachricht, man sehe am Himmel einen großen Kometen. „Einen Kometen?" rief Mazarin, „ist es auch wahr? Herr Doktor! Ist er wirklich groß?" Da ihm der Arzt Quenand dieß versicherte, so erwiederte er mit seufzender Stimme: „Ach, dieser Komet erzeigt mir zu viel Ehre!"

Ein Gascogner erzählte einst: „Es kam zur Schlacht; die Kugeln fielen von beiden Seiten so dicht, daß sie von rechts und links Kolonnaden bildeten, während doch immer ein Theil herabfiel. Auch von unserer Kompagnie wurden Viele getödtet, wir schritten aber flammenden Muthes vorwärts und blieben so dicht geschlossen, daß die Todten mit in die feindlichen Linien vordrangen."

Ein Auction-Kommissarius hatte drei Hüte auf seinem Verzeichniß. Beim Ausrufen fanden sich vier vor. Der Ausrufer meinte, es werde wohl so ein alter Hut noch in dem andern gestekt haben; die vier Hüte wurden für sieben Silbergroschen verkauft. Als der Auctions-Kommissarius nach Hause gehen wollte, fehlte ihm sein Hut, und es entdekte sich, daß sein Hut das vierblättrige Kleeblatt gemacht hatte.

Ein Holzknecht führte zwei Ingeniers durch das Gebirge und titulirte sie ganz gutmüthig, wie er sie sich untereinander nennen hörte: „Herr Kollega!"

Ein Schulmeister fragte einen Knaben: „Wo kommen die Pomeranzen her?" Mit vieler Sicherheit antwortete er: „Aus Pommern."

Ach, rief unlängst ein Hausvater aus, der viel Verdruß mit seiner Familie erlebt, und viel Geld in der Lotterie verspielt hatte, ich sehe leider, daß meine Kinder und meine Numern immer ungezogen bleiben.

Ein Engländer, der sich einige Zeit in Deutschland aufhielt, empfing über ein bezahltes Konto die Bescheinigung: Mit Dank bezahlt. Er schikte seinen Bedienten mit dem Konto zurük, zu sagen, man solle hineinschreiben: mit Geld bezahlt.

Jezt ist das Reisen in der Mode.

Die fürstlich Taxische Postanstalt in Frankfurt expedirte im Juli, August und September 1835 16,300 fremde Reisende.

Unter diesen kommt ein großer Theil nach Bayern, und vorzüglich sind es Norddeutsche, Engländer und Russen, welche uns die zur Mode gewordene Reisewuth zuführt. Aber, du lieber Gott, was gibt es oft für närrische Kauze unter dem wandernden Völklein! Da war ich neulich Augenzeuge eines drolligen Vorfalls. Wir saßen im Gastzimmer des goldenen Engels, als ein schwerbepakter Reisewagen vorfuhr und einen langbeinigen Gentleman und eine wohlgenährte Miß ausspie. Die ersten Worte des eintretenden an den

Wirth waren die Frage: „Wir sind doch recht im goldenen Hirsch?“ „Um Vergebung, mein Herr! Sie sind im goldenen Engel.“ „So, dann gehen wir weiter in den gold. Hirsch.“ „Nach Belieben, sagte der Wirth, aber ich muß Ihnen doch bemerken, daß es hier kein respektables Gasthaus dieses Namens gibt.“ „Nicht möglich! lesen Sie doch da!“ und der Gentleman wies sein Reise-Buch. Der Wirth sah in das Blatt und begann nach einer Weile lächelnd: „Allerdings finde ich hier einen goldenen Hirsch als den ersten Gasthof bezeichnet, aber einen kleinen Umstand haben Sie zu berüksichtigen vergessen.“ Mit diesen Worten wies er auf die ober der Spalte stehende Ueberschrift „Ulm“ — Nun ja, Ulm! ich bin ja doch in Ulm! — „In Regensburg wollen Sie sagen.“ „God dam! Sie halten mich zum Narren,“ replizirte der Sohn Englands ziemlich aufgebracht. Die Anwesenden Gäste mußten sich ins Mittel schlagen, und erst durch die übereinstimmenden Bekräftigungen Aller ließ sich der hartnäkige Gentleman belehren, daß er in Regensburg und nicht in Ulm sey. Wir fragten später den Bedienten, wie denn so ein grober Irrthum habe Statt finden können? „Das kann ich mir wohl erklären,“ antwortete dieser, „meine Herrschaft liegt die ganze Reise über unbeweglich in den Eken des Wagens, sehen nicht rechts und nicht links hinaus, sprechen nicht, denken wohl auch nicht. Nur zuweilen werfen sie einen Blik in das Reisebuch; dieß ist ihr Führer, ihr Belehrer, ihr Gesellschafter, ihr Alles in Allem. Wahrscheinlich haben sie bei unserer Abreise von der lezten Station die unrechte Route aufgeschlagen, oder ein schelmischer Wind hat ihnen das Buch verblättert, und so reisten sie denn auf dem Papiere nach Ulm, während sie in der Wirklichkeit nach Regensburg kamen. Was thuts auch“ sezte er schalkhaft hinzu; sahen wir auch in Deutschland nicht viel mehr, als die vier Wände im Gastzimmer und die Rechnungen der Wirthe, — wenn wir nach Hause kommen, können wir doch den Oldbritten sagen: „Wir haben den Continent bereist.“ — Nicht viel besser machte es ein anderer Engländer, welcher vor einigen Jahren hier durchkam. Der für Naturschönheiten begeisterte Reisende hatte viel von den malerischen Partieen der Donaulandschaften gehört, und entschloß sich deßhalb, von Regensburg zu Wasser nach Wien zu Reisen. Ein leichter Nachen wurde gemiethet und mit 4 kräftigen Ruderern bemannt, denn die Fahrt sollte Tag und Nacht gehen. In der Mitte des Kahns erhob sich ein Zelt von Segeltuch; hier lag der Naturfreund, über eine weiche Matraze gestrekt, sah rings um sich — die weiße Leinwand, und das war die Donaufahrt gemacht.

Die Russen, welche uns besuchen, zeigen etwas mehr Interesse für die Merkwürdigkeiten unserer Natur- und Kunstwelt. Sie sind in der Regel von hohem Stande und bei voller Börse, und so fein dressirt, daß sie jeder Unparteiische für Leute von Welt erklären muß. Indeß bricht denn doch zuweilen der derbe Bojarengeist durch, und erst vor wenigen Tagen gerieth im Gasthause „zur Walhalla“ solch ein artistischer Schöngeist, ein Oberster seines Ranges, mit dem Wirthe wegen der Zeche in Wortwechsel, endlich gar ins Handgemenge, und als die Frau Oberstin Friede stiften wollte, ergriff sie der erzürnte Gemahl, und prügelte sie vor unseren staunenden deutschen Augen tüchtig ab. Endlich die Norddeutschen, ach, die guten Leutchens! die trinken sich einen Hieb von unserem wohlschmekenden Biere, und schimpfen uns dabei stumpfe Bierlümmel. — Der berühmte Professor der Medizin zu München, geheimer Rath von Walter reist auch, aber ganz anders als die Engländer und andere Herren: wenn diese Herren immer weniger sehen, so sieht Herr von Walter immer mehr. Sie sehen, wenn die Reise wieder der Heimat zugeht, von ihrem Gelde immer weniger. Dagegen aber sieht der Herr geheime Rath von seinem Gelde mehr, als er vor dem Antritte seiner Reise gesehen hat. Er ist durch einen Kourir nach Paris zu einem Bankier gerufen, um an demselben eine Augenoperation vorzunehmen, für welche ihm, wenn sie gelingt, 10,000 Gulden zur Belohnung gegeben werden. Wenn Andere reisen, um sich sehen zu lassen, und dabei selbst wenig sehen, so reist dieser, um Andere sehen zu lassen, wobei er selbst Viel zu sehen bekömmt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Der weise Richter und die zärtliche Gattin.

Einst führte ein Mann sein Eheweib nach Sidon vor den Rabbi Simeon, den Sohn Jachai. Großer Lehrer! sagte er zu ihm, mit dieser Frau leb' ich nun zehn volle Jahre in Eintracht und Frieden; aber unsere Ehe ist kinderlos. Aus Ehrfurcht für die Geseze will ich ihr den Scheidebrief geben. — Das Weib stand schamroth da, wegen ihrer Unfruchtbarkeit, und heiße Thränen flossen von ihren schönen Augen. Gerührt wendete sich der Ehemann zu ihr. O, weine nicht, sprach er, nimm, was du willst, nimm das Schäzbarste aus dem Hause mit dir, ich gestatt' es dir gerne, nur kehre ohne Unmuth in das väterliche Haus zurück! — Die Trostlose schwieg, weinte bitterlich, und blikte auf den Richter. — Freund der Geseze, sagte endlich der Rabbi, als du das Eheband knüpftest, nicht wahr, da feiertest du ein Fest? — Freilich! und ein großes und frohes. — So gehe hin, und feiere ein gleiches wieder, ehe du es lösest.

Die Eheleute entfernten sich ehrerbietig: er, heitern Sinnes, sie, mit einem Strahl von Hoffnung in der Seele.

Das Mahl wird bereitet. Das Fest beginnt. Des Weines ist vollauf. Die Frau hat Alles angeordnet. — Der Becher kreiset, die Freunde trinken. Der Ehemann wird heiter und fröhlich, zecht, leert Becher auf Becher, und fällt endlich in tiefen Schlaf. — Kaum sind die Gäste verschwunden, so winkt die wachsame Frau den wartenden Sklavinnen. Diese tragen leise und sorgfällig den Berauschten in's schwiegerelterliche Haus. Um Mitternacht erwacht er. Wo bin ich? Wie komm' ich in dieses Haus? Mein Lieber! antwortet mit sanftem Tone die Frau, ihn umarmend; sagtest du nicht in Gegenwart des großen Lehrers: „Nimm, was du willst, nimm das Schäzbarste, und kehre heim in's väterliche Haus?" Warst du nicht das Schäzbarste in unserm Hause? Zürnest du mit mir, daß ich's nahm? — Der Vorhang fiel. Der heilige Segen der Ehe blieb nicht aus. —

Der Wärme- und Kältemesser.

Der Thermometer (Wärme- und Kältemesser) ist ein Instrument zur Bestimmung der freien, oder fühlbaren Wärme der Luft und anderer Körper. Wärme dehnt alle Körper aus, Kälte zieht sie zusammen. — Da die Einrichtung des Thermometers ziemlich bekannt ist, so theile ich blos ein Verzeichniß merkwürdiger Temperaturen mit, nach Reaumurs Eintheilung.

0	Grad.	Der Gefrier- oder Eispunkt; Temperatur des Schnees.
9½	—	In tiefen Kellern, Sommer und Winter.
15	—	Gemäßigte Sommerwärme, Krankenstubenwärme.
21½	—	Seidenwürmer werden ausgebrütet.
22	—	Die Butter schmilzt.
28¾	—	Im Bienenkorbe.
30	—	Menschliche Blutwärme.
36	—	Das Blut in hizigen Fiebern.
42½	Grad.	Pferdemistbeet.
49	—	Das Wachs fließt.
51	—	Das Harz schmilzt.
70	—	Der Branntwein siedet.
80	—	Das Wasser siedet.
93	—	Scheidewasser siedet.
172	—	Reines Zinn schmilzt.
230	—	Blei schmilzt.
240	—	Oel kocht.
259	—	Quecksilber siedet und kocht.
275	—	Eisen leuchtet im Finstern.
328	—	Eisen leuchtet in der Dämmerung.
381	—	Eisen leuchtet am Tage.
511	—	Hize eines kleinen Holzfeuers.

Bei 32 Kältegraden (d. h. unter dem Frierpunkte) gefriert das Quecksilber.

Charade.

Willst, holder Leser, Alles sehen,
Sieh Morgens hin, wo Licht ersteht;
Will Einer gen dasselbe gehen,
Wenn Hellas noch um Hilfe fleht —
So übt er dieses ein und hebt
Mit Füßen, was in jenem schwebt. &.

Ankündigung.

Panorama.

Ein Blatt für Konversation und Belehrung.
(als Beilage zur bayerischen Dorfzeitung.)

Da der frühere Inhaber und Redakteur der bayerischen Dorfzeitung dieses Blatt einige Zeit als Beilage zu seiner Zeitschrift gratis gab, jedoch solches ihm in späterer Zeit zu viele Unkosten machte, und diese aus dem Ertrage der Dorfzeitung nicht gedekt werden konnten, so hörte er solches zu geben auf, und es entschloß sich Unterzeichneter, dasselbe gegen ein sehr billiges Abonnement, wieder fortzusezen.

Diese Zeitschrift erscheint wochentlich einmal, nemlich an jedem Samstage. — Das Abonnement hier in München ist ganzjährig 1 fl. 36 kr.; halbjährig 48 kr.; vierteljährig 24 kr. Auswärtige: ganzjährig im I. Rayon 2 fl. 16 kr.; im II. 2 fl. 29 kr.; im III. 2 fl. 35 kr.; es kann jedoch auch halbjährig auf der Post abonnirt werden. — Alle k. Postämter nehmen Bestellungen an.

Sobald sich zur vorläufigen Dekung der Kosten Abonnenten finden, wird das Blatt den Freitag wieder erscheinen.

München, im Oktober 1835.

Franz Seraph Gleich.

Die Expedition ist am Eke des Schrammergäßchens Nro. 5.

Das vor uns liegende Probeblatt ist trefflich. Und da der Herausgeber darin ferner gleich guten Inhalt in lauter Original-Aufsäzen verspricht, verdient seine wohlgemeinte Absicht alle Würdigung. Fürst.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 45. 9. November 1835.

Inhalt: Was hat der Landmann bei der Berieselung seiner Wiesen zu beobachten? — Schwindeleiungen. — Gemächlichkeit unserer Voreltern. — Genußsucht unserer Zeit. — Berüksichtigung beim Mehle. — Verdorbenen Essig wieder herzustellen.

Was hat der Landmann bei der Berieselung seiner Wiesen zu beobachten?

Die Berieselung der natürlichen Wiesen ist die beste Art der Befeuchtung der abhängigen schiefen Flächen, bei welchen keine Aufstauung möglich und keine Bewässerung durch blosse Rinngräben ausreichend ist. Die wichtigsten Theile der Berieselungsanstalt sind der obere Graben oder der Auffangegraben, der untere oder Abführungsgraben, und die mittlere Fläche, über welche das Wasser von der Höhe zur Tiefe in breiter, seichter Flut herabrieselt. Es wird hierbei vorausgesezt, daß nicht allein der obere und untere Graben fast horizontal geführt worden sind, sondern daß auch die schiefe Fläche ganz gleichförmig sey, und keine kleinen Vertiefungen oder Hügel, z. B. von Ameisen, Maulwürfen u. dgl., habe.

Bei sehr großen Wiesen, wo die vorspringenden Erhöhungen häufig vorkommen, und wo man nicht viele horizontale Gräben anbringen mag, sind jedoch auch eigentlich vertikal geführte Gräben anwendbar; aus solchen, etwa auf der obersten Kante eines Wiesenvorsprungs, wird vermittelst mehrerer Seitenschlizgräbchen das Wasser auf die Fläche rechts und links gelassen, welches dann von selbst sich auf die Hügelseiten rechts und links herabsenkt. Wo aber dieses nicht der Fall ist, sondern die horizontal geführten Gräben nahe bei einander sind, da wird blos in den untern Rand des obern oder Auffangegrabens eine Menge kleiner Einschnitte gemacht, aus welchen auf gleichförmige Weise das im obern Graben fließende Wasser ausströmt und sich über die ganze Wiese vertheilt. Die Einschnitte bleiben übrigens nicht immer an derselben Stelle; denn jedes Gewächs leidet dabei, wenn ein Wasserstrahl stark und anhaltend auf dasselbe fließt; daher muß immer abgewechselt werden mit den Stellen, wo die kleinen Wässerstrahlen ausströmen. Da ein solcher Graben, in welchem das Wasser fast horizontal fließt und daher auch wenig Gewalt an den Ufern übt, seicht ist: so wird das Ufer, in welchem die Einschnitte unausgesezt gemacht und auch wieder unausgesezt geschlossen werden, aus blosser steinfreier Erde oder aus Rasen-Stüken zusammengesezt, so daß man mit leichter Mühe an der einen Stelle den Rasen abhauen und das dadurch erhaltene Rasenstük an einer daneben befindlichen Kerbe einsezen kann.

Sollte bei der Berieselung eine bedeutende Menge Wasser überflüßig gewesen seyn (denn ein großer Theil des Wassers zieht sich, besonders bei heißer trokner Witterung oder bei heftigen Winden und nach vorausgegangener Unterbrechung der Wässerung, die vielleicht auf einige Tage den Wiesen-Nachbarn zugetheilt gewesen war, in den Boden ein), so zieht sich dieselbe, ohne daß man Einschnitte zu machen brauchte, in den untern Graben, der nach obenhin keinen Uferdamm hat, so daß sich ungehindert in sein flaches rasiges Grabenbeet das Berieselungswasser einziehen kann. Dieser für die jezt erwähnte Fläche bestimmte untere Graben kann für die nächst angrenzende tiefere Fläche ein Auffangegraben oder ein oberer seyn, wenn nemlich wieder natürliche Wiesen unter ihm liegen und sein unterer Grabendamm die gehörigen Einschnitte erhält. Doch muß, wenn dieser mittlere Graben nicht etwa eigne Zuflüsse aus Quellen oder anderem von Flüssen abgeleiteten Gewässer erhält, das oberste Berieselungswasser reich-

haltig und stark seyn, wenn es mehrere Flächen und Abtheilungen eines Wiesengrundes ausreichend überrieseln und befeuchten soll.

So lange die Hut auf dergleichen Wiesen gestattet ist, darf man nicht berieseln, weil der feuchte Rasen von dem Weidevieh ganz zertreten würde. Deßwegen ist auch die Hutweide schon aus dem Grunde dem Futtergewinn so nachtheilig, weil der Wiesenbesizer so spät erst seine abhängigen Wiesen überrieseln lassen kann, da er in den meisten Jahren weit früher mit diesem Geschäfte zu seinem größten Vortheil den Anfang machen könnte. Denn im Frühjahre ist bei abhängigen Wiesenflächen, sobald nur die Luft warm und die Witterung fruchtbar ist, die Berieselung mit gutem Wasser, besonders mit solchem, welches von einer starken Regenflut abstammt, sehr wohlthätig.

Fängt man an, zu berieseln, so sezt man dasselbe bei angemessener warmer Witterung einige Tage fort, damit sich der Boden gehörig tränke. Dann sezt man wohl wieder 8 bis 12 Tage aus, und berieselt darauf wieder einige Tage hindurch; späterhin, wenn die Wärme und die Trokenheit zunimmt, wechselt man öfter, berieselt häufiger, allein weniger anhaltend und lang.

Wenn das Gras in die Blüte tritt und die Ernte ihren Anfang nehmen soll, hört man auf, zu berieseln; gegen jene Zeit hin kürzt man die Berieselung immer mehr ab, und beschränkt sie endlich nur auf eine Nacht, etwa in einem Zeitraum von 4 Tagen, besonders dann, wenn der Boden sandig und troken ist. Nach der Heuernte fängt man die Berieselung wieder an, und sezt sie abwechselnd fort bis gegen die Grummeternte hin, wo man dieselbe wieder aussezt, aus den bei der Heuernte obwaltenden Gründen, daß das Wiesengewächs Zeit erhalte, kräftiger und derber zu werden, da die Berieselung bewirkt, daß es frech, saftreich und weich emportreibt, zugleich aber auch deßwegen, weil es wünschenswerth ist, daß der Boden, auf welchem das Futter getroknet werden soll, selbst auch troken sey.

Bei der Berieselung ist die Beschaffenheit des Wassers noch mehr zu berüksichtigen, als bei der Bewässerung vermittelst der Rinngräben. Quellwasser, welches aus einer nahen warmen Quelle hervorkommt, läßt sich weit früher im Frühling und weit später im Herbst zur Berieselung brauchen; auch selbst dann, wenn Reife und Fröste eintreffen, weil die Wärme des Wassers und das ununterbrochene Fließen desselben die Verwandlung in Eis verhindert, so daß bei rauher Witterung gleichwohl die Wiesengewächse fortwachsen können. Bei kaltem Wasser hingegen, welches selbst, während dem es fließt, hie und da in Eis verwandelt wird, bis endlich die ganze Wiesenfläche mit einer Art Eisbrüke überdekt ist, ist es nicht rathsam, die Bewässerung in kalten Jahrszeiten in Anwendung zu bringen.

Was die Wiesengewächse betrifft, so eignen sich nicht alle für die Berieselung; die meisten Kleearten dauern nicht lange auf solchen Wiesen aus, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil die Feuchtigkeit denn doch oft zu stark für die Wurzeln der Kleearten ist, und man nicht immer den Grad der Befeuchtung bei der Berieselung in seiner Gewalt hat. Am Sichersten geht man daher bei den Berieselungen mit den Gräsern, welche mehr Nässe vertragen können, indem ihre Wurzeln in die Tiefe, wo etwa der Siz der übermäßigen, durch die Ueberrieselung herbeigeführten Feuchtigkeit ist, nicht dringen.

Die Berieselung hat den Fehler, daß sie den Boden auswäscht, und dieses um so mehr, je geneigter und abhängiger die Fläche ist, über welche das Wasser herabrieselt. Ist das Berieselungswasser aus Flüssen abgeleitet, welche oft von Plaz- und Gewitterregen angeschwängert sind, so hat dieses nicht so viel zu bedeuten; denn in diesem Fall wird immer von Zeit zu Zeit so viel Schleim auf der schiefen Fläche der Wiese abgesezt, als früher ihr entzogen worden war, wenn man nemlich gegen das Ende der Flut, welche das Bewässerungswasser anschwängerte, die Berieselung einstellt, so daß sich in den darauf folgenden Tagen die befruchtenden Theilchen fest aufsezen. Ist hingegen das Berieselungswasser aus solchen Quellen abgeleitet, die aus Sandlagern kommen, und welche selbst ganz mager sind, so muß von Zeit zu Zeit

nachgeholfen und neue gute Erde auf die abhängige Fläche gebracht werden. Diese Erde muß sich aber recht fest aufgesezt haben, und gleichsam einen Bestandtheil des Bodens ausmachen, bevor man die Berieselung wieder anbringen darf. Im Sommer ist gute abwechselnde, bald regnerische, bald trokne Witterung dazu erforderlich.

Alle Vorkehrungen, Wiesen auf eine künstliche Art zu befeuchten, sezen eine Menge fließenden Wassers voraus, welches wieder auf eine künstliche Art zum Theil herbeigeleitet werden muß. Meist ist man auf einige Quellen und das Flut-Wasser eingeschränkt, und selbst das Flutwasser, welches unbenüzt dem Meer zufließt, wird an wenigen Orten aufgefangen, um zur Bewässerung verwendet zu werden; für die Berieselung scheint es sich gar nicht zu eignen, da es nicht regelmässig fließt, und folglich zur Zeit des Mangels an Feuchtigkeit nicht nach Willkür herbeigeleitet werden kann. Ob nun schon überhaupt darauf aus allen Kräften losgesteuert werden muß, durch Verwandlung der Wassermühlen in Windmühlen, dem Feld- und Wiesenbau allmählig die Gewässer zuzuwenden, welche ihnen von der Natur zugewiesen, späterhin aber durch menschliche Institutionen entzogen worden sind, so kann doch der Landwirth dermalen nicht darauf warten, sondern muß die Sache so nehmen, wie sie ist, und sich helfen, wie er kann.

Vor allen Dingen müssen die Quellen, welche an sumpfigen Stellen verborgen liegen, besser benüzt werden. Man muß aufräumen und Gräben und Schachte in den Boden arbeiten, um das träge, um sich fressende Wasser in einen Wasserstrahl zu vereinigen, und dasselbe wenigstens für das Frühjahr zur Bewässerung oder Berieselung einer gewissen, wenn auch nur kleinen Wiesenfläche zu benüzen. Andere reichhaltigere Quellen werden zwar nach alter Observanz von gewissen Mühlen in Anspruch genommen; allein im Frühjahr, wo die Bewässerung und Berieselung hauptsächlich betrieben wird, sind gewöhnlich diese Quellen so stark, daß sie wohl, wenn sie fürs ganze Jahr etwa 1 oder 2 Mühlgänge oder Räder umzutreiben pflegen, sie in dieser Jahreszeit wohl 2 bis 4 zu treiben im Stande wären. Welche große Flächen ließen sich nicht mit dem Ueberfluß an Wasser, der hierbei Statt findet, bewässern und berieseln? wie könnte weit und breit der Boden für den Sommer sogar getränkt und zum kräftigsten Wachsthum der bessern Wiesengewächse geschikt gemacht werden?

Eine der wichtigsten Maßregeln ist daher diese: alles Quellwasser, welches für die den Quellen nächsten Mühlen überflüssig ist, für die Frühlingsbewässerung ausschließlich zu bestimmen. Es läßt sich bekanntlich sehr leicht bestimmen, wie viel Wasser für 1, 2 oder 3 Mahlgänge nöthig ist; auch wird nicht leicht von einem Mühlenbesizer ein Gang oder ein Rad angelegt und hergestellt, welches nicht wenigstens regelmäßig drei Viertel des Jahrs hindurch von dem der Mühle zu Gebote stehenden Wasser getrieben werden könnte.

Zwar gibt es Jahre, in welchen diese Art, den Wiesen zu Hilfe zu kommen, nicht besonders bedeutend seyn würde, wenn schon im Frühjahr die Quellen spärlich fließen; allein diese Jahre sind nur als Ausnahmen von der Regel zu betrachten. Man sollte daher überall, wo am Fuße von Gebirgen und Bergreihen dergleichen Quellen vorhanden sind, diese Gelegenheit, natürliche Wiesen zu bewässern oder zu berieseln, nicht versäumen. Die Müller selbst haben nicht den mindesten Grund, es zu verhindern.

Eine andere Maßregel, sich Quellwasser für einen Theil des Frühlings oder auch des Sommers für die Bewässerung oder Berieselung zu verschaffen, ist die, die unterirdischen Wasserbehälter und Wasserbeken bei jedem Regenguß gehörig mit Schnee- oder Regenwasser zu füllen. Dieses wird Vielen sonderbar und abenteuerlich zu seyn scheinen; allein es gründet sich auf die ganz richtige und zuverlässige Bemerkung, daß die Quellen nichts anders sind, als die Ausflüsse aus größern oder kleinern Behältern, aus welchen ihr Wasser-Strahl nach Maßgabe der Oeffnung des Gewölbes oder gleichsam des Gefässes, in welchem das Regenwasser aufbewahrt wird, ausströmt. Unter der Erde, besonders in Bezirken, wo mächtige Thonlager oder weit verbreitete Kalkflöze vorhan-

den sind, sammeln sich im Winter und Frühling viele Wassermassen am Fuße der Gebirge und Berg-Reihen. Was in den Pyrenäen, Alpen und andern Hochgebirgen an den höchsten, bis zur Schnee-Linie hinanreichenden Bergen geschieht, daß die wäßrigen Theile in der Form von Schnee oder Gletschereis sich lange im Jahre verhalten, bis der Sommer mit seiner allgemein verbreiteten Wärme eintritt, um den vorliegenden ebenen Gegenden Wasser vermittelst der aus dem Schnee und Eis hervorgehenden Fluten mitzutheilen und zuzuführen; das erfolgt in Berggegenden vermittelst der unterirdischen großen und kleinen Höhlen, Klüfte, röhrenartigen natürlichen Stollen, Rizen, Spalten und Kerben, in welche sich von der obersten Erdrinde herab, wie durch einen Seiher, das Regen- und Schneewasser einzieht, und nach und nach wegen der engen Oeffnung der Ausgänge jener Behälter langsam hervorquillt. In vielen Gegenden sind seit Jahrhunderten solche Bildungen der Erdoberfläche und Verhältnisse eingetreten, daß die Ansammlung in jene Vorrathskammern weniger gut von Statten geht, oder daß die Ausflüße zu sehr erweitert worden sind. In beiden Fällen werden die Quellen immer weniger nachhaltend im Sommer. Bei den Ausflüssen hauptsächlich hat man an vielen Orten große Fehler gemacht, indem man alle Waldungen um die Quellen herum ausrottete, und nicht etwa dichte Baumpflanzungen an deren Stelle sezte. Es scheint fast, als habe man das Vorurtheil gehegt, die Bäume raubten den Quellen ihr Wasser, da sich doch der Baum von der Feuchtigkeit in der obersten Erddeke und aus der Luft erhält, die Quellen aber weit tiefer in der Erde ihren Siz haben. Im Gegentheil bewirkten die Bäume mit ihrem den ganzen Tag von ihrem Laube verursachten Schatten, daß die ganze Erd-Rinde feucht und kühl blieb, besonders im Frühling, so geschah es, daß das Wasser wegen der beim Ausgang und Austritt zu Tage herrschenden Kühlung ruhiger blieb, und weniger durch die Wärme der Atmosphäre empor gelokt und gehoben wurde. Jezt wird schon im Frühling der unbeschattete Boden um die Quellen außerordentlich am Mittag erhizt, und das kalte Quellwasser mit den verschiedenen Luftarten, die es in sich schließt, in wärmere Räume gehoben. Noch mehr fehlte man, als man zur Zeit des anfangenden Wasser-Mangels in troknen Jahren nachgrub, und die Oeffnungen der Quellen erweiterte, und insbesondere in allen den Fällen, wo eine Menge von Quellen unter- und übereinander, oder in höherer und niederer nahe angrenzender Lage die untersten erweiterte und vertiefte, weil man die irrige Meinung unterhielt, daß es dem Wasser der Tiefe nur an der gehörigen Oeffnung fehle. Die Folge davon war freilich zunächst die, daß das Wasser stärker strömte; allein bald darauf folgte ein vollständiges Versiegen, wenn nicht heftige Gewitter-Güsse die Beken schleunig füllten.

(Schluß folgt.)

Schwindeleiungen.

(Ein Gespräch zwischen Elmir und Aminth, zweien guten Freunden.)

Elmir. (Sizt am Schreibetische und liest in einem Buche. Aminth tritt ein.)

Aminth. Guten Morgen, lieber Freund! Aber gar immer lesen; — Sie überspannen Sich gewiß einmal auch, wie einst Paulus vor Festus und Agrippa gehalten wurde. — Was haben Sie denn da schon wieder für ein neues Buch?

Elmir. Dieses ist kein neues, sondern ein altes, Ihnen gewiß lange bekanntes Buch. Es ist nemlich die Predigt über Brandversicherungs-Anstalt und die Pflicht derselben von Seite christlicher Unterthanen beizutreten, welche Predigt schon vor Jahren von X. Kerb gehalten, und dem Druke übergeben wurde. (Elmir für sich.) Mein Freund erinnert mich an die bekannte Stelle aus der Apostel-Geschichte Kap. 2. „Sie haben nur zu vielen süßen Wein getrunken.“

Aminth. So was könnte man in unsern Tagen auch für den Zwek der Hagelassekuranz brauchen, nicht wahr? — Aber was ist denn das neben Ihnen liegende voluminöse Werk für eines?

Elmir. Es ist die Topographie des alten Churfürstenthumes Bayern, damals in 4 Rent-Aemter abgetheilt gewesen, herausgegeben von dem bekannten Wennig.

Aminth. (blättert leichtfertig darin herum und stoßt zufällig auf die Beschreibung Schleißheims.)

Elmir. Was lesen Sie da?

Aminth. Ich durchblike vielmehr die Stelle von Schleißheim; und da fällt mir die Frage ein, was wohl aus dem herrlichen Schlosse daselbst werden wird, wenn die dortige Bilder-Gallerie in die neue Lokalität transferirt seyn wird? Schleißheim, so berühmt aus den Zeiten Herzogs Wilhelms V., oder des Frommen, und aus den Tagen des Churfürsten Maxens, des „Allgeliebten," verstorben i. J. 1777, dürfte doch auch für die Zukunft wenigstens einige Würdigung verdienen?!

Elmir. Das geht uns aber Beide nichts an.

Aminth. Nur nicht ungehalten, lieber Freund! „Der Wahrheit Stammeln hat mehr Kraft, als aller Lügen Zier." So lehrt der berühmte Haller.

Elmir. Diese Berufung scheint mir nicht passend. Doch, was wollen Sie denn in Schleißheims Schloß hineinzaubern, oder hinein schwindeln?

Aminth. Ich getraue mir kaum, dieses zu offenbaren; aber als frommer Schwindel mag es passiren; und ich entschuldige mich vor einem gerechten und beharrlichen Könige mit dem Wahlspruche Johann des Ersten, Königes von Frankreich: „Wenn Wahrheit und Treue auf der Erde verloren wäre, so müßte man selbe wieder in den Herzen und in dem Munde der Könige finden." Wie wäre es daher, wenn in diesem Schlosse ein männerlich-adeliches Erziehungs-Institut, gleich jenem zu Freiburg in der Schweitz, konstituirt und dort darauf eingewirkt würde, nicht blos für die Zweke der Landwirthschaft allein, sondern auch für andere Absichten, vielleicht selbst für die Tendenz des Kirchenrathes von Trient — (Seß. 23, Kap. 18.) wahre Mustermänner heran- und auszubilden? Ueberlegen Sie und erinnern Sie Sich dabei, daß Plinius den Menschen blos die Wahl zwischen zwei Sachen läßt: nemlich entweder selbst Dinge zu thun, die verdienen, aufgeschrieben zu werden, oder solche Dinge aufzuschreiben, die verdienen, gelesen und verewiget zu werden.

Elmir. Man schreibt und liest —

Aminth. Recht, daß Sie mich auf das Lesen bringen. Ich wünsche aus Ihrer Bibliothek einige Bücher entlehnen zu dürfen.

Elmir. Wollen Sie die französischen Werke des Abtes Blanckard, oder den als freien Auszug aus selbem erschienenen Lit.-Beitrag, unter dem Titel: „Das Bild des christlichen Weisen und ehrlichen Mannes" (Augsburg, 1789), aus welch lezterm Werke am Ende der dortigen Vorrede jenes Projekt theils durch die „Lesefrüchte," theils durch die „Vereine zur Verbreitung einer nüzlichen Lektüre," in unsern Tagen in segnende Erfüllung gegangen ist; oder wünschen Sie Walther und Gertrud vom Jais, oder Isidor, Bauer zu Ried ꝛc. Oder belieben Ihnen vielleicht des geistreichen Grafen v. Chesterfields sämmtliche Werke?

Aminth. Geben Sie mir für heute den Isidor mit. Und was haben Sie denn da noch? „Simon Strüf und Marianne Strüf" —; auch diese sind mir empfohlen worden, mit Ihrer Erlaubniß nehme ich sie mit; da habe ich für dießmal genug, und ich werde sie mit Dank zurükstellen.

Elmir. Ist gut, Freund! Gott sey Ihr Begleiter. Ich erbitte mir bald wieder Ihren stets angenehmen Zuspruch!

Gemächlichkeit unserer Voreltern.

Unsere Alten waren in vielen Stüken sehr liebenswürdig. Sie waren eifrig in den kleinen Bequemlichkeiten des Lebens; Essen, Trinken, Sprechen gehörte zu den Beschäftigungen und Ereignissen des Tages. Ihr Wohlbehagen vergassen sie nie, selbst eine Reise durfte sie in keiner ihrer Verrichtungen und Annehmlichkeiten stören. Die Pferde machten täglich eine Streke von 5 Meilen, die Wagen waren eingerichtet, wie bewegliche Zimmer; man übersah keine Stunde des Tages, die sonst für Frühstük, Mittagsmahl und Abendbrod bestimmt war, und wenn man gegen Sonnenuntergang sich einem Gasthause anvertraute, so zog man die Schlafmüze hervor, stopfte sich die Pfeife, und sezte sich auf die steinerne Bank unter der Linde des Gasthofes; man machte es sich so bequem, als zu Hause.

Die Alten lebten in beständiger Furcht vor ihrem Blute: sie hielten dafür, daß es sehr hizig, sehr feurig wäre. Daher die abgemessene Bewegung, die ängstliche Vermeidung jeder Alteration, das ewige Abwehren der Leidenschaft. Ein volles Rundgesicht, weiß gepudertes Haar, eine kurze, wohlgenährte Gestalt, olivengrüne lederne Bein-Kleider, zwei freundliche, wohlwollende Augen, ein sanftes Lächeln in den Mundwinkeln, das sind jene angenehmen Männer, die kurz nach dem siebenjährigen Kriege lebten.

Die Alten aßen sich erst satt, ehe sie mit den Göttern verkehrten. Wer es haben konnte, fand in der Eßlust selbst eine rechte Anregung zur Sinnlichkeit. In der That, die Fertigkeit, ein Mahl zu ordnen, die Braten zu tranchiren, die Pasteten anzuschneiden, gehört eben so zur Kunst, wie nur immer die Gegenstände, die eine Beziehung auf den Geschmak haben.

Viele gehen von dem Gedanken aus, es sey erhebend und gerecht, die Zustände der Vergangenheit aus ihren Trümmern zu erweken, aber es ist hier wie mit den Institutionen des Staates, wo man das Alte oft für das Bewährte, aber nicht immer für das Vollkommenere halten darf. Nichts ohne die Gegenwart!

Die Genußsucht unserer Zeit.

Unserm Zeitalter klebt die Genuß- oder Vergnügungssucht an. Aus derselben gehen nun alle andern sittlichen Verbrechen, an denen unser Zeitalter vor allen andern leidet, hervor, als: Trägheit, Verschwendung, Geiz und Eigennuz, Spielsucht und Unmäßigkeit, selbst die physischen Ausschweifungen. Selbst die frömmelnde Stimmung, die unser Zeitalter auszeichnet, ist ein Schwelgen in sinnlichen Gefühlen und Phantasieen. Sie hat ihren Grund in der Liebe zur Bequemlichkeit, die zum ernsten Denken sich zu schwach fühlt, und sich lieber in den Himmel hinein glauben und beten, als durch Aufbietung begeisterter Thatkraft sich erringen will.

Gewekt und genährt wurde der oben bezeichnete Fehler durch die mancherlei Genüsse und Bequemlichkeiten, welche Wissenschaft, Handel und Kunst in neuern Zeiten uns darboten. Unzählige Hände sind beschäftigt, für das Vergnügen der Menschen zu schaffen. Die Erziehung, das Romanenlesen und andere Dinge, die der Phantasie über die übrigen Geisteskraft gaben, phantastische Ansichten, die alle Moral, allen Glauben an vergeltende Fortdauer vernichten, der Skepticismus oder der Unglaube der Zeit, die Entfremdung der Herzen von Religion und Christenthum, welche mehr und mehr zunahm, nachdem die Gebildeten mit der kirchlichen Lehre, woran die Kirche festhielt, zerfallen waren.

Die Genußsucht äußert sich bei den höhern Ständen meistentheils auf feinere Weise, wobei der äußerliche Wohlstand nicht verlezt wird, als Zerstreuungssucht in Spiel, Theater und beständigen Gesellschaften, als Hang zu den Freuden einer reich besezten Tafel, zur Pracht in Kleidern und Geräthschaften, als Streben, jede Bequemlichkeit des Lebens sich zu verschaffen. Bei den niedrigen Ständen und so besonders auch bei dem Landmanne bricht sie dagegen desto häufiger als rohe Sinnlichkeit aus.

Unter welcher Form sie aber auch erscheint, wie verstekt sie unter Beobachtung des äußern Anstandes, ist sie nicht an und für sich schon hinreichend, die Wohlfahrt der Familien, wie ganzer Stände, ja, Völker zu zerstören?

Berüksichtigung beim Mehle.

Nicht genug, daß wir aus gutem Roggen oftmals schon aus der Mühle schlechtes Mehl erhalten, weil man es nicht sorgfältig verfertigt, sondern es leidet auch noch zufällig Schaden. Die natürliche Folge ist dann, daß wir statt eines kräftigen Brodes ein geringes Nahrungsmittel erhalten. Um den Schaden zu vermeiden, ist es vor Allem nöthig, die Veranlassung des Verderbens zu kennen. Gutes Brod zu haben, muß unsere stete Sorge seyn, und wir würden unsern Vortheil verscherzen, wenn wir verabsäumten, das darauf Bezughabende kennen zu lernen. Was wir vermögen, bringen wir gewillig und regen an, wo

sich Gelegenheit bietet. Hier soll nur Eine Eigenschaft des Mehles erwogen werden, nemlich, daß es leicht fremde Gerüche annimmt, und durch sie mehr oder weniger verschlechtert wird.

In Niedersachsen ist man allgemein überzeugt, daß das Mehl aus denjenigen Mühlen, mit den Oelmühlen verbunden sind, sehr schwer verbake und weniger Brod gewähre. Man vermeidet, wenn man kann, dergleichen Mühlen, was in jenen Ländern freilich nicht so leicht geschehen kann, weil sie nicht so vil gesäet sind, als bei uns. Die Sorge für Mehl ist darum oftmals sehr groß und man muß wohl schon zufrieden seyn, das Getreide nur geschroten zu erhalten. Will man von der Kleie freies Mehl verbaken, so muß man es sich durch Sieben bereiten. Die Bäker in den Städten daselbst unterhalten dazu ein eigenes Beutelwerk.

Wir finden keinen Grund, die Sache selbst in Widerspruch zu nehmen, zumal wir bedenken müssen, daß Mehl überhaupt gegen Gerüche sehr empfindlich ist und Oel seinen starken Geruch weit verbreitet.

Hat man bei uns, wo bekanntlich viel Mehl verbaken ward, das in Mühlen gemahlen wird, die mit den Oelmühlen vereinigt sind, dieselbe Erfahrung gemacht?

Uebrigens dürfen wir die hier aufgestellte Erfahrung mit andern an sich gleichen oder ähnlichen Erscheinungen in Vergleich stellen.

Man weiß, daß Mehl an und über Vieh-Ställen gar bald eine üble Beschaffenheit annimmt und man dergleichen Orte, Mehl aufzuschütten, vermeidet. Mit gleichem oder noch mehr Rechte verwahrt man das Mehl höchst ungern in der Nähe von Kloaken und Düngergruben.

Es dürfte der Mühe lohnen, darauf zu merken, welche stark riechende Gegenstände sonst noch dem Mehle nachtheilig sind. Wie verhalten sich Obst-, Milch- und Fleischwaare?

Jeder kluge Hausvater sucht es zu umgehen, sein Mehl in Gemächern aufzuschütten, die dumpfig sind. Die Erfahrung weist nach, daß dasselbe sehr bald angeht und dumpfig wird, dann von Zeit zu Zeit immer mehr verdirbt, sich beim Verbaken schwer behandeln läßt, wenig und schlechtes Brod gibt.

Kann man solche Räume nicht vermeiden, z. B. auf den Schiffen, so sucht man das Mehl durch Fassen in Kisten und Fässer gegen die äussere Einflüsse zu verwahren.

Vor Allem glaubt man das Mehl gegen die feuchte Luft sichern zu müssen. Sie veranlaßt eine Art von Gährung, die alsbald ein mulstriges Wesen zur Folge hat.

Es ist hierbei anzunehmen, daß, unter diesen Umständen, das Mehl auch gegen die oben erwogenen Gerüche am Empfindlichsten sey und um so schneller seinem Verderben entgegen geht, als solche frei einwirken können.

Schon längst ist die Regel gestellt, das aufzubewahrende Mehl, sobald wie möglich, völlig auszutroknen. Die Erfahrung sagt, daß völlig troknes Mehl, und dann gegen den Zutritt der Luft verwahrt, viele Jahre dauert, ohne im Geringsten an seiner Güte zu verlieren. Die Lagerung desselben in Magazinen gibt den Beleg in vielen beachtenswerthen Beispielen.

Daß das Mehl mehr oder weniger feucht aus der Mühle kömmt, ist wohl eben so bekannt, als daß es sich in diesem Zustande weniger gut bäkt und weniger Brod gibt. Sorgfältige Wirthe verbaken es darum auch nicht eher, als bis es völlig ausgetroknet ist.

Verdorbenen Essig wieder herzustellen.

War ein Essig zu schwach an Säure, und ist deßwegen umgeschlagen, jedoch noch säurehaltig, so läßt sich diesem Fehler dadurch nachhelfen, wenn man ihn mit Substanzen versezt, welche der Essiggährung fähig sind, z. B. Branntwein, Zuker, Malzabsud, Rosinen, sauren Wein rc., womit man ihn nebst Zusaz von Ferment (Hefen) aufs Neue in Gährung bringt.

Hat der Essig einen fauligen oder sonst fremdartigen Geschmak, und ist übrigens noch säurehaltig genug, so ist hier die Anwendung der Holz- oder Thierkohle am Passendsten zu gebrauchen; ist aber der Essig so weit verdorben, daß er keine Säure mehr enthält, so ist er nicht werth, auf Wiederherstellung behandelt zu werden, und wird am Besten weggegossen.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Geschwindigkeit in der moralischen Welt.

Gewiß wird es eine angenehme, vielleicht auch nüzliche Beschäftigung seyn, ähnliche Vergleichungen der Geschwindigkeit in der moralischen Welt anzustellen. Man hat tausendmal bemerkt, daß nichts geschwinder sey, als die Gedanken, die sich in einem Augenblike von der Erde zum Syrius schwingen, wozu selbst das Licht mehrere Jahre braucht. Allein dieß ist keine wahre Geschwindigkeit der Bewegung; unsere Seele durchläuft nicht den ganzen Raum, der dazwischen liegt, sie springt mit eben der Leichtigkeit von einer Milchstrasse zur andern, und verwendet darauf eben so wenig Zeit, als von der Küche in den Keller. Es gibt aber andere Wirkungen der Seele, die aus unzähligen kleinen Handlungen, aus Theilen zusammengesezt sind, und daher wirklich eine bestimmte Zeit erfordern, unter deren Geschwindigkeiten sich also Vergleichungen anstellen lassen, die zu interessanten Resultaten führen würden. Hierher gehören z. B. Aneignung und Ablegung guter und schlechter Gewohnheiten, Erwerbung und Vergessung von Talenten und Kenntnissen, Entstehung des Zorns, der Liebe, der Furcht u. s. w. nach den verschiedenen Temperamenten, Ausbreitung zwekmäßiger Kultur u. s. w. Hätte man einen genauen Maßstab, um diese moralischen Geschwindigkeiten zu messen, so würden sich sehr wichtige Aufschlüsse über die Natur des menschlichen Geistes und Herzens aus der Beantwortung solcher Fragen ergeben, wie folgende sind. In welchen Verhältnissen stehen die Geschwindikeiten, womit der Mensch lernt, sich in das Glük und in das Unglük zu finden, womit der in den Staub zurük Gesunkene menschliche Gefühle wieder annimmt, womit wir erlittene Beleidigungen, geleistete Dienste, oder erzeigte Wohlthaten vergessen?

Die beiden lezten können vielleicht als kleinste und größte Geschwindigkeit zum Frost- und Siedepunkte dieses moralischen Thermometers dienen.

Auflösung der Charade im vorigen Nro.:
Aufgang.

Ankündigung.

Unterzeichneter bringt seinen verehrlichen Abonnenten und Lesern seiner Zeitschrift: Panorama, zur Kenntniß, daß nun diese Zeitschrift, nachdem sich auf das Erscheinen des zweiten Probeblattes schon bereits so viele Abonnenten meldeten, als zur Dekung der Kosten nothwendig sind, regelmäßig, wie früher angekündigt wurde, jeden Samstag mit der Dorfzeitung erscheine. —

Die verehrlichen Abonnenten werden gebeten, den betreffenden Pränumerations-Betrag gefälligst einzusenden; die übrigen verehrlichen Leser der Dorfzeitung werden anmit zum Abonniren höflichst eingeladen.

München am 2. Nov. 1835.

Franz Ser. Gleich,
Redakteur der Zeitschrift Panorama.

Höchstwichtige Nachricht für Pomologen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben ein

General-Register
zu
Dr. Aug. Friedr. Adr. Diel's
Systematischer Beschreibung
der
vorzüglichsten in Deutschland vorhandenen
Kernobstsorten.

Bd. 1—21. Frankfurt a. M. 1799—1821,
Bd. 22—27 (Forts. 1tes—6tes Heft) Stuttg. 1821—32.
Bearbeitet von
H. Meyer,
Mitglied der praktischen Gartenbau-Gesellschaft ɪc.

Braunschweig, 1834. 8. 130 Seiten. 16 gr.

Bedarf diese Arbeit wohl einer Empfehlung? Gewiß nicht. Alle Besizer des Diel'schen Werkes (in 27 Bänden) werden es dem Verfasser Dank wissen, daß er ihnen ein alphabetisches Register über alle darin vorkommenden Obstsorten zur Uebersicht gab. Noch mehr Werth hat dieses Register dadurch erhalten, daß der Verfasser auch auf alle Trivial-Namen und Synonymen Rüksicht nahm, unter welchen irgend eine Obstsorte bei andern Pomologen vorkommt, bei jeder auf das Diel'sche Werk verweisend.

Wer Diel's Werke besizt, dem ist dieses Register unentbehrlich. Aber auch wer Diel's Werke nicht besizt, wird solches als einen General-Katalog über alle in Deutschland vorhandenen Obstsorten willkommen finden; in dieser Rüksicht bildet es gleichsam ein für sich bestehendes eigenes Werk, einzig in seiner Art, wie wir längst eines gewunschen haben. Darin sieht Jedermann sogleich, welche Sorten ausser denen, die er schon besizt, es noch sonst in Deutschland gibt; er lernt aber auch zugleich aus den Trivialnamen und Synonymen vermeiden, daß er nicht ein und dieselbe Sorte unter zweierlei Namen verschreibt. Noch einen besondern Werth hat dieses General-Register dadurch, daß jeder Obstgartenbesizer seine Obstbäume und Früchte aus selbem richtig nennen- und schreiben lernen kann, weil bekanntlich durch Schreib- und Drukfehler in manchen Baumschul-Katalogen die Namen oft sehr verhunzt bezeichnet stehen. — Wir erinnern bei dieser Gelegenheit, daß die Frauendorfer Baum-Schulen seit 1824 durchgängig nach Diel's System angelegt sind, und wir alle seine beschriebenen vorzüglicheren Sorten aus seiner eigenen Hand erhalten, und ächt zur Abgabe vorräthig haben.

Fürst.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 46. 16. November 1835.

Inhalt: Was hat der Landmann bei der Berieselung seiner Wiesen zu beobachten? (Schluß.) — Ueber den Umfang der Landwirthschaftskunde. — Ueber allgemeine Handelsfreiheit. — Von dem Teichschlamm ꝛc. — Den Schwamm aus den Gebäuden zu vertreiben. — Lederne Hosen zu färben. — Etwas vom Schnupftabak.

Was hat der Landmann bei der Berieselung seiner Wiesen zu beobachten?
(Schluß.)

Die Maßregeln, die man nehmen muß, um auch für den Sommer Quell- und Bewässerungswasser zu erhalten, sind folgende:

Man behandle die Stellen, wo die natürlichen Seihr. und Trichter sind, auf eine solche Weise, daß sie die möglich größte Menge Wasser aufnehmen, wenn es regnet, oder der Schnee schmilzt. Das Verfahren, dieses zu erreichen, besteht darin, daß man jene Seiher und Trichter entdeke, und die alten und spätern Steinbrüche und andere Vertiefungen und Tümpfel bemerke, und sich gleichsam dieselben für eine zwekmäßige Behandlung aufzeichne; ferner, daß man überall, wo die Flut leicht über diese Stellen hingleiten oder vorüberschießen könnte, vorbaue, und die Flut zum Verweilen zwinge. In vielen Fällen ist diese Arbeit sehr leicht, indem das Materiale, die Steine und die Erde, die man zu einem solchen kleinen Damme braucht, zunächst daneben liegt, und die Vertiefung in der Schlucht oder dem alten Steinbruch um so brauchbarer für den beabsichtigten Zwek wird, je mehr man sie austieft, und Steine und Schutt emporbringt, um den vorliegenden Aufwurf zu machen. Oft ist es auch möglich, aus nähern oder entferntern Bezirken Regenwasser, welches vormals einen andern Weg genommen, zu solchen Seihern und Trichtern hinzuleiten, so daß im Sommer auch bei einem geringern Regen doch eine bedeutende Menge Wasser in den unterirdischen Behältern aufgefangen wird. Die Steinbrüche hauptsächlich sollten so viel möglich (sobald man die Bemerkung gemacht hat, daß das Regenwasser sich nicht lange in ihnen verweilt) erweitert, und dabei gegen das Ausfließen der darin aufgenommenen Gewässer gleichsam verschlossen werden. Die Felsenplatten und die zwischen denselben befindlichen Rize und Spalten sind die besten Wasserleiter zu irgend einer Quelle. Was die Ausflüsse betrifft, so brauche man die Anstalt, bei einer Menge von Haupt- und Nebenquellen, die bei einander sich befinden, diejenigen, welche späterhin erst unvorsichtiger Weise sind geöffnet worden, wieder zu verschütten, und das übermäßige Ausströmen im Frühjahre vermittelst angebrachter Thon- und Lettenschichten und Schutthaufen aus allen Kräften zu verhindern. Dieses steht nicht in Widerspruch mit in anderer Art vorhandenen Grundsäzen, wie Wassergallen in Wiesen und Räsen zu behandeln, und wie diese Flächen durch Oeffnung der quellenreichen Stellen troken zu legen sind. Diese Quellen sind meist so schwach, daß sie nur eine Versumpfung bewirken, selten aber zu einer weitläufigen und großen Bewässerung, oder zum Betrieb von Mühlen gebraucht werden können. Ferner pflanze man, wenn die Quellen von Bedeutung sind, und wohl nahe bei ihrem Ausfluße mehrere Mühlenräder umtreiben, in die Gegend, wo die Quellen hervorkommen, und zunächst um sie herum eine Menge Bäume, und lasse diese zur dichten Waldung werden.

Von jenen Dämmen ist nicht zu fürchten, daß sie vielleicht Gelegenheit zu sumpfigen Stellen geben möchten, welche deßhalb weder zu Teichen brauchbar seyn würden, weil sie im Sommer denn doch austrokneten, noch auch selten gehörig troken wären; denn wenn die Stellen Das sind, was sie seyn sollen, nemlich Seiher und Trichter, so werden sie nie Veranlassung zur morastartigen Be-

schaffenheit des Bodens geben, sondern das Regenwasser wird sich auch nach der größten Flut bald einziehen. Es ist dieses das sicherste Kennzeichen, ob eine gewisse Stelle der Seiher für einen unterirdischen Wasserbehälter und für eine Quelle sey, wenn nach hergestelltem Querdamm die aufgefangene Feuchtigkeit sich in einigen Stunden in den frostfreien Boden einzieht. Es gibt Thäler und Schluchten von 2 bis 3000 Schuh Länge, in welche eine Menge Trichter unter dem Steingerölle vorkommen, und welche bei heftigen Regengüssen mehrere hunderttausend Eimer Wasser einnehmen, welche sie dann im Verlauf von einigen Monaten wieder durch ihre starken Quellen allmählig ausströmen lassen. Kommt die Flut zu stark und schießt unaufgehalten über die Trichter hin, so daß vielleicht nur 40,000 Eimer aufgenommen werden, so muß nothwendig die Quelle bald zu fließen aufhören, wenn keine neue Flut erfolgt. Wird die Flut aber durch viele kleine Dämme aufgehalten, so daß etwa 2 bis 300,000 Eimer einfließen, so kann diese Wassermasse weit länger ausdauern.

Quellen, welche sehr entlegen von Bächen entspringen, von denen Mühlen getrieben werden, können selten von den Mühlenbesizern in Anspruch genommen werden. Dieser sollten sich die Wiesenbesizer der Gegend, wo sie ausfließen, und welche sie durchlaufen, sogleich bemächtigen, als sie einsehen, daß sie gutes Wasser enthalten, sie in Auffanggräben leiten, und dann die ebenen Wiesen bewässern und abhängige berieseln lassen. Viele Quellen bleiben noch unbenüzt, welche die trefflichsten Dienste an trokenen Wiesen leisten könnten!

Doch auch das Wasser der Bäche, Flüsse und Ströme, besonders dann, wenn sie von der Flut angeschwollen sind, wird noch nicht gehörig benüzt. Es ist wahr, es tritt die Flut meist dann ein, wenn es überall, also auch auf den Wiesen stark geregnet hat, und man daher keiner neuen Nahrung durch Befeuchtung zu befürchten scheint. Allein oft würde, wenn der Regen im Frühling oder Herbst nicht anhaltend ist, die Aufstauung von verschiedenem Gewinne für die Wiesen seyn; der Boden würde durch und durch gesättigt, und eine Menge befruchtender Schlamm-Theile schlügen sich nieder. In den meisten Fällen würde man sich aber der künstlichen Mittel, um das Ausströmen des Wassers aus den Flüssen in die Wiesen zu bewirken, bedienen müssen, um den beabsichtigten Zwek zu erreichen. Weil es oft bedenklich ist, Einschnitte in den Uferdamm zu machen, durch welche die Flut in die Wiesen-Flächen eindringen könnte, so hat man viele Vorrichtungen erfunden, vermittelst welcher entweder das Flußwasser ohne alle Gefahr auf Wiesengründe gelassen, oder da, wo dieses nicht angeht, durch einen künstlich angebrachten Mechanismus, aus dem Fluß über den Uferdamm hinüber gehoben werden kann.

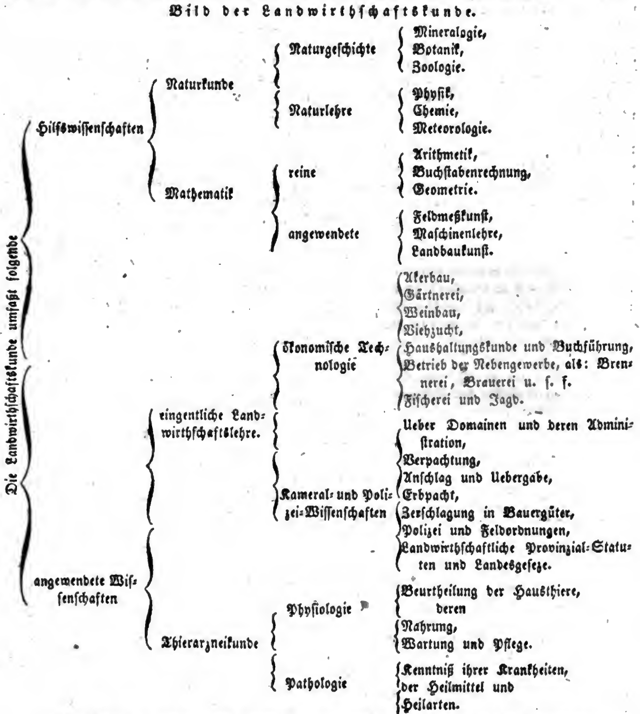
Ueber den Umfang der Landwirthschafts-Kunde.

Viele junge Leute widmen sich der Landwirthschaft, in der Meinung, daß dieses Fach am Besten und allein durch praktische Unterweisung eines ältern Landwirths erlernt werden könne. Selten aber nehmen sie bei der Wahl ihres Lehrers darauf Rüksicht, ob derselbe auch im Stande ist, das Erforderliche zu lehren. Die große Unwissenheit vieler Landwirthe von der sogenannten gebildeten Klasse, eine zahllose Menge landwirthschaftlicher Vorurtheile, die bei dem Bauer um so schwerer entkräftet werden, je häufiger er sieht, daß selbst Besizer größerer Güter, Wirthschaftsbeamten, oder Pächter an ihnen hängen, und eine nicht seltene verkehrte Behandlung vieler Zweige der Landwirthschaft, sind davon die Folgen. Der Ursachen gibt es viele, und mehrere liegen oft in den personellen Verhältnissen des angehenden Landwirths; die vorzüglichste ist jedoch bei den meisten der Mangel an Uebersicht der Kenntnisse, die sie bedürfen, um mit gutem Gewissen, ohne Prahlerei und Unwahrheit, sagen zu können: *Ich verstehe die Landwirthschaft.*

Ich habe es versucht, ein Bild von der Landwirthschaftskunde zu entwerfen, damit Personen, die sie erlernen wollen, und denen es an einem vorurtheilsfreien und unterrichteten Rathgeber fehlt,

ersehen können, welche Wissenschaften Gegenstände ihres Fleißes und ihrer Bemühungen seyn müssen, wenn sie sich mit der Landwirthschaft gründlich bekannt machen wollen. Hier ist es.

Bild der Landwirthschaftskunde.



Die Landwirthschaftskunde umfaßt folgende

- Hilfswissenschaften
  - Naturkunde
    - Naturgeschichte
      - Mineralogie,
      - Botanik,
      - Zoologie.
    - Naturlehre
      - Physik,
      - Chemie,
      - Meteorologie.
  - Mathematik
    - reine
      - Arithmetik,
      - Buchstabenrechnung,
      - Geometrie.
    - angewendete
      - Feldmeßkunst,
      - Maschinenlehre,
      - Landbaukunst.
- angewendete Wissenschaften
  - eingentliche Landwirthschaftslehre.
    - ökonomische Technologie
      - Akerbau,
      - Gärtnerei,
      - Weinbau,
      - Viehzucht,
      - Haushaltungskunde und Buchführung,
      - Betrieb der Nebengewerbe, als: Brennerei, Brauerei u. s. f.
      - Fischerei und Jagd.
    - Kameral- und Polizei-Wissenschaften
      - Ueber Domainen und deren Administration,
      - Verpachtung,
      - Anschlag und Uebergabe,
      - Erbpacht,
      - Zerschlagung in Bauergüter,
      - Polizei und Feldordnungen,
      - Landwirthschaftliche Provinzial-Statuten und Landesgeseze.
  - Thierarzneikunde
    - Physiologie
      - Beurtheilung der Hausthiere, deren
      - Nahrung,
      - Wartung und Pflege.
    - Pathologie
      - Kenntniß ihrer Krankheiten,
      - der Heilmittel und
      - Heilarten.

Es ist nur zu bekannt, und keines Beweises bedürftig, daß die wenigsten Landwirthe unterrichtet genug sind, um ihren Lehrlingen alle hier genannten Kenntnisse mitzutheilen: und sind es auch

mehrere, so kann von denselben nicht verlangt werden, daß sie, wegen der Ausbildung von zwei oder drei Zöglingen, den größten Theil ihrer Zeit mit wissenschaftlichem Unterrichte und Vorlesungen zubringen. Die Lernenden müssen daher mit dem vollen Umfange des theoretischen Theils ihrer Wissenschaft bekannt seyn, bevor sie sich zur Erlernung des praktischen zu einem ausübenden Dekonomen begeben. Nun fehlt es zwar auf den Akademieen nicht an Gelegenheit zum gründlichen Studium der Theorie der Landwirthschaftskunde. Allein der nur theoretische Unterricht, welcher daselbst ertheilt wird, ist nie so zwekmäßig, noch so nüzlich, als eine systematische Unterweisung, mit praktischen Uebungen verbunden. Diese aber läßt sich nur durch geschikte Lehrer und an einem Orte ertheilen, an welchem die Landwirthschaft, wo möglich in allen ihren Zweigen, ausgeübt wird, und an den der angehende Landwirth im Stande ist, sich durch ökonomische Verrichtungen und Ansichten aller Art auf das Innigste mit der Anwendung der erlernten theoretischen Kenntnisse vertraut zu machen. Auch muß die Lage und topographische Beschaffenheit eines solchen Ortes zu vielfachen Versuchen geschikt, und an demselben der nöthige physische Apparat, nebst einem zureichenden Vorrathe an Büchern und Modellen, befindlich seyn.

Eine solche Landwirthschafts-Schule in Bayern ist das königliche Institut zu Schleißheim.

E. S.

Ueber allgemeine Handelsfreiheit.

Unter den Fragen, welche tief ins innerste Leben der Völker und Regirungen, deren Kraft durch die Wohlfahrt jener bedingt ist, eingreifen, steht die Frage über allgemeine Handels-Freiheit oben an. Man wird sie beschreiben können als die „unumschränkte Freiheit aller Völker, die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes auf jedem beliebigen Marktplaze der Welt, zoll- und mauthfrei zu Markte zu bringen, sie zu verwerthen oder zu verhandeln.“

Diese Freiheit, den Forderungen der Vernunft und den Rechten der Völker entsprechend, müßte nothwendig die Wohlfahrt derselben zu einem hohen Grade steigern, denn in der Politik wie im Leben ist allein Das, was vernünftig und gerecht ist, auch wahrhaft nüzlich und dauerhaft wohlthätig.

Zwar würden in allen Staaten einige Zweige des Kunstfleißes durch die Konkurrenz verdorren, allein durch die Ausdehnung des Absazes anderer auf allen Marktplätzen der Welt würde dieser Nachtheil mehr als vergütet. Da würde sich erst das Wohlthätige der Erscheinung zeigen, daß jedes Land, so wie seine eigenen Produkte des Bodens, so auch seine eigenen Erzeugnisse des Kunstfleißes habe, deren Farbe und Güte häufig von den örtlichen Bestandtheilen des Wassers und der Luft abhängen und daher in andern Ländern nicht immer in gleicher Vollkommenheit hervorgebracht werden können. Diese Erscheinung deutet den Völkern augenscheinlich Tausch und Handel als das schöne Band an, das, sie alle umschlingend, ihnen Aufklärung, Wohlstand und Frieden bringt, während es nur ihre Bedürfnisse zu befriedigen scheint. Die Idee der allgemeinen Handelsfreiheit ist demnach eine höchst menschliche und gesellschaftliche Idee. Wohl mögen die edelsten Gemüther aller Völker von ihr erglühen, wohl ist ihre Verwirklichung „des Schweißes der Edlen werth.“ Die Vertheidiger dieser Freiheit verdienen den Beinamen der Liberalen, ihre Gegner träfe mit Recht der Vorwurf engherziger Versunkenheit in den Vortheil einer Partei, der sie die ungleich höhere Wohlfahrt des Ganzen aufopfern wollen. Dieß wäre der gegenseitige Stand der Vertheidiger und Gegner der Handelsfreiheit, wenn sie ausgeführt würde. Die Ausführung derselben sezte aber nothwendig voraus:

a) allgemeine Freiheit des Kunst- und Gewerbfleißes; denn ohne diese ist jene reine Verspottung;

b) allgemeine Freiheit, die Erzeugnisse des Kunst- und Gewerbfleißes nicht nur in alle europäische Häfen, sondern auch nach Ostindien und China und in alle westindischen Staaten und Kolonieen auszuführen, und daselbst eben solche Comptoire

und Niederlagen zu errichten, wie sie die großen Seehandelsstaaten errichtet haben;

c) Freiheit der Schifffahrt auf allen Flüssen;

d) Freiheit der Schifffahrt auf allen Meeren.

Allein, ist diese Freiheit gegeben? ist selbst nur einiger Anschein da, daß sie gegeben werde? Diese Frage bejahend zu beantworten, wagt Niemand; und die Vertheidiger der Handelsfreiheit umgehen sie um so sorgfältiger, als sie nur zu gut wissen, wie Großbritannien, Frankreich, Spanien rc. ihren Kunst- und Gewerbfleiß gegen die Einfuhr der Erzeugnisse des Auslandes schüzen.

Von dem Teichschlamm, und warum derselbe eine vorzügliche Düngungskraft bei sich führe.

Unter den ungewöhnlichen Düngungsarten ist dem Teichschlamm billig der erste Plaz einzuräumen. Die Erfahrung lehrt, daß ein jedes Wasser, insonderheit aber das stehende eine gewisse Art von Schlamm oder feinen Erdtheilen bei sich führe, welche das Wachsthum der Pflanzen ganz vorzüglich befördern. Wenn nun dergleichen Wasser an einem Orte viele Jahre hintereinander gestanden hat, so ist es ganz natürlich, daß es daselbst einen großen Vorrath von dergleichen düngenden Materie absezen und zurüklassen müsse.

Ja, man mag aus diesem Grunde den sichern Schluß machen, daß eine jede Tiefe, sie sey ein Teich, See oder sonst ein anderer Ort, welcher eine Zeitlang mit Wasser bedekt gewesen, eine düngende Erde bei sich führen müsse. Daß dieses nicht blos ein spekulativer Gedanke sey, bestätigt die Erfahrung, und ein jeder Wirth, der mit Teichschlamm zu düngen Gelegenheit gehabt hat, wird solches bekräftigen müssen. Wo man Karpfenteiche hat, welche besäet werden können, fällt die düngende Kraft des Wassers ohne fernerm Beweis von selbst in die Augen. Denn wenn dergleichen Teiche 6 Jahre hintereinander bewässert worden sind, so besäet man sie wieder 6 Jahre hintereinander, und in dieser Zeit bringen sie, ohne einige Düngung zu bekommen, die besten und reichlichsten Früchte. Wie aber könnte solches geschehen, wenn nicht das Wasser in den ersten Jahren eine große Menge düngender Theile zurükgelassen hätte?

Inzwischen ist nicht zu läugnen, daß unter diesem Teichschlamm in Ansehung der Wirkung ein großer Unterschied sey. Und es ist abermal begreiflich, daß, da ein Wasser vor dem andern mehrere düngende Theile bei sich führt, ein Teich vor dem andern auch länger bewässert gewesen, nach diesem Verhältniß der zurükgebliebene Schlamm auch mehrere oder wenigere Wirkung thun müsse.

Ein Teich, der blos von Schnee und Regen bewässert wird, liefert einen viel fettern und zur Düngung tüchtigern Schlamm, als ein anderer, welcher von einem fließenden Wasser bewässert wird, weil jenes mehr düngende Theile, als dieses bei sich führt.

Der Schlamm aus einem im Dorfe zwischen den Höfen liegenden Teiche ist viel fetter und zur Beförderung der Pflanzen geschikter, als derjenige, der aus einem im freien Felde liegenden Sumpf genommen wird. Und unter denen im freien Felde liegenden Sümpfen und Pfuhlen hat wieder derjenige Schlamm einen Vorzug, welcher zwischen wohl bedüngten Bergen und Anhöhen liegt.

Nach den hievon zum Grunde liegenden Ursachen darf wohl nicht lange geforscht werden, indem es von selbst in die Augen leuchtet, daß in den Dörfern, die von den Höfen stets abfließende Jauche, und in den Feldern, die von den gemisteten Bergen mit dem Schnee- und Regenwasser herabfließende Fettigkeiten, die düngende Kraft des Schlamms gar sehr vermehren.

Die Wirkung eines solchen Teichschlamms ist so groß, daß sie den Erfolg aller andern Düngungsmittel weit übertrifft, besonders wenn er aus Teichen, welche die im vorigen bemerkte Lage haben, genommen worden ist. Diese Wirkung zeigt sich nicht allein schon in dem ersten Jahre, sondern sie ist auch von einer fast nicht zu erwartenden Dauer.

Es wird hier von Einigen bei dem Gebrauch des Teichschlamms die Vorsicht angerathen, daß selber nicht eher auf die Felder gebracht werden solle, als bis er vorher einige Zeit im Haufen

gelegen und geröstet habe. Allein, da es ein großer Vortheil ist, wenn man in die Teiche gleich mit dem Wagen hineinfahren und den Schlamm aus demselben unmittelbar aufladen kann: so würden durch den vorstehenden Rath nicht allein die Kosten, weil der Schlamm vorher ausgeworfen werden müsse, verdoppelt werden, sondern es ist solches auch nicht bei allen Arten von Schlamm nöthig.

Ein jeder fetter Schlamm, zumal wenn der Teich unten sandigen Boden hat, kann ohne Bedenken sofort auf den Aker gefahren werden. Er wird, wie man solches aus der Erfahrung hat, demohngeachtet die beste Wirkung thun. Hat aber der Teich einen thonigen und lettigen Boden, und dabei, wie man es zu nennen pflegt, Rothbruch, so ist es nothwendig, daß der Schlamm vorher ausgeworfen werde, und wenigst Jahr und Tag, ehe er auf den Aker gefahren wird, in dem Haufen röste. Ueberhaupt muß man sich, einen solchen Schlamm aus thonigen Teichen wieder auf thonige Aeker zu fahren, wohl in Acht nehmen, indem das Uebel dadurch noch immer ärger gemacht und der schon an sich allzusehr zusammen hängende Boden noch weit fester wird, welches denn überhaupt alle von dieser Schlammdüngung zu erwartende Wirkung gänzlich verhindert.

Will man sich aber von dem Teichschlamm den möglichen Erfolg versprechen, so muß man dabei alle Sparsamkeit bei Seite sezen und seinem Aker hierunter ein volles Genüge thun. Geschieht dieß nicht, so hat man sichs selbst beizumessen, wenn man den davon zuziehenden Nuzen sowohl in Ansehung der Wirkung selbst, als auch in Absicht der Dauer verfehlt. Der Teichschlamm muß auch, sobald es die Witterung zuläßt, gebreitet und untergeakert werden, damit er sich bei Zeiten mit Erde gehörig vermischen, und derselben seine düngenden Theile mittheilen könne. Denn obwohl, wie aus der Erfahrung bemerkt worden, ein fetter Teichschlamm auch schon im ersten Jahre gute Dienste thut, so ist doch ohnstreitig, daß sich in den folgenden Jahren, da der Schlamm mit dem Erdboden immer mehr vermischt wird, dessen Wirkung noch weit augenscheinlicher sey.

Ein Jeder wird von selbst einsehen, daß wegen der vielen Fuhren, so bei der Schlammdüngung erfordert werden, die nächst gelegenen Aeker dazu zu erwählen eine Nothwendigkeit sey. Dergleichen Schlammfuhren in der Ferne, und auch nur auf eine halbe viertel Meile zu verrichten, würde nicht allein an sich unmöglich seyn, sondern auch den ganzen davon zu erwartenden Vortheil, durch die dazu erforderlichen übermäßigen Kosten, vereiteln.

Mancher Wirth, dem die Verbesserung seiner Aeker am Herzen liegt, muß öfters den besten Teichschlamm unberührt ruhen lassen, weil seine Aeker zuweit davon entfernt liegen. Ein gewisser Landwirth hat aber mehr als einmal einige seiner Akerstüke an Bauern gegen andere vertauscht, um nur von dem Schlamm eines an die leztern nahe gelegenen Teiches einen Vortheil ziehen zu können.

Eines erfahrnen Mannes glüklich ausgeschlagene Versuche, den Schwamm aus den Gebäuden zu vertreiben.

In die Theorie von Entstehung des Schwammes kann ich mich nicht einlassen. Ich will daher blos erzählen, wie ich auf ein Mittel gekommen bin, diesem Uebel und also der Verzehrung der Fußbodendielen zu widerstehen. Von Ungefähr ließ ich auf den durch die Dielen herausgewachsenen Schwamm einige Tropfen Baumöl fallen und sah nach einigen Tagen, daß derselbe dadurch war getödtet worden. Dieses brachte mich auf den Gedanken, daß es gut seyn möchte, wenn man sowohl die Unterlage als die Bretter selbst mit Oel tränkte, indem das Oel theils die untere Feuchtigkeit, theils auch den verderblichen Schwamm abhalten würde. Weil Oel zu kostbar ist, so fiel ich auf Thran oder Theer, womit die Schiffe getheeret werden. Der zu starke und vielen Personen ganz widerliche Geruch, besonders in Zimmern, brachte mich aber wieder davon ab. Ich dachte auf Pech und Lein- oder Rübsenöl, beides untereinander geschmolzen. Damit habe ich nun in Schlesien in einigen Wohnungen einen Versuch gemacht und sehr nützlich befunden. Ich ließ Pech

und Leinöl untereinander in Töpfen oder Kesseln beim Feuer zusammen schmelzen und die Fußboden, Trahmen, oder Unterlagen rings herum ganz heiß damit betheeren, und so auch die Dielen auf der untern Seite und wo sie an einander stossen, oder sich fügen und gleich aufnageln. Dieses that in jenen Gebäuden, die innerlich ziemlich feucht waren, gute Wirkung. Es warf sich nicht nur keine Diele, welches sonst in der Nässe immer geschieht, sondern verhinderte auch den Schwamm, daß er nicht mit seiner zerstörenden Kraft in das Holz eindringen konnte.

Wie ich nach Thüringen kam, so fand ich in einem ganz neuen Gebäude die Fußböden gänzlich vom Schwamm zerstört. Die Dielen hatten kaum 2 Jahre gelegen und waren nun bis auf die Oberfläche ganz verzehrt. Man fand sich daher gedrungen, das ganze Gebäude aufs Neue böden und dielen zu lassen. Beim Aufreißen fand sich, daß auch die Unterlagen völlig verzehrt waren. Der hiesige untere Grund ist Sumpf, dieser war ausgefüllt und mit allerlei Bauschutt 3 Ellen hoch über das äußerliche Terrain erhöhet worden. Um eine recht trokene Erde unter die Fußböden und Bretter zu bekommen, hatte man eine halbe Elle Asche aufgeschüttet. Es war zwar dabei der Gedanke gewesen, den Schwamm dadurch zu verhindern, aber dem Keim oder der Wurzel war dadurch eine rechte Düngung gegeben worden. Man nahm daher die Asche heraus und brachte dafür frischen Lehm, welcher die sich in die Höhe ziehende Feuchtigkeit zurükhält. Eichene Unterlagen wären vorzüglicher gewesen, sie sind aber zu kostbar. Es wurden daher Trahmen von tannenem Holze genommen, welche, statt zu theeren, gebrannt wurden, wie man Pfähle brennen läßt. Die Dielen sind, wie oben gemeldet, mit Pech und Oel heiß überstrichen worden, wodurch sie eine Deke oder Haut bekommen haben. Es ist nun ein Jahr, daß dieses geschehen ist, und seitdem hat sich kein Schwamm mehr im Holze merken lassen. Auch hat sich keine Diele verzogen, sondern Alles ist noch so eben und dicht, als wenn es erst gestern gemacht wäre. Das Verhältniß des Pechs und Lein- oder Rübsenöls kann nicht so genau bestimmt werden. Man nimmt so viel Pech zum Oel, daß sich ersteres, wenn es heiß ist, gut auf dem Holze ausdehnen läßt, nur nicht zu dünn, um dem Brette eine neue Schale oder feste Haut zu geben.

Noch ist zu gedenken, daß an den Mauern oder Wänden herum Ziegelplatten in Leim gelegt worden sind, und folglich 18 Zoll von der Wand ab die Bretter oder Dielen liegen.

Lederne Hosen, oder andere verschossene schwarze Zeuge wieder zu färben, daß sie wie neu werden.

Man nimmt $\frac{1}{4}$ Pfund Blauholz, und um 1 kr. klein gestossene schwarze Galläpfel, koche es in $1\frac{1}{2}$ Maß Wasser $\frac{1}{2}$ Stunde, und wenn es nicht mehr heiß ist, so bestreiche die Hosen etliche Male damit, doch müssen sie allemal erst troken seyn. Hernach nimmt man um 1 kr. Kupferwasser, läßt dasselbe im Salzwasser zergehen und bestreicht die Hosen vermittelst eines Bürstchens damit; sind sie dann wieder troken, so bestreiche sie noch einmal mit der ersten Farbe, die aber allemal etwas warm gemacht werden muß. Leztlich nimmt man 1 Schoppen starke Tröpfellauge, thut um 1 kr. Baumöl hinein, schwengt es so lange untereinander, bis die Lauge das Oel angenommen hat und bestreiche sie zum Leztenmal damit. Zu jedem dieser Stüke muß man aber eine besondere Bürste zum Ausstreichen haben. Sind die Hosen schon schwarz gewesen, so braucht man weiter nichts als die obige erste Farbe, womit man auch Hüte, schwarze Kleider rc. wieder auffärben kann.

Etwas vom Schnupftabak.

Nach den Beobachtungen, die Herr Modell in Petersburg gemacht hat, und die sich in den Act. Academ. Petropol. befinden, ist es höchst schädlich, den Schnupftabak in bleiernen Büchsen aufzubewahren. Der weißlichte Staub, den man an der Oberfläche des lange Zeit in bleiernen Büchsen gelegenen Tabaks gewahr wird, ist nichts anders, als ein Kalk, der durch die Schärfe des in dem Tabak befindlichen Salzes aus dem Blei gezogen worden ist.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen.

Geographische Fragen in Räthselform.

1) Wo friert das Wasser über dem Feuer, ehe es siedet?
2) Wo handelt man mit Schnee? Und wo ist also auch Schnee und Eis ein Almosen?
3) Wo macht man Fenster von Eis, und schüzt sich damit gegen die Kälte?
4) Wo hat man das angenehmste Brennholz?
5) Wo kann ein König um Mitternacht ohne Licht speisen?
6) Wo gibt es Soldaten, deren Schuhe 8 Fuß lang sind?
7) Wo sind die Hunde Zugthiere?
8) Wo sind die Hunde theurer als die Menschen?
9) Wo sind Mondfächer Mode, wie bei uns die Sonnenfächer?
10) Welches Thier speiset, tränkt und führt seinen Herrn, ohne daß er ihm Speise, Trank und Fach gibt?
11) Wer vermacht seinem Herrn nach dem Tode seinen Leib zur Speise, seine Haut zur Kleidung und Bettdeke, seine Sennen zu Zwirn, und sein Blut zu Spielkarten?
12) Wo hat man die geschwindesten Briefträger?
13) Wo ißt man die Rhabarber, wie bei uns die rothen Rüben?
14) Wo gibt es Spargel, fast eine Elle lang?
15) Welche Armeen sind die zahlreichsten in der Welt?
16) Wer erntet auf dem Meere?
17) Wo sehen viele Menschen ihr Lebenlang das Tagelicht nicht, und sind doch munter und zufrieden?
18) Welche lebende Menschen können mit Wahrheit sagen, daß über ihren Köpfen schon manches Meerungeheuer geschwommen, manches Schiff gescheitert sey?

Antworten.

1) In Grönland, Nowa-Zembla, Spitzbergen und in allen Ländern innerhalb der Polzirkel. 2) In Neapel, Maltha, Sicilien, wo er vom Aetna hoch herab geholt und verführt wird. Dieser Schneehandel ist sehr wichtig, und beschäftigt im Sommer Menschen, Maulesel und Pferde zu Tausenden. 3) In Sibirien. 4) In Cypern: — Majoran und Thymian. 5) In Drontheim in Norwegen, so wie in allen Ländern und Orten, die mehr als 60 Grade nördliche oder südliche Breite haben, wo es am längsten Tage, selbst zu Mitternacht, nicht finster wird; hier kann man zugleich im hohen Sommer die ganze Nacht ohne Licht lesen. 6) In Norwegen, das Schlittschuhläufer-Corps. 7) In Grönland und Kamtschaka 8) Im Königreich Angola, an der Westküste von Süd-Afrika gibt man zwei Sklaven für einen fetten Hund. 9) In Spanien. 10) Das Rennthier in Lappland. 11) Das Rennthier. 12) In Syrien die Tauben. 13) In Persien. 14) In Süd-Rußland an der Wolga. 15) Die Züge der Heringe. 16) Die Grönländer, denn der Heringsfang ist ihr Ernte. 17) In den ungeheuern Tiefen der englischen Steinkohlengruben zu Newkastle. 18) die Bergleute in den Gruben zu Alva Kulros bei Edinburg in Schottland, welche seit Jahrhunderten eine weite Streke unter dem Bette dem Meere fortarbeiten.

Anekdoten.

Im August 1815 wettete ein junger Spaßvogel auf einem Kaffeehause in der City zu London um 20 Guineen, daß er durch die Trödlergasse (in Morfields) langsamen Schrittes hinunter wandeln wolle, ohne daß einer der Trödler ihn anrufen solle, in seinen Laden zu treten; sodann wolle er dieselbe Strasse wieder heraufkommen, und jeder Trödler solle ihn einladen, bei ihm einzusprechen. Die Wette ward angenommen. Und nun zog sich der junge Mann beiläufig als ein Steuer-Einsammler an, nahm in die linke Hand ein in rothes Leder gebundenes Buch und in die rechte eine Feder, vor seiner Brust baumelte ein Dintenfaß. So neugierig John Bull, (Hanns Hagel, das Pöbelvolk) allen lächerlichen Erscheinungen nachläuft, so sehr ward diese von Allen gleich einem Verpesteten gemieden, und der Wettende kam unangefochten und unangerufen an's Ende der Strasse. Hier kleidete er sich in einem Hause um, und nahm ein artiges junges Frauenzimmer unter den Arm, mit der er im Zurükgehen durch dieselbe Strasse von ihrer bevorstehenden Vermählung sprach. Da war kein Trödler, der ihm nicht entgegen sprang und ihn auf's Angelegenste ersuchte, in sein Gewölb zu treten. So ward die Wette gewonnen.

Ein reicher Neapolitaner vermachte sein Vermögen einem Kloster, mit dem Beisaze, die Mönche möchten seinen Söhnen so viel davon geben, als ihnen anstände. Der junge Mann klagte bei dem Vizekönige dem Herzoge von Ossuna, und dieser ließ die Mönche nebst noch einigen Gerichtspersonen vor sich fordern. „Wie viel“ fragte er, „wollt ihr dem jungen Manne geben?“ Die Mönche: Achttausend Skudi. Der Herzog: Wie viel beträgt die Erbschaft? Die Mönche: 134,000 Skudi. Der Herzog: Ihr nehmt also 126,000 Skudi für Euch? — Die Mönche: Die nehmen wir. — Nun so müßt ihr laut dem Testamente die 126,000 Skudi dem Sohne geben; denn ihr sollt ihm so viel geben, als euch ansteht. Euch steht nun die Summe von 126,000 Skudi an, so müßt ihr sie dem Sohne geben und euch mit den 8000 übrig bleibenden begnügen. Die Prozeßkosten trägt ihr ebenfalls. (Ein Skudi zu Neapel gilt 1 fl. 56 kr. W. Silbergeld.)

Löscht die Sonne aus!

Im Jahre 1802 führte man auf dem Theater zu Drayton Kozebue's Sonnenjungfrau auf. Gerade in dem Augenblike, als der Erste der Inkas seinen Gesang an die Sonne richtete, fing der Transparent, der dieß Gestirn vorstellte, Feuer, so, daß der Oberpriester, welcher zugleich der Schauspieldirektor war, seinen Gesang mehrmals unterbrach und rief: „Die Sonne brennt! Löscht die Sonne aus!

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 47. 23. November 1835.

Anzeige eines Mittels zur Bewahrung des Getreides.

Bei der gegenwärtigen Wohlfeile des Getreides ist es wahrscheinlich, daß große Quantitäten nicht auf den Markt geführt, sondern für wieder zu erwartende höhere Preise aufbewahrt werden.

Von der Begierde, meinen Mitbürgern nüzlich zu seyn, angefeuert, habe ich mich seit etlichen Jahren daher mit verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft beschäftigt, und zwar unter andern mit der Aufbewahrung des Getreides, und mit der Zerstörung der Kornwürmer, eines Insekts, welches darin die größten Verheerungen anrichtet. Versuche, die ich über diese leztern angestellt, haben mich zu einer sichern, leichten und ziemlich wohlfeilen Weise geführt, um das Getreide vor diesem verheerenden Insekte zu bewahren, und dasselbe sehr lange Zeit aufzubehalten. Nicht nur wird dadurch der Keim und die Eigenschaft desselben nicht verdorben, sondern es erlangt noch mehrere Nahrungssäfte zu seinem Wachsthum.

Ich ließ mich von der Freude, meine Entdekung bekannt zu machen, nicht übereilen, sondern versicherte mich vorerst durch wiederholte Proben des guten Erfolgs.

Ehe ich meine Anstalten umständlich beschreibe, wird man mir erlauben, einige Anmerkungen von der Gährung vorauszusezen.

Die Gährung besteht in der Bewegung der unmerklichen Theile einer Frucht, wodurch ihre Zusammensezung zerstört oder wenigstens verändert wird. Sie hat verschiedene Grade, oder besser zu reden, es gibt Gährungen verschiedener Art, welche stufenweise die Auflösung wirken. Dieses bewog die Naturkundiger zu sagen: daß die Gährung ein Anfang der Auflösung sey.

Das Getreide gährt, wenn es in die Scheune gebracht ist. Es gähret, nachdem es gedroschen, und in das Kornhaus gebracht ist. Der Dinkel oder Spelt gähret auch, nachdem er gerönnlet, das ist, von dem Spreu gesäubert worden. Mehl und Teig gähren, jedes zu seiner Zeit, wenn die Reihe an sie kömmt. Jede Frucht gähret nach jeder Bearbeitung, sogar, wenn sie gedörrt oder eingemacht werden. Ich darf sogar glauben, daß zur Aufbewahrung der Früchte eine gewisse Gährung, wo nicht nothwendig, doch wenigstens nüzlich sey.

Ich sollte die Untersuchung dieses Theils der Physik der Vegetabilien den Gelehrten überlassen. Allein die Begierde, nüzlich zu seyn, überwiegt meine Eigenliebe. Ist meine Meinung irrig, so werden sie solches meiner Absicht zu Gute halten.

Ich darf also sagen: daß eine gewisse Art Gährung nothwendig oder wenigstens nüzlich sey, um die Früchte aufzubewahren. Ich gründe mein Vorgeben auf folgende Beobachtung: Ich habe Aepfel in vier Theile schneiden, und alsogleich dörren gesehen, nachdem sie von dem Baume abgenommen worden, andere aber, nachdem sie gegohren hatten. Jene sind von einem kleinen weißen Insekte zernagt und verdorben worden, diese aber haben sich vollkommen wohl erhalten. Eine eingemachte Frucht, die man gleichen Tags, da sie gepflükt worden, eingewürzet, wird sich nicht so leicht, noch so lange aufbehalten, als eine andere von gleichem Baume, und bei gleicher Zubereitung, die aber vorher gegohren hat.

Aepfel, Birnen, Erdäpfel, Möhren, Turnips und andere Rübenarten, die man in der Erde an

einem verdekten luftigen Orte läßt, bis sie vermittelst der Gährung ausgeschwizt haben, und die man erst nachher in den Keller bringt, wenn sie wohl troken sind, behalten sich viel länger, als die, welche man alsobald nach der Einsammlung in den Keller legt.

Jedermann weiß, was die Gährung bei dem Weine, dem Cyder rc. zur Erhöhung ihrer Eigenschaft beitragen kann.

So vortheilhaft solche nun den meisten Früchten ist, so haben doch alle Die, welche sich der Aufbewahrung des Getreides beflissen, die Gährung zu hindern gesucht. Die Einen haben sich hiebei einer sehr mühsamen Arbeit unterzogen, Andere haben dasselbe gedörrt. Nach der ersten Weise kann ein Haufen Korn nicht höher, als 6—8 Zoll gelegt werden. Es wird dazu sehr vieler und geräumiger Plaz erfordert. Der Kosten des oft wiederholten Umwerfens, und der Abgang zehren in weniger denn 50 Jahren das allerbeste besorgte Vorrathshaus beinahe auf.

Was die Darren betrifft, so kosten solche sehr Vieles, und die meisten Anbauer sind außer Standes, sich solche zu verschaffen.

Beide Methoden haben nur die Zerstörung des Eies oder die Frucht des Insekts, welche sich nur gar zu oft darin befinden, zum Zwek. Das Eine geschieht durch die Wirkung des Feuers, das Andere durch die Wirkung der Luft und der Bewegung.

Diese Dörrung schien bisher das einzige Mittel zur sichern und langen Aufbehaltung dieses kostbaren Lebensmittels zu seyn. Indeß beraubt dieselbe das Getreide seiner nüzlichsten Eigenschaften. Der Nahrungssaft, die öligen, flüchtigen, geistigen, und folglich die köstlichsten Theile dünsten aus, und es bleiben nur Erdtheilchen zurük, die keine so nahrhafte Substanz geben können, als wenn das Getreide in seinem ersten Wesen erhalten würde. Die Erfahrung lehrt, daß gedörrtes Getreide von seinem Gewichte, und folglich von seinem Werthe verlieret. *)

*) Diese Meinung des Verfassers möchte wohl ihre Ausnahme und Erläuterung erheischen.

Das Heu, welches von der allzugroßen Hize der Sonne gänzlich dürr wird, gibt eine weniger schmakhafte und weniger standhafte Nahrung, als dasjenige, welches bei mäßiger Witterung getroknet wird. Dasjenige insonderheit, welches nach meiner Methode, die Esper, die Luzerne und die größere Pimpinelle zu dörren, eingemacht wird, behält eine höhere und trefflichere Eigenschaft.

Auf der andern Seite wird das Ei des Kornwurms, welches seine Herberge in dem Korn selbst hat, durch die Hize und Feuchtigkeit, die vermittelst der Gährung entstehen, rege gemacht und entwikelt. Dieses Ei bringt einen kleinen Wurm hervor, der sich von dem Mehl des Korns so lang nähret, bis er zu seiner natürlichen Größe gelangt ist. Denn zumahl wird er in eine Puppe verwandelt, und kriecht nach einiger Zeit als Korn-Wurm heraus, um wieder andere Körner zu zernagen, oder seine Eier darein zu legen. Er vermehrt sich so häufig, daß ein ganzer Kornboden in kurzer Zeit von diesem grausamen Feinde der Landwirthschaft angestekt wird.

Kann man den Unkosten allzugroßer Gebäude und des Umwerfens, welches man bisher als unentbehrlich angesehen hat; kann man den allzubeträchtlichen Kosten der Darren vermeiden, das Getreide vor den Insekten verwahren, und dasselbe lange Jahre aufbehalten, ohne seiner anfänglichen Eigenschaft zu schaden? Eine solche Methode, die alle diese Vortheile in sich faßt, habe ich seit langer Zeit zu entdeken mich bemüht.

Ich habe Alles, was ich in dem Pflanzen- und Mineralreiche kenne, versucht, in der Hoffnung, eine Pflanze, oder Materie zu finden, um den Kornwurm entweder zu vertreiben oder zu tödten, ohne das Wachsthum des Getreides zu hindern, oder ihm einige schlechte Eigenschaft zu geben.

Ich habe zwei Insekten in Flaschen eingeschlossen, in deren jede ich ein wenig Weizen mit einer Pflanze, Wurzel, Blume, Same oder Gewürze gelegt, ohne daß eine einzige den Wurm verhindert hätte, das Weizenkorn anzugreifen, auszuhöhlen und sich darin zu vermehren. Und so dienten mir die häufigen Versuche und Beobach-

tungen, die ich machte, zu bloßem Unterrichte zur Naturhistorie des Kornwurms, mit welcher ich mich diesen Winter hindurch ferners zu beschäftigen gedenke.

Neben den Proben im Kleinen habe ich einen Versuch mit einem Kornboden zu Hirsingen gemacht, der mit diesem schädlichen Insekte angestekt war. Seit mehr als einem Jahre sind wir nun völlig davon frei, und ich kann diesen Vortheil nur allein folgender Methode zuschreiben:

Nachdem das Getreid in die Scheune gebracht worden, ließ ich die ersten Garben aufrecht stellen, und gemeines troknes gestossenes Salz auf die Aehren streuen. Ein gleiches that ich auf jede Schicht oder Lage von Garben. Dieses kostete mich auf 100 Garben ungefähr vier Pfund.

Nachdem das Getreide gedroschen und gewannet war, mischte ich ungefähr ½ Pfund in jeden Sak von eben solchem Salz, ehe ich das Korn auf den Boden brachte.

So vergnügt ich über diese Probe war, so wagte ich es doch nicht, solche Andern mitzutheilen, bevor ich versichert war, daß sie dem Wachsthum des Getreides nicht schade.

Der Weizen und Spelt oder Dinkel, welchen ich in dem Herbste 1833 säen ließ, sind vollkommen wohl aufgegangen, und haben eine schöne Ernte geliefert. Ich wollte mich gleichwohl nicht darauf verlassen, weil die Samenkörner der Ernte von 1834 nur besalzen worden, als man das Getreide in die Scheune brachte. Das Korn von der lezten Ernte ward erstlich in der Scheune, und dasjenige, so man aussäete, nach dem Dreschen wieder sehr stark mit Salz eingeweicht. Nicht nur hat das Salz das Aufkeimen nicht verhindert, noch verspätet, sondern es sind im Gegentheil die Pflanzen stärker und haben eine dunklere Farbe, als die ungesalzenen.

Es ist Niemand unbekannt, daß das Salz das wahre und sicherste Gegengift der Würmer sey. Das trokne und gestossene Salz, wenn es mit dem Korn vermengt wird, erschöpft die öligen, geistigen und feuchten Theile, die aus jedem Korn gehen, wenn es in Gährung geräth. Dadurch wird es aufgelöst, und die salzigen Theile, welche mit denen, so das Korn ausdünstet, beladen sind, durchdringen solches hinwieder und bringen seinen ersten Reichthum wieder zurük, zerstören die Frucht des Insekts, welche die Gährung ausgebrütet hat und geben dem Korn eine höhere Eigenschaft, die darin besteht, daß dasselbe zu eben der Zeit kann aufbehalten werden, da seine nährenden und wachsenden Kräfte zunehmen.

Der Verlag und die Unkosten des Salzes sind um desto weniger beträchtlich, als er sich in dem Futter und in der Mästung des Viehes wieder findet. Das Stroh wird den Thieren schmakhafter und besser für ihre Nahrung. Aus eben diesem Grunde lasse ich, wenn ich Heu in die Scheune bringe, sonderlich auf das Spätheu oder Emd, wenn es feucht einkömmt, troknes und gebrochenes Salz streuen, weil es in diesem Falle niemals weder einen schlechten Geruch annehmen, noch sich entzünden wird. Man könnte im Uebrigen den halben Kosten sparen, und das Korn nur besalzen, wenn es auf den Kornboden gebracht wird. Ich halte dafür, daß diese einfache Besalzung eben die Wirkung, wie doppelte haben dürfte. H.

Antipathie.

(Wahre Begebenheit.)

Oberst Z! rief der Thürsteher, und öffnete die Flügelthüre des Salons.

Alle Blike wendeten sich auf den neuen Ankömmling. Oberst Z. hatte den herrlichsten Ruf als mauvais sujet. Der Ausdruk ist unübersezbar; Taugenichts, Tollkopf, Abenteuerer, Damengünstling, Alles liegt darin. Man weiß, daß Damen den mauvais sujets hold sind: ich will nicht sagen, weil sie etwa Geschmak an solcher Aufführung finden, sondern vielmehr, weil sie beständige Neigungen bei ihnen zu weken hoffen, und ihrer Koketterie den Ruhm einer solchen Bekehrung zu erwerben wünschen. Ueberdieß gab's nichts Anmuthigeres, als das Benehmen des polnischen oder französischen Offiziers, polnisch, durch Geburt, französisch, durch Erziehung und Feldzüge. Es war damals die glänzende Zeit des

Kaiserreichs. Die Eleganz der männlichen Toilette, welche mit der Umschlagweste Robespierre's nicht hatte wiederhergestellt werden können, war in den lustigliederlichen Salons des Direktoriums neu geboren, in den Sälen des Kaiserthums herangewachsen und herrschend geworden. Kein Mann in Frankreich war eleganter, koketter gekleidet, als Oberst Z. Er war die Bewunderung der Frauen, der Neid der Männer.

Eine der Damen erblaßte flüchtig, als sie den Obersten eintreten sah. Sie war die Schönste auf dem ganzen Balle. Auf ihrem Gesicht malte sich, mit der Flammenschrift jugendlicher Röthe, das heiße Gefühl eines Weibes; in Stirn und Auge stellte sich klar, mild und rein die Seele eines Engels dar.

Sie war eine Brittin.

Der Oberst drükte einigen der frühreifen Jünglinge jener Heldenzeit die Rechte zum Gruß; dann näherte er sich der Schönen Engländerin.

— Fräulein, sagte er, und sandte ihr einen Blik zu, den keine Beredsamkeit verdolmetschen kann; Herr von Chateaubriand hat die Wonnen des christlichen Paradieses gemalt; aber was ist der todte Buchstabe gegen dieß liebenswürdige Leben, diese Vollkommenheit weiblicher Formen!

Die Dame lächelte anmuthig.

Sie entwürdigen die Epaulette, entgegnete sie. Einem Weltmanne sey's vergönnt, zu lügen; einem Dichter, zu übertreiben: dem Krieger aber sollte es untersagt seyn, seine Worte mit Unwahrheit zu schminken.

So entspann sich eine Unterhaltung, die bald und bald sich in's liebenswürdige Gebiet der Vertraulichkeit verlor. Es war ein Austausch der süßesten Namen, der geistreichsten und zärtlichsten Reden; die Liebe ist verschwenderisch mit Poesie. Und sie fühlten sich so selig inmitten all dieser vergänglichen Gesellschaftsfreuden, so selig in dem Kosen ihrer Worte, der Trunkenheit ihrer Blike, daß sie Alles vergessen hatten, was lokt und verführt, Alles, was anzieht und fesselt: Ball, Schiklichkeit, Vorurtheil, Eifersüchtelei; und hätte ein Dichter der Liebe das schöne Paar gesehen, er würde seufzend verstummt seyn vor der Poesie des Lebens.

Aber das Orchester ertönte; der Ball wurde eröffnet. In unbeschreiblicher Bewegung bot Oberst Z. der jungen Brittin seine zitternde Hand; aber sie stieß sie zurük.

— Auch diesen Abend wieder! sagte er.

— Diesen Abend und immer! entgegnete sie, gesenkten Auges.

Der Oberst wich ein Paar Schritte zurük, mit düsterem Blike.

— Sie sind stolz, zu stolz; sprach er mit ungeduldiger Bewegung, manches Weib ist in diesem Salon, die mir gern ein Wort der Liebe sagen würde!

Die junge Brittin lächelte ironisch.

— Ich weiß, fügte er hinzu, wie viel Lächerliches in einer solchen Sprache liegt; aber habe ich nöthig, Ihnen von Neuem mein Leben vorzuerzählen, um Sie zu überzeugen, daß nicht Alles an dem Prunken meiner faden Eitelkeit Lüge ist; Sie wissen es; der Zufall gab mir zwei Arten des Glükes. Als Kind ergriff ich für mein Land die Waffen; zu Abukir gewann ich Ruhm und Wunden; zu Marengo gewann ich Ruhm und Ehre; als ich nach Paris kam, eilte mir der Ruf voraus; man nannte mich den ersten Duellisten, den lokendsten Verführer. Ich verdiente damals nur den ersten Namen; ich erwarb mir bald den zweiten. Ich kam in die Mode als mauvais sujet. Da lernte ich Sie kennen. Sie waren jung, schön, geachtet, geliebt; ich konnte nicht anders fühlen, als jeder Mann. Ich liebte Sie.

Er schwieg eine lange Minute. Das Fenster öffnend, fuhr er fort:

— Sie erinnern Sich wohl noch, Fräulein. Der Mond glänzte sanft, wie diesen Abend; der Himmel war klar, freundlich, liebvoll selig. Sie hörten mich an, und gaben mir Antwort. Welche Antwort? Kein Vater, kein Oheim, kein Priester, keine der kleinen Erdengewalten war zugegen, die da einen Zwang auf Sie üben können. Ihr Herz allein sprach. — Sie legte unbewußt die Hand auf seinen Arm, und zog sie gleich wieder zurük.

— Ich läugne es nicht, fuhr der Oberst fort; seit jener Minute, die ein ganzes Leben des Glükes für mich war, empfing mich immer ein sanftes Lächeln Ihres Mundes; allein nie öffnete sich mir Ihre Hand zum freundlichen Druke; nie verschlangen sich unsere Arme zum rauschenden Tanze.

— Georg, antwortete die junge Brittin mit einem Tone, worin Zärtlichkeit mit dem Vorwurf kämpfte, Sie werden böse wie ein Kind, statt sich wie ein Mann mit Geduld zu waffnen. Ich weiß, daß meine Weigerungen für Sie unbegreiflich, vielleicht beleidigend sind; allein bedenken Sie's wohl! den Frauen ist ein schwaches, nie begriffenes Wesen immer eigen gewesen. Sie müssen ihre Schwächen achten, wenn Ihnen daran liegt, ihre Liebe sich zu bewahren.

Die Stirn des Polen ward finster.

— Fräulein, sagte er mit leiser Stimme, und einem Ton, dessen gepreßte Energie die Röthe von ihren Wangen löschte: einen Mann zu täuschen, ist unrecht; ihn zu höhnen, ist abscheulich. Wär's ein Irrthum Gottes gewesen, als er Ihnen ein Engelsangesicht gab? sollte er nur die Anzahl herzloser Frauen vermehrt haben, deren Blike verführen, um zu vergiften?

— Georg!

Ein so edler Unwille tönte aus diesem einen Worte, daß der Oberst in Verwirrung gerieth.

— Sie wollen das Geheimniß wissen? fuhr sie fort.

— Ja.

Sie ergriff seine rechte Hand und legte einen ihrer Finger auf seinen Daumen.

Georg, mein Freund, Sie haben sechs Finger!

Der Oberst erblaßte; denn längst mit der Idee dieser Mißbildung vertraut, hatte er vergessen, daß sie existirte. Dann hielt er ein Paar Augenblike lang seinen Kopf in beiden Händen und entfernte sich.

Die junge Brittin blieb stumm und bestürzt. Sie richtete sich, und wagte nicht, sich freizusprechen: Hatte sie nicht um einer lächerlichen Antipathie willen den lezten Reiz der Kette, die sie am Glüke noch festhielt, gebrochen? Nun kam Reue und Schmerz. Sie nannte sich mit den schmählichsten Namen, während sie nur leichtsinnig gehandelt hatte. Sie fragte sich, ob der Mann Vergebung für ein Weib haben würde, die kein Mitleid für seine Eigenliebe gehabt; und als der Saal sich öffnete, und der Oberst wieder erschien, mit blassem, aber ruhigem Gesicht, war die junge Brittin, die mit der Verachtung ihrer selbst begonnen hatte, nahe daran, sich zu hassen.

Der Oberst durchschritt den Saal.

— Haben Sie für diesen Tanz schon zugesagt? frug er, sich vor ihr verneigend.

Sie machte ein Zeichen der Verneinung.

Alsdann, fügte der Oberst mit kaltem Tone hinzu, die rechte Hand aus der Weste ziehend, werden Sie mit mir tanzen; denn ich habe nur noch fünf Finger. — Die Engländerin ward ohnmächtig.

Wirklich hatte der Oberst seinen Finger so leicht entschlossen behandelt, wie seine Person auf dem Schlachtfelde; er hatte ihn mit einem Küchenmesser abgeschlagen.

Vierzehn Tage nach diesem Vorfall wurde die junge Brittin die Braut des Obersten. Napoleon unterzeichnete den Ehekontrakt. Paris sprach acht Tage lang von dem schönen Paar. Acht Tage in Paris sind acht Jahre.

Von der besten und wohlfeilsten Düngung der Sandfelder.

So sehr man sich, wie überhaupt, also besonders an denjenigen Orten, welche schlechten Boden haben, und also kurzes und weniges Stroh hervorbringen, über den Mangel des Düngers beklagt, so sehr muß man sich wundern, daß man bei dem größten Ueberfluße in einer nicht kleinen Verlegenheit zu seyn glaubt. Muß denn der Dünger eben Stroh seyn? — Wie viele Kraft hat dieser? und gibt es denn keine andere, die eben die Dienste thun, oder gar noch besser sind, und mehr Kraft erweisen? — Wir wollen die Sache untersuchen, und zwar so:

1. Daß wir darthun, daß Dünger, von Stroh gemacht, meist schlechter Dünger sey. Wir wol-

len dieses daher beweisen: a) Weil es sehr wenig Dünger vom Stroh gibt. Wie viel soll es wohl von einem Schoke Stroh geben? Man kann denselben sehr leicht mit einem Pferde wegfahren und vielleicht noch mehr. Wie viele Haufen kann man nun davon schlagen, und wie viele Kraft ist in demselben? b) Weil in dem Strohe wenig oder gar keine fruchtbringenden Salze sind. Man nehme Asche vom Stroh, lauge sie aus, koche sie und sehe dann, wie wenig alkalisches Salz darin sey. c) Weil mit dem Stroh auch Unkraut genug auf den Aker gefahren wird, zumal wenn es nicht vorher verfault ist, sich nicht genug gebrannt hat, und zu gutem Miste oder Erde geworden ist. d) Weil dadurch das Land nur loker und hohl gemacht wird, daß das Ungeziefer darin desto besser wirthschaften kann. e) Weil das Stroh sich vor den Eggen sezt, und das Saatkorn schleifet und zusammenzieht.

2. Nachdem nun die Liebhaber des Strohdüngers genug abgefertigt seyn werden, so will ich versuchen, ob ich den hilfsbedürftigen Leuten, die magere Felder haben, und denen es noch oben darauf an Dünger fehlt, nicht solche Dinge in Vorschlag bringen könne, womit sie nicht allein ihr leichtes Land ergiebig, sondern auch mit der Zeit nach und nach fester und bündiger machen können.

a) Wie wäre es, wenn sich die Leute nach allerlei Schutt von alten Gebäuden umsähen, ihn von den Steinen reinigten, und solchen auf ihre Aeker brächten? Die sich häufig in dem Lehm und Kalke sich findenden nitrösen Theile werden hier nicht wenige Dienste thun. b) Wie wäre es, wenn sie allerlei Gassen-, Holz-, Scheunen- und Stall-, Keller- und Kloakerde aus Pfüzen und Rinnen dazu gebrauchten? Man mache die Probe, lauge sie aus, koche sie und lasse sie anschießen, und sehe, wie viel Salpeter sich darin befinden werde. c) Dünger von dem verfaulten Fleische, so die Gerber, Sattler, Riemer und Lederarbeiter aus den rohen Häuten und Leder schaben, deßgleichen ihre Laugen, so sie zum Gerben gebrauchen, und aus Kalk und Alaun gemacht sind, und hernach in den Mist gegossen werden, thun gute Dienste, besonders im leichten und sandigen Aker. d) Lehm oder in Ermangelung dessen Thon, darauf die Schafe gepferchet, oder das Rindvieh eine Zeit lang gestanden hat, würde in solchem leichten Boden gute Dienste thun. e) Graben- und Teichschlamm und alle Arten Moder würden hier die besten Dienste thun. Und gibt es diesen nicht überall? Und würde man nicht doppelten Nuzen haben, wenn man die alten verfallenen Gräben heben, das Wasser dadurch von den Aekern und Wiesen ableiten und die untragbaren Felder dadurch ergiebig machen wollte? f) Hohe und bemooste Wiesen könnten einige Spatenstiche abgestochen, die Torfe aufeinander geschichtet und ein Jahr hin gesezt werden, bis sie vom Regen und Wetter verfault und verstokt wären, da man sie denn mit großem Vortheile zur Düngung schlechter Aeker gebrauchen könnte.

Methode,

die Bienen im Winter schlafend zu erhalten, und das kostbare und ihnen schädliche Feuer zu ersparen. *)

Man seze die Bienenkörbe in den Häusern an trokene und frische Orte, wohin Niemand kommt, dieselben in ihrem Schlafe zu stören. Vor die Oeffnung des Bienenkorbes seze man einen durchlöcherten Korb, **) und bedeke ihn mit einem Stük Tuch, wo dann Folgendes muß beobachtet werden:

1) Man muß die Körbe nicht zu früh einschließen, sondern wenn die Luft erst recht kalt geworden ist.

2) Sie sind in keinen Ort zu bringen, über welchem Feuer ist; sie sterben sonst an der Dissenterie.

3) Der Ort muß ja nicht den Sonnenstrahlen ausgesezt seyn, weil dieses ihren Schlaf stören würde.

4) Man muß sie nicht zu lange einschließen,

*) Die Redaktion nimmt über Bienenzucht sehr gerne Artikel auf. Aus diesem hier kann sie aber nicht recht klug werden, und wäre ihr eine weitere Besprechung darüber in diesen Blättern erwünscht.

**) Was wird denn eigentlich für ein Korb gemeint? — Warum und wie durchlöchert? Muß er mit dem Bienenkorb eine Kommunikation bekommen? Quibus auxiliis, cur, quomodo?

sondern ihnen gegen die Zeit, wenn sie ihre neuen Schwärme ausbrüten, ihre Freiheit wieder geben.

5) Alsdann muß man den Korb an denselben Ort, wo er im Frühjahre stand, hinsezen, damit sie ihren gewöhnlichen Flug nehmen können.

Viele haben versucht, sie im Winter in die Erde zu graben, dieser Versuch ist aber die meiste Zeit mißlungen. Schließet man sie aber auf die obige Art ein, so kann man leicht für sie sorgen. Wiederholte Erfahrungen haben gezeigt, daß einer der stärksten Bienenkörbe während drei Monaten, daß er eingeschlossen war, keinen Gulden zum Unterhalt kostete, statt daß ein anderer, in welchem die Bienen völlige Freiheit hatten, 4 bis 5 Gulden kostete. Dieser lezte Korb verlor, als er an die Luft gesezt wurde, die Hälfte von seinen Bienen, und der erstere behielt alle.

Heizung durch Reibung.

Es ist jezt von einer neuen Heizung die Rede. Sie besteht darin, daß zwei gußeiserne, kreisrunde Platten, etwa 4 Fuß im Durchmesser, wie Mühlsteine über einander gestellt werden, und die untere Scheibe mit einer Schnelligkeit von etwa 80 Umgängen in der Minute umgedrehet wird. Die Maschine steht in einem gemauerten Ofen, und die Hize strömt durch eine Röhre aus. In 2 Stunden will man damit ein Zimmer erwärmen. — Die Maschine wird durch ein Laufband in Bewegung gesezt. — Nebenan dürfte eine Dampfmaschine an ihrem Plaze seyn.

Hize durch die Reibung zu erzeugen, ist nicht neu und, genau genommen, allen aufmerksamen Leuten bekannt; die Hände werden warm, wenn man sie aneinander reibt; die Wilden reiben 2 Stükchen Holz so lange, bis sie brennen. Allein neu scheint die Anwendung zu seyn, damit Stuben zu erwärmen, und doch kann es noch Jemanden geben, der das Vorzugsrecht darüber in Anspruch nimmt. Wir erinnern uns, daß vor ungefähr 40 Jahren die Erfindung angezeigt ward, auf einer eisernen Scheibe zu kochen, unter der eine andere in starker Bewegung sich befinde, und dem Kochherde die gehörige Hize mittheile. Was ist die vorgebliche neue Erfindung anders?

Mittel, wie dem durch den Schneedruk zu befürchtenden Schaden einigermassen abzuhelfen.

Die lange Dauer des Schnees macht für die Wintersaat Alles fürchten. Man glaubt, daher dem Landmann einigen Dienst zu erweisen, wenn ihm ein nüzliches und durch die Erfahrung erprobtes Mittel wider die übeln Folgen einer so ungewöhnlichen Witterung eröffnet würde. Sobald der Schnee vergeht, wird sich auf den meisten Saatfeldern eine Schleimrinde, oder nach der gemeinen Sprache eine Spinnengewebhaut zeigen, worunter das Getreid schimmlicht und faulend wird. Man fährt sodann mit einer leichten Egge, jedoch gegen Abend, oder bei mit Wolken überzogenem Himmel kreuzweis über die Saatfelder. Hiedurch wird die Rinde zerstossen und zertheilt, das Getreide bekömmt frische Luft und wächst fort. Die Wirkung dieser Behandlung ist beim Weizen und Dinkel richtig; ob sie auch beim Korn angeht, ist aus sicherer Erfahrung nicht bekannt: kann aber doch nach Umständen und mit gehöriger Behutsamkeit nicht schaden. Gleichen Nuzen verschafft dieß Verfahren bei der Gerste und Leinsaat. Oft fällt im Frühjahre ein starker Plazregen, wenn darauf eine große Hize erfolgt, so wird der Aker mit einer harten Rinde überzogen, worunter der Same, wenn er auch schon verkeimet hat, ersticken muß. Hier ist keine andere Hilfe, als solche Felder mit einer leichten Egge überfahren: dieß zertheilt die Rinde, und das Getreide wächst freudig fort. Daß diese Bearbeitung bei Sonnen-Untergang oder wolkigem Himmel geschehen muß, ist leicht einzusehen, sonst würden viele Wurzeln, so durch die Egge herausgezogen werden, verdorren und nicht mehr einschlagen.

Eine Kerze zu machen, die man nicht löschen kann.

Nimm einen Roggenhalm, und fülle ihn voll Schwefel, winde einen Docht darum und verstreiche es mit Wachs, mache also eine Kerze, und zünde sie an, so kann man das Licht nicht verlöschen.

Die berühmten moralischen Betrachtungen Swifts über einen Besenstiel.

Betrachtet diesen Besenstiel! Er gehörte einst einem stolzen Baume, unter dessen Schatten der Wanderer sich erquikte, jezt liegt er verachtet in einem schmuzigen Winkel, von Niemanden gesucht, als von der Küchenmagd, die seiner zum Auskehren bedarf. Wie wandelbar ist das Schiksal der Kinder der Natur. Wäre ein Bewußtseyn im Besenstiel, müßte er sich nicht über den, auf seine Vernunft stolzen Menschen beschweren, der das Holz aus Eigennuz, und aus kleinlicher Zweke willen so unbarmherzig verunstaltete. Die Zweige, die sonst voll Saft mit Blättern und Blüten prangend, die Krone des Stammes zierten, sind jezt zu dürren Reisern herabgewürdigt, an das untere Ende des Stiels gebunden, um — traurige Bestimmung! — Alles rein zu kehren, während sie selbst immerwährend schmuzig sind. Keine Spur ihrer ehemaligen Schönheit ist übrig geblieben, und selbst die Jahrbücher der Geschichte schweigen von dem einst so üppig blühenden Baume. O Besenstiel, welch ein armseliges Ding bist du geworden! Nur wenige Tage wird eine angerauchte Magd sich deiner bedienen, bis du, abgenuzt zu einem Stummel, zur Thüre hinaus, oder in einen Ofen geworfen wirst! Wenn ich dich so ansehe, dann werde ich gereizt zur grosen Frage: **Was ist der Mensch?** — Und voll Demuth ruf' ich aus: — **Ein Besenstiel!** — In Fülle und Kraft fähig, immer höher hinauf zu streben, geschmükt mit den Loken der Jugend, die gleichsam das Laub sind dieses vernünftigen Baumes, sezt die Natur den Menschen in die Welt, und er gedeiht zur Freude der Geister, bis Unverstand und Unmäßigkeit mit schneidenden Instrumenten seine Aeste herunter hauen, und der dürre Stamm kahl von seinen Wurzeln getrennt, auf die Erde fällt. Und wie an den Besenstiel fremde Aeste gebunden werden, so sezt der Mensch eine Perüke von falschen Haaren auf sein kahles Ende, und danket Gott, wenn er noch die Augen einer Küchenmagd auf sich zieht. O Mensch mit der grosen gepuderten Perüke, der du dich prahlst, Ordnung und Reinlichkeit im grosen Palaste der Welt zu erhalten, bist du mehr, als ein Besenstiel, der stolz ist auf den Raub der Birken: der seine Krone nicht erzeugt hat, und die bedekt sind mit Staub, der immer Staub bleibt, wäre er auch der Kehrig aus dem Puzzimmer der schönsten Prinzessin. Darum denke an den Besen-Stiel, wenn dich die Eitelkeit anwandelt. Sieh, wie an dem Besen das Oberste zu Unterst gekehrt ist, so bist auch du ein verkehrtes Geschöpf, dessen Seele von niedrigen Neigungen regirt wird, und das seinen eigenen Kopf mit Füssen in den Staub tritt. Erkenne mit Bescheidenheit dein Loos an, in der Hand höherer Wesen ein Instrument zu seyn, den Schmuz der Welt fortzuschaffen. Erdreiste dich nicht, Alles zu meistern, Alles besser zu wissen, und besser zu machen, und allem Jammer abzuhelfen! Bilde dir nicht ein, du kehrtest den Unflath weg, wenn du ihn nur weiter trittst! Und wenn du am Ende deiner Tage, wie der Bruder Besen, ein Sklave der Weiber wirst, so klage das Schiksal nicht an, das dich über lang oder kurz zum Hause hinaus, oder in den Ofen wirft; damit du deinen **Nachkommen** und **Verwandten** noch **zur Erwärmung dienen mögest.** — Darum, o Mensch, denke oft an den Besenstiel!

Wollen und Können.

(Parodie des Duetts: Wenn d' Liesl nur wollt — wenn d' Liesl nur möcht ꝛc.)

A. Wenn Mancher nur wollt', und wenn Mancher nur möcht, — dann ginge wohl Manches nach Wunsch und nach Recht. —

B. Wenn Mancher nur dürft, und wenn Mancher nur könnt, dann nähme wohl Manches ein glükliches End.

A. Durch Manchen gehindert, bleibt Mancher zurük.
B. Durch Manchen befördert, macht Mancher sein Glük.
A. Wenn Mancher nur will, und wenn Mancher auch kann,
Wird Mancher dadurch ein geborgener Mann.
Wenn Mancher nur wollt, und wenn Mancher nur möcht,
Dann ginge wohl Manches nach Wunsch und nach Recht.
B. Wenn Mancher nur dürft, und wenn Mancher nur könnt,
Dann nähme wohl Manches ein glükliches End.
A. Verdienste gewähren nicht Brod und nicht Amt,
Wenn einmal das Schiksal zum Passen verdammt,
Dem Günstling des Glükes reicht Jeder die Hand,
Fehlts ihm auch am Besten — am Menschenverstand.
Fuchsschwänzen, und heucheln, und schmeicheln,
Hosiren, Nareiren,
Empfehlung durch Geld, ist Sitte der Welt.
Wer etwas will werden, sey immerhin dumm,
Mit Geld kauft man Weisheit, 's macht grade, was krumm.
B. Das Glük ist launig, 's braucht keine Räson,
Ist gerne der Dummen und Narren Patron.
A. Erschnappen kann Mancher, wer Dreistigkeit hat.
B. Ein Hund, welcher blöd ist, frißt selten sich satt.
A. B. Daß Mancher nun nicht will, und Mancher nicht kann.
Darüber hängt sich kein vernünftiger Mann.
Wer klug in die Launen des Schiksals sich fügt,
Und duldet und hoffet, lebt dennoch vergnügt.

Was soll er anfangen mit so vielem Gelde?

Ein preußischer Gardehusar soll von seinem Oheim in Dänemark drei Millionen Thaler geerbt haben. Bei der Nachricht äußerte er, daß ihm 5000 Thaler zum Ankaufe eines Bauerngutes lieber gewesen wären, als eine so grose Summe, deren sichere Unterbringung ihm noch viel Sorgen machen werde.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. C. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 48. 30. November 1835.

Hauptaugenmerke auf ökonomische Verbesserungen.

Die möglichen allgemein anwendbaren Verbesserungen bei der Landwirthschaft kann man auf folgende Hauptpunkte zurükführen, welche nicht oft genug wiederholt werden können, damit sie doch aller Orten zur Anwendung kommen.

1) Steter Fruchtwechsel, so daß immer eine andere Gattung von Früchten oder Futter-Kräutern auf einem und dem nemlichen Grundstüke angebaut werde, weil jedes andere Gewächs wieder andere Nahrungstheile erfordert und also dadurch die Kräfte des Bodens am Meisten geschont und erhalten werden.

2) Viel pflügen, damit das Unkraut erstikt und der Aker rein und mürb gemacht werde.

3) Vor Winter pflügen, damit die atmosphärischen Dünste, die Feuchtigkeiten und der Dung einen Zugang zu dem Aker haben, und auf der Oberfläche die Wurzeln des Unkrauts erfrieren.

4) Tief pflügen, wo es einen gleichen oder bessern Untergrund hat, wodurch die Fruchtbarkeit sehr vergrößert wird. Kann auch dieß mit besondern Aker-Instrumenten nicht geschehen, so darf man nur die nemliche Furche mit dem gemeinen Pfluge nochmal befahren, welches jeder Landwirth nur mit einem größeren Zeitaufwand thun kann, der sich aber durch den Ertrag reichlich ersezt.

5) Künstliche Wiesen anlegen, die das doppelte der natürlichen ertragen.

6) Natürliche Wiesen bewässern.

7) Güter arrondiren und frei benüzen, ohne an eine bestimmte Felder-Wirthschaft durch altes Herkommen oder durch Weid-Servitut gebunden zu seyn.

8) Gute schöne Vieh-Racen erziehen; das allzufrühe Begatten des noch unvollkommenen Jungviehes verhindern, welches bei der nun allgemeinen Stallfütterung leicht möglich ist; das Vieh gut und mit gesundem Futter nähren und neben dem Nuzen des Viehes, davon

9) guten und vielen Dung erzielen, ihn nur gehörig reif ausführen und gleich zerstreuen und unterzakern.

10) Guten vollkommenen Samen ausstreuen, denselben von fremdem Boden und wo möglich aus einem káltern und schlechtern Klima nehmen.

Werden nicht die gemeinsten Wirthschaften nach diesen Grundsäzen beeifert, so kann kein gedeihlicher Erfolg kommen. K. M.

Ueber Benüzung der Dampfküchen in der Viehwirthschaft.

(Aus einem Briefe an Herrn Direktor v. Schrank.)

Es ist zeither in landwirthschaftlichen Schriften oft auf das Verbessern des Viehfutters durch Kochen hingewiesen worden; und wo wurde es nicht schon theilweise und in einem gewissen Grade angewendet? Der Gebrauch der kupfernen Blasen in den Oefen der Bauern- und Gesindestuben schreibt sich von undenklichen Zeiten her und ist am Meisten um jenes Zwekes willen so allgemein eingeführt worden. — Aber das Kochen großer Massen von Viehfutter, um es zu erweichen und für das Vieh genießbarer und gesünder zu machen, hat seine großen Beschwerden, und das ist sicher die Ursache, warum es von den Landwirthen noch nicht häufiger als zeither angewendet wird. Es käme also darauf an, es zu

erleichtern, und sogleich würde ein allgemeinerer, in der Landwirthschaft sehr ersprießlicher Gebrauch davon die Folge seyn.

Ich habe neulich zum Erstenmal eine Quernersche Dampfküche gesehen, ihre Wirkung im Kochen von Fleisch und Gemüse beobachtet, und von Dem, was auf diese Weise durch Dämpfe gar gekocht war, genossen. Die Achtung, die ich für diese Benüzung der Dämpfe, und also für diese Maschine, sobald ich zuerst von ihr gelesen hatte, faßte, ist durch die nähere Bekanntschaft bestätigt worden. Aber ihre Einführung ins Leben, in die Wohnung des bedürftigeren Handwerkers, zur wohlfeilern und leichtern Bereitung von dessen täglicher Kost, ist noch manchen Schwierigkeiten unterworfen, besonders in Absicht auf die Einrichtung und Bereitung der Kochgeschirre und Töpfe. Nur mannigfaltige Versuche und Verbesserungen werden hierin zum Ziel führen.

Hingegen fällt man leicht auf den Gedanken, daß die Dämpfe auf diese Weise sehr bequem zum Kochen des Viehfutters angewendet werden könnten. Ist doch das Wasserbehälter an der Quernerschen Dampfküche nichts anders, als eine Blase, wie wir sie in den Oefen der Land-Leute kennen, nur daß bei diesen leztern die Dämpfe ungenüzt verfliegen, die dort zusammengehalten und benüzt werden. — Ich ahne also, daß durch eine viel einfachere und wohlfeilere Vorrichtung, als zur Bereitung der Speisen für Menschen nöthig ist, die Dampfküche zum Kochen des Viehfutters angewendet werden könnte, und hier vielleicht erst ihren ausgebreitetsten und nüzlichsten Wirkungs-Kreis fände. Vielleicht sind ähnliche Versuche schon gemacht worden; ich entsinne mich aber nicht, sie je erwähnt gefunden zu haben.

Und darum lade ich, ein Laie in diesem Kreise, der sich aber jeder Anwendung der Wissenschaft auf das Leben theilnehmend freut, Sie, mein verehrter Freund, ein, allernächst die Quernersche Dampf-Küche mit landwirthschaftlichem Auge zu betrachten. Ist eine solche Anwendung, als ich mir denke, möglich und leicht, so wird sie eben diesem vielfach geübten Auge nicht entgehen, und durch Sie den Landwirthen bekannt gemacht und empfohen werden. — g —

Wahrnehmungen an Schafen.

1. Feuchtes Wetter ist den Schafen nachtheilig, ein nasser Sommer macht für den darauf folgenden Herbst und Winter Kränklinge, welche im Frühjahre umstehen.

2. Wer bei lange anhaltender feuchter Witterung seine Herden weiden läßt, verliert die meisten Schafe; die Lämmer sterben, und die, welche noch erhalten werden, verderben die Nachzucht.

3. Schafe, welche den Winter über Mangel leiden, oder schlechtes Futter erhalten, verfallen im kommenden Frühjahre in die sogenannte Hunger-Räude.

4. Schafe, welche auf Weiden getrieben werden, die noch vom Thau naß sind, verfallen in faulichte Krankheiten.

5. Schafe, welche bei kühlen, feuchten Nächten eingepfercht werden, erkranken.

6. Trokene, reine heitere Luft erhält auch bei der Kälte die Schafe gesund.

7. Warme Ställe schaden den Schafen, und sind, besonders wenn sie von dem Miste nicht fleißig gereiniget werden, als eine Hauptquelle der Schafkrankheiten zu betrachten.

8. Schafe lieben einen trokenen Boden; niedrige feuchte Thäler sind, besonders für edle Schafe kein gedeihlicher Standort.

9. Auf Moorgründen und Brüchen kann man nur dann weiden lassen, wenn Schafschwingel (Festuca ovina L.) darauf wächst.

10. Je höher die Weide im Mittelgebirge ist, desto gesünder bleiben die Schafe; sie gewinnen an Größe und Stärke, liefern eine feinere und reichere Wolle, und selbst ihr Fleisch wird vom Genuß der gewürzhaften Bergpflanzen schmakhafter.

11. Fluren, welche Ueberschwemmungen ausgesezt sind, sollen von Schafen nicht beweidet werden; trächtige Mütter verlammen, und selbst Hämmel verfallen in faulichte Krankheiten.

12. Gewürzhafte Pflanzen gedeihen den Schafen am Besten, wenn sie zugleich etwas herb und bitter sind.

13. Schleimige Gewächse schwächen.

14. Fluren, auf welchen, vom abgewichenen

Herbste her noch verdorrte Pflanzen stehen, gedeihen den Schafen nicht.

15. Bei trokener Winterkälte und gefrorenem Boden können Schafe auf Aeker getrieben werden, aber weniger, um sich hier zu ernähren, als vielmehr, um sich in freier Luft zu bewegen.

16. Im Frühjahre und beim Thauwetter werden die Schafe zum Nachtheil ihrer Gesundheit und der Saaten auf Aeker getrieben.

17. Jeder schnelle Wechsel des Futters, er mag vom troknen aufs frische, oder umgekehrt geschehen, erregt ein weiches Misten und schwächt.

18. Gut ist es, wenn beim beginnenden Weidegang die Schafe vor dem Austrieb einige Zeit lang noch etwas trokenes Futter im Stalle erhalten.

19. Das erste Heu von niedrigen Wiesen soll man Schafen nicht füttern; gedeihlicher ist das Grummet, jedoch taugt es nicht für Lämmer, denen ein reiches Stroh besser bekommt.

20. Einmädiges Heu von hochgelegenen Wiesen ist für Schafe das beste.

21. Saures Heu, von nassen tiefliegenden Gründen, ist für Mutterschafe und Lämmer Gift.

22. Ueberschwemmtes, und feucht eingebrachtes Heu macht die Schafe, wenn sie, vom Hunger gedrungen, es fressen, krank, und die trächtigen Mütter verlammen.

23. Altes, abgelegenes, aber noch gewürzhaftes Heu ist besser, als neues.

24. Kleeheu gedeiht den Mutterschafen während der Säugezeit.

25. Heu, welches über dem Schafstalle auf einem bloßen Bretterboden aufbewahrt ist, nimmt von der Ausdünstung der Schafe einen widrigen Geruch an, und wird von denselben verschmäht.

26. Habergarben, welche bei feuchter Witterung gedroschen werden, liefern für Schafe das beste Stroh.

27. Weizenstroh ist nahrhafter, als Roggen- und Gersten-Stroh, aber wegen seiner Härte bei anhaltendem Regenwetter nur zum Häksel brauchbar.

28. Wer grünes Futter im Stalle füttert, lasse dasselbe nicht in große Haufen legen, weil es sich sonst erhizet und den Schafen mehr noch schadet, als die feuchte Witterung.

29. Erbsenstroh nährt wenig und blähet viel, und soll, in Menge genossen, das Verwerfen der trächtigen Mütter veranlassen.

30. Linsen- und Wiken-Stroh ist gedeihlicher.

31. Blätter von Laubhölzern, mit Ausnahme des frischen Eichen- und Buchen-Laubes, dienen, gut getroknet und unter das Heu gemengt, zur Verbesserung der Verdauung.

32. Hopfen- und Wein-Laub soll, wenn es eine Zeit lang gefüttert worden, einen der Räude ähnlichen Ausschlag an den Ohren veranlassen.

33. Unter dem Körner-Futter ist der Haber das beste und verdaulichste. Er ist zuträglich den Widdern zur Sprungzeit, auch den lammenden Mutterschafen nach nassen Jahren.

34. Der Muhar (Panicum germanicum L.) ist eines der besten Nahrungsmittel für Schafe.

35. Brandige Samen, so wie das Stroh davon, ist den Schafen nachtheilig.

36. Unter den Hülsenfrüchten sind die Wiken die besten, diesen zunächst stehen die Linsen und die gebrochenen Erbsen, indessen blähen alle drei Futterarten.

37. Gerstenmehl verdirbt die Freßlust; zur Leke ist Haferschrott das beste.

38. Gebrochener Mais nährt gut.

39. Gebrochene Eicheln, oder wilde Kastanien sind ein treffliches Nahrungsmittel, von dem man indessen nicht zu viel geben darf; beide sind eigentlich schon als Heilmittel anzusehen. Nach einem nassen Sommer erhalten sie die Schafe gesund; besonders gedeihlich sind sie beim Eintritt der Feuchten neblichten Herbst-Witterung und im Frühjahr.

40. Säugenden Schafen, welche wenig Milch haben, sind die Eicheln und wilden Kastanien sehr zuträglich.

41. Erdäpfel sind den säugenden Mutterschafen zuträglich und machen sie milchreich.

42. Gelbe, auch weiße Rüben sind für milcharme säugende Mütter zuträglich.

43. Wer Heidekraut (Erica vulgaris Lin.)

als Wintervorrath nach einem nassen Sommer einsammelt, thut wohl.

44. Wenn im Herbste die Fluren anfangen, bereift zu werden, muß man früh und Abends trokenes Futter geben.

45. In nassen Jahren muß man des Nachts trokenes Futter reichen.

46. Glatteis verbietet den Austrieb der trächtigen Mutterschafe.

47. Schafe müssen des Tags ein Mal getränkt werden. Ein gesundes Schaf säuft 3—4 Pfund.

48. Bei blos trokenem Futter saufen die Schafe mehr, indessen muß man einen Uebergenuß verhüten, weil er die Faulkrankheit zur Folge hat.

49. Warme Getränke ekeln den Schafen. Reines Wasser ist das beste Getränk.

50. Etwas Salz im Wasser lieben die Schafe.

51. Harte Wasser (welche die Hülsenfrüchte nicht weich kochen und mit der Seife nicht schäumen) gedeihen den Schafen nicht.

52. Im kalten Winter ist das Brunnenwasser besser, als das aus Bächen. Schnee- und Sumpf-Wasser ist schädlich.

53. Schafe, welche stark erhizt sind, oder einen weiten Weg gemacht haben, soll man nicht so bald saufen lassen.

54. Auf den Genuß von Hülsenfrüchten sollen die Schafe nicht gleich getränkt werden.

55. Das Treiben der Schafe gegen den kalten Wind, oder die stechende Sonnenhize ist schädlich.

56. Trächtigen Müttern ist jede schnelle Bewegung beim Weidgange, besonders das Jagen durch Hunde, so wie weite Reisen nachtheilig.

57. Geschorene Schafe sollen einer ungünstigen Witterung nicht ausgesezt, aber auch nicht in dunstigen Ställen enge zusammen gehalten werden.

58. So nothwendig die Salzleke bei trokenem Wetter den Schafen ist, so nachtheilig wird sie bei anhaltendem nassen Wetter, oder in nassen Jahren.

Saint Paul, der Pseudo-Graf.

Graf von St. Paul gehörte zu den auffallendsten Gestalten in Paris unter der Regirung Ludwig's XVIII. Er war groß und schön, hatte einen stattlichen Schnurr- und Bakenbart und dazu eine gewisse feierliche Schweigsamkeit, die ihn sehr interessant machte. Ich habe immer bemerkt, daß stille und feierliche Menschen der Phantasie mehr Nahrung geben, als lebhafte und geschwäzige, obgleich das Eine eben so gut bloße Maske seyn kann, als das Andere. Unser Graf war eben erst von weiten Reisen zurükgekehrt, und man erwartete ihn jezt wenigstens sehr unterhaltend; aber weit gefehlt, er blieb so wortkarg wie früher und wollte lieber das Bild eines Helden darstellen, als die Abenteuer eines Helden erzählen. Unterdeß wurde Lord Byron in Paris Mode, und man glaubte, in St. Paul keinen üblen Repräsentanten des Lara zu sehen. Es ist wirklich erstaunlich, was die Einbildung Alles vermag. Als Frau von Staël in M —, das Original ihres Oswald (in der Corinna), verliebt war, gab sie der auffallenden Dummheit dieses Mannes den Ehrennamen profondeur. Wenn er des Abends aus Schlaf und Geistesleerheit in Schweigen versank, pflegte sie zu sagen: „Mais voilà comme il pense.“ Eben so war es mit dem Grafen St. Paul: da er nichts sprach, so mußte er desto mehr denken.

Troz seiner Wortkargheit war der Graf gar nicht ungesellig; er gab glänzende Fêten, spielte hoch und verlor auch wohl, jedoch im Ganzen nicht oft. Wenn er dem schönen Geschlecht nur selten Galanterieen sagte, so bewies er ihm durch die That viele Aufmerksamkeit. Er gab einen Ball, weil die niedliche Gräfin von C. ihm vorgestellt hatte, es schike sich so. Auch war er sehr liberal in Geschenken. Seine Kleidung schimmerte von Gold und edlem Gestein; vor Allem bewunderte man eine außerordentlich fein gearbeitete Kette, die er nie ablegte. Er hatte sie, wie er sagte, schon als Knabe getragen.

Um diese Zeit sprach man in Paris viel von gewissen keken und unerklärlichen Diebstählen. Diese Diebstähle beschränkten sich auf Gold und Juwelenschmuk; Perlen, Diamanten und Rubine verschwanden in ungeheuerer Menge. Fräulein von S., eine junge Dame, die der Graf sehr ausge-

zeichnet haben soll, vermißte eines Abends auf einem Balle ein sehr werthvolles Armband aus Smaragden. St. Paul erinnerte sich, dieses Band an ihrem Arm gesehen zu haben, während sie mit ihm tanzte, und am nemlichen Abende verlor der Graf selbst die goldene Kette, die er immer trug. Das Gerücht von diesem Diebstahl zirkulirte in allen Pariser Assembleen.

Einige Zeit nachher wurde einmal an einem Vormittage Heerschau über die Pariser Garnison gehalten. Graf St. Paul, der, beiläufig bemerkt, Kavallerieoffizier war, stand an der Spize seines Detaschements, und erregte mit seiner prächtigen Equipirung und seinem schönen englischen Reitpferd allgemeine Bewunderung. Einige feine Kritiker wollten bemerkt haben, daß ihm, wenn er gewöhnliche Kleidung trug, jenes air distingué fehlte, welches leichter wahrzunehmen ist, als beschrieben werden kann. An jenem Tage aber machten seine goldenen Tressen, seine Agraffe und sein Federbusch alle Kritik zu Schanden, und St. Paul galt für den schönsten Offizier bei der ganzen Revue. Eben hatte der König die Gnade gehabt, ein Paar Worte mit ihm zu sprechen, als urplözlich ein schwärzlicher Mann mit einem finsteren und barbarischen Gesichte durch den Haufen sich Bahn brach und ohne Umstände auf den bewunderten Grafen losschritt. Dieser befahl ihm, sich zu entfernen. Der Mann aber blieb, obgleich ihn die Courbettirungen des feurigen Rosses in dringende Gefahr brachten. Es entstand einige Verwirrung, bis der Graf, in seinen Steigbügeln sich aufrichtend, ein Paar Gendarmen Befehl gab, den Unverschämten wegzuführen. Diese gehorchten; der Kerl aber drehte sich zuvor noch einmal um, und sagte ziemlich laut: „Robert, das soll dich gereuen!“ Der Graf war wie vom Donner gerührt; er wurde todtenbleich und erlangte nur durch sichtbare verzweifelte Anstrengung einen Theil seiner Fassung wieder. Die Meisten, welche bei der Scene zugegen gewesen, glaubten, jener Unbekannte sey ein berühmter Wahrsager, und habe dem Grafen seinen nahen Tod angezeigt.

Am nächsten Tage war ganz Paris von Staunen erfüllt. — Man hatte den Grafen St. Paul in der vergangenen Nacht arretirt, als er eben aus Paris zu entwischen versuchte. Noch war dieses Wunder ziemlich neu, als schon ein zweites nachfolgte; man hatte volle Gewißheit, daß der Graf bei allen neueren Diebstählen betheiligt gewesen. In seinem Hause entdekte man eine Fallthüre, die zu einer Sammlung vieler sehr werthvoller Artikel führte. Unter denselben fand sich auch das smaragdne Armband des Fräuleins v. S. Aber das dritte Wunder überstrahlte alle übrigen: es ergab sich, daß St. Paul nichts weniger als ein Graf, sondern ein ehemaliger vertrauter Bedienter des wirklichen Grafen dieses Namens war, der auf seinen Reisen in einem spanischen Dorfe das Zeitliche gesegnet hatte. Der verschmizte Bediente machte sich seine auffallende äußere Aehnlichkeit mit seinem Herrn zu Nuze, behielt dessen Papiere, Kleidungsstüke, Geld u. s. w., und beschloß nun, als Graf St. Paul aufzutreten.

Robert Hermanetty — dieß war, wenn ich mich recht erinnere, sein eigentlicher Name — hatte schon früher eine Zeitlang von Betrügereien gelebt, und war, als man ihm auf die Spur kam, glüklich aus Paris entwischt. Nach seiner Wiederkehr hätte kein Mensch in dem Pseudo-Grafen St. Paul jenen obscuren Schwindler wieder erkannt; allein die alte Gewohnheit behauptete ihre Rechte, und der nunmehrige vornehme Herr ließ sich so tief herab, daß er seine alte Bekanntschaft mit einer Bande von Gaunern erneuerte. Die Sache blieb so lange ein Geheimniß, bis Einer von der Bande, den er ausgeschlossen hatte, sie offenbarte. Dieser war eben jener Unverschämte bei der Revue gewesen. Alle Thatsachen stimmten so vortrefflich, daß der Pseudo-Graf auch jezt noch schweigsam blieb, wie früher, und nicht einmal eine Vertheidigung versuchte. Er endete seine glänzende Laufbahn auf den Galeeren.

Ueber die Cholera und ihre Abwehr.

Jezt, da die schrekliche Weltseuche Cholera oder Brechruhr noch im Süden von Europa herumwüthet und von Marseille und Toulon aus

nunmehr auch nach Genua und Florenz Schreken verbreitet, und wahrscheinlich auch über Berg und Thal in den Süden von Deutschland eindringen wird — jezt ist es gewiß hohe Zeit für uns Bayern, daß ein wahres und kräftiges Wort über die einzig sichere Art ihrer Abwehr gesprochen werde.

Was für Mißgriffe vor einigen Jahren einzelne Aerzte und ganze Midizinalbehörden und nach deren Rathe ganze Regirungen gemacht haben, liegt am Tage. Der ganze Arzneischaz von Hippokrates und Galenus bis auf unsere Zeiten hat sich dabei erschöpft und gleichwohl nicht einmal die Hälfte der Ergriffenen zu retten vermocht. Der ganze Wehrvorrath — Absperrung, Kordon, Kontumaz, Quarantäne für Menschen, Thiere und Waaren — Alles war vergebens. Flucht in Wälder und Einöden, in Kirchen und an Gnadenorte, Beten, Singen, Kommunizjren und Heiligen Anruf — Alles war vergebens — gegen die Allgewalt und so zu sagen Allgegenwart dieses großen atmosphärisch-tellurischen Gespenstes, welches ohne Paß und Vorweis alle Ländergrenzen übersprang und Aerzte und Laien ohne Unterschied in Schreken sezte und über die Hälfte der Ergriffenen wegraffte.

Die Unzulänglichkeit aller der genannten Vorkehrungen hat schon damalen (1831) nach seiner freimüthigen und derben Weise der praktische Arzt Dr. Krüger-Hansen in Güstrow der erstaunten Welt vor Augen gestellt. Seine Drukschrift, „Kurbilder mit Bezug auf die Cholera, nebst zwei Nachträgen, Rostok und Güstrow, bei Oeberg und Komp. 1831. 8. 5 fl. 12 kr., verdient jezt aufs Neue die sorgfältigste Beherzigung. Dr. Krüger-Hansen ist bekanntlich ein Erbfeind von den noch so allgemein herrschenden Blutentziehungen, Brech- und Laxir-Mitteln, und macht seinen Kollegen, wiefern sie Freunde solcher schwächenden und gewaltsamen Kurmittel sind, die bittersten Vorwürfe, welche wir hiemit im Auszuge und zugleich in seiner Kraft-Sprache zum Besten geben wollen.

Kurbilder. Seite 1—256.

Das schwächendste Mittel von allen, die wir kennen, ist die Blutentziehung. Die Thätigkeit im Organismus (Lebensbau) nimmt in dem Maße ab, wie das Blut entzogen wird. Der Körper erzeugt nicht mehr Blut, als er bedarf; so wenig als er mehr Organe (Lebenswerkzeuge) erschafft, wie ihm nöthig sind. Jede Blutentziehung des Körpers betrachte ich als einen Amputationsakt (eine Gliedsabschneidung), und welches Arztes Pflicht wäre es nicht, lieber einen Körperorgan (Körper-Werkzeug) zu erhalten, als abzuschneiden. Naturgemäße Antiphlogose (Hizdämpfung) beglükt den Kranken; der Arzt, welcher sie übt, ist ein Engel für die Menschheit. Wenn aber die Aerzte zu diesem Zweke Schnäpper, Lanzette, Blutsauger, Kalomel, Salze und andere Mittel, welche die wohlthätig ruhende Funktion des Darmkanals revolutioniren (in Aufruhr bringen) zur Hand nehmen, so schreiten (treten) sie zwar in den Augen des Laien als Meister der Kunst auf, wie ein Fürst, der durch Kartätschen die klagende Stimme des Volkes zum Schweigen bringt; sie sind aber, wie dieser, Würgengel für die Menschheit!

Es nimmt Wunder, daß, da die Heilkunde schon seit Jahrtausenden besteht, sie dennoch so weit zurük ist, daß es groß zur Frage steht, ob sie ein Glük oder ein Unglük für die Menschheit war und ist.

Alle Wissenschaften, Künste und Handwerke sind mit der Zeit bildend vorgeschritten; aber keine Kunst ist so weit zurükgeblieben, als die Arznei-Kunst, weil die Lehrer und Ausüber derselben unglükliche Erfahrungen sich nicht zur Belehrung dienen ließen. Wie die Kleidermoden, so wechselten die Kurmethoden; die Aerzte folgten bald dieser, bald jener Methode; erbauten bald dieses, bald jenes Lehrgebäude, und wenn das neueste nicht zu taugen schien, so suchte man wieder ein älteres, schon untauglich befundenes, wieder hervor.

Es herrscht bei vielen Aerzten jezt eine wahre Sucht, jedem fieberhaft Erkrankten (Fieberkranken), mit örtlich erhöhtem Gefühl, eine örtliche Entzündung zu supponiren (unterzuschieben, bei ihm vorauszusezen) und deßwegen zur hohen Antiphlogose (Hizdämpfung) zu schreiten; und es ist zu bewundern (verwundern), daß Broussais, dieser ärztliche Robespierre, so viele Anhänger seiner Methode in Frankreich finden konnte. In diesem Lande kann man nicht mehr so viele Blutsauger auftreiben,

als der Blutdurst der Aerzte verlangt. Wir lesen, daß in Einem Jahre im Hôtel-Dieu über 800,000 Blutegel verbraucht werden, und daß in Paris 10 Blutegelhandlungen bestehen, deren jede täglich 10,000 Blutsauger absezt. Aber auch bei uns fehlt der Blutdurst nicht, wo so manche dem Blutdurste der grausamen Aerzte unterliegen.

Es ist wahrlich zu bedauern, daß mit Ertheilung des Doktorhutes eine so souveräne Macht über Leben und Tod den Aerzten in die Hände gegeben wird.

Es ist außerdem noch die Anwendung des Schnäppers und des Blutsaugers nicht gefahrlos. Man weiß Fälle, wo durch schlechte Führung des Schnäppers Verlezungen an Flechsen und Blutgefässen veranlaßt wurden, die Entzündungen und Vereiterungen des Armes herbeiführten, wovon Menschen gar nicht, oder sehr schwer genasen.

Besser wäre es, man promovirte Niemanden zum Herrn über Leben und Tod, der nicht zuvor die sichersten Beweise abgelegt hätte, daß er wenigstens eine hizige Krankheit richtig behandeln könne.

Von 93 in Pondischery Befallenen tranken 20 nur frisches Wasser und waren in 24 Stunden hergestellt; und 63 bekamen erst im dritten Stadium Blutegel und nichts als Wasser, und genasen in kurzer Zeit.

Die Arzneikunst hat noch die schwankendsten Basen (Grundlagen); ihre Jünger stehen gegen die Jünger der andern Wissenschaften sehr weit zurük.

Das Opium, diese Himmelsgabe, gewährt einzig in jedem Falle, wo eine Krankheit mit turbulenten (stürmischen) Entleerungen nach unten und oben beginnt und die Lebenskraft noch nicht gesunken ist, sichere Rettung, und ist, vorsichtig mit Gewürzen gereicht, auch das sicherste Prophylaktikum (Verhütungsmittel), wie jedes Mittel, das eine Krankheit heilt, auch das beste Schuzmittel dagegen ist.

Dr. Timtschenko berichtet, daß sich die Einwohner von Schirwan durch Reiben und bloßes Begießen mit Wasser, dann warmes Zudeken und Trinken gewürzhafter Aufgüsse heilten; und in Solien wurden durch dieses Verfahren alle Kranke gerettet.

Bei allgemeinem Hautkrampfe ist das Trinken frischen Quellwassers allerdings ein wohlthätiges Mittel. Der Instinkt (Naturtrieb) führte die Cholerakranken schon auf dieses Heilmittel; und Dr. Gravier sah von 90 Kranken binnen zwei Stunden 20 bei alleinigem Wassertrinken genesen. Die günstige Wirkung des Trinkens kalten Wassers finden wir bei allen Krankheiten bestätigt, die mit Schüttelfrost beginnen, und der Hautkrampf weicht schneller dem kalten, als dem warmen Getränke; jenes erfrischt und belebt, während dieses Abspannung zur Folge hat.

(Schluß folgt.)

Getreidehaufen auf dem Felde, wie sie in Schweden üblich sind.

In Schweden, wo häufige anhaltende Regen oft die Ernte hindern, und sie oft verderben, bauet man hölzerne Gerüste auf Pfähle einige Fuß hoch über der Erde, legt die Garben in der Runde und spizig zulaufend darauf, und bedekt sie oben mit einer Garbe, die auf die Aehren gestellt wird. Man nennt solche Feldgerüste Rias, und sie sind in nassen Ernten und in solchen Gegenden, wo das Holz nicht selten ist, äußerst zwekmäßig, weil das Getreide darauf leicht und gut austroknet.

Art der Lappländer, ihre Kühe zu füttern.

Die Lappländer ernähren ihre Hausthiere gewöhnlich mit Wurzeln, zuweilen sezen sie aber ein ganz besonders Futter zusammen; sie kochen nemlich die Köpfe, Gräten und Eingeweide der Fische, vermengen sie mit Stroh und einigen Händen voll Barech (Meergras, fucus serratus L.), und die Kühe fressen dieses Gemengsel sehr begierig. Die Norweger, welche den östlichen Theil von Finnmark bewohnen, füttern ihre Kühe ebenfalls, außer dem Heu, mit einem solchen Gemengsel, zuweilen auch mit Moos, welches sie aber vorzüglich ihren Rennthieren geben.

Nützliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen

Die Höllenmaschine.

Der Name ist nicht neu, und jene, welche gegen Bonaparte und Ludwig Philipp gebraucht wurden, waren nicht die ersten. Schon in den ältesten Zeiten baute man Höllenmaschinen, und wir wollen hiemit von einer der furchtbarsten aller Jahrhunderte erzählen.

Als der englische Admiral Russel unter Wilhelm III., am 29. Mai 1692 die große Schlacht bei Hogue, an der Küste der Normandie, geliefert hatte, verfolgte er bekanntlich seinen Sieg weiter auf keine Weise, als daß er acht französische Häfen bombardirte, indem er sich dabei der sogenannten Höllen-Maschine, jedoch ohne der erwarteten Wirkung, bediente. Diese Höllenmaschine, die ihren furchtbaren Namen mit der That führte, war ein Schiff von 350 Tonnen, doch länger als Fahrzeuge von dieser Größe zu seyn pflegen. Der Kiel war 90 Fuß lang; außer dem Wasser ward es rund herum mit Ziegelsteinen gemauert. Inwendig auf dem Boden lagen 300 Pulvertonnen, über diesen eine Deke von Theer, Schwefel, Harz, Pech, Hanf, Stroh und Reiser; dann eine Reihe diker Balken, welche, damit sich das Feuer besser ausbreiten könnte, durchlöchert waren. Auf diesen Balken befanden sich 340 Karkassen, gefüllt mit Granaten, Feuer- und Kettenkugeln, geladene, in gepichte Leinwand gewikelte Pistolenläufe und die Böden voll gläserner Flaschen. Die leeren Räume zwischen diesen Karkassen hatte man mit eisernen Stangenstüken und brennbaren Materialien angestopft, über das Ganze aber gepichte Leinwand gelegt. In dem Schiffe befanden sich sechs Oeffnungen, durch welche die Flammen mit so vernichtender Gewalt herausbrechen, daß sie auch den härtesten Stoff verzehrten, und durch nichts als heißes Wasser gedämpft werden konnten. Als dieses furchtbare Schiff am 30. November von einem widrigen Winde an einen Felsen bei St. Malo getrieben, eine Oeffnung bekam, drang das Wasser ein und das Pulver in den untersten Karkassen ward angefeuchtet. Da stekte es der darauf befindliche Kriegsbaumeister in Brand. Es folgte ein unbeschreiblicher Schlag. Drei Meilen in der Runde erbebte die Erde; 300 Häuser wurden in der Stadt St. Malo, zu deren Belagerung es dienen sollte, ihrer Dächer beraubt u. s w. Die Mauern an der Seeseite stürzten ein; hoch über die Stadt hinaus flog die über 2000 Pfd. schwere Schiffs-Winde und zerschmetterte im Niederfallen ein Haus bis auf den Grund. Zum Glük für die Bewohner war das Schiff aus seiner Richtung, und daher von den 340 Karkassen keine einzige in die Stadt gekommen. — Im Jahre 1683 baute man in einem französischen Hafen eine Höllenmaschine, deren Hauptstük eine Art eiförmiger Bombe war, welche auf dem Boden eines Schiffes lag und 70 bis 80 Zentner Pulver faßte. Ueber dieser Bomben-Riesin befanden sich gewöhnliche Bomben, Stükkugeln, Steine, altes Eisen und zum Zerspringen geladene Kanonen. Diese Maschine war gegen den Hafen von Algier bestimmt, das Frankreich schon damals wegen dessen Seeräubereien züchtigen wollte. Besondere Umstände verhinderten jedoch deren Absendung.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.

Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.

Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 49. 8. Dezember 1835.

Inhalt: Ueber die Cholera und ihre Abwehr. (Schluß.) — Langsames Fortschreiten.

Ueber die Cholera und ihre Abwehr.
(Schluß.)

Erster Nachtrag Seite 1—96.

Der englische Arzt Dr. Annesley hat bei Behandlung der Cholera immer den Winken der Natur zu folgen versichert, und gleichwohl in 12 Fällen, die Schlag auf Schlag mit dem Tode endeten, immer einerlei fortgebraucht. In jedem Falle gab er 88 Gran Kalomel und entzog 103 Unzen Blut binnen 5 Stunden. Heißt das den Winken der Natur folgen? Mir schaudert die Haut vor so einer Kurmethode. Ein Arzt, der so zu verfahren im Stande ist, sollte ins Meer versenkt werden, wo es am Tiefsten ist!

In den berlinischen Nachrichten Nro. 49 ist die Anzeige gemacht, daß bis dahin in Rußland 70,000 Menschen von der Cholera befallen worden, und davon 40,000 gestorben sind. Ein schrekliches Ereigniß in einem Staate, der so viel für Heilanstalten verwendet hat! Hätte man doch lieber keine Instruktionen über die Cholera in die Provinzen versendet, sondern jeden Arzt nach eigener Ansicht handeln lassen; so wären nicht Alle auf den unglüklichen Gedanken gekommen, mit schnelltödtlichen Mitteln eine so hohe Krankheit bekämpfen zu wollen.

Gibt es wohl eine schwerere Geißel für die Menschheit, als den Wahn der Aerzte? — Der befangene Geist der Aerzte, dem es schwer wird, sich von den orthodoxen Lehren der Lehrkanzeln zu trennen, wird gar bald und leicht entschuldigende Gründe genug auffinden, um diese, dem Leben der Menschen so nachtheilig gewordenen Mittel so oft anzuwenden, als sich nur immer die leiseste Andeutung dazu zeigt. Könnten nur die Menschen augenbliklich wieder aus ihren Gräbern erwekt werden, welche durch Anwendung so heroischer Mittel in der Cholera dahingestorben sind, so würde der Menschenfreund erstaunen und verstummen. Nun bereiten aber diese Mittel nicht allein den millionenfältigen Tod in der Cholera, sondern auch fast alle Aerzte ohne Ausnahme wenden diese Mordmittel in allen Krankheiten an, worin sie die mindeste Hinneigung zu Entzündungen wittern, in allen hoch auftretenden hizigen Fiebern, im Scharlachfieber, im Croup, bei allen apoplektischen Zufällen, sogar noch beim Scheintode. Wie die Sense die Früchte der Ernte niedermähet, so beeifern sich die Aerzte durch jene Waffen, die sie ohne Responsabilität (Verantwortlichkeit) täglich gegen ihre Kranken gebrauchen dürfen, die Friedhöfe zu düngen. Die Nachwelt wird starren (erstaunen), daß so ein Demos (eine Zukunft, oder vielleicht gar ein Dämon, böser Geist?) in einem so erleuchteten Jahrhunderte noch bestehen konnte.

Nur in der ängstlichen übergroßen Thätigkeit ist die Ursache der Tödtlichkeit zu suchen. Wäre dem nicht so, so würden die Homäopathen mit ihrem Faire rien (Nichtsthun) nicht in die Reihe der Sieger getreten seyn. Je weniger Aerzte und Kurmittel, je mehr Gedeihen. Der Bauer hat leider sehr recht, wenn er sagt: „Wer kommt in Doktors Händ, der kommt auch bald zu End.“

Wie unheilbringend, wie schnelltödtend hohe Mittel in der Cholera sind, bestätigt der Tod des Fürsten Diebitsch-Sabalkanski, der binnen 9 Stunden von seiner Kräftigkeit in Staub zerfiel. Sein Tod muß um so mehr jeden Menschenfreund mit Trauer erfüllen, da er die unglüklichen Polen mit eben so viel Humanität behandelte, als

früher Suwarow sie die ausgesuchtesten Grausamkeiten fühlen ließ. Ein Leibarzt (Dr. Schlegel) und zwei andere Aerzte — Blut gelassen — Blutegel gesezt — Schweiß erpreßt — und dennoch Krämpfe — Stöhnen — Lethargie (Schlaf-Fieber) — Tod! Wenn hier ein Schluß erlaubt ist, so möchte es der Ausspruch Hufelands seyn. Wer zwei Aerzte hat, hat einen halben; und wer drei hat, hat gar keinen. Außerdem wissen wir, daß viele Hunde des besten Hasen Tod sind. Ein Generalissimus mit genüglichem Blutfond kann den Balkan erstürmen; ein Generalissimus mit leeren Adern vermag nicht den hölzernen Schlafrok abzuwehren!!

Ein Medizinalkollegium nach dem andern wies die Aerzte seines Landes an, die heroischesten Mittel der Kunst, in den größten Gaben, in der schnellsten Folge dagegen aufzubieten, wenn sie gleich erklärten, daß die Natur des Uebels von ihnen nicht erforscht sey, und wenn gleich schon Millionen der Behandlung unterlagen, dagegen bei bloßem Trinken kalten Wassers so Manche genasen.

Wer erstaunt nicht, wenn er liest: daß Ludwig XIII. von seinem Leibarzte Bouvard in Einem Jahre 47mal zur Ader gelassen worden sey, und derselbe 215 Brech- und Purgirmittel und 312 Klystire bekommen habe. Der Blutdurst hauset noch in Paris auf das Kekeste durch Broussais. Im Hôtel-Dieu werden in jedem Krankensaale täglich 400 Blutegel verbraucht. Dr. Frappart verordnete einem Kranken in einer einzigen Krankheit, welcher er unterlag, nicht weniger als 1800 Blutegel.

Zu Samov wohnte ein Gutsbesizer, Namens von Altrok, der 8 Tage vor der Ernte alle Erwachsene auf seinen Hof entbot und selbst den Schnäpper in der Hand allen die Ader schlug; Die aber, welche sich weigerten, wurden zuvor durch die Ruthe gläubig und willig gemacht. Dieser Mann fuhr nicht ohne einen Arzneikasten aus; und wenn er von einem Kranken hörte, so kehrte er ungerufen ein und drang, ohne Belohnung anzusprechen, aus heiligem Eifer seine Mittel auf.

Die Aerzte glauben, wenn bei Entzündungen das gelassene Blut eine Spekhaut bekomme, mit Recht zur Ader gelassen zu haben. Allein eine Spekhaut bildet sich auf dem Blute nicht nur bei Kranken, sondern auch bei Gesunden, welche sich aus Gewohnheit oder Vorurtheil zur Ader lassen. Dieß beweiset also nichts.

Auch treten Zufälle ein, die zum Skandal der Kunst Schlagfluß genannt werden. Welch ein sinnloser Ausdruk ist dieß! So wenig klaren Begriff nun auch die Aerzte von solchen Zufällen haben, welche nur auf Hemmung oder Unterdrükung der Lebensthätigkeit hindeuten, so ist doch fast jeder Arzt sofort bei der Hand, durch Blut-Entziehung den Gordischen Knoten zu lösen. Und der Name Schlagfluß, vom Arzte ausgesprochen, hat solche Authorität (hohe Giltigkeit) beim Publikum gewonnen, daß es dieß nun ganz zur Tagesordnung gehörig findet, wenn der Befallene dem Leben entrükt wird; stirbt er doch am Schlage — nemlich am Aderschlage.

Der im hizigen Fieber Daniederliegende lechzt nach einem kühlenden Getränke; nur dadurch kann die innere Hize so abgekühlt werden, wie die von den Sonnenstrahlen erhizte Erde durch Begießen mit kaltem Wasser. Je reichlicher der Kranke dieß trinken mag, desto eher wird das Fieber, welches die Lebenskraft erlöscht, beschwichtigt. Wähle der Kranke frisches Wasser, und ist der Darmkanal nicht turbirt (bestürmt, in Aufruhr), Limonade, Fruchtsäuere mit Wasser, oder ein leichtes Bier. Kühlendes, erquikendes Getränke ist da so nöthig, wie kühle frische Luft, erfrischtes Lager, Waschungen mit kühlem Wasser, öfterer Wechsel der Wäsche.

Der Arzt hält häufig die bei der Promotion beschworne Lehre für eben so unverlezlich, wie den bei der Konfirmation beschwornen Glauben. Erleuchtet auch einmal ein Lichtstrahl seine Seele, so wird der Zweifel doch bald beschwichtigt. Er hat der Beispiele aufzuweisen, wo einfach Geaderlaßte zum thätigen Leben wieder zurükkehrten; wie viele aber fortsiechen und bei der Arzneiflasche die verlorne Gesundheit betrauern, das erwägt er nicht. Alle, die die Schaufel des

Todtengräbers bedekte, ruhen da von Rechtswegen nach dem weisen Rathschluße des Allerhöchsten.

Für das Menschenwohl würde es ein grosser Gewinn seyn, wenn der Staat alle Blutkuren durch ein Gesez untersagte, wenigstens den Aerzten die Pflicht auflegte, jeden gemachten blutigen Eingriff durch eine schriftliche Deklamation der Motive (Erklärung der Beweggründe) zu rechtfertigen. Leztere Einrichtung würde die Aerzte wenigstens veranlassen, mit weniger Leichtsinn Eingriffe in den Urquell des Lebens zu machen; ja sie würden gewiß selbst willig dieses Handwerk niederlegen, wenn die Gräber reden könnten!

Der Jubilar-Veteran, Pseudomessias Hahnemann, tritt nun auch noch in die Schranken, um einen Cholera-Lorbeer zu erringen. Kaum traue ich meinen Augen, indem ich sehe, wie er seiner Fahne, dem Niete (dem Nichts) untreu wird. Sonst nur Millionentheile eines Grans kräftiger Arzneien, in Pausen von 4—8 Tagen einmal reichend, empfiehlt er nun den Cholera-Kranken alle Minuten eine Quinte (ein Quent, Quint) Kampferspiritus, mit 4 Loth heißen Wassers gemischt, zu reichen. Wie reimt sich dieß mit seiner Theorie? Warum spricht er ihr lebend das Anathema? Hätte er dieß doch der Nachwelt überlassen. Welche Gebehrden werden seine Apostel, Schubert, Trinks (!) u. A. beim Anblike der Ankündigung ihres Hohenpriesters gemacht haben?

Zweiter Nachtrag. S. 1—162.

Erwägt man die Summen, die seit jener Zeit von Rußland, Oesterreich, Preußen für die Verbesserung der Medizinalanstalten aufgewendet wurden, so drängt sich die Frage auf, was durch alle diese Veränderungen gewonnen wurde, wenn die Heilkunst noch keine einfache epidemische Krankheit zu bezwingen vermag? wenn man die Natur einer Krankheit nicht kennt, die sich bereits tausendfältig wiederholt hat? wenn man endlich keine Heilung zu vermitteln (ermitteln) weiß, die ein glüklicheres Resultat liefert, als die bisherige Kurmethode? Die Regirungen von Oesterreich, Preußen, Sachsen, Frankreich, England ꝛc. sendeten Aerzte zum Schauplaze der Cholera, um die Krankheit zu studiren; und in 10 Monaten sind doch die ersten Aerzte von Europa noch um kein Haar weiter in der Erkenntniß und Behandlung derselben gekommen.

Das Volk hat seinen Abscheu vor der methodischen Kur längst geoffenbart — durch die Abneigung, die es gegen den Transport der Kranken zum Hospitale hin bezeugte, und namentlich durch die Empörungen, welche in Petersburg, Königsberg, Pesth ꝛc. gegen die Hospitäler ausbrachen, weil das Volk meinte, die Kranken würden nur dahin geführt, um desto schneller aus dem Wege geräumt zu werden, oder die Aerzte trügen Gift bei sich, um sie zu tödten, und deßwegen die Aerzte aus den Fenstern stürzte.

In den Ansichten, ob heiße oder nur warme, ob kühle oder selbst kalte, mit Eis gemischte Getränke in der Cholera zuträglich seyen, darüber findet sich ein großer Widerspruch unter den Aerzten. Einige empfehlen warme, aromatische Getränke, andere kaltes Wasser, was von jenen geradezu für Gift erklärt wird. Ein Arzt will, man solle sich des Trinkens ganz enthalten, ein anderer meint, man solle dem Instinkte (dem Naturtriebe) folgen und tüchtig trinken. Es geht hieraus der klarste Beweis hervor — von der Nichtigkeit der lieben Arzneikunst!

Unterm 8. Sept. 1830 heißt es in einem Petersburger Regirungsbefehle: „Alle verabschiedete Barbiere und Feldscherer werden entboten, sich zu versammeln und sich nicht zu entfernen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß Aderlassen das vorzüglichste Heilmittel gegen die Cholera sey.“

Sind die medizinischen Hypothesen nicht eine noch härtere Geißel für die Menschheit, als die Cholera selbst? Würden nicht über der Thüre jedes Arztes die Worte des Dekalogus (der zehn Gebote) „Du sollst nicht tödten!“ nüzlich geschrieben stehen, um ihn täglich an seine Bestimmung zu erinnern? Einfach wirkt die Natur, einfach sey also auch die Kur! Allein wir stossen bei den Aerzten eben so oft auf Irrthum, wie bei den Juristen auf Unrecht. Die Heilkunde, sagt Dr. Girtamer, hat gar keine ersten Prinzipien. In der diken Finsterniß der Unwissenheit, in welcher die

Aerzte herumtappen, ist auch nicht der geringste Strahl des Lichts vorhanden, vermöge dessen sie sich orientiren könnten.

Mit dem größten Befremden erblikt man in einer Instruktion des Dr. M. in Berlin, nachdem er die Armen mit dem Jenseits getröstet und einen langen poetischen Sermon vorausgeschikt hatte, den Rath, daß in den Familien nicht weniger als sechzig zum Theil noch komponirte (zusammengesezte) Hilfsmittel bereit gehalten werden sollen. Ein Arzt, welcher zur Dämpfung der Cholera sechzig Mittel bei der Hand haben will, hat gar keinen Begriff von ihrem Wesen, und keinen praktischen Takt. Und welche Familie wird sich eine solche Kontribution auflegen lassen? Und wie würden Millionen hinreichen, den Aufwand zu deken?

Die Homöopathie mit ihrem Nichtsthun findet ihre Stüze darin, daß sie Alle ungetödtet läßt, die an der verkehrten, übermäßigen oder vorschnellen Thätigkeit vieler allopathischen Aerzte wahrscheinlich gestorben seyn würden.

Das frische Wasser, sagt Dr. Reich, ist ein Menstruum, welches in den Darmkanal geleitet, das Choleragift sofort verschlukt und zur Ausführung geschikt macht. Auch das Weißbier ist das unschäzbarste Mittel (ein unschäzbares) zur Stillung des Durstes und des Erbrechens. Bei dem Genusse dieser Getränke kehrt Wärme in die erstarrten, mit kaltem Schweiße bedekten Glieder zurük. Die ersten 31 Fälle der Cholera, die R. zu behandeln hatte, endeten sich alle glüklich — bei dem reichlichsten Getränke von kaltem Wasser (Trinken kalten Wassers) und Weißbier, sogar in Fällen, wo die Cholera bereits 24—30 Stunden gedauert hatte. Warum behandelte denn nun R. nicht in allen folgenden Fällen die Choleristen auch nur mit Wasser und Weißbier? Warum gab er späterhin den Brechweinstein in voller Dosis, worauf 3 Fälle tödtlich endeten? Man sollte meinen, er müsse nach diesem Erfolge die Anwendung der Brechmittel bereut haben. Den Dr. Annesley nennt er einen Würdigen. Wie kann man aber einen Praktiker, der 12 Kranke über Einen Leisten zog und bei überhäuften Mitteln sterben ließ und dennoch diesem Kurverfahren unverrükt treu blieb, einen würdigen, einen reblichen Forscher nennen?

Daß bei dem ärztlichen Brechruhr-Aufruhr auch Oertel in Ansbach sich hören lassen würde, ließ sich eben so wenig bezweifeln, als daß wir, wenn er sein Visir öffne (öffnete), darunter einen Neptun erbliken würden. Das Visir ist so hübsch, daß es alle andere Turnirende überstrahlt; ob nun aber Neptun noch so mächtig ist, wie er vor unserer Zeitrechnung war, ob noch derselbe göttliche Geist in ihm wohnt, das wird die Folge lehren, oder wir werden es von den Kunstrichtern erfahren.

Er räth, sobald die Cholera ihre Entreevisite im Orte macht, zur Schüzung allen Genuß des Weins, Branntweins, Biers und Thees zu meiden, dagegen übermäßig Wasser zu trinken, auch wider Neigung und Durst; kalte Wasserumschläge zu machen über die Herzgrube, damit der Magen williger beherberge; Morgens und Abends kalt baden, oft frisches Wasser in die Nase schnupfen und sich damit gurgeln und ausspülen; Stuben und Kammern damit aussprizen, die anzuziehenden Kleider damit besprengen, die über die Grenze kommenden Personen etlichemal baden; auch die Waaren mit frischem Wasser besprizen.

Wer aber die Cholera bereits in sich fühlt, der muß sich alles Essens enthalten, nichts als Brunnenwasser trinken, sich damit ganz ausschwemmen, den ganzen Körper erst lau, dann eiskalt baden, sich dann in Flanell hüllen und ins Bett kriechen, damit er in Dunst und Schweiß gerathe, auch gegen Erbrechen und Durchfall nichts als kalte Wasserumschläge und Klystiere anwenden.

Arzt und Krankenwärter müssen sich den ganzen Leib mit Wasser waschen und den Magen gut auswässern; die Krankenstube muß den Tag über zweimal gelüftet und mit Wasser ausgesprizt werden. Schon in den ersten Stunden wird sich eine heilsame Krisis und sichtbare Besserung einstellen, so daß kaum 24 Stunden zur Kür und Krankenwartung nöthig seyn werden.

O, richtet an alle Regirungen die dringendste Bitte, das kalte Wasser, wie überhaupt bei jeder Krankheitsform, so namentlich bei der indischen Cholera, von allen Aerzten genau nach Vorschrift und

in Uebermaß, ohne arzneiliche Zuthat, befehlsweise in Anwendung bringen zu lassen.

Wenn auch das frische Wasser kein solches Kardinalmittel gegen die Cholera ist, so wird doch jedenfalls die Befolgung der O. Kur nicht so viel Verderben den Choleristen bringen, als die Ausführung der Instruktion der Medizinalräthe schon gebracht hat. Dr. Krüger=Hansen.

Im vorstehenden Auszuge hat also, wie wir sehen, der vieljährige praktische Arzt Dr. Krüger=Hansen die Fehler, welche bisher bei Krankenheilungen überhaupt und bei der Cholerakur insbesondere gemacht wurden, freimüthig und derb gerügt. Er ist ein Freund von wenigen Arzneien. Nur hat er das Eigene, daß er das Opium als das Hauptmittel wider die Cholera empfiehlt und es deßwegen eine Himmelsgabe nennt. Allein, er bemerkt doch wiederum selbst dabei, daß es nur im ersten Anfalle, wo noch nicht die Lebenskraft gesunken ist, helfen könne, in den andern Stadien aber wie ein Gift wirke, folglich mit Vorsicht, gebraucht werden müsse. Auch ist das Opium, wenn es einmal die Arzneiform bekommen hat, keine Himmelsgabe mehr zu nennen. Es ist dann nur eine Menschengabe; denn in den Apotheken ist es nach Wesen und Kraft verändert, so wie alle Heilkräuter, wenn sie nicht in ihrem Naturzustande bleiben, sondern erst arzneilich zubereitet werden, nicht mehr dieselben sind. Und zudem werden ja noch mehrere Nebenmittel dabei gebraucht, so daß man nicht mehr entscheiden kann, welches von ihnen die Hauptwirkung macht.

Chlor, Kalomel, Kampfer, Laudanum, Wismuth rc. rc. haben auch in Cholerafällen geholfen, aber auch nicht ohne Nebenmittel, auch nicht in allen Stadien der Krankheit, auch nicht ohne Nachwehen und Nachkrankheiten.

Blutentziehung durch Schnäpper, Schröpfköpfe und Blutegel hat die Lebenskraft des Menschen erst noch mehr geschwächt; denn im Blute liegt die Lebenskraft. Nefesch ba Basa be Dam, sagt die hebräische Bibel. 3 M. 17, 11.

Erbrechen und Laxiren bestürmt unnatürlich Magen= und Darmkanal, und schwächt Magen und Darmkanal. Beides bewirkt ja ohnehin die Cholera selbst; wozu will man also noch mehr schwächen und erschöpfen? Denn was erzeugt und äußert die Cholera? Schwindel und Betäubung, Abspannung und Angst, Beklemmung der Herz=Grube, Wechsel mit Hize und Frost, kalten Schweiß auf allen Außentheilen, Kollern und Poltern in der Bauchhöhle, stechenden Schmerz in der Nabelgegend, erschöpfenden Durchfall, würgendes Erbrechen, unlöschbaren Durst, heißes Verlangen nach kaltem Wasser. Dann erlöscht allmählig die Lebenskraft: die Augen röthen sich, die Lippen und Nägel bläuen sich, das Angesicht fällt ein, der Puls sinkt, die Haut wird blutlos und runzlich, die Aussentheile erkalten und ersteifen, es kommen Krämpfe und Zukungen, es erscheinen Todtenfleken am Körper, es erstarrt das Leben!

Obstupui steteruntque comae et vox faucibus haesit.
Davor sträubt sich das Haar und es stokt mir im Munde die Zunge.

Da nun erfahrungsmäßig der Magen und der Darmkanal den eigentlichen Herd der schreklichen Cholera bildet; da die Cholera nicht gerade so, wie z. B. die Kräze, durch Berührung angestekt, sondern wie nach Lauer, Personen und Oerter auf viele Meilen überspringt und verschont; da sie nur solche Personen anzugreifen pflegt, deren körperlicher Zustand für sie empfänglich ist: so müssen vor Allem beide Theile: der Magen und der Darmkanal, durch ein gelindes und doch wirksames Mittel ausgeräumt und zugleich wieder gestärkt werden.

Und durch welches Mittel kann dieß am Sichersten bewirkt werden? Nicht durch scharfe, hizige, giftstoffige Arzneien, nicht durch destillirte und in ihrem Wesen veränderte Kräutersäfte, nicht durch Blutegel, Schröpfköpfe und Aderlässe, nicht durch Blutpressen, Brennwalzen, Glüheisen und Höllenstein, nicht durch Wärmflaschen, warme Getränke und heiße Bäder — sondern einzig und allein durch das lindernde, belebende, stärkende Naturmittel:

das frische Brunnen= und Quellwasser, welches keinen einzigen schädlichen Stoff enthält, und in jedem Krankheitsstadium, im lezten, wie im ersten, hilft, und Scheintodte erwekt und vor

Nachwehen bewahrt. Dieses vernichtet an und in unserm Körper alle Empfänglichkeit für das Gift der Cholera.

Wer sich dennoch vor der Cholera, wenn er sie noch nicht hat, schüzen will, der muß

a) täglich etliche Maß frisches Wasser, auch ohne Durst und Trinklust, trinken und sich in andern Getränken möglichst mäßigen;

b) täglich am ganzen Leibe sich vom Kopfe abwärts mit frischem Wasser abwaschen, gurgeln, schwanken und schnupfen;

c) und nur wenige Speisen genießen, damit Magen und Darmkanal möglichst wenigen Stoff zum Erbrechen und Laxiren bekommen.

Und wer sich von der Cholera, wenn er sie bereits hat, heilen will, der muß

a) den Tag über ja nichts anderes, als frisches und reines Wasser (etwa mit ein wenig Zuker oder Zitronensaft ꝛc. vermischt) in reichlichem Uebermaße trinken;

b) Morgens und Abends sich am ganzen Leibe mit frischem Wasser abwaschen oder auch darin völlig baden;

c) sich aller Speisen enthalten, damit Magen und Darmkanal gar keinen Brech- und Laxirstoff bekommen;

d) und seine Krankenstube wiederholt mit nichts Anderm, als mit frischem und reinem Wasser ausspritzen lassen.

Solche Cholerakur, die freilich dem verwähnten Gaumen und der verweichlichten Haut der meisten unserer Zeitgenossen nicht behagt, ist die allersicherste und geschwindeste Kur und muß, wenn sie pünktlich befolgt wird, das Uebel verhüten und beseitigen. Alles Andere ist unsicher und schüzt selten vor Nachweh und Tod! — Kurz! wer sich vollständig an-, aus- und durchwässert, dem kann die Cholera nichts anhaben.

So hat Dr. Hahn in Schweidniz seinen Sohn und mehrere Kranke in der Cholera mit Kaltwasser gerettet.

So hat Dr. Reich in Berlin seine ersten 32 Choleraner mit bloßem Kaltwasser gerettet und erst, wie er noch Brechweinstein damit verband, sogleich die drei folgenden verloren.

So hat Dr. Müller in Wien diese Cholera-Kur mit Begeisterung begriffen und damit nicht nur mehrere Patienten, sondern auch sich selbst und seine 70jährige Mutter und seine bereits scheintodte Schwester gerettet.

So hat Dr. Most in Rostok an sich selbst bei Zeiten noch alles Arzneiliche und Künstliche beseitigt und dafür nur reichlich Kaltwasser getrunken und sich und auch Andere gesund gemacht.

So hat Dr. Gravier in Pondischery sich durch kaltes Baden und Begießen, durch Eisumschläge und Kaltwassertrinken von der Cholera befreit.

So hat der Chirurg Kerber in Lemberg, welcher sehr heftig an der Cholera krankte, alle ärztliche Behandlung verweigert und nur sehr reichlich Kaltwasser getrunken und sich dadurch völlig gesund gemacht.

So haben die Malabren und Perser nichts als Kaltwasser zum Trinken und Uebergießen gebraucht und ihre Choleraner dabei am ganzen Leibe gerieben und geknetet.

So haben die Bakuaner am kaspischen Meere ihre Kranken mit Kaltwasser begossen und dabei gerieben und geknetet, und an die Strasseneken große Ständer mit Kaltwasser hingestellt und den ersten besten Hinfälligen mit Kaltwasser begossen, und heim in sein Bett geschafft, wo er die Cholera ausschlief.

Die Galizier, Einwohner aus mehreren Ortschaften Galiziens, sind, wenn sie die Cholera bekamen, der ärztlichen Behandlung und dem warmen Wasser entlaufen, und in Einöden geflohen, haben dort reichlich Kaltwasser getrunken, und sich nach 2—3 Tagen wieder gesund sehen lassen.

Und was soll ich von der förmlichen Wasser-Heilanstalt des Vincenz Prießniz zu Gräfenberg in Oberschlesien sagen? Dieser Mann, ein schlichter Landmann, ohne wissenschaftliches Studium, bei dem sogar Aerzte und Chirurgen sich mit Kaltwasser kuriren lassen, hat einen bereits aufgegebenen und scheintodten Choleraner, welchen man ihm zum Spotte in die Wasserkur überbrachte, sogleich in die kalte Wasserwanne gelegt und 3 Stunden darin abgewässert und abgerieben, dann zu Bette und so wieder zu Leben und Gesundheit gebracht.

Wozu bedürfen wir hier mehrerer Zeugnisse für die All-Heilkraft des göttlichen Wassers — auch in der schreklichsten Weltseuche Cholera? Darum sagt auch Hufeland: „Das reine kalte Wasser hat in der Cholera oft mehr geleistet, als alle Arzneimittel und oft, wenn Alles vergeblich war, noch Hilfe und Rettung des Lebens bewirkt."

Möchten doch endlich einmal, nach so schreklichen Niederlagen der leidenden Menschheit, die Staatsregirungen die bisherigen fehlerhaften und tödtlichen Kunstkuren nach Inhalt und Form verbieten, und für die Wiederkehr der Cholera die einzig fehlerlose und heilbringende Naturkur gebieten! Möchten Sie doch Gott, dem Herrn der Natur, die Ehre geben, und den Eigensinn, die Unwissenheit und das Vorurtheil der Kunst beschämen!

Wer sich hierüber noch weiter belehren will, der schaffe sich folgende Schriften an:

1) Die indische Cholera einzig und allein durch kaltes Wasser vertilgbar. Vom Professor Oertel. Dritte verbess. Aufl. Nürnberg, bei Campe 1831. 4. 36 kr.
2) Ganz einfache Belehrung über die Cholera oder Brechruhr, für das Landvolk. (Auszug aus voriger Schrift.) *** Nürnberg, bei Campe 1835. 8. 12 kr.
3) Viktoria! Kaltwasser hat die Cholera besiegt. Vom Professor Oertel. Nürnberg bei Campe 1831. 8. 18 kr.
4) Medizinische Böke, von Aerzten in der Cholera geschossen ꝛc. *** Boksdorf und Schußbach. 4. 36 kr.
5) Kritik der bisherigen Cholerakuren. Vom Prof. Oertel. Sulzbach, bei Seidl 1832. 8. 1 fl. 12 kr.
6) Die allerneuesten Wasserkuren. 8s bis 12s Heft. Vom Prof. Oertel. Nürnberg, bei Campe 1831—1833. à 24 kr.

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitle arme Sünder
Und wissen gar nicht viel.
Wir spinnen Luftgespinnste,
Und suchen viele Künste
Und kommen weiter ab vom Ziel.

Was helfen Grübeleien
Und künstliche Arzneien?
Denn trüglich ist die Kunst.
Noch so geschikt ersonnen,
Noch so gelehrt begonnen —
Wir haschen doch nach blauem Dunst.

Laßt uns nicht mehr probiren,
Laßt uns dafür studiren
Die Kräfte der Natur.
Die Cholera im Leibe —
Nehmt straks, was ich verschreibe,
Aus dem Arzneischaz der Natur.

Es hat das frische Wasser,
Für arm' und reiche Prasser,
Die beste Heilungskraft.
Arznei kann euch nicht nüzen;
Nur Wasser kann euch schüzen,
Nur frischer, reiner Brunnensaft.

So nehmt denn dieß zum Lohne,
Und gebt dem Gott die Ehre,
Der einst das Wasser schuf.
Dieß schenkt uns neues Leben;
Dies auch erbebt daneben,
Ihr Aerzte! euern Heilberuf.

Professor Oertel in Ansbach.

Langsames Fortschreiten.

Das Geistige wirkt nur schwach auf die große Volksmasse, das Sinnliche behält fast nur in Allem die Oberhand. Hartnäkig hängt jene Masse an ihren Gewohnheiten, geht, durch sie geleitet, maschinenmäßig fort, läßt sich durch theoretische Vorspiegelungen künftiger Vortheile nicht aus dem alten Gleise bringen, verkennt und handelt, um dieses nicht zu verlassen, oft wider ihr eigenes Interesse, welches ohne dem ihr Abgott ist, selbst, wenn es außer der gewohnten Sphäre liegt und seine Wirklichkeit vorher nicht, so zu sagen, mit Händen gegriffen werden kann; ja, selbst dann noch, wenn sie es kann, geht sie zögernd und zweifelnd dabei zu Werke.

Es bleibt ewig wahr: Wer nicht vorwärts geht, der kommt zurük. So lehret jeder klare Blik in die Geschichte der göttlichen Weltregirung.

Wer da glaubt, für seine Haushaltung nichts mehr lernen zu können, der wundere sich nicht, wenn er zurük kommt und Klage über die schlechte Zeit zu führen Ursache zu haben glaubt. Das Neue gibt frisches Leben.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen

Hauswirthschaftliches Christ- oder Neujahrs-Geschenk.

Das in öffentlichen Blättern früher mehrmalen angekündigte, und im Buchhandel heftweise erschienene Werk „Marianne Sträf" ist nun komplett; ich habe mir ein Exemplar angekauft, und es freut mich, solches auch schon in mehreren andern Haushaltungen angeschafft zu finden. — Wie verlautet, sollen schon viele tausend Exemplare abgesezt seyn. Dieser ausserordentlich rasche und starke Absaz beweiset, daß die Idee der Verfasserin: ein Haus-Wirthschaftsbuch für Frauen und Töchter jeden Standes in Form einer Familien-Geschichte zu schreiben, eine eben so glükliche als willkommene war. Es ist in dieser Art noch kein anderes Buch vorhanden, und was noch nie da war, will natürlich Jedermann.

In ein hauswirthschaftliches Unterrichtsbuch eine zugleich belehrende und unterhaltende Lektüre als Familien-Geschichte einzuflechten, fordert ein Talent und Gaben, wie sie nur eine „Anna Fürst" glüklicherweise hat.

In der Schreibart ringt Fräulein Fürst mit unseren besten klassischen Prosaikern um die Siegespalme, und Bayern kann stolz auf diese junge Schriftstellerin seyn. Reinheit mit Würde, Wohlklang mit Energie gepaart, bildet sich dieses ausgezeichnete Talent ganz eigene rhythmische Formen und ästhetische Geseze in zierlichen und leichten Bewegungen unter dem Schleier eigenthümlicher weiblicher Zartheit in einer Sprache, die so klar und durchsichtig ist, daß wir die dargestellten Gegenstände hinter der Darstellung zu erbliken wähnen.

Freilich war ein gleicher Geistes-Schwung da nicht immer möglich, wo ein Gegenstand im abstrakten Unterrichte dargestellt werden mußte; aber die Verfasserin weiß als eine gewandte Künstlerin schnell die Karte umzuschlagen und die Kapitel mit neuer Farben-Frische so zu wechseln, daß man immer gespanntere Neugierde auf die nächsten Blätter trägt.

Man stelle sich dieses Buch demnach nicht etwa in Form magerer Unterrichts-Lektionen auf einem troknen Weideplaze mit daraufgepflanzten Rezepten für die Hauswirthschaft vor. So durchaus nicht. Frische Thauperlen im smaragdenen Glanze der Sonne umschimmern rechts und links den anmuthigen Pfad durch einen Lust-Hain voll der köstlichsten Unterrichts-Früchte, die man im Vorübergehen pflükt, während das Ohr entzükendem Nachtigallenschlage lauscht, und Seele und Gemüth sich an den schönen Kunst-Formen der Pflanzungs-Partieen weiden. Kurz: ein eben so angenehm unterhaltendes als nüzlich belehrendes Christ- oder Neujahrs-Geschenk, womit der Gatte die Gattin, der Vater die Tochter, der Bruder die Schwester, der Pathe die Pathin, der Freund die Freundin erfreuen kann.

Wir hören, daß Fräulein Fürst Mitarbeiterin an mehreren ausländischen belletristischen Blättern ist, und wagen zu hoffen, sie werde uns bald mit etwas Eigenthümlichem aus ihrer Feder beschenken, das, wenn es ihren Geistes-Flug nicht in abstrakt-doktrinelle Schranken zwängt, ein Meisterstük schöngeistiger Literatur werden muß.

L. St.

Anmerkung der Redaktion. Auf sehr viele briefliche Einläufe an die Verfasserin hieher, bemerken wir, daß dieselbe nicht in Frauendorf, sondern in München (Karls-Strasse Nro. ⅛ links) wohne. Wir erkennen mit Dank die günstige Aufnahme ihrer mit vieljährig eisernem Fleiße vollendeten Marianne, und bemerken, daß das Werk nun vollständig in allen Buchhandlungen um 3 fl. 36 kr. R. W. = 3 fl. — kr. C. M., oder 2 Thlr. sächs. zu haben sey.

Aus dem Leben Maximilian Joseph I.

Ein armer Bauer aus fernem Hochgebirge, bedrängt durch die Zeiten, noch mehr durch eine Zahlung, welche er bei strenger Exekution vor dem Rentamte zu erlegen hatte, gedachte bei sich: thut der König so Vielen Gutes, wird Er mir auch helfen können. So getröstet zog er einen alten Schimmel, das Beste seiner Habe, aus dem Stalle, und ritt Tegernsee zu. Angelangt an dem königlichen Schloße, stieg er bei dem fürstlichen Garten ab, sein Pferd an den wohlgezierten eben fertig gewordenen Gartengeländer mit Kette und Zaum anhängend, so, daß er nach seiner unüberlegten Weise die Geländerstangen ziemlich erschütterte. Aber gerade ging der König längs dieses Geländers im Garten durch die Pflanzungen spazieren, und gewahrte diesen Unfug mit Unwillen. Heftig rief der König: „Wart' du, was treibst du da, daß dich — — —." Der Bauer, den König nicht kennend, in der Meinung, ein Diener oder Aufseher trete auf ihn zu, sagte ganz treuherzig: „Nix für unguet, i hab da a Pferd für'n König, wann und wo konn i'n sprecha?" Der König, bei dem Anblik der Schindmähre heimlich lächelnd, und gleich, nach Seinem Gemüthe, freundlich geworden, sagte: „Ich gehe jezt ohnedieß in's Schloß, ich will's dem König schon melden; was willst du für den Gaul?" — Der Bauer sagte: „Ja, i gib'n halt um sechzig Gulden, damit i mag'holfa," und erzählte sein Anliegen. Der König, also unterrichtet, ging in's Schloß, nahm eine Rolle mit sechs Karolins, und gab sie einem Diener mit dem Auftrage, sie dem Bauern zu geben, ihn aber sogleich nach Hof zu bestellen.

In das Kabinet des Königs tretend, war der Landmann in der qualvollsten Ungewißheit mit sich, ob er nun vor Seiner Majestät, da dieselbe Person im Garten war, oder vor jenem Unbekannten, mit dem er sprach, stehe, bis der König ihn aus der Ungewißheit half, und ihm auch sein Pferd wieder schenkte.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.
II. Jahrgang. Nro. 50. 16. Dezember 1835.

Inhalt: Nekrolog des Joseph Sutner. — Romanze. — König Ludwig. — An König Ludwig von Bayern.

Nekrolog
des königlich bayerischen Rechnungs-Kommissärs
Joseph Sutner
zu München.

O Hinfälligkeit der Menschen! Sutner war der Verfasser des erst in Nro. 42 dieser Blätter gelieferten Nekrologs Mathei's; der nächste hierauf ist schon heute sein eigener!

Joseph Sutner, geboren zu Dietramszell im k. b. Landgerichte Wolfrathshausen am 18. März 1784, studirte in den Jahren 1797 bis 1807 im Klosterseminär zu Dietramszell und am Gymnasium und Lyzeum zu München. Er verdankte seine Erziehung neben seinen christlichen Eltern besonders den Priestern des dasigen Klosters: Gaudenz Sedlmajer, Anton Leinfelder und Albert Rudolff, und zu München den öffentlichen Professoren Xaver Weinzierl, Dr. Angelikus Fischer, *) Geisreiter, Maximus Imhof. Umstände bewogen ihn, sich der Kammeralpraxis zu widmen. Er fand bei den k. Regirungsstellen zu Regensburg und Salzburg, und endlich i. J. 1815 bei dem Oberrechnungshofe in München für sich, und, nachdem er sich am 10. Januar 1814 mit Marianne Unterrainer zu Zell am Ziller verehelicht hatte, für seine in dieser Ehe erzeugten fünf Kinder sparsamen Verdienst, bis er endlich zum Rechnungskommissär bei der k. Staatsschuldentilgungskommission vorrükte, als welcher er am 18. Nov. h. Js. nach beinahe zweijährigen Leiden in das bessere Leben überging.

Nichts war ihm unter seinen harten Verhältnissen natürlicher, als in höhern Regionen sein Glük zu suchen. Die Dichtkunst würde daher seine Lieblingsbeschäftigung, und zwar nicht ohne angebornen Beruf, wie seine Schriften beweisen, deren zeitgemäße Erscheinung und Inhalt wir in Kürze nun verfolgen und würdigen wollen.

Karl der Große (Stadt am Hof, bei Schaupp. 1822 S. 96) war das erste Werk, das Sutner der literarischen Welt übergab; die vermehrte, zweite Auflage davon (München 1835 bei George Jaquet) sein leztes. Beide Ausgaben sind Ihrer Majestät der Königin Karoline gewidmet. In drei Balladen besingt Sutner hier, wie Pipin, König von Frankreich, i. J. 740 ein Hoflager zu Weihenstephan bei Freising gehalten, und Bertha, die Tochter des Königs von Kärling zur Frau begehrt, seinen Oberhofmeister, um sie zu werben, dahin geschikt, dieser (genannt Tibert, der rothe Ritter) aber beschlossen habe, seine eigene Tochter an Berthas Stelle dem K. Pipin zu überliefern. (Inhalt des 1. Gesanges.) In den Wäldern von Gauting übergab der Oberſthofmeister die Königstochter seinen Knechten, um sie zu tödten. Die Knechte erbarmten sich ihrer, und sie wohnte sieben Jahre auf der Reismühle bei Gauting als Magd. Da geschah es nun, daß der König Pipin eine Jagd in der Gegend hielt, sich in den Wald verirrte, Abends auf die Reismühle kam und dort übernachtete. Da sah er die schöne Bertha, sie erzählte ihm ihre traurige Geschichte, Pipin ehelichte sie, und sie gebar den Kaiser Karl den Großen. (Inhalt des 2. Gesanges.) Die dritte Ballade umfaßt nun das Leben Karl des Großen bis zu seinem Tode in einer kurzen, aber durchgreifenden Uebersicht. — Die Thaten Karl d. Großen in einem Epos würdig und nach deren großem und inhaltreichen Umfange zu besingen, ist der Zwek dieser Balladen nicht, obwohl Sutner

*) Dermaliger Stadtpfarrer und Distriktsschulen-Inspektor zu Mindelheim.

diese Aufgabe öfter hatte lösen wollen, und seine Vorarbeiten dazu zeigen, daß Karl der Große als Mann an Sutner einen eben so würdigen Sänger, wie als Kind und Jüngling gefunden haben würde.

Im J. 1824 kam Sutners zweites Werk, „Vermischte Gedichte“, Ihrer königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Preußen, Elise Ludovika gewidmet, in München bei Fleischmann heraus. Hierin sagt er in der Vorrede: „In früher Jugend gewann ich Apollo lieb; er hieß mich einen Sohn der Natur, ein Kind der Wahrheit, und schenkte mir seine Liebe. Zum Beweise seiner Gunst gab er mir eine Leier, besaitet mit sieben metallenen Saiten. Die tiefe Baßsaite war der Wahrheit geweiht, die zweite der Religion heilig, die dritte pries des Vaterlandes Ahnen-Würde, die vierte feierte Arkadien, die fünfte tönte der Liebe, die sechste den Gefühlen der Freundschaft und die siebente diente der Satyre.“ — Die Klänge dieser Lyra sind zum heiligen Siebenquell in Sutners Brust geworden; aus ihr entsprang das Schöne, ihre Saiten flammten die ewigen Strahlen, welche in den vor uns liegenden „vermischten Gedichten“ so wie in seinen späteren Werken vereinet sind. Wohl wissend, daß keine höhere Idee im Leben denkbar ist, als die Förderung der Wahrheit, und es keine Wahrheit außer der historischen gibt, indem sie die Grundlage der Religion und Wissenschaft und Kunst ist, hat Sutner vorzüglich seine Aufmerksamkeit in Romanzen und Balladen der bayerischen Sagenwelt gewidmet, und Ereignisse, geboren im grauen Alterthume, mit dem Zauber seiner Phantasie und seiner Rede Wohllaut umsponnen und für die Gegenwart frisch berost. (Wir wählen hier unter vielen Romanzen und Balladen aus: den Grafensprung, Heinrich von Wolfstein, Hugo von Waldstein, Hans Pienzenauer, Graf v. Arko, Hans Dollinger, Agnes Bernauer, Isenbart Graf zu Altdorf, Heinrich von Kempten.) Ueberdieß findet in diesem Werke der Patriot einige Eichenblätter, der Freund der Minne grüne Myrtenzweige, aus welchen der reine Sinn in des Dichters Brust und sein Grundsaz, daß Moralität die höchste Menschenwürde sey, jezt schon lieblich weht, der noch glänzender seinen „Schüler des Plato“ durchzieht.

Wir kommen nun zu Sutners drittem Werke, seinem „Theodo“, ein episches Gedicht in sechs Gesängen, München, 1825. Dem Vaterlande gewidmet. Dieses Gemälde aus der grauen Vorzeit schmükt jene Nationalwürde in den Helden-Thaten bayerischer Ahnen, welche der erste agilolfingische Herzog mit den Stämmen seines Adels und Volkes vor dreizehnhundert Jahren durch seinen Ruhm als Feldherr bestätigte. Es ist in Kleistischen Hexametern geschrieben, und mit werthvollen historischen Anmerkungen versehen. Da Sutner beinahe schon ein Jahr vor seinem Tode eine zweite Auflage davon beabsichtigte, und darauf schon mehrere hundert Gulden verwendet hat, auch der Druk desselben schon begonnen ist, so enthalten wir uns hier eines Urtheils im Einzelnen, und verweisen auf die hoffentlich bald erscheinende neue Ausgabe, die, so viel wir wissen, bedeutend vermehrt, und mit Kupfern von Mettenleiter geziert ist, so daß der goldene Kern uns auch in einer silbernen Schale geboten wird. Theodo war Sutners Lieblingswerk, und er arbeitete auch mit ungemeiner Liebe und Sorgfalt an ihm; ihm allein haben wir die „Mythologie der Deutschen,“ wovon unten, zu danken, in welche sich Sutner bei der Bearbeitung der den Theodo begleitenden Anmerkungen ganz frisch einstudiren mußte, und da seinem forschenden Geiste das Vorhandene nicht genügte, sich eine eigene Bahn brach.

Das vierte Werk Sutners sind seine „Vermischten Schriften (München, 1828 bei Michaelis) dem Freiherrn Theodor v. Hallberg-Broich (Sutners innigstem Gönner und Freunde) gewidmet. Sie sind gleichsam eine Nachlese zu seinen vermischten Gedichten, und zerfallen in Spazirgänge, vermischte Gedichte, Idyllen, Gnomen und Satyren. Die Spazirgänge führen den Leser durch paradisische Gegenden, die dem Reisenden, wenn er auch das Schönste der Erde gesehen hätte, immer etwas Neues zeigen! So in der Natur, so in der Kunst! Auch von Göthe und Schiller, diesen Kraftheroen deutscher Dichtkunst, weg zu Sutner, und manche liebliche Blume ist uns neu, überraschend, wir verweilen

dabei, und gewinnen den schlichten Barden mit seinem gefühlvollen Herzen und richtigem Verstande bald so lieb, wie den Alles überflügelnden Geist des Meisters vom Stuhle, vor dessen Größe wir oft zurükschreken müssen.

Von den hier mitgetheilten vermischten Gedichten dürfen wir unbefangen wiederholen, was wir oben ausgesprochen haben; ihre zarte Haltung und ihr richtiges Kolorit ziehen Geist und Herz mächtig an sich. Auch die miteingewebten Balladen und Romanzen (mit Auszeichnung nennen wir seine Türkenfahne und Otto v. Wittelsbach) schließen sich würdig den frühern an. In der Behandlung der alten Versmaße zeigt indeß Sutner eine ungleich größere Macht und Kraft, als in gereimten Gedichten, und ist in dieser Hinsicht unstreitig zu den besten neuern lyrischen Dichtern zu zählen. Die Idyllen sind gemüthlich, wie der Dichter selbst war; warum er aber dennoch seine Lyra mit der Saite der Satyre wieder bezogen hat, obwohl seine Hand sie zürnend abgerissen hatte (verm. Gedichte p. VIII), gibt er Selbstvertheidigung als Ursache an, indem man seine Wahrheitsliebe nur zu oft verdächtigen wollte und verdächtigt habe. Sie erschallen indeß durchdringend in die Ohren der maskirten Welt. Die dieses Werk begleitenden Erläuterungen und Anmerkungen sind in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Zum Fünftenmale trat Sutner „mit Plato's Schüler der Liebe" (München 1831) auf. Dieser ist in 30 Sonetten geschrieben, und den seligen Manen eines Mädchens gewidmet, das ihn einst zu den reinsten Empfindungen begeisterte. Wir können diese Sonette allen frommen Liebenden als ein Geschenk empfehlen, welches der weiblichen Tugend einen Stützpunkt gewährt und den Wolkenvorhang der Sinnlichkeit vor dem reinen Spiegel der edlen Liebe aufrollt. Wie wir hören, befindet sich unter Sutners poetischem Nachlasse dieser Schüler Plato's bis auf hundert Sonette ausgeführt, und sein Erscheinen in dieser veränderten Gestalt wäre vielleicht bald zu gewärtigen.

Der „Minnesänger", eine Legende mit 20 Liedern (München 1835 bei Jaquet), Ihrer Excellenz der Frau Gräfin von Arco Vallei geweiht, ist Sutners sechstes Werk. Die Legende betrifft die Entstehung des Klosters Dietramszell, Sutners Geburtsort, und in dieses poetische Gemälde, mit den Farben einer bessern Zeit und im Geiste des 11. und 12. Jahrhunderts aufgetragen, sind 20 Lieder eingestreut, wodurch der Minnesänger seine Eigenschaft nach seinen verschiedenen Lebensverhältnissen entwikelt. Der Raum erlaubt uns leider nicht, über dieses Geistesprodukt ausführlicher zu sprechen und seine Schönheiten in ein klares Licht zu sezen.

Dieses sind nun Sutners vollständige poetische Werke. Außerdessen lieferte er beinahe tägliche Beiträge in die Münchner Zeitschriften und Tagblätter; kein Ereigniß ging von irgend einer Wichtigkeit vorüber, das nicht von ihm besungen worden wäre, kein Freund von ihm stieg ins Grab, ohne daß er ihn nicht mit, wenn auch nur kurzen Lyratönen begleitet hätte. Auf Subskription hatte Sutner kurz vor seinem Tode angekündigt und die Listen dazu vertheilt, außer auf seinen Theodo (2te Auflage) auf die „Allgemeine Mythologie der Deutschen." Dieses Werk ist im Interesse der Alterthumsfreunde, Künstler und Dichter Deutschlands geschrieben, und hat das ganze alte Germanien im Fache der ältesten Religionsgebräuche zum Gegenstande. Da der Deutsche die Religion seiner Ahnen durch dieses Werk näher kennen lernt, so dürfte dasselbe in keines Literaten und Gebildeten Bibliothek fehlen, um so mehr, da es von einer so tiefen Kenntniß Sutners in der Geschichte Beweise gibt, und die Abbildungen der Götter nach seiner Angabe trefflich ausgeführt sind, und es ist der hinterlassenen Wittwe eine rege Theilnahme von Seite des deutschen Publikums vorzüglich deßhalb zu wünschen, als das Sprichwort auch bei Sutner vollkommen zutraf: Kein Dichter wird reich! *)

Was Sutner als Dichter in formeller Beziehung leistete, haben wir nun nach unsern schwachen Kräften anzudeuten gesucht; allein noch sind die den Dichter wahrhaft bildenden Eigenschaften zu berühren, und welche wahrlich nicht in spekulativer Philosophie bestehen; denn dem Dichter ist

*) Wir nehmen mit dem größten Vergnügen Bestellung darauf an, und bemerken, daß der Subskriptionspreis mit 4 kr. pr. Bogen berechnet wird. Auch jedes Werk der oben angeführten, kann von uns in billigen Preisen bezogen werden. Die Redaktion.

nur die praktische Philosophie nöthig und heilsam; und dichtet er nur aus der Phantasie und für die Phantasie, so bleiben am Ende für die prosaischen Menschen gar keine hellen Gedanken mehr übrig, die eigentlich der Dichter dem Geiste des Lesers durch die Bilder der Einbildungskraft recht lebendig und kräftig darstellen soll. Wir wollen Sutner als praktischen Philosophen, als Geschichtsforscher, als Patrioten, als Christen und Familienvater betrachten, und die Güte dieser Eigenschaften stempelte ihn erst zum Dichter. Poesie, Philosophie, und Religion sind ja die dreifache große Einheit; keines kann ohne das Andere bestehen! Daher bemühte sich Sutner mit der alten und neuen Geschichte ganz vertraut zu werden, wozu ihm seine Sprachenkunde gute Dienste leistete. Wir beweisen dieses schon hinlänglich durch seine historischen Anmerkungen in seinen Gedichten z. B. Karl d. G., Theodo I.; insbesonders aber durch seine Denkschrift am bayerischen Volks-Feste bei Enthüllung des Nationaldenkmales zu Wittelsbach, und durch seine trefflich ausgeführte Stammtafel über die innerhalb den Grenzen des alten Germanien sich niedergelassenen celtischen und scythischen Völker, als Vorarbeit zu seiner ausführlichen Mythologie aller deutschen Völkerstämme, die erst sein Wissen vollkommen an's Licht bringt, wie wir uns durch Lesung des Manuscriptes überzeugt haben.

Wie als Historiker und Philosoph, hat aber Sutner auch als Patriot unsre vollste Hochachtung in Anspruch genommen. Immer, wo es sich um das allgemeine Beste für Fürst und Vaterland handelte, war Sutner sehr thätig, kräftig und wahr. Dieses geht vielmals schon aus seinen Gedichten hervor, denen er als Hauptmotto

„Der Egoisten Zahl ist voll,
Das Vaterland heißt mein Idol" —

vorsezte.

Vorzüglich aber beweisen seinen Eifer für den Ruhm des Vaterlandes und seiner Fürsten die von ihm viele Jahre hindurch besorgten Schriften wegen Errichtung des Nationaldenkmals zu Wittelsbach, wozu insbesondere obenbesagte inhaltreiche und gründlich durchgeführte Denkschrift, von ihm selbst am Tage nach der Enthüllung auf dem Rathhause zu Aichach vorgetragen, den Schluß-Stein liefert, deren Ertrag Sutner für die Schule zu Wittelsbach bestimmte, sowie er schon früher hiefür mehrere große Opfer gebracht hatte. In dieser Schrift sagt er unter so vielen Schönen S. 7:

„Der deutsche Bund muß nicht blos zu Frankfurt thätig seyn, er muß an jedem deutschen Hofe und in jedem kräftigen Manne Deutschlands den rühmlichen Zwek der Eintracht thätig verfolgen und ohne Neid auf den deutschen Nachbar leidenschaftslos die Ehrenbahn des Ruhms wandeln. Wahrer Ruhm stüzt sich nur auf das durch Geseze geheiligte Recht, auf beschworne Verträge und auf die persönlichen Tugenden legitimer Regenten, an welche das Volk durch Liebe und Treue eng verbunden ist."

In dieser hochwichtigen Schrift machte er S. 12 die ritterliche Idee eines zeitgemäßen **Wittelsbacher Bundes** lebhaft anschaulich, dessen erstes Statut er dahin bestimmt:

„Den Pflichten der Ehre, des Gehorsams für den Regenten, der Vertheidigung seiner Person und seiner Rechte gegen alle Feinde, der Treue für das Vaterland und das Gesez zu huldigen; diesem zu Folge den Ruhm des Vaterlandes zu erhalten und zu vermehren, die Gottesfurcht, Menschenliebe, und die reinen Sitten unserer Voreltern wieder in das Leben zu rufen, den Umtrieben auswärtiger Feinde und Emmissäre männlich zu begegnen, jedem Laster offenen Kampf zu bieten, jede **Gefahr** vom Vaterlande und vom Haupte des Monarchen abzuwenden, den Armen eine Hilfe, der Unschuld und den Schwachen eine Stüze, und den Leidenden ein Trost zu seyn u. s. w."

Dergleichen edle Grundsäze legte Sutner in dieser, wie in allen seinen Schriften sich gleich bleibend an den Tag. Wie er aber dachte und schrieb, so handelte er auch. Daher nur bei solchen reelen Gesinnungen kann man in die erschütternden Worte ausbrechen:

„Hier erneuern wir die Gelübde und Eide des Gehorsams, der Treue und aller in das Herz geschriebener Pflichten der Liebe für den Thron und die Würde Bayerns."

„Seinem tausendjährigen Regenten-Stamme das treue Bayern"
„ruft mit uns das weite Vaterland heute an unsers allerdurchlauchtigsten Königs 48. Geburts- und Namensfeste. Lange und glüklich regiere Ludwig I. unter dem allmächtigen Schuze Gottes zum Ruhme des Vaterlandes! Lange blühe der durch Europa verzweigte Wittelsbacher Stamm!"

Solche, unsern Sutner schon seit vielen Jahren charakterisirende Grundsäze bewirkten es allein, daß er sich den edlen Theodor Hubert Freiherrn v. Hallberg Broich zu Hallbergmoos als wahren Gönner und Freund erworben und bis zu seinem lezten Lebenshauch erhalten hatte. Der Magistrat der Stadt Aichach hat ihm die ehrenvollsten Zeugnisse über seine vorzüglichen patriotischen Bemühungen und Aufopferungen für das Wittelsbacher Nationaldenkmal gegeben, und dieser verehrliche Magistrat wird sein Andenken noch lange ehren.

Eben so sehr verwendete sich Sutner für das Monument der vor Sendling gefallenen Patrioten mittelst nachdrüklicher öfterer Aufforderungen. Aber, wie schon gesagt, nicht nur mittelst der Literatur, dem mächtigen Hebel patriotischen Sinnes, sondern vorzüglich durch Handlungen bewies er seinen Patriotismus. Welchen Antheil Sutner an dem Schiksale der Verwundeten und Todten auf dem Schlachtfelde zu Ekmühl genommen hat, zeigen dessen Schilderungen in vier, nemlich am 23., 24., 27., 28. April 1809 und 2. Septb. 1810 gemachten Gängen über das Schlachtfeld in Nro. 59 bis 60 der Zeitschrift Eos v. J. 1826. Das Treffen fiel am 22. April 1809 zwischen halb 2 und 6 Uhr vor. Sutner kann nachweisen, daß er zwei Verwundete am sechsten Tage nach der Schlacht noch vom Tode rettete, und durch die aus eigenem Antriebe angeordnete Beerdigung von 353 Todten, die bereits 7 Tage unbeerdigt auf den Feldern lagen, und auf seine Anordnung in den Wäldern aufgesucht wurden, der Sanitäts-Sicherheit der Dörfer Unter- und Oberlaichling, Ekmühl, Schierling, Paring und Unterdeckenbach wesentliche, und mehreren anderen Ausgezeichneten ganz gleiche, wenn nicht höhere Verdienste sich erworben habe; worüber er einen Akt mit gerichtlichen Dokumenten besaß.

Wenn Sutner sich deßhalb hätte rühmen wollen, so hätte er vorzüglichen Grund dazu gehabt, und würde ihm auch vorzüglichere Ehre und Lohn mit Recht zu Theil geworden seyn. Jedoch ihm hat hier, wie anderseits oftmals, das gute Bewußtseyn gelohnt, und sein Glaube und seine Hoffnung werden ihm jezt die Schäze öffnen, die er sich so oft und reich gesammelt hat.

Aus allen diesem bisher Gesagten wird sich leicht errathen lassen, wie gut Sutner als Mensch, Christ, und Familienvater war. Und so ist es auch. Ich hatte vielmals Gelegenheit, zu beobachten, wie treu er die christliche Gerechtigkeit übte, sein Wort hielt, für seine Familie sorgte und sie liebte, wie gerne er sich dem Mitleid hingab, und deßhalb dem Hilfe Bedürftigen schöne und ungewöhnliche Opfer brachte, weßhalb ihn seine vertrauten Freunde vorzüglich liebgewinnen mußten, und dieses mag auch die Veranlassung gewesen seyn, daß ihm der päpstliche Spornorden verliehen wurde. Auch über seinen Werth als Christ kann ich nicht umhin, einige Beweise zu geben. Wenn ich hier auch seine ohne Namensbeisezung bekannt gemachten philosophisch moralischen und religiösen Schriften nicht näher angeben kann, wo er für Recht, Tugend und Unschuld sprach, oder das Laster geißelte, so kann ich doch bemerken, daß er z. B. den Ertrag seines „Platos Schüler der Liebe" einem Militärwaisenknaben überließ, und eine eigene sehr interessante Abhandlung zur Gründung einer Wittwen- und Waisen-Kasse für Staatsdiener und andere Stände (München, 1833, bei Jaquet) herausgab. Darin sagt er eben so eindruksvoll als wahr: „Ich habe die Armen zum Gegenstande der Würdigung gewählt, die kein Kapital besizen, und größtentheils auch keines erringen können. Daher ich auf edelmüthige Menschen bauen muß. „Es gehört zu des Staates ersten Pflichten, für alle Angehörigen nach Bedürfniß zu sorgen, besonders soll der stärkere Mann das schwächere Weib schüzen, und durch die Erziehung der Kinder, für deren Wohlfahrt zum eigenen Ruhme nach Pflichten

der Natur und der Religion sorgen" u. s. w. So großes Verdienst Sutner den Familienvätern wegen Erfüllung ihrer äußerst schweren Pflichten der Kindererziehung und Sorgfalt nachweiset, eben so sehr rükt er den Hagestolzen ihr Unrecht, ihren Nachtheil, ihre Schande vor die Augen, indem er sagt: „Dem Hagestolzen, den ich nur für einen Halbmenschen halte, der sich das Staatsbürgerrecht mit doppelten Beiträgen erkaufen soll, muß ich das Urtheil der richtig schließenden Vorwelt vor die Augen halten. Nach den römischen Gesezen konnte kein Hagestolz etwas erben. Die Juden hatten Strafgeseze gegen den Hagestolz, und ihre Rabbiner behaupten, nach den Gesezen des Moses sey Jeder nach zurükgelegtem 21. Lebens-Jahre verbunden, zu heirathen, was sie daher zum Gebote machten. Das Gesez des spartanischen Lykurg war den Gegnern der Ehe eben so ungünstig; denn nach ihm galten sie für ehrlos, konnten keinen Theil an der Regirung nehmen, waren von allen bürgerlichen und militärischen Aemtern ausgeschlossen, durften, außer auf besonderen Pläzen, wo das Volk mit ihnen Spott trieb, bei öffentlichen Festen nicht erscheinen" u. s. w.

Sein Gedicht: Karl d. G. und das patriotische Jubiläum unsers unvergeßlichen Königs Max am 16. Februar 1824, wo wir zufällig neben einander als Scharfschüzen ausgezogen sind, sein herzlicher Ruf: Es lebe König Maximilian, den wir zuerst in dem Burghof angestimmt hatten, machte mich mit ihm bekannt, und brachte mich von dieser Zeit an mit ihm in sehr freundschaftlichen und literarischen Verkehr, der seit 11 Jahren nicht auf die entfernteste Art unterbrochen wurde. Leicht bemerkte ich, daß er, wenn ihm durch den treffenden Schwung seiner satyrischen Geißel oder durch Chikanen Unannehmlichkeiten zugingen und er, wie leider so oft der Fall, ein Martyrer der Wahrheit wurde, niemals gegen seine Feinde ein unanständiges, leidenschaftliches Wort geäußert hat, wenn ihm schon Nachtheil zuging, und er bei seinem sehr beschränkten Einkommen mit seiner Familie von 5 Kindern leiden mußte! Wegen seiner beschränkten Lage erlaubte er sich wenige Erheiterungen. Seine tägliche Beschäftigung waren ein beständiger Wechsel seiner Berufsgeschäfte in seinem Bureau, und von da weg in die Arme der Musen, der Poesie und Geschichte und zu häuslichen Verrichtungen. Nur selten machte er Gebrauch von den freundlichen Einladungen der von ihm hochverehrten Herren Grafen von Hund und des edlen Freiherrn von Hallberg zu Hallbergmoos zu wenigen, kleinen Jagden.

Nach den bisher angegebenen Grundsäzen für Recht, Religion und höhere Liebe lebte er strenge, und so fand ich ihn immer zufrieden und wohlgemuthet, niemals niedergeschlagen, und so mag sein Ausspruch in Plato's Schüler der Liebe (p. VI Vorrede) ihm ganz wahr vom Herzen gegangen seyn:

„Man genießt hundertfach, wenn man nur der geistigen Liebe huldigt, die ihren Genuß in vollkommener Verklärung erst jenseits des Grabes findet" — welche ewige selige Verklärung der allmächtige Gott der Liebe ihm, dem nicht unrühmlichen Dichter, Geschichtsforscher, christlichen Menschenfreunde und Familienvater auch zu Theil werden lassen wolle! Joh. Greger.

Romanze.
(Bei Joseph Sutners Tod.)

Es wacht bei stillem Lampenschein
Der Dichter mondbelauscht allein.
Zum kranken Freund dahin, dahin
Zieht ihn der sehnsuchtbange Sinn.

Und zu den Sternen blikt er auf;
Es rinnt der Thränen milder Lauf.
Da weht es leis, und es erscheint
Wie Nebelduft der treue Freund.

Und silberreine Melodie'n
Im Flötenhauch die Luft durchzieh'n;
Den theuern Gast umspielen, wie
Des Regenbogens Farben sie.

Ihn kleidet hehr ein Goldtalar,
Der Lorber rauscht im Lokenhaar,
Von Sternenglut die Wang ist roth.
„O weh! der Busenfreund ist todt!"

Er tritt zum Dichter hin und spricht:
„Um diese Erde weine nicht!
Ich fahr' mit Blumen angethan
Auf gen Walhalla, sternenan.

Es blühen, wo das Leben träumt,
Drei Röslein, die mit Licht umsäumt,
Drei Röslein: Hoffnung, Lieb' und Glaub'
Vergöttern unsern Erdenstaub.

In sel'ge Fluren kehr' ich heim,
Mit Engeln lacht der Erde Keim;
Wo Iris spielt mit Harfenton,
Da lebet erst des Braga Sohn.

Für Theodo und Wittelsbach
Erhielten mich die Saiten wach.
Dort ewig rein der Athem weht
Der Liebe, die ich sang noch spät.

Die Kraft dem König, und wo's noth,
Das Herz dem Freund, die Seele Gott!
So war mein Spruch, so war mein Lied.
„Leb wohl für kurz! die Zeit entflieht!"

Der Dichter strekt nach ihm die Hand.
Er lächelt mild ihm und verschwand,
Umflogen licht vom Morgenroth.
Der Tag brach an. Der Freund war todt!

Obiger.

König Ludwig.

König Ludwig war's von Bayern,
Der in Starnberg scheidend hielt
Auf der Fahrt zu seinem theuern
Otto, Hellas Heldenschild'.
„Nach Verlauf des dritten Jahres,"
Hat Er Wort und Hand verpfänd't,
„Sey zum Horst' des jungen Aares
Meiner Sehnsucht Schritt gewend't."

Kaum läßt München fort Ihn ziehen,
Um des Vaters Leben bang;
Doch der Bitte zu entfliehen,
Heißt Ihn jezt des Herzens Drang.
Und die Bürger schmerzlich sagen
Ihm das lezte Lebewohl,
Wo des Würmsee's Wogen schlagen;
Und die schlagen dumpf und hohl.

König Ludwig steigt vom Wagen,
Geht ins Postgebäud' und schreibt,
Seiner Kön'gin Trost zu sagen,
Die der Trennung Schmerz betäubt.
Und den lieben Brief umwand Er
Mit der Küsse Siegel dann;
In der Bürger Mitte stand Er,
Und der Hohe sann und sann.

„Betet für Mich, ihr Getreuen,
Und die Flut, die Ich betret',
Wird zum Demantpfad' sich feien;
Auch für euch glüht Mein Gebet."

Edler Männer Antliz' weinend,
Schöner Anblik, der beglükt!
Diese, ihre Seufzer einend,
Fast der Schmerz zu Boden drükt.

Und der König nimmt vom Tische
Ein Gebetbuch, tief gerührt;
Lehnt Sich in des Fensters Nische,
Sonnenzu Sein Geist Ihn führt.
Von der Welt vier lezten Dingen
Liest Er ohne Unterlaß;
Ernste Bilder Ihn umringen,
Und Sein blizend Aug' wird naß.

„Bayern, Bayern, schöne Erde,
Du Mein süßes, höchstes Gut!
Gott mit dir, und Mein Gefährte!
Wir vertrauen seiner Hut."
Spricht's, und in den Wagen steigend,
Winkt Er milden Abschiedsgruß,
Lächelt Jedem, sanft Sich neigend;
Und fort ist ihr Genius.

Wo Sein König drin gebetet,
Ist dem Mann' ein heilig Gut,
Von dem Sammet reich umröthet,
Es bei seinem Golde ruht.
Später Enkel wird es feiern,
Feiern wird es weites Land:
König Ludwig war's von Bayern,
Dem es lag in frommer Hand.

August Greger.

An König Ludwig von Bayern bei seiner Reise nach Griechenland.

Ja, beten wollen wir für Dich,
Mein König —, Vater, Herr!
Ach gerne wird ein Jeder sich
Aufopfern Dir zur Ehr'!

Ja, beten wollen wir für Dich
Im demuthsvollen Sinn:
Ach, jeder Bayer gibt, wie ich,
Für Dich sein Leben hin.

Ja, beten wollen wir für Dich
Zum höchsten König', Gott.
Der ew'ge Herr erbarmet sich
Und hilft aus jeder Noth.

Hilf, hilf, o Schöpfer, Deiner Welt,
Erhör' die Pilgerschaar!
Lenk' Alles so, wie Dir's gefällt;
Sieh unsern Dankaltar!

Sieh unsre Herzen lichterloh,
Mit Inbrunst flehen wir:
„Ach, mache Seine Lande froh!"
Denn Hilf' ist nur bei Dir.

Er ziehet durch das weite Meer;
Nicht ist es Frevelthat!
Er stellt der Herzen Frieden her,
Er gibt zur Eintracht Rath.

Er gab dem Wohl, der Freiheit Er
Schon lang Sein liebend Herz.
Dieß zieht Ihn über Land und Meer;
Ihn schrekt nicht Furcht, nicht Schmerz.

Mit Ludwig ist ja Gottes Heil,
Nicht eitel ist Sein Sinn.
Ihm wird der Segen stets zu Theil,
Zieh' denn mit Gott dahin!

Mit Gottes Segen ziehe hin!
Mit Sehnsucht Otto harrt,
Bekehr' des Volkes falschen Sinn
Zur Treue bester Art!

Ein Funke sprengt den Pulverthurm;
Ein Volk hört Eine Stimm';
Ein Wort, es dämpfet Meeressturm,
Ist Gott der Herr mit Ihm;

Und Gottes Segen folget Ihm
Stets machet glüklich Er
Und Seraphim und Cherubim
Sind Ihm ein treues Heer.

Zieh' hin nach Gottes ew'gem Schluß!
Bring Otto, Deinem Sohn',
Von einer ganzen Welt den Gruß,
Befest'ge Seinen Thron!

Johannes Greger.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen

Fein bedächtig!

„Fein bedächtig!" sagte eine verständige Mutter zu ihrer Tochter, die, das Näschen hochtragend, lachend und leichtfertig umherspringt, aus dem Vorzimmer in den Saal, aus dem Saale in das Vorzimmer, die Leute hüpfend anhört, und sie halb versteht, und dann zu ihrer Mutter läuft, um sich von ihr die Grobheiten erklären zu lassen, die man ihr gesagt, und die sie verdient hat . . .

„Fein bedächtig!" mein Töchterchen! wenn ich auch so flatterhaft wäre, wie du, auf Dinge antworten wollte, die ich nur halb hörte, und ähnliche unkluge Streiche machte, so würden wir Beide, du und ich im Tollhause enden. Und wer sollte für deinen kranken Vater und deine noch unerzogenen kleinen Brüder sorgen; aber das Töchterchen hat schon an dieser Lektion genug, und hüpfte davon, um nur nicht weiter zu hören.

„Fein bedächtig!" sagte ein sparsamer Vater zu seinem Sohne, der ihn um Geld anspricht, „in einer Woche hast du so viel verthan, was für einen Monat reichlich ausgelangt hätte. Wenn ich alle deine Wünsche befriedigen, deinen Thorheiten genügen wollte, so müßte ich mich entschließen, im Jahre nur zwei Monate lang zu leben; denn weiter würden meine Revenüen nicht hinreichen, oder ich müßte Bankerott machen, und die Leute betrügen." Der junge Verschwender sieht dieß ein und fängt an, in sich zu gehen.

„Fein bedächtig!" in Geschäften; es ist das einzige Mittel, sie so glüklich als schnell zu beendigen.

„Fein bedächtig!" um unsere Vergnügen, nichts ermüdet und sättigt so sehr, als sie.

„Fein bedächtig!" in unsern Neigungen, wenn wir wünschen, daß sie von Dauer seyn sollen.

„Fein bedächtig!" wenn ihr ein krankes Herz ausforschen wollt. Das soll nicht heißen: seyd langsam in Unterstüzung eines Unglüklichen; wohl aber: thut es mit Vorsicht. Es ist leicht, Jemand zu helfen, aber schwer, es auf die rechte Weise zu thun; und für ein zartes und krankes Herz ist die Art und Weise, wie man gibt, oft weit heilsamer, als die Gabe selbst. Wollt ihr euern Freunden wahrhaft nüzen: so geht fein bedächtig zu Werke; das will nicht sagen, seyd lau in der Freundschaft, wohl aber, seyd besonnen in eurem Eifer. — Ein unvorsichtiger Eifer hat oft mehr Unheil angestiftet, als der entschiedenste Haß.

Maß und Ziel.

Niemals zu viel. Harpagon hat niemals zu viel Geld, der Kaufmann nie zu viel Gewinnst, der Advokat nie zu viel Prozesse, der Arzt nie zu viel Kranke, der Ehrgeizige niemals zu viel Titel und Ehrenbezeugungen, die Großen nie zu viel Schmeichler, die Koquetten nie zu viel Liebhaber, die Lekermäuler nie zu viel Appetit. Inzwischen scheint es doch, daß der Mensch, der unglüklich wird, zu viel Begierden, Ehrgeiz, Luxus, Eitelkeit, u. dgl. gehabt hat.

Marianne Strüf

ist im Münchner Tagblatte Nro. 321 folgendermassen angerühmt:

Literatur für weibliche Erziehungsanstalten.

Das, eine große Theorie und Erfahrung umfassende Werk, unter dem Titel:

Marianne Strüf,

oder Anleitung zu einer geregelten Beaufsichtigung und Führung einer städt'schen und ländlichen Hauswirthschaft für Frauen und Töchter jeden Standes — (2 Bände gr. 8 52½ Bogen stark.) ist nun in der P. Balz'schen Buchhandlung zu Stuttgart mit wahrhaft typographischer Eleganz erschienen, und in allen Buchhandlungen — besonders aber bei Karl Gerold zu Wien in Commission zu haben.

Indem wir uns beeilen, dieses in jeder Beziehung klassisch zu nennende Werk, das seinen, gemäß öffentlichen Blättern, eingenommenen hohen Rang nie verlieren wird, dem verehrlichen Publikum, allen theilnehmenden Pädagogen und weibliche Erziehungsanstalten ꝛc., anzuzeigen, glauben wir keineswegs, ein Empfehlungswort ꝛc. nöthig zu haben, um damit der verehrlichen Stuttgarter-Buchhandlung zu diesem gemeinnüzigen und schönen Werke Glük zu wünschen, da dieselbe in einem zahlreichen Absaze gewiß allgemeinen Dank findet; sondern wir glauben vielmehr, zum Besten des praktischen Erziehungswesens im Vaterlande der in bescheidener Zurükgezogenheit in München lebenden gefeierten Verfasserin, dem Fräulein Anna Fürst, der Tochter des von allen Kulturfreunden des fernsten Auslandes hochgeehrten und zu den verdienstvollsten Männern Bayerns zu zählenden Gründers und Vorstandes der prakt. Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf, Hrn. J. E. Fürst ꝛc., vorschlagen zu dürfen, einen ihrer umfassenden und dem Bedürfnisse der Zeit in jeder Beziehung entsprechenden Ausbildung angemessenen Wirkungskreis als Institutsaufseherin, vielmehr Vorsteherin, Lehrerin ꝛc. zur gefälligen Wahl als künftigen Beruf zu ergreifen, und nach ihren edelmüthigen und richtigen Lebens- und Erfahrungs-Grundsezen auszufüllen. *****r.

Die geehrten Leser unserer Blätter dürften durch solch mehrseitige unpartheiische Anpreisungen dieses Familien-Haus-Buches in den Stand gesezt seyn, dasselbe als ein Werk zu erkennen, welches für jede Haushaltung von größtem Nuzen seyn wird und daher auch in keiner fehlen soll. — Es ist das Werk eines vieljährig eisernen Fleißes, und wurde von der Verlags-Handlung mit Kupferstichen in höchster Eleganz ausgestattet.

Den Ankündigungs-Prospektus nochmal beilegend, bemerken wir blos, daß nun alle neun Hefte (2 Bände bildend) in jeder Buchhandlung vollständig zu haben seyen. Möge dieses Familienbuch recht vielen Frauen und Töchtern zum Neujahrsgeschenke gewidmet werden, und in alle Haushaltungen Freude und Nuzen bringen!

Die Redaktion.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue

Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 51. 24. Dezember 1835.

Inhalt: Korrespondenz-Veröffentlichung. — Testament eines Rechenmeisters. — Vernünftige leben nach den Sitten ihrer Zeit.

Korrespondenz-Veröffentlichung.

Regensburg, den 15. Dez. 1835.

. . . Ob mein Sonett an die Fürsten von Lichtenstein *) eine Wirkung gemacht habe, ob es wirklich gewürdiget, oder nicht einmal höchster Orten gelesen wurde, kann ich Dir nicht sagen; aber ich erhielt Alles: Gemälde und Bücher, erst nach mehreren Monaten ohne Antwort zurük!

Daß ich es dabei nicht bewenden lassen soll, sagt mir immer eine innere tröstende Stimme, und ermuthigen mich mehrere gute und verständige Freunde, besonders da dieses Pergamentgemälde von vorzüglichem Werthe an Alter, interessanter Darstellung und Geschichte ist, auch mir unlängst ein Kunsthändler sechs Karolin dafür geboten hat, ohne daß ich es hinzugeben mich hätte überwinden können, so sehr mir der tägliche große Bedarf für neun Kinder, die monatlich 100 fl. zur Erziehung für den Staat kosten, es angerathen hätte. Und nun, da ich Dir zur Ansicht das Bild selbst wegen des zu theuern Porto's und anderer Fatalitäten der Posten nicht senden, und irgend einem zweiten unglüklichen Zufall aussezen kann, sende ich Dir eine kritische Erklärung desselben, wie folgt:

Der dem Auge des Anschauers die völlige sehr ausdruksvolle Gesichtsseite zukehrende Bischof Carl v. Lichtenstein mit dem Chorrok und Muzet bekleidet und dem Pektoral umhangen, sizet unter einem Baldachin, welcher mit roth und weißen Dreieken versehen, und in der Mitte mit dem Lichtenstein'schen Wappen geziert ist, in einem Ehrengebäude von sieben Säulen, auf welchen die mit einer Grafenkrone bedekten, zwischen zwei Palmenzweigen sich befindlichen sieben Buchstaben CAROLVS ruhen.

Zwischen den Säulen sind vier in der Luft schwebende Genien, die das Pastoral, die Inful, den Fürstenhut und das Schwert tragen.

Ueber dem Bischofe sind zwei schwebende Engel, welche einen ovalen Schild (in welchem ein Fürstenmantel nebst einem Lorberkranz sich befindet) tragen, welcher (wie oben im Baldachin durch das Wort Sapientia angezeigt wird:) die Weisheit, als eine Gabe des göttlichen Geistes bezeichnet, um anzuzeigen, daß dem Carl von Lichtenstein, als dem weisesten, der Fürstenmantel nebst dem Lorber vor allen anderen zu wählenden Domherren gebühre.

Unten zur rechten des Bischofes sind folgende drei Gaben des heiligen Geistes, als nemlich: Timor Domini (die Furcht Gottes), in einem Schilde von einem weißen Löwen gehalten, Pietas (die Gottseligkeit) in einem Schilde, den ein rother Löwe hält. Scientia (die Wissenschaft) in einem Schilde, den ein mit einem goldenen Sterne bezeichneter Adler hält.

Zur linken Seite des Bischofes sind die übrigen drei Gaben des göttlichen Geistes, als: Fortitudo (die Stärke) in einem Schilde, von einem Adler mit einem goldenen Sterne bezeichnet gehalten; dann Intellectus (der Verstand) in einem Schilde, von einem rothen Löwen, und endlich Consilium (der Rath) in einem Schilde von einem weißen Löwen gehalten, in sofern also anzuzeigen, daß dieser Fürst mit allen Gaben des göttlichen Geistes begabt gewesen sey.

Oben, wo die Säulen zusammen gehalten werden, steht: „Sedet in Cathedra Princeps sapientissimus.“ 2. Reg. 23.

*) Die Redaktion theilt solches den verehrlichen Lesern, welche die Gregersche, sehr verdienstvolle, „Sammlung der Sonette bayer'scher Dichter“ nicht besizen, hiemit aus dem 4. Bändchen S. 338 mit:

Die Fürsten von Lichtenstein.

Wie vor Aeonen Eure Heldenahnen
In goldnem Tugendpanzer hell erglänzen,
So hemmen Euren Ruhm noch keine Gränzen.
Stets weiter schreitet Ihr auf Sternenbahnen.

Die Tapferkeit schwingt Eure Löwenfahnen,
Und schmükt sie mit des Sieges Lorberkränzen.
Kein andrer Glanz kann Euer Licht ergänzen;
Nur Thaten hehr an Eure Größe mahnen.

Auf dieses Lichtsquells sonnenhellem Grunde
Ward Euer edler Namensstamm gebildet.
Er bringt das Hohe später Zeit zur Kunde.

Mit lichtem Stein seyd Ihr im Reich beschildet;
Aus edlem Demant ward die lichte Krone.
Ein Felsen steht Ihr an des Kaisers Throne!

Im Hintergrunde ist eine angenehme Gegend, wo man zur Rechten des Bischofes ein Kloster, und in einiger Entfernung auf einer Anhöhe eine Stadt oder einen Fleken mit Thürmen erblikt; unweit davon ist ein Schloß, oder eine Schwaige; hinter dem Bischof ein prächtiges Lustschloß. Zu seiner Linken ist in weiter Entfernung ein Schloß auf einem Berge, sodann im Thale ein Kloster, und unweit demselben eine Stadt, welche Orte aber nur Derjenige benennen könnte, der die Lokalität oder geographischen oder historischen Notizen damaliger Zeit kennt.

Oberhalb dieses Ehrengebäudes sind zwei schwebende Genien, von denen einer Dörner, der andere aber eine Lilie in der Hand hat, und welche einen auf sieben Säulen erbauten Tempel tragen, in welchem die göttliche Mutter, das Jesuskind auf dem linken Arme tragend, auf einem gothischen Stuhle sizt. Die Säulen sind mit Schilden geziert, wovon die drei zur rechten Mariä Opferung, Heimsuchung und Empfängniß, die drei zur linken Mariä Geburt, Reinigung und Verkündung, der mittelste aber Mariä Himmelfahrt enthalten.

Um das obere Gesimms des Tempels steht „Sapientia aedivicavit sibi domum." Proverb.

Der Plafonde des Tempels ist mit Strahlen erfüllt. Zu oberst ist Gott Vater nebst dem heiligen Geist, als Taube gestaltet, mit Strahlen umgeben in den Wolken, und etwas weiter unterhalb zwei Engel in den Wolken, welche die Herrlichkeit Gottes anbeten.

Hiebei kömmt noch zu bemerken, daß obengenannter Fürst Carl v. Lichtenstein i. J. 1664 zum Bischofe von Ollmütz erwählt wurde, und i. J. 1695 starb. Dieses zur Bewunderung fleißig und schön gemalene werthvolle Bild ist daher, sollte es auch gleich nicht auf seine Wahl, was doch zu muthmassen ist, gemalt worden seyn, doch schon sehr alt. Der mit weißen und rothen Spizen oder Dreieken versehene Baldachin und die zwei Adler, welche mit einem goldenen Sterne bezeichnet sind, gehören zum Ollmützischen Wappen, die vier Löwen, wovon zwei von Silber und zwei roth sind, zum Fürst Lichtenstein'schen. Dieses ist aus den Münzen des Bischofs abzunehmen. Bucelin rühmt sowohl in der Dedikation zum 4. Thl. seines Germania, topo-Chrono-stimalographica, sacra et prof. a. 1678, als in dem darin befindlichen Episcop. Mor. p. 10., daß sich durch Carls von Lichtensteins treffliche Anstalten das durch den 30jährigen Krieg sehr verödete Bisthum wieder erholet, und er die abgebrannten und verfallenen Kirchen an verschiedenen Orten von Grund aus wieder aufführen habe lassen ꝛc. Kohler T. XIV. 108. Wahrscheinlich deuten die im Hintergrunde sich befindlichen Gebäude auf die Worte des Bucelin, welche gleichsam die Ehrenpforte des höchstverehrten Bischofs schmüken.

Hieraus magst Du nun ersehen, daß dieses Kunstbild einen vorzüglichen Werth für die Durchlauchtigste Familie der Fürsten von Lichtenstein habe, und da Du in den k. k. österreichischen Staaten mehr als (ich sage es ungern) in Bayern bekannt bist (Nemo in patria sua propheta), so würdest Du mir eine große Freundschaft erweisen, wenn Du mir den Weg bezeichnen würdest, auf welchem ich dieses Gemälde zu hohen Fürsten-Handen bringen kann; denn es wäre Schade, wenn ein solches Familiendenkmal, welches ich vor 20 Jahren auf eine sehr merkwürdige Art seinem Untergang entrissen habe, nicht doch einmal in eine ihm würdige Walhalla eingeführt werden sollte!

Schließlich muß ich Dir in Hinsicht auf meine ganze Sonettensammlung überhaupt gestehen, daß, so beschwerlich diese Liederfahrt nach dem mir aus patriotischem Antriebe vorgestekten Ziele gewesen ist, eben so unangenehm auch das Rasten am mühesam erreichten Ziele wäre, wenn ich nicht gelernt hätte, mich über die Urtheile einiger, nur mit ihrem eigenen Pomp liebäugelnder Emporkömmlinge hinwegzusezen, und mich nicht doch zehn erfreuliche Urtheile weniger Gönner und Freunde, aber von desto mehr überwiegendem Gehalte, über meine großen, patriotischen Aufopferungen für ein nicht unnöthiges und einst mehr zu beachtendes Werk getröstet hätten. Gott lohne es ihnen! Zu diesen leztern gehörst auch Du, alter Bruder meines Herzens!

Lassen wir daher diese schwachen Erdlinge in ihrem Eigendünkel; wir können dem Strom der überspannten und also bald sich selbst wieder abspannenden Zeit doch nicht entgegen schwimmen; wollen wir lieber auf unserm sichern, wenn schon umstürmtem Felsen ausharren, sollten sogar schwere Leiden und Mangel uns drüken: uns entschädigen ja doch die Blike voll Vertrauen zu den Sternen, welche unwandelbar und lieblich über uns walten.

Lebe mit allen Deinen Lieben recht wohl, grüße mir vielmal Deine brave Marianne Strük, Deine würdige, verdienstvolle Tochter, und sey überzeugt, daß Du mich immer bei guter Laune finden wirst, wenn auch hier Alles mir kalt und hart, wie die donnernden Eismassen an unsrer steinernen Brüke, entgegen kommt. Und so war und bleibe ich mit alter Freundschaft, Liebe und Hochachtung

Dein

Unveränderänderlicher Freund und Bruder

Johannes Greger.

Von dieser Zuschrift meines alten treuen Freundes, des in meinen Blättern durch seine patriotischen und land-

wirthschaftlichen Schriften, besonders durch seine in den Jahren 1828, 1829 und 1830 zu Miesbach gefeierten Industriefeste, welche nun selbst die Residenzstadt im Großen nachgeahmt hat, schon rühmlich bekannten ehem. Landgerichtsassessors, und dermaligen Kreis- und Stadtgerichtsrathes Johannes Greger zu Regensburg, wußte ich keinen bessern Gebrauch zu machen, als daß ich sie (mag auch mein Freund über diese Profanirung seiner mir anvertrauten Geheimnisse ein wenig zürnen) in der besten, unbefangensten und einzigen Absicht der Oeffentlichkeit übergab, damit seine Angelegenheit einen Gönner finden möge, der ihm eine Magnetnadel und die Anweisung an die Hand gibt, damit nach dem Hafen seiner Wünsche steuern zu können. Fürst.

Berichtigung.

In der lezten Strophe des Gedichtes „König Ludwig" im lezten Blatte Seite 399 ist zu lesen:

Von dem Sammet weich umröthet — statt reich umröthet.

Testament eines Rechenmeisters.

Fortunatus Dreynull, ein Rechenmeister zu Straßburg hinterließ ein Testament, in welchem er Folgendes erzählt und verordnet: „Mein vielgeehrter Großvater, Prosperus Dreynull unterrichtete mich im Schreiben und Rechnen. Als ich kaum 8 Jahre alt war, bewies er mir einst, daß, wenn man die Interessen jährlich zum Kapitale schlage, sich dasselbe in hundert Jahren um hundert und dreißigmal vermehrt habe. Die Aufmerksamkeit, mit welcher ich ihm zuhörte, schien dem alten Manne zu gefallen; er zog plözlich 24 Livres (ein Livre 28 kr.) aus der Tasche, und sagte mit einem Enthusiasmus, der mir noch jezt vor Augen schwebt: „„Mein Kind! erinnere dich, so lange du lebst, daß mit Oekonomie und Rechenkunst dem Menschen nichts auf der Welt unmöglich ist. Hier schenke ich dir 24 Livres, trage sie zu meinem Freunde, dem Kaufmann, der aus Gefälligkeit für mich sie in seinen Handel nehmen wird. Jährlich sollst du die Interessen dazu schlagen, und dann einst bei deinem Tode für die Ruhe deiner und meiner Seele eine fromme Stiftung davon gründen. —"" „Ich habe seinem Befehle gehorcht. Aus den 24 Livres sind seit jener Zeit (in 62 Jahren) 500 geworden, die ich kraft dieses in fünf gleiche Theile dividire und verordne, daß sie, gleich der Stammsumme meines Großvaters, immerfort multiplizirt werden sollen, jedoch also, daß alle hundert Jahre ein Fünftheil gehoben und angewendet werde. Das erste Fünftheil wird in hundert Jahren betragen 13,000 Livres, für welche ein Morast urbar gemacht werden soll, der neben meinem Geburtsdorfe liegt. Hundert Jahre später wird das zweite Fünftheil 1'700,000 Franks betragen; von dieser Summe sollen 80 Preise gestiftet werden, zur Aufmunterung der Wissenschaften, Künste, des Akerbaues 2c. — Hundert Jahre später ist das dritte Fünftheil bis zu 220'000,0000 Frks. angewachsen. Hievon sollen im ganzen Reiche 100 patriotische Leihhäuser angelegt werden, welche jedem fleißigen und redlichen Bürger ohne Interesse Vorschüsse machen. Ferner soll man in den vornehmsten Städten 12 Museen und 12 öffentliche Bibliotheken gründen. Jede derselben soll 10,000 Livres jährliche Renten haben, um 40 verdienstvolle Gelehrte zu unterhalten. — Hundert Jahre später wird das vierte Fünftheil 30 Milliarden betragen. Hievon sollen 100 neue Städte gebaut und jede mit 150,000 Menschen bevölkert werden. Man könnte einwenden, daß in ganz Europa nicht so viel baares Geld vorhanden sey, aber ich überlasse den Exekutoren meines Testamentes, das Geld nach Belieben in Immobilia zu verwandeln. — Endlich das lezte Fünftheil wird nach Ablauf von 500 Jahren bis auf 3900 Milliarden gestiegen seyn. Hievon sollen zuerst unsere eigenen Staatsschulden und dann, wenn es zureicht, die Schulden der Engländer bezahlt werden, aus Dankbarkeit für Newtons schönes Werk, „die Universalrechenkunst" betitelt. Die Exekutoren des Testaments, sechs an der Zahl, sollen aus den redlichsten Männern gewählt werden, und jeder soll, sterbend, seinen Nachfolger ernennen. Für ihre Bemühung mögen sie bei Hebung des vierten Fünftheils einen kleinen Bruch von 32'000000 unter sich theilen!."

Vernünftige leben nach den Sitten ihrer Zeit.

Es gibt eine Volkssitte aus dem Kerne des Nationallebens, die man achtet, und eine oberflächliche Modesitte, der man immer widersteht und kämpfend in den Weg tritt.

Nüzliche Mittheilungen, Anekdoten, Abschnizeln, Einfälle und Bekanntmachungen

Edler Wettstreit.

In einer gewissen Stadt eilte ein armer Handwerksbursche schnell zum Thore hinaus, weil man schon die Sperre läutete. Unterwegs begegnete ihm ein alter Greis, der ebenfalls, um einen Kreuzer zu ersparen, nach Möglichkeit eiligst aus der Stadt gehen wollte. Allein seiner Schwachheit wegen konnte er nicht fortkommen, und es war traurig anzusehen, wie er um eines Kreuzers wegen seine lezten Kräfte anstrengte. Der junge Handwerksbursche sah den alten Mann, wie er sich zerarbeitete, fortzukommen. Guter Alter, sagte er, ich will Euch gerne helfen, gebt mir Euern Arm. Der Jüngling führte den Greis, allein sie hatten doch zu lang gezögert. Das Thor war gesperrt, als sie kamen. Der Greis fing an bitterlich zu weinen. „Guter Bursche, sagte er, ich habe mir heute den ganzen Tag nicht mehr als zwei Kreuzer erbettelt und nun ist die Hälfte dahin. Ich armer, alter Mann! „Sorge dich nicht, alter Vater," erwiderte der Handwerksbursche, ich habe 6 Kreuzer, ich bin noch jung, ich werde bald Arbeit bekommen, da hast du all mein Geld. Laß dir eine Maß Bier holen und thu dir etwas zu Gute, ich kann wohl ein Paar Tage hinbringen. Hierauf zahlte er den Sperrkreuzer, und sie gingen zum Thore hinaus. Außer dem Thore zankten sie sich immer noch aus Herzensgüte. Der Alte wollte das Geld nicht nehmen, sich nicht satt essen und jenen hungern lassen. Zu diesem edlen Streit kam ein Grenadier, der auf der Wache war und ihnen schon eine Weile zuhörte. „Ha Brüder! rief er, was seyd ihr für ehrliche Kerls, und eine Thräne fiel ihm auf seinen Schnurrbart. Ich will den Ausschlag geben. Hier habe ich einen Zwanziger erspart und wollte am Sonntag mit meinem Mädchen zum Bier gehen, aber ich lasse das Bier und den Tanz, wenn solche ehrliche Kerls sollen Noth leiden. Da habt ihr den Zwanziger und macht mir nicht viel Flausen. Der Greis und der Handwerksbursche standen wie versteinert über diesen Schiedsmann, und ein Dank vom Herzensgrunde war Alles, was sie ihm antworten konnten, der Grenadier aber eilte nach der Wachstube und trällerte sich ein Lied vor mit vergnügter Seele. Wer hat hier den Andern an Edelsinn und Gutmüthigkeit übertroffen!

Jeremiade eines Kurzsichtigen.

O ich armer, armer Wicht!
O du schwaches Augenlicht,
Daß ich keinen Menschen kenne,
Und mich doch nach ihnen sehne.

O du dunkler, dunkler Blik,
Haßt mich denn noch jedes Glük?
Kann nicht zarte Blumen finden,
Sie der Ungerechtigkeit nicht binden.

O du liebe Jugendzeit,
Von dem Nachtgeschäft' befreit.
Darfst nach holden Mädchen sehen.
Ich, ich kann nicht Rede stehen.

Alles trägt jezt Nasen hoch,
Könnte ich deßgleichen doch —
Aber Brillen drüken nieder
Nase mir und Augenlieder.

Schnell ist Mancher im Gebet',
Dem die Nase höher steht.
Ich muß lange, lange schielen,
Meines Nächsten Lieb' zu fühlen.

O ich unglükseliger Mann,
Der ich kaum verstehen kann,
Was die Hellen schon vergassen,
Mühsam meine Brillen fassen.

Alles ist von Mode voll,
Nur das Glük ist blind und toll.
Gott! gib mir nur beß're Augen,
Die zur edlen Mode taugen!

Immer steigt mein Rüken sehr,
And're geh'n gerad einher.
Fürchten Niemand, opponiren;
Ich Halbblinder muß pariren.

O welch Gut ging mir dahin!
And're haben frohen Sinn;
Ich mit meinen kurzen Bliken,
Kann durch Zeichen nicht beglüken.

Herr! nur scharfe Augen mir,
Keine Gabe wieder hier.
Aus den faltenreichen Herzen
Find ich so nur bitt're Schmerzen.

Nachbar hat ein gut's Gesicht,
Immer er von Andern spricht.
Ich! ich weiß nur mein Gebrechen,
Darf ich wohl von diesem sprechen?

Doch ich schweig, das schwache Licht
Ist vom Tugendreiche nicht.
Könnte in den harten Tagen
Mir Beförderung versagen! —

E. G. D.

Drukfehlerberichtigung.

In Nro. 37 dieser Blätter d. Js. ist
Seite 290, Spalte 1, Zeile 11, von oben statt:
sogleich — zugleich, und
Seite 291, Spalte 1, Zeile 4 und 5 von oben statt:
in dem Schooße ruhender Mineralien — in dem Schooße der Erde ruhender Mineralien,
zu lesen.

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.

Neue
Bürger- und Bauern-Zeitung.

II. Jahrgang. Nro. 52. 31. Dezember 1835.

An die geneigten Leser.

Sie haben nun, geehrte Leser, hiemit zwei volle Jahrgänge dieser Zeitschrift in Besiz, und der tägliche Zuwachs neuer Abnehmer gibt uns den sichersten Beweis, daß sich unsere gemeinnüzige Absicht mit Herausgabe dieses Volksblattes einer allseits beifälligen Anerkennung zu erfreuen habe. Ein politisches Neuigkeiten-Blatt lieferten wir freilich nicht; Sie haben wohl ein dergleichen anderes gelesen. Welches hat aber für die Zukunft mehr bleibenden Nuzen?

Wir haben nach dem Verdienste gestrebt, Ihnen, geneigte Leser, einen Werth zur Hand zu liefern, der nicht auf die Barometer-Veränderung der Tags-Neuigkeiten beschränkt ist; und mit demselben Interesse, wie Sie, mögen auch noch Ihre Kinder und Kindes-Kinder aus unseren Blättern hauswirthschaftlichen Nuzen und belehrende Unterhaltung schöpfen.

Sollten irgend einem Leser einzelne Blätter nicht zugekommen oder zu Verlust gegangen seyn, so ersezen wir die fehlenden gerne gratis, wenn sie durch irgend eine Post oder Buchhandlung von uns nachverlangt werden. Denn wir wünschen, daß Sie jeden Jahrgang vom Buchbinder complett und sauber einbinden lassen.

Zugleich bringen wir zur Kenntniß, daß mit diesem Blatte auch bereits die erste Numer für das Jahr 1836 bei allen Postämtern und Buchhandlungen eingetroffen sey und dort gegen gewöhnliche Abonnements-Gebühr in Empfang genommen werden könne. Zahlreich gewonnene neue Mitarbeiter in allen Ländern verbürgen stete Steigerung eines gemeinnüzlichen und interessanten Inhalts.

Die Herausgeber.

Der Zollverein.

„Wie geht's, Herr Nachbar?“ „Schlecht! Der Zollverein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ — Diese Antwort hören wir nicht selten von manchem Gewerbsmanne. Nun will ich meinen Lesern einmal zeigen, wie der Zollverein so manchen Gewerbsmann ruinirt. — Vormittags 8 Uhr steht Herr Z . . . auf, und geht in's Kaffeehaus zum ersten Frühstük. „Das sind schlechte Zeiten!“ seufzt er; „der Zollverein ruinirt mein Gewerbe!“ — Er spielt einige Partieen Schach oder Domino, verliert einige Zwanziger, und klagt: „Der Zollverein ruinirt mein Gewerbe!“ — Es schlägt 10 Uhr; der Kaffee hat einen öden Magen gemacht, der Nachbar meint: ein Glas Burgunder könnte Alles wieder in Ordnung bringen, und Z. findet das sehr begreiflich, er geht mit, und eine Bouteille rothen Weins nebst einigen Karbonadln rutschen als zweites Frühstük behaglich über die Zunge, die bei dem lezten Bissen ruft: „Schlimme Zeit! Der Zollverein ruinirt mein Gewerbe!“ — Die Mittagsstunde ruft Herrn Z. nach Hause, wo der gedekte Tisch schon seiner harrt, jedoch die Frau bringt nur eine fette Gans auf den Tisch, während Herr Z. einen Indian erwartete; allein die Frau erklärt dem Herrn Gemahl, daß jezt die Indianer zu theuer seyen, und Z. brummt in den Bart: „Ja, ja, der Zoll-Verein ruinirt mein Gewerbe!“ — Nach Tische muß man ein Schläfchen machen, denn das trägt zur Verdauung bei; Herr Z. strekt sich gemüthlich auf das Kanapee, schlummert sanft ein, und es träumt ihm: der Zollverein ruinire sein Gewerb! — Es schlägt 3 Uhr, Herr Z.

erwacht; die Gans war etwas gut gesalzen, die Zunge lechzt vor Durst; man stekt die Pfeife zu sich, und geht in's Wirthshaus. „Wie geht's, Herr Z.?“ — fragt dort ein Bekannter. „Schlecht,“ antwortet Herr Z.; „ich arbeite vom frühen Morgen bis in die späte Nacht; allein der Zoll-Verein ruinirt mein Gewerbe!“ — Um sich diesen Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, arrangirt man eine Tarrok-Partie, und nach 4 Stunden sind 3 fl. verloren! „Ja, ja, der Zollverein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ seufzt Herr Z., stekt seine ausgebrannte Pfeife ein, und geht auf ein Kaffeehaus, dort ein Paar Portionen Rehbraten mit Sellerie-Salat zu verzehren. Herr Z. ist ein guter Billardspieler, er macht einige Partieen a la Guére mit, gewinnt aber zufällig nicht Eine Partie, wirft daher den Queue unwillig weg, und flucht: der verwünschte Zollverein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ — Als Mitglied einer Privatgesellschaft, in welcher man heute Abends musikalische Unterhaltung gibt, darf Herr Z. nicht fehlen; es ist 8 Uhr vorüber, und Herr Z. geht zur musikalischen Unterhaltung. Noch einige Gläser Bier machen den Verdruß der verlornen Billardpartieen vergessen, doch bei dem ersten Glase Punsch spricht Herr Z. halblaut zu sich selbst: „Der Punsch wäre sehr gut, allein der Zoll-Verein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ — Ein halb Duzend Gläser Punsch bringen Herrn Z. in eine heitere Stimmung; man lobt die neuangekommenen Austern des italienischen Früchten-Händlers; i nu, fünfzig Stüke kann Herr Z. ja riskiren; allein zu Austern gehört Champagner; — — was thut es auch? man lebt ja nicht alle Tage so, höchstens die Woche fünfmal; — also Champagner her! „Sie sollen leben, Herr Z.!“ — ruft der Herr Nachbar, und Z. stoßt an und denkt dabei: „Es wäre Alles gut, aber der Zollverein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ — Lange nach Mitternacht taumelt Herr Z. nach Hause, legt sich schlafen, erwacht um ein Paar Stunden später als sonst, (also 2 Stunden vor dem Mittagsessen) — da wünscht ihm die Frau Gemahlin einen guten Morgen, und überrreicht ihm ein Schreiben. Herr Z. reibt sich die Augen, erbricht das Schreiben, es ist — — eine gerichtliche Signatur, in welcher Herr Z. den Auftrag findet, binnen 24 Stunden die rükständigen Zinsen bei Vermeidung der Auspfändung zu bezahlen. — — „Siehst du, Frau; der Zollverein ruinirt mein ganzes Gewerbe!“ — — „Ach ja, der Zollverein!“ seufzt die Frau; und meine Leser sehen nun deutlich, wie der Zollverein das Gewerbe so manchen Geschäftsmannes ruinirt! — —

(Bayerische Dorf-Zeitung.)

Buttermühle.

Hat der geneigte Leser schon Etwas von einer Buttermühle gehört? Ein Herr Holst zu Coldingen hat eine solche errichtet, auf welcher mit zwei Mägden binnen einer Viertelstunde 60 Pfund Butter fertig gemacht werden. Früher hatte er schon eine, bei welcher aber 6 Menschen nöthig waren, um dieselbe Menge in zwei Stunden fertig zu machen. Er erbietet sich, wenn er den dazu erforderlichen Ram erhält, mit seiner Maschine in 24 Stunden 1000 Pfund gute Butter zu verfertigen. Die Mühle selbst liegt auf dem Boden über der Hausflur, und besteht aus einem Schwungrade und zwei kleinen Rädern. Unter derselben auf der Hausflur steht das Butterfaß, und die sogenannte Rausche wird von oben herab durch eine Stange in Bewegung gesezt. Dieser Bewegung kann man nach Belieben mehrere oder mindere Geschwindigkeit geben; aber stets bleibt sie gleichförmig.

Diese Anlage gewährt verschiedene Vortheile: 1) nimmt sie nur den kleinen Raum von 11 Fuß Länge und fünf 5 Breite ein, 2) erspart er dabei, gegen seine frühere Vorrichtung, 4 Menschen, und 3) wird die Butter durch gleichförmige Bewegung der Rausche besser und auch geschwinder fertig.

Mittel, den Mastkühen die Milch zu nehmen.

Es weiß Jeder, daß die magern Kühe mehr Milch geben, als die fetten. Natürlich ist es

auch umgekehrt so, daß sie nicht fett werden wollen, so lange sie viele Milch geben. Das hat Einen geärgert, der seine Kuh mästen und schlachten wollte; da hat er ihr das Euter täglich 4 bis 6mal mit Branntwein gewaschen, und hat ihr etwas weniger zu saufen gegeben. — Darauf ist die Milch ausgeblieben, und die Kuh ist fett geworden.

Dieses Fettmachen ist allerdings nüzlich, wenn sich die Milch nicht mehr rentirt, die Kuh also zum Schlachten verkauft werden muß.

Pferde-Palast.

Es sind die Ställe des Wentwoothouse in England. Sie bilden die 3 Seiten eines Vierekts, das einen großen Hof umschließt, und zeichnen sich eben so sehr durch ihre Schönheit als Reinlichkeit aus. Die Pferdeständе sind sämmtlich mit steinernen hie und da durchbohrten Platten versehen, wodurch jede Unreinigkeit abfließen kann. Ueber den Ständen der vornehmsten Renner u. s. w. befinden sich ihre Namen, Stammbäume ꝛc. in zierlichen Inschriften angebracht. Vor den schönsten Stuten sind Spiegel befindlich. Man bezwekt dadurch eine ähnliche Nachkommenschaft. Die Luft wird durch Ventilatoren geläutert. Man verspürt nicht den mindesten unangenehmen Geruch. Den vierten Flügel des Ganzen nimmt die Reitbahn ein ꝛc.

Das Ganze verdient Nachahmung, wenigst in Ansehung der Reinlichkeit. Auch möchte es der Versuche lohnen, ob die Spiegel wohl die bemerkte Wirkung haben.

Benüzung des Kartoffelkrauts.

In einigen Gegenden Oesterreichs salzen die Landleute das Kartoffelkraut ein, und erhalten dadurch ein vortreffliches Viehfutter, von dem ein Theil so viel nährt, als 2 Theile Heu. Durch das Einsalzen und die dabei Statt findende Gährung verliert sich der unangenehme narkotische Kartoffelgeschmak, und die Blätter erhalten den Geschmak der sauren Gurken. Das Einsalzen geschieht wie bei Sauerkraut. Die starken Stengel werden weggelassen, und die Blätter beim Einsalzen etwas zerkleinert.

Da in Bayern diese Blätter von so ungeheuren Kartoffelbau-Streken nur bisher verfaulen, so wäre dieses eine sehr wichtige Entdekung, und schneller allseitiger Versuche werth.

Das medizinische Collegium zu Stockholm hat nun entdekt, daß Kartoffelblätter, gehörig getroknet, einen Rauchtabak geben, der in Rüksicht auf Geruch und Geschmak den gewöhnlichen weit übertrifft, und der König hat, allein in dieser Rüksicht, den Beamten in den Provinzen befohlen, den Kartoffelbau auf alle mögliche Art zu befördern. – Die dänischen Zeitungen empfehlen dieses Surrogat auch für die dänischen Staaten, da der Gebrauch des Tabaks daselbst immer allgemeiner wird.

Endlich führen wir auch noch mit gebührendem Lobe das nüzliche Bestreben des gräflich Giechischen Hofgärtners Ulrich zu Thurnau an, „der sich schon mehrere Jahre mit Tabakfabrikation aus Kartoffel- und Bohnen-Blättern beschäftigt, welcher, seinen Geschmak abgerechnet, der im Handel begriffenen geringen Sorte nicht nachstehen, sondern vielmehr noch vorzüglicher seyn soll,“ und schließen mit dem Wunsche, daß wir von da und andern Bezirken her noch recht oft Gelegenheit haben, unbekanntes Verdienst ans Licht zu bringen und durch Bekanntmachung Ehre zu erweisen, wem Ehre gebührt.

Tafelbier aus Zuker.

Man vermischt vier Pfund braunen Rohzuker mit dreißig Quart Wasser, wirft sechs Loth Hopfen hinein, läßt das Ganze eine halbe Stunde kochen, und stellt es auf die gewöhnliche Art zur Gährung. Man muß es acht bis zehn Tage alt werden lassen, bevor man es anzapft, wo es dann während des Verbrauches eine Zeit lang täglich besser wird.

Wichtige Neuigkeit für die Runkelrüben-Zukerfabrikation.

Es bestätigt sich von mehreren Seiten, daß bei Valenciennes wirklich die wichtige Entdekung gemacht wurde, die ganze Masse des Runkelrübensaftes in krystallisirten Zuker zu verwandeln, ohne daß dabei Melasse übrig bliebe, die überhaupt nichts ist, als eine Zersezung des Zukersaftes.

Abschied vom alten Jahre und Einladung auf das neue Jahr.

Vollendet ist das Jahr; in seiner Schöne
Steht es, ein Bild voll hoher Reize da,
Daß noch sein lezter Blik mit Segen kröne,
Was lieblich in dem Ganzen Lauf geschah,
Noch wenig kurz verhallte Glokentöne,
Und sein Entschwinden ist auf Ewig nah.
Jezt ist der Schleier ganz zurükgeschlagen,
Den Abschiedsgruß heiß liebend Euch zu sagen.

Vergißmeinnicht durchwebet seine Falten,
Und an der Brust der reizenden Gestalt
Seht ihr den Gürtel auch davon gehalten;
Es naht Erinnerung mit milder Allgewalt,
Verknüpft das neue schwesterlich dem Alten,
Gebietet selbst den flücht'gen Monden Halt,
Und führt vor's Seelenauge alle Stunden,
Die sich zum Kranz des frohen Jahrs gewunden.

So reizend wie es hier in seiner Fülle,
Holdlächelnd, milden Ernstes vor Euch steht,
So bleib es stets; kein trüber Schleier hülle
Den Rosenschmuk von seinem Blumenbeet.
Der Sonne Scheidestrahl in Abendstille,
Wenn nun der lezte Tag zur Ruhe geht,
Ergänze noch auf Dank und reine Wonne,
Begrüßend eines neuen Jahres Sonne.

Noch sind verhüllt von diesem die Minuten,
Nur langsam hebt der Schleier sich empor,
Doch Hoffnung ist das Erbtheil aller Guten,
Der Sonne schloß sich nie des Ostens Thor.
Die Tage schwinden und die Zeiten fluthen,
Doch immer keimt die Blume neu hervor,
Und was dem Herzen treu und fest gegeben,
Es wird in jedem Jahre mit ihm leben.

Ein neues Jahr klopft an dem Sylvester-Thor. Noch wenige Stunden, und der Reisewagen des Lebens wird neu umgepakt. Vorwärts dann durch neue Landschaften auf bequemen Wegen mit einer fröhlichen Gesellschaft, die uns angenehm und nüzlich unterhalten wird. Siz ein, lieber Leser, und kutschire wieder ein Jahr mit uns in die Welt!

Das Leben ist ein Reisewagen, —
Die Räder sind der Jahre Lauf,
Vernunft, der Kutscher, hält die Rosse
Der Leidenschaften lenkend auf.

Die schweren Koffer sind die Güter,
Die ungewiß das Glük uns gab;
Allein es schneidet leicht ein Räuber
Die süße Last des Wagens ab.

Das nette Fensterchen am Rüksiz
Ist der Erinn'rung Zauberkraft,
Die uns die fernen blauen Flächen
Zu stillen Paradisen schafft.

Neugierig hoffend seh'n wir vorwärts,
Und glauben dieß und das zu schau'n;
Allein der vielgereis'te Kutscher
Lehrt uns, dem Scheine nicht zu trau'n.

Schnell rauscht der Baum an uns vorüber,
Der Stein am Wege scheint zu flieh'n;
So flieht das Jezt, indeß nur langsam,
Vergangenheit und Zukunft zieh'n.

Gar zögernd wälzt bei schlechtem Wege,
Und mühsam sich der Wagen fort;
So glauben wir, wenn Leiden drüken,
Die Zeit gebannt an einen Ort.

Ein Wagen schlicht, doch weichgepolstert,
Verschafft fürwahr, Bequemlichkeit;
So ist ein ruhig Leben besser,
Als flittergold'ne Herrlichkeit.

Und ach! mit welcher Wunderstärke
Durchhaucht die Reisenden Gesang,
Ja, der Gesang ist Himmelsgabe
Auf Reisen und im Lebensdrang! —

Der Wagen hält, wir sind am Ziele —
Und zeigen nun am Friedensthor
Den Paß, den uns der Herr ertheilte,
Ein unbeflekt Gewissen vor.

Heil Dem, der sich den Paß bewahrte!
Der springt zum Wagen froh hinaus.
Es naht der Tod, er grüßt ihn freundlich
Und führt ihn in sein stilles Haus. —

In Commission bei Fr. Pustet in Regensburg. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postämter an.
Der ganzjährliche Preis ist in ganz Deutschland 2 fl. 24 kr. ohne, und 2 fl. 44 kr. R. W. mit Couvert — portofrei.
Redakteur: J. E. Fürst.



Register

zur

neuen Bürger- und Bauern-Zeitung.

Zweiter Jahrgang 1835.

A.

B.

C.

D.

E.

Frauendorf.

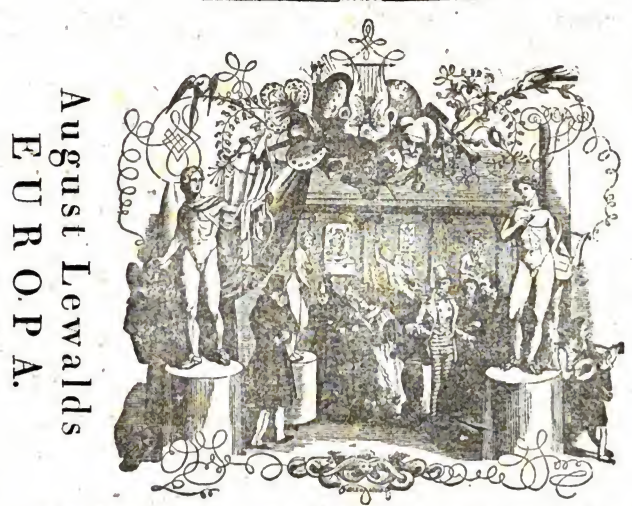
In der Buchdrukerei der praktischen Gartenbau-Gesellschaft.

Beilage zur neuen Bürger= und Bauern=Zeitung.

Jahrgang 1835.

August Lewalds

EUROPA.



In wochentlichen Lieferungen mit vielen artistischen Beilagen.

In allen Buchhandlungen ist nun vollständig zu haben das im Verlage der Unterzeichneten erscheinende Werk:

Europa.

Chronik der gebildeten Welt.

In Verbindung mit mehren Gelehrten und Künstlern herausgegeben

von

August Lewald.

ERSTER BAND.

39 Bogen stark, größtes Oktov=Format, prachtvolles Papier. Geziert mit drei und dreißig artistischen Beilagen, bestehend aus historischen Szenen, Porträts, Modebildern, Musikstüken u. s. w. u. s. w.

Subskriptionspreis für diesen vollständigen ersten Band

3 fl. 54 kr. rhein. oder 2 Thlr. 17 ggr. sächs.

(Er erschien von Anfang Juli bis Ende September 1835 in 13 wochentlichen Lieferungen zu 18 kr. rhein. oder 5 gr. sächs.)

Der große Beifall, den dieses Werk vom Augenblike seines Erscheinens an gefunden, ist wohl der sicherste Beweis seines innern Werthes. Die Reichhaltigkeit seines Inhaltes wetteifert mit den mannigfaltigsten artistischen Beilagen, und Beide liefern vereinigt die lebendigste Uebersicht der socialen Zustände aller europäischen Hauptstädte. Zugleich wird den Lesern das Vorzüglichste ausländischer und einheimischer Literatur in pikanten Auszügen geboten, und auch der ernstern Wissenschaft, der Tagesgeschichte, den Erfindungen im Gebiete der Industrie der gehörige Raum gewidmet. Nur durch große Opfer, welche die Verlagshandlung brachte, war es möglich, die Quellen anzuschaffen, woraus schon jezt eine so reiche Ausbeute geschöpft werden konnte. Eben so wurde im Bereiche der artistischen Beilagen nichts versäumt, Alles herbeizuziehen, was in diesem Augenblike das allgemeinste Interesse anzuregen im Stande ist. Hier war nicht von alten übertragenen Abbildungen die Rede, sondern Alles ist neu und mit Rüksicht auf die Zeit angefertiget worden; daher ist bei der großen Schnelligkeit und der Stärke der Auflage die Ausführung anfänglich nicht immer den Wünschen nach ausgefallen. Wer jedoch die Schwierigkeit eines so großartigen Unternehmens berüksichtigt, wird nicht zu streng urtheilen, und der Versicherung Glauben beimessen, daß nunmehr alle Vorkehrungen getroffen sind, auch hierin nur das Ausgezeichnetste zu liefern. Was die Kompositionen betrifft, so ist es gelungen, hierin eine höchst günstige Auswahl zu treffen und nur das Vorzügliche zu bringen. Ein Blik auf das Inhaltsverzeichniß wird leicht darthun, daß hier keineswegs zu viel gesagt wurde.

Deutschland, Frankreich, England, Spanien, Italien, Holland, Rußland, Schweden, die Türkei, sind die Ueberschriften unserer größern Tableaux; mit den Rubriken: Kleine Zeitung, Literarische Uebersichten, Kunst, Musik, Theater, Industrie, Aus der Gesellschaft, Gesundheits-Pflege, Oekonomisches, Anekdoten, Biographisches u. s. w. ist das reichhaltige Feuilleton versehen, um das Gemälde der gebildeten Welt zu vollenden.

Wir sind durch feste Zusagen ausgezeichneter Mitarbeiter in den Stand gesezt, von nun an: pikante Genrebilder und pittoreske Schilderungen gesellschaftlicher Zustände aus Berlin, Wien, Hamburg, Frankfurt, München, Dresden, Leipzig ꝛc. zu geben. Auch werden wir im zweiten und dritten Bande zehn herrliche Stahlstiche von wahrem Kunstwerthe den Lesern liefern, abgesehen von den bisherigen zeitgemäßen Lithographieen, die immer nach Maßgabe der Ereignisse bald in größerer, bald in geringerer Anzahl beigegeben werden sollen. Auf die Kolorirung der Modebilder wird ebenfalls möglichste Sorgfalt verwendet werden. Die lezte Lieferung eines jeden Bandes wird stets eine „chronologische Uebersicht der Zeitereignisse während der drei lezten Monate" enthalten; „eine solche ist demnach bereits dem Schluße des gegenwärtigen ersten Bandes beigegeben, aus der Feder eines geistreichen, allen Lesern unserer „Europa" gewiß wohlbekannten Publicisten. Wir haben derselben eine hübsche illuminirte Karte von Spanien (von Herrn Professor Vollrath Hoffmann gezeichnet) und das höchst charakteristische Bildniß Zumala-Carreguy's beigefügt.

Die verehrlichen Subskribenten ersehen hieraus, daß die Verlagshandlung in jeder Hinsicht mehr leisten wird, als Anfangs von ihr versprochen wurde. Als Beweis hiezu diene noch das mit Beginn des zweiten Bandes erscheinende besondere Beiblatt, unter dem Titel:



Telegraph von Deutschland.

Jeder Lieferung der Europa wird der „Telegraph von Deutschland" unentgeltlich beigegeben, denn der Preis für jede Lieferung bleibt der bisherige: 18 kr. rhein. oder 5 gr. sächs. — Der Zwek dieses Beiblattes ist: eine möglichst vollständige Uebersicht aller minder wichtigen Ereignisse zu geben, die für viele Leser Interesse haben, und doch in der „Europa" selbst keinen Plaz finden können. Mannigfaltige artige Holzschnitte, die stets den „Telegraphen" schmüken, werden gewiß die allgemeinste Anerkennung finden.

Nachstehend folgt ein gedrängter Auszug aus dem Inhaltsverzeichnisse des ersten Bandes:

Feuilleton.

Die artistischen Beilagen.

Bern. — Durch Liebe zur Höhe! — Fieschi, genannt Gérard. — Das goldene Kreuz. — Grindelwald. — Das Haus Nro. 50 des Boulevard du Temple und die Höllenmaschine. — Kemble. — Königliche Gallerie in New-Castle. — La Roncière. — Meyerbeer. — Mortier. — Mlle. de Morel. — Charles Nodier. — O'Neil. — Schlafgemach der Maria Stuart. — Karte von Spanien. — Ungarische Magnaten. — Vater Goriot. — Der Waisenknabe. — West-Bow-Strasse in Edimburg. — Wettkampf zweier Bulldoggen. — Zumala-Carreguy.

7 Modebilder.

Musikbeilagen: Abschied von Italien. — Der Bettelknabe. — Kuhreih'n. — Morgenlied. — Nella. — Die Verlassene. — Vier Jahreszeiten.

Der Anfang des zweiten Bandes wird unter Anderm enthalten:

Zumala-Carreguy in Navarra, spanisches Genrebild. — Aus den Memoiren eines Reisenden vor hundert Jahren. — Eine Novelle von Lewald. — Herbstfeste in Vevay. — Das Oktoberfest in München. — Winterszenen vom Gotthard u. s. w.

Artistische Beilagen: Situations-Karte von Kalisch; — das englische Oberhaus und das Haus der Gemeinen; — Porträt von Lamartin, in Stahlstich; — die Heimkehr von der See, gleichfalls Stahlstich; — Porträt von de la Mennais; — berühmte Schauspieler in ihren bedeutendsten Rollen (colorirt) u. s. w. — Romanze von Lenz in München; — Nizza von Rossini u. A.

Wir wiederholen es, dass jede mit elegantem Umschlage versehene Wochen-Lieferung unserer „Europa" im Subscriptionspreise nur 18 kr. oder 5 ggr. kostet; dass 13 solcher Lieferungen einen grossen Band bilden, und dass alle Buchhandlungen Deutschlands, Oestreichs, der Schweiz, Niederlande, Russlands, Polens und Schwedens, namentlich aber auch alle Postämter der europäischen Staaten das Werk liefern. — Man macht sich stets zur Abnahme nur eines einzigen Bandes, welcher ganz für sich besteht, verbindlich.

J. Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart.

Absaz: 30,000 Exemplare.

Neue Auflage von Hugo's Geschichte des Kaisers Napoleon

besorgt von

Heinrich Elsner.

In 5 Lieferungen à 24 kr. rhein., oder 6 ggr. sächs., oder $7\frac{1}{2}$ sgr. preuß.

Ungewöhnlich billiger Preis, höchste Eleganz, ein Bilderwerk!

Sein Glük, der Ruf, die hätten ihn gehoben?
Nein! seiner Thatkraft dankt' er jeden Sieg,
Die vom Erfolge rastlos fortgeschoben
Von einem Gipfel zu dem andern stieg!
Schon nicht zu siegen, galt ihm eine Schande,
Rasch, ungebändigt riß die Hoffnung ihn
Riß seinen Arm der Zorn von Land zu Lande
Mit jenem Schwert, das nimmer schonte, hin.
Des Himmels Gunst faßt' er mit beiden Händen,
Kein Glüksfall, den er nicht erschöpfte ganz,
Zum Höchsten strebend, wußt' er rasch zu enden
Mit kühner That den Troz des Widerstands,
Wenn Alles nicht, schien gar nichts ihm geschehen;
Durch Trümmer freudig brach er sich die Bahn.
Nachstarrt der Völker Auge seinem Gehen;
Er kommt und trifft, Ein Schlag hat es gethan.

In Verbindung mit mehreren Gelehrten Frankreichs und Deutschlands und nach authentischen Quellen bearbeitet von Heinrich Elsner erscheint in unserem Verlage die Lebensbeschreibung des großen Mannes und es ist bereits die erste, 8 Bogen starke, Lieferung an alle solide Buchhandlungen versandt von

Geschichte des Kaisers Napoleon.

Nach
Diktaten und eigenhändigen Notizen des Kaisers, so wie nach den Schriften, Memoiren, Berichten militärischen Werken ꝛc.
von
Las-Cases, Bertrand, Montholon, Gourgaud, Antomarchi, Lavalette, Rapp, Savary, Meneval, Fain, Bourienne, Thibaudeau, Real, Bignon, Fleury de Chaboulon; der Marschälle Berthier, Soult, Macdonald, Dawoust, Goudion-Saint-Cyr, Suchet, Grouchy; der Generale Mathieu-Dumas, Jomini, Pelet, Belliard, Reinier, Miot, Chambray, Segur, Marbot ꝛc.

Bearbeitet von
A. Hugo.

Zweite durchaus umgearbeitete Auflage der A. Schäfer'schen Uebersezung.

In 5 Lieferungen à 24 kr. rhein., oder 6 ggr. sächs., oder 7½ sgr. preuß. (Subskriptionspreis, der Ladenpreis wird erhöht), gr. 8., schönstes Velinpapier, elegant broschirt, mit dem Bildniß Napoleons in ganzer Figur, von A. Pinhas in Stahl gestochen, und mit 30 Holzschnitten geziert, von F. Reuer geschnitten, und (wie beim Pfennig-Magazin) in den Text mit eingedrukt. 40 kleine, in Kupfer ausgeführte Figuren stellen den Kaiser in den verschiedenen Epochen seines Lebens dar.

Binnen kaum sieben Monaten wurde die erste, 20,000 Exemplar starke Auflage der Hugo'schen Geschichte Napoleons gänzlich vergriffen, und fortwährend noch eingehende Bestellungen, welche bis zur Stunde die Zahl von circa 7000 Exemplar erreichen, veranlaßten uns, eine zweite, 10,000 Exemplar starke Auflage besorgen zu lassen. — Es sind zu unserem Bedauern viele Käufer der früheren Auflage nicht nur hinsichtlich des Inhalts, sondern auch in Betreff der Ausstattung nicht völlig zufrieden gestellt worden, weßhalb es unsere eifrigste Sorge war, nun dem ersten Mangel durch eine höchst unparteiische, in jeder Beziehung gelungene, gänzliche Umarbeitung von einem deutschen Gelehrten, dem zweiten aber durch Sorgfalt in der Behandlung der Bilder, schönstes Papier ꝛc. so abzuhelfen, daß jeder Subskribent, der sich dieses Werk überall vorher zur Einsicht verschaffen kann, die ungewöhnliche Billigkeit desselben nur dann wird begreifen können, wenn er sie mit dem ungewöhnlich starken Absaze vergleicht.

J. Scheible's Buchhandlung in Stuttgart.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

List über List, oder so fängt man Wölfe, Füchse, Marder, Wiesel- und Mäusearten, Maulwürfe, Hamster, Fischottern und andere schädliche Säugethiere, Vögel, Fische und Reptilien leicht und zu großer Belustigung. Namentlich für Jäger, Oekonomen und Gartenbesizer, als Resultate seiner langen bewährten Erfahrung bekannt gemacht von Verardi. Mit 5 lith. Tafeln. 2te sehr vermehrte Aufl. . . . 1 fl. 21 kr.

Schon vor der ersten Auflage sagte ein Rezensent in der berliner Literatur-Zeitung: „Diese Uebersezung ist noch viel besser, als das französische Original und als selbst der Titel entspricht. Es enthält eine reiche Auswahl der verschiedenartigsten Fangmethoden. Es hat, wenn ihn nicht sein Feuergewehr des Fangens überhebt, eben so viel Werth für den Jäger, als für den Oekonom und Gärtner." Ein anderer Rezensent in den landwirthschaftl. Berichten 9. Heft sagt: „Ehe man oft mehrere Thaler an Mäusefänger und sogenannte Kammerjäger wegwirft, thut man besser, sich diese Schrift anzuschaffen, welche über die Vertilgung dieser schädlichen, oft allerdings sehr listigen Thiere die sicherste Belehrung gibt."

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ch. L. Morand (königl. franz. pens. Fischerei-Inspekter zu St. Pierre und Miquelon), Fisch- und Krebsfangsgeheimnisse, oder die leichteste und ergiebigste Fischerei mit Angeln und Reusen. Frei ins Deutsche übertragen, durch Resultate eigener, vieljähriger Erfahrungen vermehrt u. unter Gewährleistung für die angegebenen Hilfsmittel verbürgt und garantirt von J. K. v. Train. 8. . . . 1 fl. 12 kr.

Der Hr. Herausgeber leistete für den Erfolg seiner hier mitgetheilten Geheimnisse Garantie, da er nicht ein Mittel niedergeschrieben hat, dessen Unfehlbarkeit er nicht genügend erprobte. Obschon seine Schrift mehr für Freunde des Fischfangs, als für wirkliche Fischer bestimmt ist, so wird doch mancher alte Fischer, den der lächerliche Dünkel beherrscht, nichts Neues von Andern lernen zu können, wenn sich dieß Büchlein bis zu ihm verirren sollte, zu seiner Beschämung finden, daß die hier angegebenen Köder einen, von ihm nie für möglich gehaltenen Erfolg haben. Nie wird ein Freund der Fischerei, dem die hier angegebenen Hilfsmittel noch unbekannt sind, sich einer so reichen Beute zu erfreuen haben, als sie ihm durch sie niemals fehlen kann.



